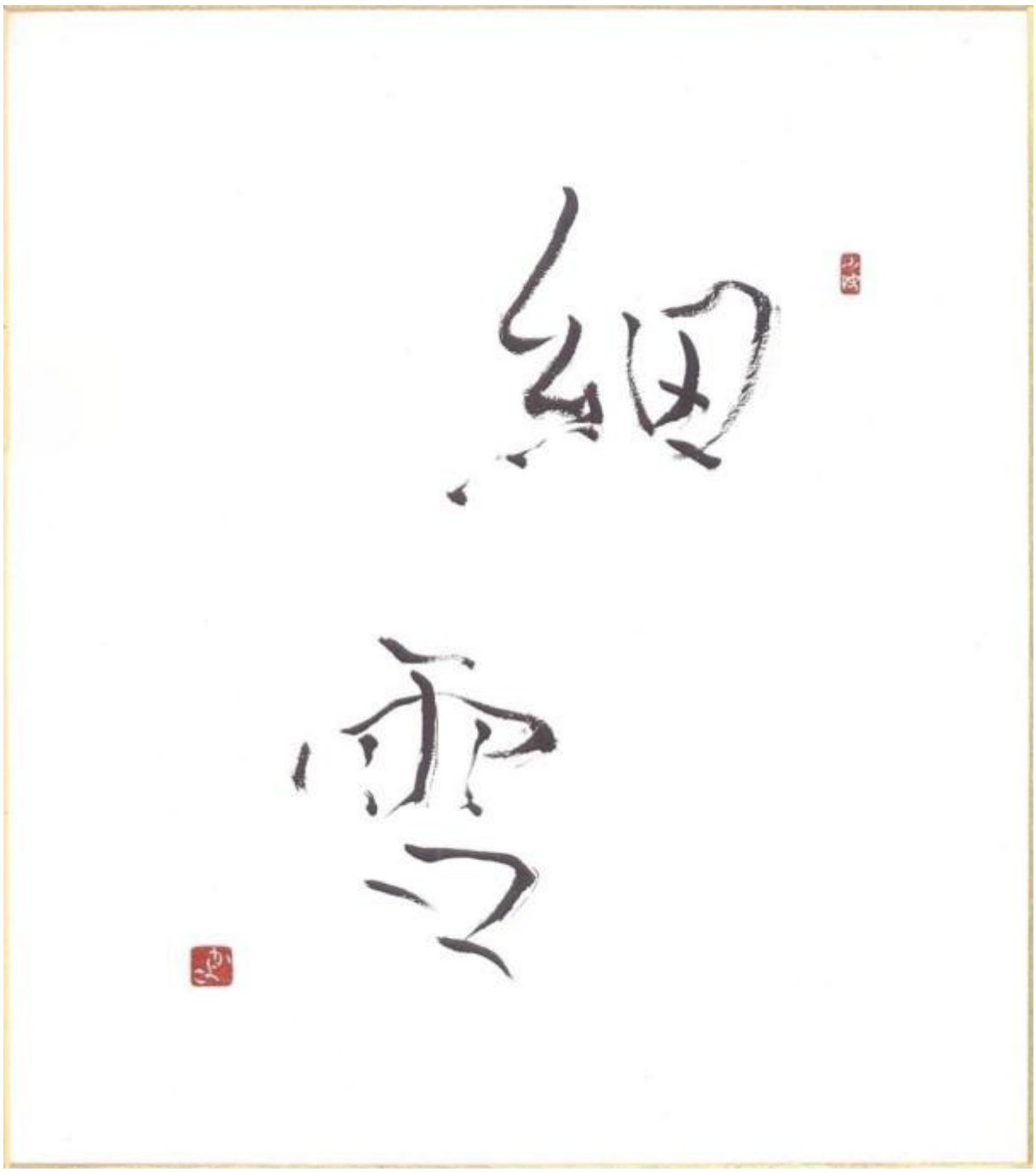


SASAME YUKI (etwa: rieselnder Schnee, Titel eines bekannten Romans von Tanizaki, in dem der Niedergang einer angesehenen alten Kaufmannsfamilie aus Ôsaka dargestellt wird; die Handlung spielt vor allem im Umkreis der Stadt Ashiya, zwischen Ôsaka und Kôbe.).

Wolfi lernt laufen, mit Mutter nahe Haus in Okamoto, Mai 1936

Botchan mit Amahsan am Strand von Ashiya.

Rudolf Wolfgang Müller

Amphibisches Leben: Aufwachsen in zwei Welten

Als deutsches Kind in Kobe, Japan, 1934-1947: Erinnerungen und Reflexionen

OAG Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Tôkyô (2009)

© 2009 Rudolf Wolfgang Müller, Freiburg/Germany, inclus. private Dokumente, Fotos

... kokoku Doitsu ni kaette kuru no da ga, kokoku to itte mo, Kôbe umare, Kôbe sodachi no kodomo ni totte wa, sochira no hô ga ikoku datta.

... ins Heimatland Deutschland heimkehrend, ins sogenannte Heimatland, denn in Kôbe geboren, in Kôbe aufgewachsen, war für diese Kinder jenes Land ein Fremdland.

ODA Makoto, Berurin nichiroku
(Berliner Tagebuch) 1987

... die Amah-san, unsere Sadako, meine Sada-san. ... Für mich war sie immer da, und wenn ich Kummer hatte, tröstete sie mich, nicht meine Mutter, die wohl mit der ständig wachsenden Kinderschar zu beschäftigt war. Es ging so weit, dass ich fest glaubte, Sada-san sei meine wahre Mutter. Bei ihr hieß ich Mariko. Wenn ich Fotos sah, auf denen ich als Baby im Arm meiner Mutter lag, dachte ich nur: „Diese blöden Erwachsenen wollen mir weismachen, das sei meine Mutter, aber ich weiß doch genau, dass ich Sada-sans Kind bin!“ Und das ging so weiter bis zu meinem 11. Lebensjahr, bis zu jenem Abend im Frühjahr 1948, als ich auf dem Sannomiya-Bahnhof in Kobe Abschied von ihr nehmen musste.

Claudia FREI-AGAD, Ms. 2007
(Vgl. Anhang)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7

Einleitung 11

I Elementare Orientierungen und Prägungen

1. Atmosphäre: Geruch und Geschmack 15
2. Atmosphäre: Sonne, Schatten, Meer 16
3. Atmosphäre: Ocker 21
4. Bahnmelodie und technische Rationalität 22
5. Die Erinnerungen des Leibes 31
6. Frühe ästhetische Orientierungen 40

II Amphibische Kindheit

1. Botchan. Das Söhnchen 45
2. Amphibische Existenz: zwei Welten ... 47
3. Amphibische Existenz: ... und zwei Sprachen 56
4. Der Großvater – Alter, Ehrerbietung 62
5. Zwei Sprachen, mehrere Sprachen, und Welten 65

III In der Fremde

Deutschland, ein Winterland 70

IV Kindheit und Schule

1. Die „*Deutsche Schule Kobe*“: im Kindergarten (1940-41) 82
2. Die „*Deutsche Schule Kobe*“: in der Kobe-Schule (1941-44) 87
3. Die „*Deutsche Schule Kobe*“: Politische Erziehung 94
4. Die liebste Lehrerin: *Annemarie Theobald* geb. *Ciré* 98
5. Die „*Deutsche Schule Kobe*“: Teilschule *Shioya* (1944-47) 101
6. Freundschaft seit dem Kindergarten: *Jörgen Riessen* 107

V Zuhause, in Kobe

1. Die Heimatstadt 118
2. Die ausgegrenzten Deutschen: die Juden 129
3. Der Vater und sein *Office* in *Ôsaka* 135
4. Das kleine Japan um unser Haus 143
5. Das Kôbe-Haus: *uchi* – ‚wir in unserem Haus‘ 152
6. Das Kôbe-Haus: von innen 158
7. Ums Kôbe-Haus: Spiele, Unternehmungen, Klandestines 163
8. Stätten mit Aura: *Mitchan*, die Schreine 170
9. Aura und Aufklärung: *Herr Bohner* 178

VI Die Sommerhäuser – Ordnung von Zeit und Ort

1. Einleitendes 185
2. In den Japan. Alpen: *Nojiri* und *Karuizawa*: 1942, 1943 188
3. Auf den Bergen über *Kôbe*: der *Rokkô*: 1940, 1941, 1944 193
4. Am Meer nahe *Kôbe*: *Shioya*: 1945 198

VII Im Krieg

1. 1942: *Kaji! Kaji!* Ein Haus brennt! 203
2. 1942: *Shônan*: der Blick auf die See im Süden 205
3. 1941-1945: Ruinen des Friedens 207
4. 1943 ff.: „Hilfskreuzer *Michel*“ und die Seeleute 212
5. 1945: Tage und Nächte des Krieges: der Bombenkrieg 218
6. 1945: Bombenkrieg: Hintergründe, und andere Aspekte 223
7. 1945: Tage und Nächte des Krieges: das Leben geht weiter 227
8. 1945: August: Die Atombomben – Fehlanzeige 232

VIII Nachkrieg

1. *Denwa wo kakeru*: das erste Telefongespräch 235
2. Erwerbssinn und Wohlhabenheit – im Hungerland 238
3. *Maiko*: das prächtigste aller Häuser 245

IX Abschiede

1. 1947, 15. Februar: „Der *Fuji*! Der *Fuji*!“ 254
2. Die Aluminiumschüssel: Geschenk des Friseurs 260
3. Reis und Tee: Geschenk des Bauern 262

X Epilog 267

Hinweise zur Aussprache japanischer Wörter 273

Literatur, Manuskripte, Nachschlagewerke 274

A. Zum Umkreis des Lebens in Kôbe **274** B. Sonstige Literatur **277**
C. Manuskripte, Dokumente, Nachschlagewerke **284**

***Anhang*: Die Zeit des Krieges (aus Briefen, Manuskripten, Büchern)** 286

Material oft jenseits meiner eigenen Erinnerungen, mir meist erst viel später zugänglich geworden: Kriegsereignisse und. Verfolgungsmaßnahamen aus der Sicht von unmittelbar Betroffenen oder Zeugen. Über die Wirkung von Luftangriffen: aus zwei Briefen von *Ernst Fraenkel*, Tokyo u. Nagasaki Jan.1946 (286); aus dem Buch von *KAGA Otohiko*, Die Hand des Riesen (dt. 1976) (287); von *KÔZÔ Oyama* (300). – *Kapitän Vermehren*, Bericht über die Versenkung des Hilfskreuzers „Michel“ (Okt. 1943) und das Schicksal von Überlebenden (301); *Wilhelm Osterfeld*, Lage der Soldaten der deutschen Kriegsmarine in *Kobe* 1945-47 (308). – Aus einem Brief von *Herbert Willweber*: Verhaftung und Gefängnisaufenthalt in *Kobe* und *Sakai* 1943-45 (314). Letzte Ansprache des Ortsgruppenleiters der NSDAP Kobe, *Max Bräuer*, Mai 1945 (316). – Erinnerung von *Claudia Frey-Agad* an ihre Amahsan *Sadako* in *Kobe* 1937-47 (321).
Tondokumente: Kimigayo; *AWADANI, Wakare no burûsu; Lilli Marleen*, Kaserne … .

Umgebung von Kôbe, Ôsaka (Karte, Schwind 1940) 323

Vorwort

Nella rimembranza ritrovi te stesso, la tua identità ... Trovi gli anni perduti da tempo, i giochi di quando eri ragazzo, i volti, la voce, i gesti dei tuoi compagni di scuola, i luoghi, soprattutto quelli dell'infanzia, i piú lontani nel tempo ma piú nitidi della memoria.
Norberto Bobbio, De senectute, 1996, 26

... denn wir sind von gestern her und wissen nichts: unser leben ist ein schatten auf erden.
Hiob 8,9 (Übers. M. Luther, Basel 1772)

Out, out, brief candle!
Life's but a walking shadow, a poor player
That struts and frets his hour upon the stage,
And then is heard no more; it is a tale
Told by an idiot, full of sound and fury,
Signifying nothing.
Shakespeare, Macbeth, V. Akt, 5. Szene

... pontiôn te kûmatôn / anêrithmon gelasma
Aeschylus, Prometheus vinctus, 89 f.

... tu calentem / debitâ sparges lacrimâ favillam / vatis amici.
Horaz, carmina II, 6

Wenn ich zurückblicke, mit über 70 Jahren, auf meine ersten zwölf Lebensjahre, auf meine Kindheit in Japan: war es der Anfang eines Lebenswegs, einer Entwicklung? Ist gar eine Karriere daraus geworden? Hatte ich ein Ziel? Eine Lebensplanung? Damals, oder auch später? Oder habe ich einfach Glück gehabt, in schwierigen und in leichten Zeiten? und an wechselnden Orten? Gab mir mal dieser einen Tip, oder eine Unterstützung, mal jene eine Orientierung, eine Hilfe? Wobei ich doch allerhand Planken und Stützen nicht loslassen musste? Eltern, Verwandte, nicht zuletzt meine *Ámahsan*[1], meine Kinderfrau. War es insgesamt nicht eher ein Herumirren und Suchen, als eine Entwicklung, oder ein Lebenslauf? Suchen, Abbrechen, wieder etwas Neues probieren? Andre Sprachen auch, andre Orte und Welten? Vielleicht auch belastende Erfahrungen mit einer blumigen Decke zudecken? Eher Kontinuität, eher Brüche? Oder Kontinuität in den Brüchen?

[1] *Amahsan*: kein japanisches Wort, in ausländischen Konzessionsgebieten in China entstanden (und z.B. auch in der zeitweiligen deutschen Kolonie *Tsingtau/Qingdao* gebräuchlich), offenbar weil die ersten Dienstboten chinesische Frauen waren. *a-ma* hat die Bedeutung *nurse, serving woman*, und in älteren Sprachstufen *Mutter* (insbes. nach Mathew's Chinese-English Dictionary (compiled for China Inland Mission), Shanghai 1931, S. 1). Ein interessanter Hinweis in einem älteren Wörterbuch: Amah „A wet nurse; used in Madras, Bombay, China and Japan. It is Port[uguese] *ama* (comp[are] German and Swedish *amme*." (Hobson-Jobson, A Glossary of Colloquial Anglo-Indian words and phrases …., 1. Aufl. 1886). In Kôbe habe ich allerdings nie von der Bedeutung *Amme* im engeren Sinn gehört. – *-san* ist die japanische Nachsilbe für die Anrede *Frau* oder *Mann*. Der Sinn im ‚Ausländerjapanisch' in Kobe: Dienstbotin, Kinderfrau. *Amah* wird heute auch von Ausländern kaum noch verwendet; soweit noch Hauspersonal bezahlt werden kann, wird dafür *o-tetsudai-san* gebraucht (*Gehilfin*), wobei *o-* eine in vielen Zusammenhängen übliche Vorsilbe der Höflichkeit ist. (Die Schreibweise *Amah* ist die damals in Kôbe übliche; der Akzent auf dem *A* soll die Betonung andeuten; entsprechend wird *Kôbe* meist so wie damals von den meisten Ausländern *Kobe* geschrieben, d.h. ohne den Tonhöhenakzent).

Irgendeinen Reim möchte man sich aber doch darauf machen, im Zurückblicken am Ende des Leben – einem durchaus privilegierten Tun. Mag es auch ein Chaos gewesen sein, im Rückblick möchte man es doch irgendwie ordnen! Zu einem *curriculum vitae*, zu einem ‚Lebenslauf', oder gar zu einer ‚Lebensgeschichte'; sogar irgendwie einen Sinn darin sehen. Ist der Versuch des Ordnens diese ‚Geschichte'? Freilich: Versuche, Rückblicke – wie oft, wieviele? Wieviele Reime habe ich mir darauf gemacht? Und wie oft habe ich ihn umgeschrieben, diesen ‚Lauf', diese ‚Geschichte' des Lebens?[2]

Aber möchte ich nicht einfach nur erzählen: aus meiner Kindheit vor allem, und wie es damals aussah in meiner Geburtsstadt Kôbe? Oder wie ich das *Damals* heute sehe? Erzählen für die Nachgeborenen, in Deutschland und in Japan? Wenn es sie interessiert ... Erzählen, wie ich jene Zeit damals erlebt habe (genauer, wie ich das alles *jetzt*, *heute* in Erinnerung habe): was ich noch weiß aus jenen Jahren vorm und im 2. Weltkrieg und unmittelbar danach? Erlebt mit den Augen eines deutschen Kindes in begünstigter Lage, und im amphibischen Hin und Her zwischen deutscher und japanischer Umwelt und Sprache. Erlebt, vielmehr: unmittelbar darin gelebt, aber schwerlich begriffen damals; doch vieles intensiv gespürt, geahnt. Und selektiv erinnert, vieles vergessen, auch beiseitegechoben, verschwiegen, manches wieder hervorgeholt, dann geordnet, interpretiert, verändert, zensiert, konstruiert; geschönt wohl vor allem – ‚ach, damals in meiner Kindheit...'. Und manches verschweige ich auch *bewusst*.

Geschrieben habe ich fünf Jahre lang, in jeder Woche einige Stunden, aber auch mit größeren Pausen. Und immer wieder geändert, verbessert (oder verschlechtert?), umgeschrieben, umgeordnet. Nicht in einer *chronologischen* Linie; begrenzt nur durch den Anfang seit der Geburt, und durch die ‚Repatriierung' als Ende: *Kindheit in Japan*. Meist waren es mehr oder weniger kurze Stücke von wenigen Seiten; einige besonders lange gerieten mir auf zehn Seiten. Ich schrieb über das, was mir gerade am lebhaftesten vor Augen stand, vielleicht ein Ereignis von wenigen Minuten, oder was mir besonders bedeutungsvoll schien, was mich schon länger bedrängte; anderes habe ich mir für später aufgehoben. Schließlich habe ich gemeint: jetzt ist es allmählich genug; aber dort und da, fehlt da nicht etwas? Jedenfalls: fünf Jahre schreiben, das ist genug. Doch hatte sich auch allerhand Dringendes dazwischengeschoben, z.B. wieder eine Reise nach Japan und deren Vor- und Nachbereitung[3], und die intensive Lektüre und Beurteilung einer Dissertation[4] über die Frage, inwieweit sich die aus dem Westen von Staats wegen eingeführte abstrakt-lineare Zeitvorstellung in der *individuellen* Lebensorientierung moderner Japanerinnen sowie Japaner eingenistet hat. Und überhaupt kam das Leben dazwischen, mit neuen Problemen, gerade im Alter: Verlangsamung, Vergesslichkeit, Sorgen, Fürsorgen.

Immer wieder habe ich mir überlegt, wie ich die so allmählich entstandenen Stücke anordnen sollte. Etwa: I. chronologisch und nach den Wohnorten in und um Kôbe, oder II. nach reflektierenden Gesichtspunkten (z.B. ‚*Frühe ästhetische Orientierungen*'). Meine grundsätzlichen Zweifel zu Chronologie und ‚Lebenslauf' habe ich anfangs schon angedeutet. Wichtig war mir, die Erinnerungen aus jener Zeit der Kindheit – ob

---

[2] Vgl. kritisch zur modernen Biographie- und Lebenslaufforschung: mein Geleitwort zu *Sonja Gabbani-Hedman: Zeitvorstellungen in Japan ... (2006), S. VII-XV*; unter den dort herangezogenen Autoren vgl. bes. *Bourdieu (frz. 1986): Die biographische Illusion (1990).* (Zu diesem und anderen Titeln vgl. das **Verzeichnis der Literatur** usw. am Schluss.)

[3] Vgl. *Müller, Zwei deutsche Wanderer auf dem Tôkaidô, Japan: 2003*. Zuerst eine englische Fassung; dann eine japanische, von mir durchgesehene Übersetzung von *M. Kondo*; schließlich eine Fassung in deutscher Sprache aufgrund beider Vorfassungen. *Ms. 2004.*

[4] Vgl. die schon erwähnte Untersuchung von *Gabbani-Hedman, 2006*.

nun zuverlässig, oder später kontaminiert, oder ganz imaginiert – von den späteren Erkenntnissen und Reflexionen deutlich zu unterscheiden. So habe ich daher zunächst die Erinnerungen selbst in gerader Schrift, spätere Erkenntnisse und Überlegungen (nach 1947) aber kursiv geschrieben. Aus Einwänden der ersten Leser ist mir deutlich geworden, dass dies den üblichen Lesegewohnheiten allzu sehr entgegenläuft, und so habe ich schließlich darauf verzichtet. Ein Rest dieser ursprünglichen Schreibweise ist noch im gelegentlichen Gebrauch von *Bótchan* (sprich *Bótschan*) anstelle von *ich* erhalten (*Botchan*, ‚Söhnchen', war die japanische Anrede meiner Person im Haus). – Im übrigen komme ich aus ähnlichen Erwägungen immer wieder auf die Zuverlässigkeit meiner Erinnerungen zu sprechen, jeweils anhand von Einzelheiten.

Was nun die Anordnung der einzelnen und oft unabhängig voneinander entstandenen Texte betrifft: schließlich ist eine pragmatische, eine gemischte Form der Anordnung herausgekommen. Zunächst ist das eine antipodische Ordnung (wie ich sie ursprünglich im Wechsel der Schriftart anzudeuten versucht habe). *Am einen Ende* die unmittelbaren, *sinnlichen Eindrücke des Kindes* ... – freilich wie ich mich an sie heute und hier erinnere. *Am andern Pol* die *sachlicheren Berichte*, auch sie oft aus der Kindheitserinnerung; diese aber oft auch ergänzt, berichtigt, kommentiert aus später erworbenen Kenntnissen. Vor allem aber *die Reflexionen*, die heutigen Überlegungen, ohne die ich an jene Lebensepoche nicht zurückdenken kann. Manchmal sind das recht ausgedehnte Kapitel – bis hin zu Einschätzungen der Besonderheit der japanischen Sprache oder den Unterschieden der US-Bombardierung Deutschlands und Japans (besonders im I. Abschnitt, oder etwa am Ende des II. Abschnitts finden sich solche Kapitel). Auf diesem Pol hat auch die Chronologie einen Platz gefunden; in einem gewissen Umfang erschien das unvermeidlich. – Es handelt sich also um *Erinnerungen* ***und*** *Reflexionen*, wie ich es im Untertitel ausdrücke. Wenn man so will: die antipodische Anordnung entspricht der Polarität zwischen Sinnlichkeit und Verstand, wie sie, individuell und kulturell in sehr verschiedenen Formen, vielleicht überhaupt zum Menschsein gehört.

Zum einen Pol, zur Anschaulichkeit und Sinnenfälligkeit der Erinnerung, gehören übrigens auch die *Zitate*, besonders die poetischen: meist habe ich sie in derjenigen Originalsprache gelassen, in der sie mir in Kopf und Seele eingenistet sind, als *gehörte* und *gesprochene* Texte eben. Gerade deswegen wären Übersetzungen nur Notbehelfe, mag es für einige Leser auch eine Zumutung sein. In einzelnen Fällen habe ich doch Übersetzungen beigefügt. Jedenfalls: meine Mehrsprachigkeit war und ist ein wesentliches Ingredienz und Resultat der Vielfalt und Wechselhaftigkeit meiner Erfahrungswelt zwischen verschiedenen Kulturen; sie ist in der Amphibie meiner frühen Kindheit begründet. Und in der jeweiligen Sprache steckt mir nun einmal jene Sinnlichkeit, die doch etwas ganz Wesentliches an Dichtung ist, und in der Erinnerung an sie: der Klang, das rhythmische Perlen der Worte, die Längen und Kürzen ihrer Silben, ihr musikalisches Auf und Ab (als ‚Wortakzent' nur mangelhaft erfasst), selbst die besondere Farbe, die sich mit einem Wort, einer Wendung verbunden haben mag – sie alle mögen so viel wichtiger sein als der klare, oder eben auch diffuse, vielfarbige Sinn einzelner Worte, Sätze, ganz besonders in der poetischen Sprache. Und sie alle zusammen konnten mir Stützen und Vergewisserung sein, wo es nötig war. In der Aussprache, in der Melodie der Sprachen hat mich immer eine instinktive, eine unmittelbar imitative Sicherheit angeleitet. Auch in den sog. toten Sprachen habe ich mich um Varianten und Möglichkeiten von Aussprache, Rhythmus usw. bemüht, habe sie so wenigstens ein bisschen ins Leben holen wollen – vielleicht weil ich von Anfang an *zwei* sehr verschiedene Melodien, Aussprachen aufgenommen habe.

Die Sinnlichkeit der Sprache wird im Deutschen besonders durch die strengen Regeln der *Interpunktion* nach den Regeln der Schulgrammatik domestiziert und rationalisiert (z.B. „Komma vor jedem Nebensatz“), anders als in den meisten europäischen Schriftsprachen, wo die Zeichensetzung nach den *Sprechpausen* zumindest zugelassen ist, wenn nicht sogar dominiert. So mag es manchen Leser zunächst einmal irritieren, wenn ich diese Regeln immer wieder ignoriere, auch schon in diesem Vorwort, zugunsten einer eher rhetorischen Interpunktion, wo in erster Linie *Sinn- und Atempausen* bezeichnet werden, wie etwa in der französischen Sprache. Daher verwende ich mehr Kommas, als sonst bei deutschsprachigen Schreibern üblich ist: ein Komma heißt: kurze Pause! (Z. B. vor einem *und*, auch mitten in einem Satz: „Der Tod von Soldaten war sehr präsent, und von keinem Glorienschein verklärt.“). Ein Thema, das mich seit meiner Dissertation beschäftigt hat (*Müller, 1964*). Was die *Orthographie* betrifft, so beachte ich die Regeln der neuen Reformbemühungen nicht weiter, außer dass ich nach kurzem Vokal ein Doppel-s schreibe: *dass* statt *daß*, *Flŭss*, statt *Fluß*. – Bei japanischen Wörtern sind musikalische Doppelvokale (Hoch- und Tiefton, oder umgekehrt) regelmäßig mit ^ bezeichnet (außer meist bei *Kôbe*).

Vielen hätte ich zu danken, aber wo anfangen – bei meinen Eltern, meinen Amahsan? und wo aufhören – bei meiner Frau Ludmilla, mit ihrer warmherzigen Nachsicht, meinen Enkeln, deren Interesse mir sicher war und ist? Viele haben mir geholfen, in Japan, Deutschland und anderen Ländern, nur manche werden genannt, oft freilich nur mit ihren Initialen – darunter besonders diejenigen, die den ganzen Text gelesen und beurteilt und/oder wichtige Bilder oder Informationen zur Verfügung gestellt haben: IHK, IdlC, RJ, DvdL, HM-E, WO, AS, ET.

Freiburg/Breisgau, Neujahr 2009

Rudolf Wolfgang Müller

Einleitung

Dieses Buch enthält die Erinnerungen an meine Kindheit in der Großstadt *Kôbe* in Japan. Ältestes von drei Kindern einer deutschen Familie, habe ich seit meiner Geburt 1934 bis 1947 in dieser Stadt gelebt; mein Vater war seit 1927 erst in *Tôkyô*, dann in *Ôsaka* nahe Kobe als Exportkaufmann angestellt.

In Japan dürfte es bis 1941 zwischen 1000 und 2000 deutsche Staatsangehörige gegeben haben: Kaufleute, Vertreter deutscher Großfirmen, Angehörige des diplomatischen Dienstes, auch Lehrer, Professoren, Musiker, Ordensangehörige, Geistliche usw., dazu Familienangehörige. Manche waren seit einem halben Jahrhundert oder länger dort ansässig, vor allem in den ehemaligen Vertragshäfen Yokohama und Kobe, immer mehr auch in Tôkyô. Nach 1941 wuchs ihre Zahl bis auf etwa 3000 an: vor allem Flüchtlingsfrauen mit ihren Kindern aus Niederländisch-Indien (heute Indonesien) – ihre Männer bzw. Väter waren in *Britisch-Indien* interniert; weiterhin Angehörige der deutschen Kriegsmarine, die mit ihren ‚Blockadebrechern' aus *Deutschland* gekommen, seit 1943 die britisch-amerikanische Seeblockade im Atlantik nicht mehr durchbrechen konnten; schließlich einzelne Versprengte (z.B. aus USA).

Ende 1941 (am 6. Dezember japanischer Zeit) begann mit dem japanischen Luftüberfall auf die in *Pearl Harbor* liegende US-Pazifik-Flotte der pazifische Teil des II. Weltkriegs. Er endete am 15. August 1945 mit der bedingungslosen Kapitulation Japans, öffentlich durch eine Radioansprache des Kaisers verkündet. So kam es nicht zur sicher extrem opferreichen Invasion der japanischen Inseln. Der Krieg hatte schwerste Verwüstungen, Verfolgungen und Opfer zur Folge, besonders unter der Zivilbevölkerung in den meisten ost- und südasiatischen Ländern, die Japan besetzt hatte, mit oft traumatischen Folgen in der Erinnerung bis heute. Die Opfer und Verwüstungen ergriffen seit Ende 1944 mit den von den Bombern der US-Luftwaffe in großem Maßstab ausgelösten Feuerstürmen auch die japanischen Städte und ihre Bewohner. Seit September 1945 war Japan für mehrere Jahre von Truppen der USA, auch Großbritanniens und des Britischen Empire besetzt.

Auf Befehl der faktisch allein bestimmenden US-Besatzungsmacht wurde 1947 der größte Teil der Deutschen (einschließlich der 1938 ins „Deutsche Reich heimgeholten" Österreicher) mit zwei US-Truppentransportern nach Deutschland „repatriiert". Dies geschah unter Berufung auf das Potsdamer Abkommen der Siegermächte vom Juli 1945. Diese „Repatriierung" war eine winzige Fußnote, wenn man die Zahl der Betroffenen sowie die Umstände mit den vielen Millionen sonst von solchen Maßnahmen Betroffenen vergleicht.

Für nicht wenige der in Japan ansässigen deutschen Kaufleute war es eine ‚Vertreibung' aus ihrem geschäftlichen Umfeld, und jedenfalls ganz besonders für meinen Vater. Eine Minderheit, etwa 700 bis 800 von insgesamt etwa 3000 Deutschen[5], konnte im Lande bleiben; etwa 500 weitere verzichteten auf diese Möglichkeit, angesichts der Zerstörung ihrer Geschäftsvoraussetzungen im Krieg – sie konnten mit den andern ‚heimkehren', unter günstigeren Bedingungen, wie Umfang des Gepäcks. Nach meinen eigenen Eindrücken waren unter der Minderheit der von den US-Besatzungsbehörden als unbedenklich Eingestuften viele Missionare und

[5] Vgl. auch *Galinsky*, in *Ehmcke u.a., 2000, S. 141-143.*

Ordensgeistliche, Pfarrer, Lehrer an japanischen Schulen, weiter offenbar auch solche, die von der japanischen Militär- und Geheimpolizei als unzuverlässig eingeschätzt oder sogar verhaftet worden waren, schließlich Juden und auch solche Residenten, die in keinem Zusammenhang mit der NSDAP gestanden hatten. Die Vermutungen der ‚vertriebenen' Residenten gingen in die Richtung, dass ‚die Amerikaner die lästige deutsche Konkurrenz los werden' wollten. Die Frauen aus Niederländisch-Indien hingegen hofften darauf, heimzukehren, ihre Ehemänner wiederzusehen; und entsprechend sahen es die Angehörigen der deutschen Kriegsmarine. Die am besten fundierte Einschätzung der Hintergründe ist mir durch die Untersuchung von *Charles Burdick (1996)* und durch den Übersetzer dieses Aufsatzes ins Deutsche, *Dirk van der Laan* zugänglich geworden.[6]

Die ‚Repatriierung' oder ‚Heimführung' bzw. ‚Vertreibung' oder ‚Deportation'[7] selbst fand im Lauf des Jahres 1947 statt, und zwar außerordentlich geordnet, und angesichts der sonstigen Nachkriegsumstände ausgesprochen human: auf US-Truppentransportern mit der dort üblichen Ernährung. Vorstellungen von ‚Vertreibung', wie sie vielfach mit den Umständen in Osteuropa bei und nach Kriegsende verbunden waren, sind fehl am Platz. Allerdings durfte nur begrenzt Gepäck mitgenommen werden (im Fall meiner Familie waren höchstens 1500 englische Pfund zulässig, also etwa 675 kg)[8], darin enthalten eine Uhr und ein Fotoapparat je Erwachsenen. Alles übrige sowie das gesamte immobile Eigentum wurde entschädigungslos enteignet und später versteigert. Mit einer kleinen Ausnahme: es war wohl in den 60er Jahren, als meine Eltern eine kleine Sendung mit ‚personal belongings' aus Japan erhielten (darunter etwa einen kunstvoll geflochtenen, gebrechlichen Obstkorb mit einer vielfältig gewundenen Wurzel als Griff, dem vielleicht kunstgewerblicher Wert zuzusprechen war).

Ich *erzähle* hier also aus *meinen Erinnerungen* an meine Kindheit in Japan, in Kobe. Von vornherein möchte ich daher diejenigen Leser warnen, die hier einen *objektiven* Bericht erwarten – auch wenn ich öfter, meist in Fußnoten, auf Publikationen verweise oder aus ihnen zitiere, die einen Anspruch auf Objektivität erheben, besonders also wissenschaftliche Veröffentlichungen. Ich verweise also öfter auf solche Publikationen, wo ich auf sie gestoßen bin, aber ich habe nicht systematisch nach ihnen gesucht und sie bearbeitet – daher ist auch das Literaturverzeichnis in keiner Weise vollständig oder auch nur repräsentativ.

---

[6] Die wissenschaftliche Hauptquelle ist die Untersuchung von *Burdick* 1996 (vgl. Literaturverzeichnis). Auch nach Mitteilung (November 2005) des in Kobe geborenen, aufgewachsenen und dort noch einen Teil des Jahres ansässigen Deutschen *Dirk van der Laan* geht aus den Akten der Besatzungsbehörden hervor, dass es für „non-objectionable" drei Bedingungen gab: am 1. 9. 1939 in Japan ansässig; nicht Mitglied der NSDAP; gesicherter eigener Unterhalt. (Nach den von *v.d.L.* eingesehenen Akten des SCAP [Supreme Command Allied Forces Pacific], ursprünglich in Washington, „jetzt in Kartons in Maryland".) Vgl. auch detailliert *Burdick 1996/1998*.– Herr *Dirk van der Laan*, aus einer seit dem späten 19. Jrh. in Kobe ansässigen Familie stammend, hat im Einvernehmen mit seinem Bruder und seiner Schwester, Frau *Almut Yomoda* (sie wohnt bis heute dort) nach dem Tod der Eltern deren Wohnhaus und 70% des überaus ausgedehnten Grundstücks, das unmittelbar in den Bergwald des *Rokkôbergs* übergeht, in die Stiftung *OAG-Zentrum Kobe* eingebracht. Hier befinden sich heute, neben dem Studienhaus mit Bibliothek, im ehemaligen Wohnhaus *Van der Laan* mehrere Appartements zur Benützung durch deutschsprachige Forscher, Studenten u.a. (*Motoyama Kitamachi*, Station *Okamoto* der *Hankyû-Densha* [Schnellbahn], östlich des Zentrums von Kobe, westlich der Stadt *Ashiya*; www.oag.jp; Tel./Fax 078-436-2118). Die Bibliothek verfügt über Unikate zur Geschichte der Deutschen in Kobe.

[7] Der US-Militärhistoriker *Charles Burdick (1996)* verwendet den Ausdruck *„expulsion"*.

[8] Vgl. unten VIII.2: Gepäckverzeichnis (Bild).

Ich erzähle aus *meiner* Erinnerung, und das kann nicht objektiv sein. „Die leisen Lügen der Erinnerung", so ist der Titel einer Besprechung des Romans *Never Let Me Go* von *K. Ishiguro*, des bekannten, in Japan geborenen und in Großbritannien aufgewachsenen, englischsprachigenSchriftstellers.[9] Und der bedeutende japanische Politikwissenschaftler *M. Maruyama* hat 1978 geschrieben: „Der Mensch ist ein mit einer unbegrenzten Fähigkeit zur Selbsttäuschung ausgestattetes Tier"; er erwähnt „besonders Autobiographien" und die „Gefahr der rückblickenden Stilisierung".[10] *Maurice Halbwachs* hat schon 1925 (*Cadres sociaux de la mémoire)* gezeigt, dass jede Erinnerung von der Gegenwart ausgeht und sich ihr Bild der Vergangenheit ständig neu schafft und umbildet; die Hirnforschung von heute hat das bestätigt. Wie trügerisch das Gedächtnis sein kann, dafür gibt es, nicht zuletzt in Deutschland, viele Beispiele.

Was der Leser in dieser Schrift vorfindet, ist daher ein *Selbstbild*, wie ich es mir gemacht habe, als ich jedes dieser Erinnerungsstücke niederschrieb: aus 60 bis 70 Jahren Abstand, heute, hier. Natürlich habe ich versucht, dabei aus ‚meinen Erinnerungen' zu schöpfen, habe nachgedacht, habe die Assoziationen schweifen lassen, habe mir die Bilder, die Gefühle, die Gerüche, die Atmosphäre usw. deutlich zu machen versucht. Und ich weiß doch zugleich, wie diese Bilder und Gefühle und Gerüche *immer schöner* werden, jedes Mal wenn ich wieder davon erzähle – mindestens aber sich verändern, ergänzt werden, u. dgl. Am glaubwürdigsten sind ja wohl, das hat *Proust* in seinem berühmten Roman „A la recherche du temps perdu" gezeigt, jene Erinnerungen, die plötzlich, ganz unerwartet, beim assoziativen Schweifen und Träumen auftauchen, *nicht mehr gewusste* Bilder, Eindrücke, Gerüche – wie eben jene „*madeleines*" (hier handelt es sich nicht um Frauen, sondern um ein Gebäck, das man in die Kaffeetasse tunken kann).

Der Leser, nicht anders als der Schreiber, muss also immer mit der stillen ‚Arbeit' des Gedächtnisses rechnen, mit Veränderung, Verzerrung, Manipulation, Kompilation, Verdrängung oder sogar Neuerzeugung aus dem Nichts, oder angeregt von irgendeiner Photographie. Und bei den Kindheitserinnerungen geht es ja bekanntlich eher um Harmonisierung des Vergangenen, als um Aktivierung und Bearbeitung von unerfreulichen, schmerzlichen oder schrecklichen Erlebnissen. Und so ist auch in meinen Kindheitserinnerungen der Grundton eher harmonisierend, nostalgisch: *damals, in meiner Kindheit! ach, damals, in Kobe! Alles war schöner damals!* Was freilich auch nicht durchweg Trug sein muss. Ich habe aber andrerseits auch nie vorgehabt, unter dem Titel der Erinnerungen die Welt mit Abrechnungen bekannt zu machen, wie es in den letzten Jahrzehnten nicht selten geschehen ist (vgl. etwa Bücher von *Christoph Meckel*). – Diese Überlegungen gelten natürlich auch für die von mir gelegentlich herangezogenen Erinnerungen von Schulfreunden u.a. aus Kobe.

Ich sollte schon hier deutlich machen, dass ich, dass meine Familie während meiner Kindheit in einer in vieler Hinsicht besonders begünstigten Lage war, damals während des 2. Weltkrieges in Japan (eine Einsicht, an die ich mich erst nach und nach herangearbeitet habe). Mein Vater wurde nicht zum Militär eingezogen. Wir konnten die für viele Japaner sehr spürbaren Kriegsentbehrungen zum größten Teil vermeiden, als ‚verbündete Ausländer', überhaupt als Angehörige einer privilegierten Schicht, und nicht zuletzt weil mein Vater als ‚Resident' und als erfahrener, mit den japanischen Verhältnisse und mit der Sprache wohlvertrauter Geschäftsmann es verstand, sich und

---

[9] *K. Ishiguro, Never Let Me Go, 2005.* Die Rezension: *A. Schader, Neue Zürcher Zeitung, 27./28. 8. 2005*.

[10] *M. Maruyama, 1989, S. 176-200, hier S. 176.*

seine Familie während des Krieges und danach ohne größere Einbußen in dieser privilegierten Lage zu halten.

Anderen Deutschen in Japan ging es weniger gut, auch unter den Residenten. Da waren zunächst die Juden, in den 30er Jahren allmählich ausgegrenzt aus der nicht zuletzt zu diesem Zweck konstituierten „Deutschen Gemeinde“. Und auch innerhalb dieser ‚Gemeinde‘ ging es den Flüchtlingen aus Niederländisch-Indien, die nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion im Juni 1941 nicht mehr nach Deutschland zurückreisen konnten, deutlich weniger gut. Auch für viele der Residenten brachen die Erwerbsmöglichkeiten weg; die großen Firmen zahlten noch Gehälter, andere lebten von Erspartem, von Gelegenheitsgeschäften oder vom Verkauf von Hausrat; einige wurden ausgebombt. Manches davon versuche ich in meinem Bericht anzudeuten.

Vieles versuche ich zu erzählen, aber vieles bleibt auch ungesagt, unerörtert. Nur wenige Beispiele: wie lebten die anderen Ausländer und Halbausländer in Kobe? Die Chinesen, die Koreaner? Die Inder? Die neutralen Franzosen? Die neutralen Europäer, wie Schweizer, Schweden? Wie erging es den westlichen Feindausländern seit Dezember 1941? Welche Formen der Diskriminierung gab es, von deutscher Seite, von japanischer Seite? Wie sahen die einen die andern? Oder nicht zuletzt: Wie veränderten sich die Lebens- und Arbeitsbedingungen der japanischen Bevölkerung im Lauf des Krieges?[11] Welche Formen der gesellschaftlichen und der politischen Diskriminierung sowie der direkten Verfolgung von Intellektuellen durch staatliche Behörden und durch die Politische Polizei gab es in Japan bis 1945?[12]

[11] Eine kleine Auswahl von Titeln findet sich im Verzeichnis der Literatur, vor allem solche in deutscher Sprache (vgl. *Buchholz, Ehmcke, Erlinghagen 1982, Inoue, Kaga, Nosaka, Pauer, Pringsheim, Saegusa*). Vgl. auch den Anhang.

[12] Knapp hierzu wie auch zu den allgemeinen Lebensbedingungen: *Tsurumi, 1986.*

I Elementare Orientierungen und Prägungen

1. Atmosphäre: Geruch und Geschmack

> Mais, quand d'un passé ancien rien ne subsiste, après la mort des êtres, après la déstruction des choses, seules, plus frêles mais plus vivaces, plus immatérielles, plus persistantes, plus fidèles, *l'odeur et la saveur restent encore longtemps*, comme des âmes, à se rappeler, à attendre, à espérer sur la ruine de tout le reste, à porter sans fléchir, sur leur gouttelette presque impalpable, l'édifice immense du souvenir.
> (*Marcel Proust*, A la recherche du temps perdu. Im Original keine Hervorhebung.)

„La madeleine de Proust" – in diesem exemplarischen Stück aus seinem Klassiker berichtet der Autor, wie ihm, während er erneut eine ‚madeleine', jenes zarte Gebäck, in die Teetasse tunkt, wie ihm also aus dem Geschmack und Geruch jene Tante Léonie auftaucht, die ihn jeden Sonntagmorgen von jenen ‚madeleines' hatte kosten lassen. Aus dem Reich des Vergessenen, aus der „mémoire brute", steigt sie ihm in die Wirklichkeit seiner Erinnerung auf; und mit ihr auch ihr altes graues Haus, die Straße, die ganze Stadt mit den oft begangenen Wegen, den daran haftenden Orten und Begebnissen, mit ihrer Atmosphäre. Dies übrigens alles durchaus in Übereinstimmung den Ergebnissen der neueren Hirnforschung.

Dass der Geruch unvermittelt die Erinnerung aufleben lassen kann, und dass die Erinnerung sich vor allem an einen Geruch bindet, das war mir am nachhaltigsten am Ereignis der Heimkehr in meine Geburtsstadt widerfahren. Nach zweijährigem Herumziehen, oder eher Herumgezogenwerden in der deutschen Fremde, stand die Heimkehr nun endlich bevor; inzwischen war ich schon fünfeinhalb Jahre alt. Die fast dreiwöchige Eisenbahnreise im Frühjahr 1940, von *München* und *Berlin* über *Riga* und *Moskau* durch *Sibirien* und das „*Kaiserreich Manchukuo*", hatte in *Dairen* (heute: *Dalian*) geendet. Wegen der sibirischen Winterkälte waren die Abteilfenster zugeklebt gewesen, gegessen wurde aus Konserven, von der Tante über bläulichen „Meta"-Flämmchen gewärmt. Nur selten hielt der transsibirische Zug, für manchen Passagier eine Gelegenheit, ein wenig frische Luft zu schöpfen. Als ich auch einmal die unendlich hohen Stufen auf den schneebedeckten Erdboden herabgeklettert war (denn so etwas wie einen Bahnsteig gab es dort nicht), hoch über mir den vertrauten Zug, da zitterte ich bloß vor dessen unberechenbarer Abfahrt – ich ganz allein in der Schnee-Ebene, nichts außer dem niedrigen Bahnhofshäuschen, den Kohle-Haufen, dem in der Höhe hängenden Wasserrohr ... Sonst blieb mir von der Welt draußen auf der ganzen Sibirienreise nur noch ein schreckliches Tier in Erinnerung, ein *Wolf*, am Waldrand, vielleicht hundert Meter vom Zug entfernt. Er schaute ganz unverwandt in mein Fenster, zu mir hin. Zum Glück hielt der Zug trotz seiner langsamen Fahrt dort nicht an ...

Von *Dairen* aus war nur noch die Seereise nach *Kobe* zu bewältigen, schon im japanischen Dampfer, in enger, dunkler, dumpfer Kabine. Der Vater stellte sich ein, der Familie aus Kobe entgegengereist. Dort ging die ganze Familie am Vormittag von Bord

(es war der 15. April 1940). Alle stiegen ins Taxi (in der Erinnerung ist es ein offenes Cabriolet, aber solche Taxen gab es in Kobe wohl nicht, aber dennoch war es irgendwie so). Umweht von linder Frühlingsluft, fuhren wir durch die Straßen des Hafenviertels, von oben intensive Helligkeit, vor unsern Augen die tausend Meter hoch aufragende Kette des *Rokkô*. Und von dessen grünen Hängen, aus den Gärten dort strömte die Luft, der Duft der blühenden Blüten des Frühlings herab, bis hinunter in die vom Hafen hinaufführenden Straßen. Ein nicht sehr starkes, dennoch die ausgetrocknete Nase und Lunge ausfüllendes, ja überwältigendes Gemisch von Düften in der warmen, feuchten Luft. Die Nase, der ganze Leib sagten mir tief aufatmend: zuhause!

Waren es die Kamelienbäume im Bergwald? (In Japan blühen sie auf der Pazifikseite vom Herbst bis ins Frühjahr.) Waren es Rhododendren, Azaleen, Glyzinien? Oder andere von Engländern aus der Riviera importierte Blütenpflanzen? Zu solcher Analyse taugt die Erinnerung jenes Geruchs nicht. Aber so intensiv lebte der Duft in meiner leiblichen Erinnerung weiter, dass noch Jahrzehnte später jenes Bild der Taxifahrt durch die endlich wiedergefundene Heimatstadt emporstieg, sobald mir ein ähnlicher Geruch erschien, sobald mich eine ähnliche Atmosphäre umfing. Aber ich konnte auch, die Augen geschlossen, aus dem Reich des Halbvergessenen mir jenen Geruch in die Nase ziehend, das Bild mir imaginieren: das offene Taxi, der duftende Fahrtwind, die linde Luft, der nicht blaue, aber sehr helle Himmel, die in Hafennähe noch sehr breite Straße, die wenigen Autos, die bald nur noch zweistöckigen grauen Holzhäuser, die Fahrtrichtung zu dem hoch hinauf ragenden, dicht bewaldeten Rokkô, die Hänge davor, mit vielen europäischen Häusern: *Kitanochô.* (Ist die Fahrtrichtung vom Meer zum Berg eine unbewußte Paraphrase einer zentralen Kategorie japanischer Raumordnung, *Meer* und *Berg*? Wobei *Berg* (*yama*) immer als bewaldet vorgestellt ist.)

Die Ankunft im neuen Haus hingegen hat meine Dufterinnerung nicht bewahrt. Vielleicht ist das Folgende teilweise nicht erinnert, sondern unter Zuhilfenahme von Erzähltem nachträglich zu einem umfassenden Erinnerungsbild geronnen. Das neue Zuhause hier war anders, war größer, höher. Die Treppe war gerade und steil, oben dann direkt gegenüber das Badezimmer (denn der Vater hatte ein größeres Haus gemietet, im Hinblick auf die gewachsene Familie und die Nähe zur deutschen Schule): ein Augenblick des Erschreckens, eine ängstliche Frage: „Ist das auch ein Hotel?“ Darauf die beruhigende Antwort, Erleichterung: zuhause, unser Haus, bei uns, wir (alle diese Wörter japanisch nur *ein* Wort: *uchi*, nur *ein* Kanji, chinesisches Zeichen).

Lange hielt sich jener Duft im leiblichen Gedächtnis der Nase, und die Bilder stiegen mir auf, sobald ein solcher Geruch auftauchte oder beschworen wurde. Heute ist dieser Duft aus meinem Nasengedächtnis gelöscht – seit einem Besuch im heutigen Kobe, vier Jahrzehnte später. Ist er ganz ausgelöscht, oder nur zugedeckt, von frischen Erfahrungen am gleichen Ort ‚überschrieben‘? Die Bilder sind noch da, aber sozusagen nicht recht belebt, nur farblos gezeichnet, ohne Duft, ohne Atmosphäre, sachlich.Vom Verstand geordnet, subsumiert, unterworfen, vom Verstand des Erwachsenen. Und in dessen Sprache hier auch niedergeschrieben. Keine Duftnote.

2. Atmosphäre: Sonne, Schatten, Meer

Nach jenen zwei trüben Jahren in Deutschland hat es einen besonderen Ort und Augenblick meines Wieder-da-seins in Kobe gegeben, ausgelöst durch die Erfahrung überwältigender Helligkeit. Es muss auf einem buddhistischen Friedhof gewesen sein,

inmitten der glattpolierten, quadratischen Grabsäulen aus Granit, wo nur die Aufschriften in eingehauener japanisch-chinesischer Pinselschrift Spontaneität und Regelüberschreitung durch das Lebendige andeuten; wahrscheinlich waren auch Blumenvasen und Nahrungsopferschälchen dabei. Auch der Boden grau, gleichmäßig gestreuter Granit. Aber von oben: übermächtige, fast erdrückende Helligkeit; und nicht die Sonne vom blauen Himmel, sondern aus dem fahlgrauen Dunst heraus. ‚Du bist jetzt wieder hier'. Wer spricht? Ich? Die Helligkeit? Die Sonne? Ein Andres?

Die Zeit: in der Erinnerung ziemlich deutlich ein Frühsommertag, 1940 oder 1941. Der Ort: nicht etwa Kobe, nahe dem neuen Wohnhaus, sondern wohl ein Vorort, *Okamoto*, der Wohnort meiner frühen Kindheit. Das passt nicht recht zusammen. Aber vielleicht ein Besuch bei der Familie *Van der Laan*, unweit ihres früheren Hauses, wo zwei solche Friedhöfe unmittelbar angrenzen? Oder ist die Erinnerung ergänzt? ‚Wie in *Okamoto*, wie früher, jetzt bin ich wieder hier ...'?

Eine andere, nie untergegangene, doch vielleicht die intensivste Erinnerung an die heiße, helle Macht der Sonne: der Sommer 1945, noch im Krieg und gleich danach. Täglich lief ich mit meinen Freunden *J.* und *P. S.* die steile, schattenlose Straße zum Meer hinunter, um mich für Stunden dem kürzlich erst angenommenen Element anzuvertrauen: um zu schwimmen, zu tauchen, mit nur kurzen Pausen, in sehr heller Sonne, ohne Wolke, ohne Schatten. Natürlich im sehr warmen Wasser (wie ich es im Mittelmeer nur ausnahmsweise erlebt habe). (Wenn das die Mutter gewusst hätte: wie gefährlich! Sonnenstich! Und überhaupt! Sie mochte das Meer nicht, anders als der Vater. Doch sie war abgelenkt, hatte andere Sorgen damals.) Ort und Datierung sind hier – auch durch andere Begleitumstände der letzten Kriegsphase – ganz eindeutig. Denn bis zum Juni waren wir im ‚Pool' des ‚Country Club' in *Shioya* geschwommen, einem bombenfernen Vorort, wo wir nun wohnten. Dann gab es keinen Strom mehr, um für das überaus verbrauchte, bereits trübe und schaumige Wasser frisches Wasser aus dem Meer heraufzupumpen. So mussten wir Kinder denn hinunter zum Meer ...

Ohne Schatten: das leitet zu der anderen Seite dieser japanischen Erfahrung über. Denn in dieser von der Sonne geradezu verfolgten Kultur flieht man diese Helligkeit eher als dass man sie sucht. Dafür gibt es zahlreiche Belege aus der Tradition. Etwa die Hofdamen aus der Zeit vor der ‚Revolution von oben' seit etwa 1870: weiß gepudertes Gesicht, mit schwarzgefärbten, das Weiß noch steigernden Zähnen. Was die Haut betrifft: das Ideal festlich gekleideter Frauen noch bis heute, das Ideal auch der Bäuerinnen und Bauarbeiterinnen, die ihr Gesicht mit einer nach vorn sehr weit vorkragenden weißen Haube gegen die Sonne zu schützen suchen (die Bauern hingegen setzten jene fast schirmartigen, leicht gewölbten oder flachkegeligen Strohhüte auf, die mir ganz vertraut waren und die oft auf alten Holzschnitten zu sehen sind).

Der Verlust des für die japanische Tradition prägenden Sinns für den Schatten, für die raffinierte Abschattung des Lichts: das ist das Thema der kleinen Schrift *Lob des Schattens*, die der bedeutende japanische Schriftsteller *Jun'ichiro TANIZAKI* um 1930 verfasst hat (dt. Zürich 1987). Nach einer ersten Phase ausgeprägter Westorientierung hatte er sich, wie viele seiner Kollegen, wieder auf die japanische Tradition besonnen. Und in dieser zweiten Phase seines Lebens wandte Tanizaki sich witzig und nachdenklich gegen die in Japan um 1930 aufkommende verschwenderische Helligkeit in öffentlichen wie privaten Räumen (auch *Professor Einstein* sei dies bei seiner Japan-Reise aufgefallen: „im höchsten Grade unwirtschaftlich!"). Das *Lob des Schattens*, das war eine *reaktive* Erinnerung an etwas, was vorher nicht weiter bewusst gewesen war;

erst im Zeichen des Verlusts durch bedenkenlose, das Vorbild USA noch überholende Modernisierung wurde es für Tanizaki zum Thema. Nämlich als die Existenzweise und die damit mögliche ästhetische Sensibilität, den Sinn für Nuancen im vielfältig beschatteten Raum; so wie sie das traditionelle japanische Haus ermöglicht: mit seinem weit überkragendem Dach, dazu Vordächern und Holzgittern, mit seinen Veranden und seinen diffus transparenten Schiebetüren (*shôji*), mit seinen Wänden, in dezenten Farben mit Sand beschichtet, und mit den nur gehobelten und polierten, sonst aber unbehandelten, ihr Alter in ihrer Färbung andeutenden Rahmen, Säulen und Dielen aus Holz. "... spürte ich, wie die Schönheit japanischer Lackarbeiten erst dann wirklich zur Geltung kommt, wenn man sie in solch unbestimmtes Dämmerlicht stellt." (*Tanizaki, 1987, S. 26*)

In merkwürdiger Parallelität, doch mit anderen Interessen und Dimensionen entdeckte wenig später der bedeutende deutsche Architekt und Städtebauer *Bruno Taut* auf der Flucht aus Deutschland nahe *Kyôto* den fast vergessenen, heute weltberühmten kaiserlichen *Katsura-Palast* – wenn ‚Palast' für die betont schlichte, einstöckige Struktur angemessen ist. Taut zeigte sich besonders durch die quasi funktionalistische Einfachheit, die elementaren Materialien und den zwanglosen Übergang zwischen innerem und äußerem Raum beeindruckt.

Das *Lob des Schattens* also angesichts der gleißenden Macht der Sonne. Und angesichts auch dessen, dass in der japanischen ästhetischen Tradition nicht die Sonne, sondern der Mond zählt, besonders die große, matt leuchtende Scheibe des Vollmonds. Zahllos die Gedichte und Bilder, in denen er zwischen Wolken erscheint, zahllos die Orte, die schon durch ihren Namen (z.B. *Tsukimi* – Mondschau) mitteilen, dass der Vollmond hier besondere Reize bietet, daher einen Besuch lohne. Und übrigens auch die exotisierende Sehnsucht der Abendländer besonders auf sich zu ziehen vermag. Und womöglich vielen modernen Japanern zum unbekannten Wesen geworden ist.

Die Sonnengottheit *Amaterasu* gilt als göttliche Ahnin des kaiserlichen Geschlechts. Damit auch als furchtbare, tötende Macht. In der Vorkriegszeit war bei den einfachen Leuten der Glaube verbreitet, wer Seiner Majestät dem Kaiser in die Augen zu blicken wage, werde augenblicks von der Macht seiner Strahlen getötet. (Der Obrigkeit wird solcher Glaube recht gewesen sein.) Mein Vater erzählte mir von der Fahrt des Kaisers im Sonderzug in die kaiserliche Sommervilla bei *Zushi* am Pazifik südlich von Tôkyô, wohl Anfang der 30er Jahre, als er selbst dort am Meer wohnte. Alle 50 Meter habe ein Polizist an der Bahnlinie gestanden – mit dem Rücken zum Zug, damit nicht etwa das Erhabene Strahlauge Sr. Majestät ihn blende. Eine moderne Interpretation wäre gewesen: damit die mit der Hohen Aufgabe (dies der altjapanische Name für die Polizei in Tôkyô) Betrauten die Träger finsterer Pläne sogleich ins Auge fassen konnten. Waren doch in jenen Jahren sogar Minister Seiner Majestät von rechtsradikalen Attentätern ermordet worden.

So versteht man, was für eine Revolution es war, als 1946 auf Befehl der US-Besatzungsmacht der Kaiser sich seinem Volke zeigte. In einem Konvoi fuhr er durchs ganze Land, und „allein auf dem Rücksitz seiner schwarzen Limousine sitzend, nickte er huldvoll" jenen Untertanen zu, die dort befehlsgemäß auf ihn warteten (der junge deutsche Berichterstatter mit Freund wurde von einem Polizisten von einer Mauer heruntergescheucht, auf die er sich zur besseren Übersicht postiert hatte, d.h. *höher* als der Kaiser). Eine etwas andere Perspektive fast am selben Ort: „alle paar Meter stand ein bewaffneter US-Soldat und sorgte dafür, dass sich die Japaner *nicht* verbeugten".

(Mündliche Berichte zweier meiner Schulkameraden aus *Tarumi* bzw. *Shioya*, westlich von Kobe, aus dem Sommer 1946.)[13] In tiefem Verständnis für die Besonderheiten der japanischen Volksseele hatte der zeitweilige *Shôgun* (Militärbefehlshaber) jener Jahre, *General Douglas MacArthur, Supreme Commander of the Allied Forces in the Pacific*, nicht nur diesen Befehl erteilt, sondern schon früher klug vorbereitet. Als der Kaiser ihn in seinem *Shôgun-Palast*, einem dem Kaiserpalast gegenüberliegenden Bankpalast aus Granitquadern zur Audienz aufsuchte, empfing der *Neue Shôgun* den höchst korrekt im „Stresemann" gekleideten Gottkaiser in legerer Sommeruniform: ohne Jackett, ohne Kravatte, mit offenem Hemdkragen. Auf der dann in ganz Japan verbreiteten photographischen Aufnahme zeigen sich beide mit ernsten Mienen dem bedeutenden Ereignis voll gewachsen, und der Militärkommandeur fast einen Kopf größer. Wie drei Jahrhunderte früher schon einmal ... (als der *Shôgun*, der in den Bürgerkriegen siegreiche Militärgouverneur, die wirkliche Macht im Lande ausübte, während der *Tennô* nur nominell an der Spitze stand).

Kein Wunder auch, dass, wie der US-Japanologe *Herbert Passin* darstellt, der Kontakt über die Augen zwar sehr wichtig ist, aber keinesfalls in kruder Direktheit, wie etwa beim Flirten (welche Kunst mir daher auch verschlossen geblieben ist): „In any event, being watched, or being stared at, is much more disconcerting to Japanese people than it is to most Westerners." *(Passin 1980, S. 115).*

Zur Kraft der Sonne in Japan ist noch ein wissenschaftliches Faktum nachzutragen: die einzige submediterrane Großstadt Deutschlands, *Freiburg im Breisgau*, liegt auf dem 48. Grad nördlicher Breite, *Kobe* hingegen quasi in Nordafrika, auf 34 Grad, 30 Sekunden, *Tôkyô* einen Grad (über 110 Kilometer) weiter nördlich – zwei Grad also südlich von *Alger*, der Hauptstadt von Algerien. Die Sonne steht doch recht steil oben am Himmel ‚dort unten'. Bei einem wesentlichen klimatischen Unterschied: am Mittelmeer ist es im Winter feucht, in Japan dagegen im Sommer – feucht und sehr schwül. Was die Macht der Sonne keineswegs mildert.

Dass das Klima, und darunter auch die Wirkung der Sonne, eine Kultur und jeden Menschen, jeden Leib nachhaltig präge, das ist mir im Lauf der Zeit immer plausibler geworden. Das Thema ist allerdings in unserer Zeit ziemlich an den Rand getreten; von älteren wissenschaftlichen Erörterungen habe ich nur am Rande Kenntnis genommen. Umso mehr haben mich Dichter und Schriftsteller beeindruckt, wo sie auf dieses Thema kamen, und besonders, wo sie Sonne, Schatten und Meer in ihrer Wirkung darstellen.

Sonne und Meer geradezu emblematisch verdichtend, liegen mir seit meinem Studium der klassischen europäischen Sprachen zwei Halbverse auf der Zunge. In der Tragödie von *Aeschylus*: *Der gefesselte Prometheus* (1. Hälfte des 5. Jrhs. vor Chr.) hat der neue Göttervater *Zeus* diesen Titan, weil er den vom Untergang bedrohten Menschen das Feuer gebracht hat, an einen einsamen Felsen schmieden lassen. In seinen Qualen ruft Prometheus seine titanischen Mitgottheiten verzweifelt an, darunter auch die allessehende Sonne, die allmütterliche Erde, und:

ποντίων τε κυμάτων / ἀνήριθμον γέλασμα
pontiôn te kŷmatôn / anêrithmon gelasma
und der Meereswogen / unzählbares Gelächter

[13] Zitat 1: *W. O.*; Zitat 2: *P. S.* Auch die Schulfreundin *H. M.* hat in Ost-*Tarumi* das „Cabriolet" mit dem *Tennô* gesehen, aber : „... keinerlei MP". Für sie war es die zweite Vorbeifahrt: im Krieg sei er im verhangenen Sonderwagen der Eisenbahn an den demütig sich verbeugenden Bewohnern vorbeigefahren.

Die in der gleißenden Sonne glitzernden Wellen des Meers, die Übermacht dieser zeitlosen Elemente – das jedenfalls ist die elementare Erfahrung, die mir in diesen beiden Halbversen (89 f.) festgehalten ist. Und die mir in der unwillkürlichen Gewohnheit weiterlebt, heller Sommersonne geradezu zwanghaft in den Schatten von Häusern usw. auszuweichen. (Und mich zu wundern über die Leute, die sich schwitzend in der Sonne rösten lassen ...)

Bei *Albert Camus* – französischem Eingeborenen von Algerien, und auch *algerischem* Schriftsteller nach eigenem Verständnis wie dem vieler seiner dortigen Kollegen – ist seine Faszination von Sonne, Hitze (freilich einer wolkenlosen, trockenen, mediterranen Hitze!), vom Meer, und auch vom Schwimmen im Meer offensichtlich. In seiner ersten Novelle *L'étranger* (1942) spielt die Sonne, die Mittagshitze, das Schwimmen eine bedeutende Rolle – zugespitzt in dem Umstand, dass die Hauptperson einen Mord begeht, nach langem Marsch unter glühender Mittagssonne, am Meer, nicht mehr Herr ihrer selbst, der „Kopf dröhnend von der Sonne". Die Einwirkung der Übermacht der ‚äußeren Natur', der Sonnenhitze, auf die ‚innere Natur', und die Entwicklung zu jener Tat unter solchen ‚atmosphärischen' Umständen stellt Camus ausführlich dar. Und ebenso, wie das Kalkül der nordfranzösischen Juristenvernunft den wortkargen Hinweis des Angeklagten „c'était à cause du soleil" nur als lächerlich abtun kann.

Auch bei einem anderen ‚Mediterranen' (und wie Camus Literatur-nobelpreisträger), dem aus *Genua* gebürtigen *Eugenio Montale*, haben Sonne und Meer eine hervorragende, sein Weltbild fundierende Bedeutung. Zum Abschluss eines seiner frühen Gedichte, ohne Versuch einer Auslegung.

Meriggiare pallido e assorto	Mittagsruhe, versunken im heißen Licht,
presso un rovente muro d'orto	das aus einer Gartenmauer bricht;
ascoltare tra i pruni e gli sterpi	Hören: im dürren Gezweig und im dornigen Hag
schiocchi di merli, frusci di serpi.	Rascheln von Schlangen und Amselschlag.
Nelle crepe del suolo o su la veccia	Schauen, wie auf dem rissigenGrund, auf den Wicken
spiar le file di rosse formiche	die Züge von roten Ameisen laufen
ch'ora si rompono ed ora s'intrecciano	und sich bald trennen,bald wieder verstricken
a sommo di miniscole biche.	oben auf winzigen Erntehaufen.
Osservare tra frondi il palpitare	Durch das Laub in lauter Splittern
lontano di scaglie di mare	das entfernte Meer aufzucken sehen;
mentre si levano tremuli scricchi	und es klingt dazu das Zittern
di cicale dai calvi picchi.	der Zikaden von den kahlen Höhen.
E andando nel sole che abbaglia	Und beim Gehen in der hellen, herben
sentire con triste meraviglia	Sonnenhitze sich verwundern, trauern,
com'è tutta la vita e il suo travaglio	wie das Leben, all seine Beschwerden
in questo seguitare una muraglia	in dem Schreiten sind entlang der Mauer,
che ha in cima cocci aguzzi di bottiglia.	und auf ihr die scharfen Flaschenscherben.
(E. Montale, Ossi di sepia, 1920-27, in: Tutte le poesie. Hg. G. Zampa, Mailand 1984 (Mondadori) S. 30)	*(E. Montale, Gedichte. 1920-54. Italienisch* – Deutsch. Übers. H. Helbling. München 1987 (Hanser) S. 57)

In dem Dörfchen an der ligurischen Küste („dove il sole cuoce", S. 54), das den Erfahrungshintergrund für Montales frühe Gedichte abgibt, habe ich die allermeisten meiner Urlaubssommer in Europa verbracht.

3. Atmosphäre : Ocker

Geradezu magisch angezogen wurde ich durch die ockerfarbene, handverstrichene Lehmwand in einem alten Gasthof – ich konnte nicht anders, als mit der Hand über die Fläche gleiten, den feinen Sand auf den Fingerkuppen spüren. Wände dieser Art waren mir seit früher Kindheit vertraut, aus vielen japanischen Häusern. Die charakteristisch rauhe Oberfläche – leicht lässt sich etwas Sand mit der Hand abreiben. Sie ist nicht völlig glatt oder gar homogen, sondern durch das sicht- und spürbare Korn des Sandes strukturiert, durch den Widerschein und die kleinen Nuancen der körnigen, dennoch ebenen Oberfläche. Ein besänftigender Eindruck, eine beruhigende Farbe, dunkles Olivgrau, oder eben ein helles Ocker, ein Mineral, keine technisch erzeugte Farbe. (Doch heute gibt es auch homogene Imitate, selbst Fertigbauwände in Japan, die sich deutlich anders anfühlen.) Dazu die Rahmung durch die Holzteile in der Wand: senkrechte Trägerbalken, waagrechte Abschlussbalken an der Decke, oder auch versteifende Querbalken auf halber Höhe, naturfarben, glatt poliert, und also offen und sichtbar. Ein wesentliches Merkmal der traditionellen japanischen Bauweise, auch in der heutigen japanischen Moderne noch deutlich nachwirkend: die Rahmung und Kleinteilung, gegen Grenzenlosigkeit, Unendlichkeit, Riesenhaftigkeit. Das Auge nicht nur: der Mensch braucht einen Rahmen, einen umgrenzten Ort, eine institutionell und normativ geordnete Umgebung, sonst ‚dreht er durch', gerät außer Rand und Band (wie in *Nanking* 1937, im Krieg in *China* seit 1937) ... so sagen es uns jedenfalls unsere konservativen Soziologen, gegen die Hoffnungen auf Emanzipation des einzelnen Menschen ...

Doch wo bin ich auf diese Lehmwand getroffen, aus der mir diese Erinnerung hereinbrach? Es war bei der Wiedereröffnung des *Raben* in *Horben*, im Schwarzwald nahe *Freiburg im Breisgau*, im Sommer 2005. Seit mehreren Jahren war dieser stattliche Bauernhof, und seit langem auch Gasthof, mit Stall, Scheune und Nebengebäuden leergestanden, vorher noch von der alten Wirtsfrau nur für Einheimische und über einen Seiteneingang bewirtschaftet, ich erinnere mich noch an den Blick durch eines der kleinen alten Fenster in die trübfunzelige Wirtsstube. Besorgt fragte man sich: wird es auch abgerissen, damit irgendetwas, ein neureicher Palast oder gesichtslose Eigenheime dorthin gestellt werden können, wie an andren Stellen des Dorfs geschehen? Doch ein Mäzen nahm sich des Hauses an, ließ es mit hohen Kosten anspruchsvoll restaurieren, das heißt: unter weitestmöglicher Erhaltung der Substanz, schonender Wiederherstellung angegriffener Stellen. Die gewaltige Holzstruktur, über 250 Jahre alt, die Fenster im Erdgeschoss mit ihren kleinteiligen Scheiben: ausgebessert nur und frisch lackiert. Und in dieser Weise auch die Decken und Wände aus Lehm im ersten Stockwerk, über die ich dann mit den Fingern fahren konnte.

Die Nähe zur Lehmwand im *Raben* war nicht vollständig. Denn hier war die Lehmwand deutlich stärker, wie bei der in Mitteleuropa üblichen Fachwerkbauweise, weit mehr als die etwa 10 cm Wandstärke der japanischen Tradition. Dass aber im Grundprinzip die Bauweise mit Fachwerk und Lehmfüllung dieselbe ist wie die in Japan durch Jahrtausende übliche, war mir längst klar. Nur wird in Japan statt eines Weidengeflechts ein Flechtwerk aus gespaltenem Bambus in die Holzrahmen eingesetzt, um den Lehm zu stabilisieren. Diese Bauweise wird in Japan auch heute noch praktiziert, aber sozusagen als auslaufendes Modell und fast nur noch auf dem Lande, ausgeführt von den traditionellen *Daikusan* (‚Meister Großwerk', d. h. Zimmerleuten bzw. Schreinern) im Auftrag von wohlhabenden Bauern. Aber einst war das die in

vielen Erdteilen vorherrschende Bauweise, mit dem Hauptrohstoff Lehm nämlich, und an vielen Stellen ist sie das auch heute noch.

Vom Architekten erfuhr ich, dass die Lehmwand im Raben ihre Farbe nicht durch dem Anstrich beigefügten Ocker erhalten hatte, sondern dass es der pure Lehm der Gegend war (wie ich wohl hätte wissen können, selbst nahe einem solchen ‚Leimloch', d.i. Lehmgrube, lebend). Zu dem Irrtum war ich gekommen, weil ich – ohne mir damals japanischer Vorbilder bewusst zu sein – seit meiner ersten eigenhändigen Renovierung eines winzigen Raums in einem Tübinger Gartenhaus vor 50 Jahren die Farbe Ocker bevorzugt hatte. Ocker, das war damals noch ein fein gemahlenes Gestein von dunkler Färbung, heute nur noch mit Mühe aufzutreiben. Von den modernen Imitaten unterscheidet sich jenes Mineral durch den kräftigeren Ton und durch die stärkere Körnigkeit, d.h. die Unterschiede in der Größe des Korns . Und weiter dadurch, dass selbst bei längerem Einrühren des Ockerpulvers in den Kalk winzige Klümpchen unaufgelöst in dem Brei bleiben und auf der fertigen Wand sichtbar werden. Der originale Ocker hat daher nicht eine einheitliche Färbung zur Folge, sondern wirkt gerade durch eine gewisse Inhomogenität, die sichtbar, ja geradezu spürbar ist.

Der Eindruck des Ocker hat mir damals in Tübingen vielleicht Besänftigung und Ruhe verhießen, zehn Jahre nach der ‚Repatriierung' aus Japan. Auf Jahrzehnte habe ich an dieser Farbe festgehalten, durch ein ganzes Studien- und Berufsleben in Deutschland. Ich erinnere mich noch genau an das Ockerpulver in dem kleinen Eimer, der am Boden der winzigen und dunklen Werkstatt des Malers in der Nähe der Tübinger Langgass stand. Dieses Pulver wollte ich der Kalkfarbe beimischen, und der Maler gab mir genaue Hinweise, natürlich im Tübinger schwäbischen Dialekt. Erinnerte er mich vielleicht an jenen Daikusan in Kobe, von dem ich – vor allem durch wochenlanges genaues Hinschauen – die elementare Fertigkeit zum Umgang mit Holz und Werkzeug erlernt habe? Jedenfalls: erst im Raben in Horben habe ich den Ursprung meiner Vorliebe für die Farbe Ocker begriffen. Der Ocker, der mir mehr als Farbe war, und ist.

4. Bahnmelodie und technische Rationalität

1. Die Eisenbahn und ihre Melodie

Tsugi wa Kôbe! Kôbe! Tsugi wa Kôbe! Kôbe! (Nächste Station: Kobe!) Diese Rufe schallen mir lebenslang unauslöschlich in den Ohren. Oder: *Tsugi wa Sannomiya! Sannomiya!* Das war die andere Zentralstation der Stadt, wo ich mit meinen Schulfreunden morgens ausstieg, um durch die Straßen hinaufzulaufen zum Hang des Rokkô-Höhenzugs, wo unsere Schule lag, die "Deutsche Schule Kobe". Diese Worte wurden von den Bediensteten der Schnellbahn (*densha,* Elektrische Bahn) in einer sehr charakteristischen Melodie den Fahrgästen im abfahrenden Zug nachgerufen. (So war es bei der Staatsbahn; bei der *Hankyû*-Privatbahn war es kundenfreundlicher: während der Fahrt ging der Schaffner rufend durch den ganzen Zug). Bei der Ankunft waren die Rufe einfacher, bloß die Stationsnamen sausten an den Ohren der Fahrgäste in den hereinfahrenden Züge vorbei, etwa *Shioya! Shioya!* Dazu öfter auch, besonders an den Endstationen: *O-wasuremono wo nai yôni o-negaishimasu!* (Bitte lassen Sie nichts im Wagen liegen! Wörtlich: Dass keine verehrl. Fundsachen ..., bitten wir höflich!)

Diese immer wieder von den Bahnbediensteten ausgerufenen Ansagen sind heute länger und gewählter; sie sind von geschulten weiblichen Stimmen auf Band

gesprochen und werden über Lautsprecher im Zug und auf dem Bahnsteig mitgeteilt. Fürsorglich gehen sie auf all die Wünsche und Probleme ein, welche die geschätzten Fahrgäste womöglich haben könnten. Immer unter genauer Beachtung der Höflichkeitsetiquette, welche den Kunden emporhebt und die Bahngesellschaft samt Bediensteten unten positioniert. Wenn etwa ein Zug einfährt, heißt die Ansage: *Densha ga mairimasu* – Der /ein Zug kommt. Das Wort *mairu* (kommen) gebraucht man auch etwa, wenn man ein Grab besucht, eine nahezu sakrale Handlung, man ‚naht sich ehrerbietig' einem Grabe. Wenn man im Deutschen die Sprossen einer ‚Leiter' der möglichen Wörter andeuten wollte, wäre etwa folgende Abfolge angemessen: ein betont bescheidenes *kommt*, dann *fährt sogleich ein*, *naht*, *ist im Begriff zu nahen* (so etwa, wenn ein kaiserlicher Sonderzug *‚zu nahen geruht'*?).

Eine andere Melodie war der Ton der Bahnschranken, *deng deng deng deng*, im Halbsekundentakt angeschlagene, recht blechern klingende Glocken, während die beiden Bambusrohre der Schranke, auf jeder Seite eines, sich in die Waagrechte senkten, den Zug konnte man meist schon sehen. Hauptsächlich galt das Gebimmel den zahllosen Fußgängern an solchen Schranken, die nicht lange warten mochten; der Autoverkehr spielte in den großen Städten eine geringe Rolle. (Und dies alles auch jetzt noch. Mitten in Tôkyô findet man unzählige solcher Schranken mit ihrem althergebrachten Klang, nun aber elektronisch erzeugt. Hingegen sind die unbeschrankten Übergänge verschwunden – mir sind sie als Stätten schrecklicher Unglücksfälle ins Gedächtnis gebrannt.)

Vor allem aber die Schnellbahnen selbst hatten ihre charakteristische Melodie. Da war das Singen der elektrischen Motoren, anschwellend und in der Tonlage langsam steigend beim Anfahren, absinkend und schließlich verstummend bei der Einfahrt in eine Station, und hier dann auch noch das unregelmäßige Zischen der Pressluftbremsen. Während der vollen Fahrt blieb das Singen der Motoren auf einer gleichmäßigen Höhe, vielleicht leicht ansteigend, und zwischendurch mischte sich die Pressluftpumpe mit ihrem schnell leiernden Rhythmus ein, wenn der Behälter wieder auf Normaldruck gebracht wurde. Das Singen brach ab, wenn sich der Zug der nächsten Station näherte – der Fahrer hatte die Stromzufuhr zu den Motoren unterbrochen und ließ den Zug noch ein gutes Stück mit der Kraft der eigenen Bewegung rollen (vielleicht eine Stromsparmaßnahme im Krieg und danach?). Da trat dann der Untergrund der Melodie umso deutlicher hervor, ihr ‚Takt', die Schienenstöße: das rhythmische Geräusch der zweiachsigen Fahrgestelle, wenn sie die regelmäßigen Lücken zwischen den zusammengeschraubten Schienen überfuhren, *dedeng, dedeng*. Ein Takt, der beim Anfahren allmählich anhub und sich bei der Einfahrt wieder verlangsamte und schließlich erlosch.

Dedéng dedéng – Ton und Takt der Bahnmelodie ließen sich singen, und sie wurden gesungen, auch zu zweit oder zu dritt, von mir und meinen Freunden, verschiedene Züge verkörpernd. Und beim Halt auf einer Station wurden dann auch die Ansagen gesungen, in der oft gehörten Melodie. Die Bahnmelodie ließ sich auch als Litanei, als eintönige Trostmelodie singen, vielleicht zur Erinnerung, zur Beschwörung des Verlorenen. Und sie konnte anderswo ähnlich entdeckt werden, etwa bei den zur gleichen Zeit gebauten Zügen der Berliner S-Bahn (erst seit den neunziger Jahren sind sie allmählich ersetzt worden).

Der Ton der Bahn war für *Botchan* also nicht nur eine Initiationslitanei, sondern auch ein Trostlied, und wohl schon ein vertrautes ‚Wiegenlied'. Und jedenfalls eine

Einschlafmelodie, zusammen mit den übrigen Tönen, die am Abend aus der hell beleuchteten Großstadt emporstiegen, und herein durchs offene Fenster des Kinderzimmers im ersten Stock unseres Hauses in Kobe. Und vor dem Einschlafen noch lange hinausschauen aus diesem Fenster, hinunter auf den Hafen, auf die nach links und rechts weit hingestreckte Stadt ...

„Wenn ich das Fenster öffne, dann lässt sich der Hafen sehen“, so beginnt ein sehnsüchtiger Schlager, der die Stadt *Kobe* im Blick hat, aus den dreißiger Jahren; schon nach dem Beginn des Krieges gegen China, in der Manduschrei. Ein Blick der Sehnsucht für viele Japaner, und besonders Japanerinnen, ein Blick vor allem auf die aus dem Hafen nach *Amerika* fahrenden Dampfer, die sich in dem Schlager mit tiefem Schiffshorn vernehmen lassen – ein auch mir vertrauter Ton (vgl. Anhang):

Mado wo akereba	*minato ga mieru*	*Öffnet man´s Fenster, den Hafen kann man sehn*
Meriken hatoba no	*hi ga mieru*	*Vom American Pier das Licht kann man sehn*
yôkaze shiokaze	*koikaze nosete*	*Abendbrise Salzbrise Liebesbrise nimmt mit*
Kyô no debune wa	*doko e yuku*	*Die Schiffsausfahrt heute, wo geht sie hin?*
Musebu kokoro yo	*hakanai koi yo*	*Schluchzendes Herz, ach, flüchtige Liebe, ach*
Odoruburûsu no	*setsunasa yo.*	*Vom Blues-Tanzen, das Augenblickhafte, ach.*
Ude ni ikari no	*irezumi hotte*	*Auf den Arm Ankertätowierung eingeschnitten*
Yakuza ni tsuyoi	*madorosu no*	*Der Matrose, stark wie ein Yakuza, seine*
Okuni kotoba wa	*chigatte ite mo*	*Heimatsprache, mag sie auch anders sein*
Koi ni wa	*yowai susurinaki*	*Für die Liebe eine Schwäche, Schluchzen*
Nido to aënai	*kokoro to kokoro*	*Ein 2. Mal nicht treffen können, Herz mit Herz*
Odoruburûsu no	*setsunasa yo.*	*Vom Blues-Tanzen das Augenblickhafte, ach.*

Botchans Sehnsucht freilich, sie ging nicht in die Ferne, zu einem exotischen Menschen, sie blickte auf diese Stadt hier, wo er sich zuhause fühlte. Oder ist das eine Deutung aus der Ferne, mit innerem Blick aufs Verlorene? Diese Töne, diese Lichter, wie sie aus der Stadt heraufdrangen, mit ihnen ist meine Erinnerung von Zuhausesein verbunden, von Heimat; meine Erinnerung, *heute*. Diese Stadt, dieses Lichtermeer: es war die Zeit vor dem *Pazifischen Krieg*, vor dem Krieg gegen *Nord-Amerika*, das *Britische Empire* und *Niederländisch-Indien* (heute: Indonesien) seit 1942, mit dem dann die Verdunklung und die Löschübungen begannen. Ein Lichtermeer, *noch*, durchwirkt von einer Wolke von Geräuschen. Besonders die Bahnen ließen sich in den schimmernden Wolken der Lichter verfolgen, als gleitende Lichtbänder, die vertraute Melodie mit sich ziehend. Denn wie in Berlin fuhren sie als Hochbahn, und die wenigsten Gebäude zwischen der Bahnlinie und dem Stadtrand am Berg hatten mehr als

zwei Stockwerke – ganz anders als heute, wo man allenfalls stellenweise etwas von fahrenden Zügen sehen kann. Daneben, davor, darüber die vielen anderen Geräusche, die vielfältigsten Lichter, von denen sich nur die wenigsten so deutlich heraushoben wie die Lichterkette der Bahn. Das Hupen eines Taxis (Privatwagen waren sehr selten), einzelne Scheinwerfer, Leuchteffekte an einem Kaufhaus, ein Verkehrssignal. Am Hafen, ganz hinten nach rechts hin, die gewaltige Silhouette der *Mitsubishi*-Schiffswerft, fast nur als Schatten zu ahnen, ein langgestreckter Kasten aus unzähligen Trägern und Verstrebungen. Die Werft war überaus präsent, durch das unaufhörliche Tackern der Presslufthämmer, Tag und Nacht. Ab und zu das tiefe Tuten eines Schiffshorns, das Signal eines Schleppers, einer Barkasse. Ein vielfältiges Durcheinander, vertraut, beruhigend, einschläfernd. Zuhause ... allmählich einschlafen.

2. Die Bahnmelodie: leibseelische Aneignung von Technik

Jenes Nachsingen der Bahnmelodien war aber zugleich auch eine altersgemäße und geschlechtstypische Einführung in die Welt der Maschinen, eine *leibseelische Iniation*, die nicht zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Ich und Maschine unterschied, sondern *beides* war; eine *Mimesis* der technischen Apparatur. Als kleines Kind auf Besuch in Deutschland, hatte ich eine andere Variante davon kennengelernt: das Brummen der fahrenden Autos, das Schalten der Gänge dabei. Beim Hochschalten das Absinken des Brummtons (und es gab so viele Gänge, wie die kindliche Phantasie sie gerade brauchte), beim Herunterschalten der heller werdende Ton des Motors, natürlich nicht ohne Zwischengas, wie es damals erforderlich war (man wusste das nicht, aber man brummte es: man *war* ja ‚Auto', oder ‚Zug', so wie heute der ‚persönliche Computer' nicht Gegenstand, nicht Instrument ist, sondern ‚menschlicher Partner', mit seinen Launen, seinem eigenen Willen, man flucht über ‚ihn', spricht mit ‚ihm'). Das Singen, das Brummen also als eine Einführung in die technische Welt, in deren damals besonders dominante und sinnenfällige Formen.

Aber eben mit deutlichen Unterschieden. In Japan, wenigstens in den großen Städten, eben nicht das ‚Brummen', sondern das ‚Singen': denn hier stand (und steht bei den Verkehrsmitteln bis heute) *die Bahn* im Vordergrund, in den großen Städten seit langem die *elektrische* Bahn. Sie ist ein wichtiger Orientierungspunkt des nationalen Stolzes, zuletzt seit 1960 noch gesteigert mit der Einführung des *Shinkansen*, der weltersten Hochgeschwindigkeitsbahn zwischen *Tôkyô* und *Kyôto, Ôsaka*, und vielen anderen Städten seither. In Japan sehen und malen, hören und singen die Kinder vor allem die Bahn, und japanische Touristen in Deutschland müssen unbedingt wenigstens einmal mit dem 30 Jahre später entstandenen Konkurrenzzug *ICE* fahren. Die Bahn nimmt jenen ersten Platz in der Phantasie ein, den seit den 20er, 30er Jahren des 20. Jahrhunderts das Auto besetzt hat, besonders in USA, aber auch in vielen Ländern Europas.

Nach dem großen Erdbeben in *Kôbe* 1995 war in *Deutschland* das eindruckvollste, das bis ins Mark schreckende Katastrophenbild jenes eingestürzte Stück einer der beiden Hochautobahnen der Stadt. In Japan stand etwas anderes im Vordergrund der Bildberichte: zerstörte Stationen, und vor allem: die Reihen der Schnellbahnzüge, am frühen Morgen im Depot für den unmittelbar bevorstehenden Betriebsbeginn bereitstehend, von unsichtbarer Macht aus sechs oder acht parallelen Gleisen gehoben, gegeneinander verschoben.

Erdbeben Kobe 1995, Westblick: umgestürztes Teilstück der Hafen-Autobahn.

Erdbeben Kobe 1995, Japanblick: vor Betriebsbeginn aus den Gleisen gehobene Nahverkehrszüge.

Paradox: es war der US-Kommodore *Perry*, der 1853 zwecks „Öffnung des Landes“ die japanischen Würdenträger mit der technischen Überlegenheit seines Landes zu beeindrucken suchte, und zwar indem er eine Dampfbahn im verkleinerten Maßstab an der Küste in *Yokohama* aufbauen ließ. Die japanischen Würdenträger durften sogar einsteigen und ein paar Mal im Kreis fahren – in einem Land, das den Wagen als Transportmittel kaum benützte und keine Überland*straßen* kannte. Der Eindruck war nachhaltig. Schon 1872 fuhr die erste japanische Eisenbahn, wenige Jahre nach der politischen Entscheidung für die „Landesöffnung“; ein wahrhaft revolutionäres Ereignis in jener an solchen Ereignissen nicht armen Zeit; und vor allem: ein Ereignis von mythenbildender Kraft.

Oder genauer: ein Ereignis, das einen alten Mythos umwälzte, erneuerte, umdeutete. Die Hauptverbindungslinie zwischen alter und neuer Hauptstadt, zwischen *Kyôto* und *Tôkyô*, hieß *Tôkaidô* (‚Ostmeerweg‘, oder ‚längs des Meers nach Osten laufender *Weg*‘). Je nach gesellschaftlichem Rang war er zu Fuß, zu Pferde oder in der Sänfte zu benützen. Die Breite dieses Wegs betrug weniger als vier Meter, und er besaß auch keine Brücken über Flüsse. Der *Tôkaidô* verband seit 1600 den Kern des alten Japan (*Nara*, *Kyôto* und *Naniwa*, heute *Ôsaka*) mit der Residenz des Militärgouverneurs, des *Shôgun*, in *Edo* (heute *Tôkyô*). Dieser Verbindungsweg wurde in den 250 Jahren seiner Existenz zu einem der frühen Einigungsmittel des Landes: seine Benützung brachte einen sinnlichen Eindruck von Ausdehnung und Zusammengehörigkeit des Landes hervor. In zahlreichen Reiseführern und Holzschnittserien wurde er zu einem Orientierungspunkt von Wünschen und Phantasien ausgestaltet – eine Serie von *meisho*, von sehenswürdigen Stätten, auch für diejenigen, welche die Reise selbst nur auf dem Papier machen konnten. (Vgl. *Müller, Ms. 2004*.)

Der alte *Tôkaidô* existiert heute nur noch in Resten; über ein Jahrhundert lang war er kaum noch beachtetet worden. Stattdessen gibt es die 1889 vollendete, im wesentlichen parallel verlaufende erste Fernstrecke der japanischen Eisenbahn von *Tôkyô* nach *Kyôto*, und weiter bis *Ôsaka* und *Kôbe*, und diese neue Verbindungslinie trägt den ehrwürdigen alten Namen: *Tôkaidô-sen*, Ostmeerweg-Linie. Und ebenso seit 1964 die erste Hochgeschwindigkeitsbahn der Welt: der *Tôkaidô-Shinkansen*, die ‚Neue Hauptlinie Ostmeerweg'. Der später gebauten Autobahnverbindung dagegen wurde nicht die Auszeichnung des ehrwürdigen Namens zuteil (sie zerfällt in die *Tômei*-Autobahn und die *Meishin*-Autobahn, nach der sinojapanischen Aussprache der Anfangszeichen der drei Großstädte, die durch die beiden Autobahnen verbundenen werden: *Tôkyô*, *Nagoya*, *Kobe*). Die Autobahn steht *unter* der Eisenbahn, in einem Land, wo alles seinen Rang zugewiesen erhält.

Zumindest dem Namen nach gibt es also eine Kontinuität vom alten Verbindungsweg zur Eisenbahn. Und das lag wohl auch in der Absicht der neuen, der *Meiji*-Regierung (ihr prominentestes Mitglied, *Hirobumi ITO*, war auch Mitglied der Baukommission). Diese Regierung schaffte ab, sie verbot, sie führte neu ein, in einer revolutionären Radikalität, die jeden Vergleich mit den radikalen politischen und ökonomischen Revolutionen in Europa aushält (freilich als ‚Revolution von oben'). Und mit *einem* Ziel: das Land sollte stark gemacht werden gegen die Bedrohung aus dem Westen. Und zu den von dort übernommenen Neuerungen gehörte neben Bürokratie, Militär mit moderner Bewaffnung und Disziplin sowie allgemeiner, alle Stände erfassender Wehrpflicht, neben zentral gelenktem Schul- und Hochschulwesen sowie der Errichtung von Vorbildfabriken eben auch ein neues Verkehrssystem: die staatlichen Eisenbahnen und die Nationalstraßen. Alle diese neuen Institutionen dienten neben ihren vordergründigen Zwecken der schnelleren Verkehrsverbindung zugleich auch der Begründung moderner Rationalität und Disziplin. Aber sie sollten auch den Zusammenhang mit der eigenen Vergangenheit erhalten und pflegen, die Kontinuität bewahren und die Menschen für das Neuartige einnehmen.

Die ‚Bahnmelodie' mag als ein anschauliches Beispiel dafür dienen, wie jene Aneignung und Verinnerlichung, wie die Anverwandlung und zugleich auch Umwandlung, ja immer wieder auch die offene oder stille Ablehnung vonstatten gingen; dies alles sicher in viel komplizierteren Weisen, als sich die Reformer das ausgedacht hatten. Nämlich auch als leibseelische Initiation. Dafür nun einige Belege, aus der für Japan so wichtigen Welt der Bahn; zuvor einige Angaben zum ‚zeitlichen Ablauf' (in dem doch auch viel Ungleichzeitigkeit enthalten ist!).

3. Leibseelische Initiation in Rationalität und Nation

Die ersten Züge fuhren sehr bald nach der Machtübernahme der *Meiji*-Regierung (1868): schon 1872 zwischen *Tôkyô* und *Yokohama*, 1874 zwischen *Ôsaka* und *Kobe*, weiter bis *Kyôto* drei Jahre später (vgl. Bild unten, Kapitel V.1). (Diese Strecken verliefen auf den in Japan recht seltenen Ebenen; die Verbindung der beiden Netze war dann ohne Untertunnelung von Gebirgen nicht möglich.) In derselben Zeit wurde eine neue Zeitrechnung nach westlichem Vorbild eingeführt, und auch mit ihr eine neue Disziplin. Sie war drastisch erlebbar, gerade an der Eisenbahn: der Zug wartete nicht; wer zu spät kam, war auf eine neue Weise bestraft, ohne Rücksicht auf seinen sozialen Stand. Pünktlichkeit war eine der neuen Tugenden. Das war der fühlbarste Aspekt der neuen Zeitrechnung, der auch die staatlichen Beamten, die Soldaten, die Schüler und die

Lehrer mit einheitlichem Schulbeginn, der Einteilung nach Stunden und Wochentagen zu gehorchen hatten. (Vgl. *Shimada 1994*, sowie *Gabbani-Hedman 2006, Abschnitt II*) Die Bauern, viele Handwerker und Händler hielten in ihren angestammten Lebensbereichen noch lange an den hergebrachten Zeitstrukturen fest, die von grundlegend anderer Natur waren, am Mond orientiert, am Fünftagerhythmus. (Auch in Europa hatte es eine solche Veränderung gegeben, aber sie zog sich fast unmerklich über viele Jahrhunderte hin, bezog die eigenen Traditionen mit ein. Schon *Gaius Iulius Caesar* hatte im entstehenden römischen Imperium anstelle des Mondkalenders den in Ägypten längst üblichen Sonnenkalender eingeführt. Erst läutete die Glocke auf dem Kirchturm, *z'Nüni*, *Vesper*, dann in Kaserne, Schule, Fabrik, auf dem Bahnhof, dann in der Taschen- und in der Armbanduhr, dann in der Seele. Und neuerdings soll die allzu kalte Disziplinarzeit dort, unter Rückgriff auf ostasiatische Traditionen, wieder ein wenig zurückgedrängt werden ...)

Das Enorme, das ungeheuerlich Neue konnte für die noch tief in einer Art von mittelalterlicher Welt steckenden Menschen bei der Eisenbahn in ganz besonders drastischer Weise erlebt werden. Der von der Lokomotive rhythmisch ausgestoßene Dampf und Rauch, die gewaltigen Räder, das Rattern und Getöse, die unerbittliche Bewegung – halb wurde man davon erschreckt und abgestoßen, halb angezogen und fasziniert. Es war ein leibseelischer Vorgang, eine Initiation, eine Identifikation. Aber eben mit dem Ganzen, mit dem hier und jetzt Erlebten, dem unmittelbar Seh- und Hörbaren der neuen Macht – nicht mit ‚der' Technik, mit ‚der Rationalität' als bloßem Kopfprodukt. Als Kind konnte man vielleicht mitzurennen versuchen, und bald aufgeben; oder das alles singend und summend imitieren, selber Lokomotive sein, oder Lokomotivführer.

Ein deutlicher Beleg für die leibseelische Identifikation lässt sich auch heute in jeder japanischen Stadtschnellbahn miterleben. Die Fahrer, die man durch eine Scheibe oft gut beobachten kann, sind ‚mit ganzer Seele dabei' – *und* mit ganzem Körper. Nicht nur dass sie Fahrstromregler und Pressluftbremse mit den Händen regulieren, Zeit und Geschwindigkeit ablesen, um die nächste Station pünktlich zu erreichen und auf den Meter punktgenau anzuhalten (was man mit Hilfe passender Software auch ‚spielen' kann). Auch die Lichtsignale sind mit ‚Leib und Seele', nicht nur mit dem Gehirn oder dem ‚Denkapparat' zu beobachten, zu beachten. Die Fahrer sprechen, offenbar nach Dienstvorschrift, bei jedem wahrgenommenen Signal mit lauter Stimme aus, was es anzeigt (z. B. ‚Grün! Weiterfahren!'), und sie erheben dabei eine Hand und zeigen mit dem Finger auf das Signal. Ihr Blick ist ernst, konzentriert, fast starr nach vorn gerichtet. Wahrscheinlich wäre ohne diese ‚leib-seelische Doppelsicherung' die äußerst dichte Zugfolge etwa im Schnellbahnnetz von Tôkyô gar nicht möglich: bis zu 14 Wagen lange Züge, oft dicht gedrängt voll, 400 bis 500 Stationen, ein potentiell hochanfälliges System, und dennoch äußerst wenig Unfälle. Und um den Ernst ihrer verantwortungsvollen Aufgabe auch symbolisch klar auszudrücken, haben die Fahrer die Riemen ihrer militärisch gestalteten Dienstmützen unters Kinn geklappt und straff angezogen. Disziplin. Wie im Krieg. *Ich bin im Dienst.*

Im Dienst, in so wichtigem Dienst, soll der Bedienstete nicht an dieses und jenes denken, und auch nicht nur mit dem Kopf dabeisein, sondern eben: mit ‚Leib und Seele'. Die in Europa so weit ins Alltagsleben und in die Lebensanschauung eingedrungene Scheidung von Körper und Geist war der japanischen Kultur fremd, und ist es ihr vielfach noch immer. Der altertümliche deutsche Ausdruck ‚mit Leib und Seele' verweist darauf, dass es bei uns auch einmal nicht so anders gewesen sein könnte.

Mein Vater erzählte mir von einem eindrucksvollen Erlebnis auf einem Provinzbahnhof, wohl Anfang der 40er Jahre. Er musste dort umsteigen, bis zum Anschlusszug war noch geraume Zeit, und da es strenger Winter war, sah er sich nach einem Warteraum um. Den gab es in diesem kleinen Bahnhof nicht, und so fragte er den Stationsvorsteher, ob er in einem Dienstraum Platz nehmen könne. Dem in angemessener Höflichkeit anfragenden Herrn aus offenbar gehobener Schicht wurde der Wunsch bewilligt, und so bekam er einen Platz zum Sitzen im Dienstraum. Es wurde 12 Uhr Mittag, und die Bahnhofsangehörigen versammelten sich in mehreren Reihen. Der Stationsvorsteher trat vor sie, verneigte sich, was mit Verneigungen erwidert wurde. Dann trug er aus einem Buch feierlich ein Gebet vor, und die Bahnhofsbeamten lauschten inbrünstig. Am Schluss des Gebets verneigte er sich wieder, mit erneuter Erwiderung. Die Gebetssitzung war zu Ende, die Leute begaben sich wieder an die Orte ihrer Pflicht. Doch war meinem Vater beim Zuhören klar geworden, dass es sich bei dem Gebet ‚nur' um eine Dienstvorschrift handelte, aus der offenbar täglich ein Abschnitt verlesen wurde. (Etwas ähnliches wird vom Verlesen des Kaiserlichen Erziehungsedikts berichtet, das seit seinem Erlass 1872 in jeder Schule vor Beginn jedes Schultags feierlich verlesen wurde. Erst 1945 ist das abgeschafft worden.)

Einen kleinen Provinzbahnhof hatte ich mir in einem damals sicher schon recht kostbaren Kinderbuch anschauen können: „Unser Güterzug" (*Bokura no kamotsuressha*, Tôkyô 1943, vermutlich für Schüler des 1. oder 2. Schuljahrs). Auch dieses großformatige Heft vermittelt – in kindernaher Form – etwas von der ‚Hohen Aufgabe' der Eisenbahn und den Pflichten der Bahnbeamten. In großformatigen Zeichnungen, die vorwiegend in bräunlichen Tönen gehaltenen sind, sieht man den langen Güterzug durch gebirgige Schneelandschaften fahren. Die Landschaft, der Schneefall, die dampfende und rauchende Lokomotive werden liebevoll ausgemalt. Schließlich kommt der Zug, noch mit Schnee bedeckt, in einer südlichen Stadt an; dort sieht man schon die Pflaumen blühen. Besondere Aufmerksamkeit gilt neben Landschaft und Zug dem Inhalt der Güterwagen. Beim Halt auf Bahnhöfen kann man durch die geöffneten Türen in die Waggons blicken. Während der Fahrt ist das nicht möglich; hier wird eigens auf einem sehr breiten Streifen am Rand gezeigt, was in den Güterwagen zu den Städten des Südens transportiert wird: man sieht in die Wagen und erblickt die charakteristischen Holzkohlensäcke, Steinkohle, Schrott, Langholz, allerhand Behälter, vor allem aber Tiere: die Herren Schweine, die Herren Ziegen, die Herren Hühner (mit der für Menschen üblichen Anrede; im Japanischen ununterscheidbar ‚Herr' oder ‚Frau'; andererseits ist das im Bilderbuchtitel enthaltene ‚Wir' männlich, ein Buch also für Jungen).

Wie es diesen Tieren während der Fahrt ergeht, ist ein wichtiges Thema: die Lüftungsgitter in den Wagen werden gezeigt; oder wie sie schlafen oder spielen; ein Huhn legt ein Ei und gackert. Im Text wird berichtet, dass die Schweine es in der Nachtfahrt durch die Schneeberge wohl kalt gehabt haben müssen. Eine ganze Doppelseite gilt der Szene auf einem Provinzbahnhof, wie auf dem Bahnsteig „ein Herr Schwein spazierengeht" (und von pflichtbewussten Bahnbeamten wieder eingefangen und in seinen Wagen zurückgebracht wird). (Von der Bestimmung der Tiere ist nicht die Rede. Vermutlich erfüllten sie ihre Aufgabe, ihre Pflicht. Hier: die Pflicht der Selbstaufopferung.) In diesem Kinderbuch wurde die Technik der Eisenbahn und der Gütertransport zur Versorgung der Städte den Kindern nahegebracht: über die farbigen Bilder mit den lebendigen Tieren, ihrem Gackern, Spielen und Schlafen, vor dem

Hintergrund des angestrengt durch eine malerisch gestaltete Berglandschaft ‚dampfenden' Güterzugs.

Bilderbuchseite: Güterzug hält auf Provinzbahnhof (Ausschnitt), Herr/Frau Schwein geht spazieren (rechts, am Ende des Lok-bespannten Zuges).

Mit demselben Ziel wurden auch Eisenbahnlieder verfasst (*tetsudô shôka*). Es wird berichtet, dass die Lieder des Gelehrten *OWADA Takeki* um 1900 unter japanischen Kindern und Jugendlichen sehr populär waren. Sie lernten so historische und geographische Einzelheiten und entwickelten ein Bewusstsein von ihrer Nation – eine wichtige Aufgabe der Eisenbahn, nicht nur in Japan.

Zuletzt zu diesem Zusammenhang von Eisenbahn, Nation und Kaiser eine besonders sichere Erinnerung *Botchans* (oder habe ich sie vielleicht so oft erzählt, dass sie Ursprünglichkeit und Zuverlässigkeit verloren hat? In meiner Erinnerung scheint sie mir jedenfalls felsenfest dazustehen ...). Es war ein kalter Morgen auf einem größeren Bahnhof im Gebirge (vermutlich *Shiojiri*), im frühen Herbst, auf der Rückfahrt von einem Sommeraufenthalt in *Nojiri* oder *Karuizawa* in den ‚japanischen Alpen', 1942 oder 1943, im Alter von etwa neun Jahren. Ich hatte wohl geschlafen, und noch halb schlaftrunken sah ich zum Fenster hinaus, auf die vom Bahnsteig abgewandte Seite, in nordöstlicher Richtung. Dort standen mehrere Dampflokomotiven: *goldene* Lokomotiven! Oder genauer: alle ihre blanken Metallteile waren golden! Die Kolbenstangen, die Rohrleitungen, der Ring um den Schornstein, Boilerhauben, Griffe von Hahnen usw. Also nicht wie gewöhnlich aus Silber. Das verwunderte mich sehr, und ich fragte nach dem Grund. „Der *Tennô* hat heute Geburtstag!" Nun war mir alles klar. Zu diesem bedeutenden Anlass wurden die goldenen Lokomotiven aus den Abstellschuppen gezogen, sonst waren natürlich die Silberlokomotiven in Gebrauch. Die kannte ich ja. (Tatsächlich hatte freilich der *Shôwa Tennô* am 29. April Geburtstag – ist nun hier meine Erinnerung verschoben, oder hat mir das jemand damals unzutreffend mitgeteilt? Aber mit dem Gold, das hatte schon seine Richtigkeit. 1960 wurde für diesen selben Tennô ein neuer, prachtvoll ausgestatteter Sonderwagen gebaut,

goryôsha, der ‚*Hohe Reisewagen*': innen „mit Seide bespannt, von außen mit Blattgold beschlagen"[14].

5. Die Erinnerungen des Leibes

In ihrer Autobiographie kommt die mit 13 Jahren aus Polen ausgewanderte *Eva Hoffman* (*Lost in Translation.1989*) zu einem Punkt ihrer allmählichen und nie vorbehaltslosen Integration in die nordamerikanische Kultur, wo sie sich trotzig in ihrer mitgebrachten Identität zu behaupten sucht; in streitsüchtiger Strenge hält sie ihren amerikanischen Studienfreunden den Spiegel ihres bequemen Ruhens in den Vor-Urteilen und Blindheiten ihres Alltags vor. Diese Auseinandersetzung mit ihren eingeborenen Freunden, und mit sich selbst, führt Eva Hoffman auf der Ebene der Argumentation. Die in der rückblickenden Introspektion gewonnenen Einsichten führt sie dem Leser mit bewundernswerter Genauigkeit und Differenziertheit vor – im Medium der intensiv angeeigneten englischen Sprache, die sie ‚von oben her' gelernt hat, ohne die verlässliche Grundlage einer aus ganzheitlichen Erfahrungen zusammengewachsenen Kindheitswelt.

Im Mittelpunkt steht für Eva Hoffman also die geistig-seelische Selbstverortung im „Dazwischen" (S. 216) zweier Hochkulturen, in einer „gegabelten Identität" (S. 261), steht die Aneignung der neuen Sprache und der in ihr versprachlichten Welt. Der *Leib*, die leibliche Erfahrung, sind darin zwar auch mehr oder weniger präsent, werden aber nur en passant zum expliziten Thema. So etwa wenn sie auf den unerbittlichen Zwang zum ‚Dünnsein' zu sprechen kommt, in den ihre Schwester nicht hineinschlüpfen mag, weshalb sie trotz vielversprechender Begabung die fortgeschrittene Karriere als Balletttänzerin abbrechen muss. Oder wenn sie über ihre eigene Stimme schreibt, die dünn und brüchig geworden war, solange ihr die Verankerung in den Tiefenerfahrungen des neuen Sprachleibs fehlte. Man mag das auch als einen Hinweis auf die von ihr geforderte spezifische Intellektualität in der ‚neuen Welt' lesen, welche ihre Weiterentwicklung als Pianistin unmöglich machte, ihr aber eine Karriere als Studentin der englischen Literatur, als höchst sensible Kritikerin und Schriftstellerin in dieser Sprache eröffnete. Auf der Leib-Seele-Achse: gewissermaßen eine Verschiebung – von der untrennbar leibseelischen Einheit beim gelungenen Vortrag eines Klavierkonzerts (noch in Krakau) zu der viel kopflastigeren Bewusstheit einer Literaturkritikerin in USA. Oder wenn sie bei einem späteren Besuch in Polen registriert, wie die Bewegungen ihres Körpers anders geworden sind: „I move in a more American way ... with looser, more resolute strides. I've allowed my body a certain straightforward assertiveness; but I've inhibited the capricious, impulsive mobility of expression that's the sign of the feminine here." (S. 236)

Auch in meinen japanischen Erinnerungen gibt es solche höchst impulsiven Gesten japanischer Frauen. Und gerade sie lassen mir meine leiblichen Erfahrungen und Erinnerungen stärker hervortreten, die bei Eva Hoffman nur eher beiläufig hereinspielen. Zwar ist mir eine selbverständliche Identifikation mit der deutschen Sprache und Kultur möglich gewesen, denn anders als bei Hoffman die nordamerikanische, war mir die deutsche Sprache durch Mutter und Vater von Anfang an vertraut; meine geistige Entwicklung konnte sich darauf stützen, als ich in die deutsche Schule in Kobe eintrat. Sie wurde dort mit ‚deutschen' Kindheitserlebnissen

[14] *Asahi Shinbun 25. 6. 2004, S. 26;* nach der Übersetzung in *Asahi Shinbun Dahlem, Nr. 286, Okt. 2004, S. 51.*

angereichert, durch den Umgang mit deutschen und deutschsprechenden Kindern, besonders in den fünf Jahren der *Deutschen Schule Kobe* (mit streng durchgesetzter deutscher Schulsprache). Die japanische Sprache hatte ihren Schwerpunkt in der frühen Kindheit und trat dann zurück; vor allem fehlte mir die in Japan charakteristisch eigenständige männliche Sozialisation (daher hat mein japanisches Sprechen bis heute einen weiblichen Klang behalten). Und so dürften auch die leiblichen Prägungen aus der japanischen Umwelt in der frühesten Phase besonders nachhaltig gewesen sein, später nachgelassen haben.

Und dennoch war schließlich der Bruch mit der vertrauten Existenz in der japanischen Umwelt, im Alter von 12 Jahren, doch recht tiefgreifend, wie mir die späteren Wahrnehmungen meiner zahlreichen leiblichen ‚Abweichungen' gezeigt haben. Zu dieser japanischen Existenz gehörte eben nicht nur das japanische ‚Teilhaus' mit den Kinder- und Dienstmädchen, ihrer Sprache, ihrem Umgang mit mir und meinen Eltern, sondern auch, und zunehmend, ein großer Teil der Lebenswelt außerhalb des Hauses. Diese Welt schließt Naturbedingungen und Klima ebenso ein wie den öffentlichen Raum. Dieser war vielfach weit kleinräumiger und kindnäher als in deutschen Großstädten. Die Straßen und Gassen also mit ihrem lebhaften Betrieb, den Nachbarsfrauen und Kindergruppen, den Garten- und Straßenarbeitern und den Passanten (und übrigens wenig Autos, vielfach selbst heute noch). Dazu die Läden und Auslagen der Händler und die offenen Werkstätten der Handwerker; die Gerüche aus den privaten Küchen und den kleinen, nicht selten fahrbaren Garküchen. Weiter die andersartigen Farben – *gerade weil* damals noch eher sparsam verwendet, dominierend war das Grau der Holzwände und der Ziegeldächer. Die Stadtbahn und die Fernzüge, die Autos und die Fahrräder, mit ihren charakteristischen Tönen. Die in dieser Umwelt vorherrschenden Töne, von der Sprache und den lauten Rufen bis zu den höflichen Äußerungen, samt zugehörigen leiblichen ‚Formen', wie Verbeugung, Gestik, Mimik; und noch viele andere ‚Sitten'. Das alles gehörte zur vertrauten Lebenswelt, die mir plötzlich hinter dem Horizont versank und einer sehr andersartigen, einer nahezu fremden Welt Platz machte, einem ganz anderen ‚Klima' (im weitesten Sinn).

Wie nachhaltig mein Zuhausesein in jener Lebenswelt war, das zeigen mir also gerade meine leiblichen Erinnerungen. Viele sind mir erst spät als solche ins Bewusstsein getreten, andere habe ich früh als prägend begriffen und in ihnen, womöglich sogar mit Trotz, ein Stück mitgebrachter und bedeutsamer Besonderheit behauptet; aus ihnen also ein Stück vor allem leiblicher Identität konstituiert. Einige dieser Erinnerungen finden in anderen Zusammenhängen Platz; andere sollen hier vorgestellt werden.

1. *Ófuro* – das japanische Bad

Da sind die andersartigen Badegewohnheiten. Bis zu meinem 12. Lebensjahr gibt es – in der Erinnerung – nur das japanische Bad. Die Erinnerung beginnt klar und deutlich mit dem Badezimmer im Haus in Kobe. Die lange, gerade Treppe hinauf in den I. Stock, die Tür geradeaus, ein Raum von vielleicht 2½ auf 2½ Metern, ein Fenster, auf dem Boden Fliesen – oder Betonboden? Die Erinnerung schweigt. Rechts das Waschbecken, Porzellan, mit den Buchstaben HOT und COLD auf den Porzellandeckelchen der kreuzförmigen Hahnen. Davor ein kleiner Frottéteppich, mit der Aufschrift BATH. Dies also durchaus westlich Aber links dann der kubische Badezuber aus Zedernholz, vielleicht 60 auf 60 cm, mit heißem Wasser zu füllen aus einem Gasdurchlauferhitzer mit einer Abdeckung aus gehämmertem Kupferblech. Die

Gasversorgung hörte recht bald auf (wohl 1942), und der kubische Zuber wurde durch einen traditionell ovalen, wie ein Fass gebauten Holzbottich ersetzt, in den eine kugelförmige Brennkammer aus Metall hineinragte, die von außen durch ein Holzfeuer erhitzt wurde und das kalt in den Zuber eingefüllten Wasser allmählich erwärmte. Der Rauch zog durch ein Blechrohr ins Freie ab. Einfach und sehr effektiv; nach einer Stunde etwa war das Wasser so heiß, dass einer nach dem andern darin baden konnte, nicht liegend, sondern hockend – ‚natürlich' *vorher* mit Seife gewaschen und mit aus dem Zuber geschöpftem Wasser abgespült. Dass man schon ‚sauber' war, wenn man in den Badebottich stieg, das war sehr wichtig, denn der immer noch spürbare Urzweck des Bades war die Beseitigung von magischen Befleckungen im ‚reinen', sehr heißen Wasser. (Gewissermaßen das shintoistisch-leibnahe Pendant zur katholischen Tradition von Beichte und Absolution, freilich ohne deren zentralistisch verwaltete Verteilung durch von oben eingesetzte und geweihte Priester, vielmehr von recht demokratischer Zugänglichkeit – wie so viele Praktiken des dörflichen Shintoismus, der auch in den Städten mit bis heute sichtbaren Resten überlebt, oder dort neue Formen hervorbringt.)

Da hinein wurde nun also regelmäßig gestiegen, stets unter Betreuung durch eine *Amahsan*. Sie sorgte z.B dafür, dass auch der letzte Seifenschaumrest abgespült war, mit Wasser, das sie vermittels eines Holzschöpfers aus dem heißen Zuber entnommen und mit Kaltwasser ein wenig abgekühlt hatte, um es dann über uns zu gießen; das Wasser konnte durch einen Abfluss im Boden abfließen. Die Amahsan sorgte auch dafür, dass die Kinder ins recht heiße Wasser stiegen, nicht immer zu deren Begeisterung.

Denn das *ofuro* war sehr heiß, es musste sehr heiß sein, denn sonst war es kein *ofuro* (nach später eingezogenen Erkundigungen angeblich möglichst etwas über 50° Celsius, sonst wenig darunter – von vielen Europäern gefürchtet; heutzutage raten die japanischen Ärzte zu niedrigeren Temperaturen ...). Den Schwestern war das ein Problem. Als Ältester aber, und als Junge, vielleicht, war *Botchan* schon so weit, mit ruhiger Würde sehr langsam ins Wasser zu steigen und dort völlig still zu halten – nur so war es auszuhalten. Es war ein Ritus, den man bestehen musste. Sonst passte man nicht hierher.

Wieder herausgestiegen, dampfte man heftig; und da man auch schwitzte, war es sinnlos, sich mit einem Handtuch abzutrocknen. Zweckmäßiger war ein sehr kleines, längliches Baumwolltuch (etwa 60 auf 25 cm, das *tenugui*, d.h. „Hand/Wischen"): man wischte sich die Wasserreste, die Tropfen ab, die immer wieder auftraten; zugleich spürte man auf der Haut eine angenehme Kühle. Dann vielleicht erst in einen leichten Kimono (*yukata*), oder gleich in Nachthemd oder Schlafanzug, und im Winter bald ins Bett (denn geheizte Räume gab es wenig), vorher noch das Abendessen.

Deutliche Erinnerungen auch ans Bad im zweiten, ganz modernen Haus (in *Shioya*). Hier war das westliche Bad mit eingefliester Emaille-Badewanne viel repräsentativer als im Kobe-Haus, eben modern; aber es war ebenfalls längst außer Dienst. So wurde auch hier auf das japanische Bad im separat gelegenen Dienstbotenhaus zurückgegriffen. Es war ein gusseiserner, ummauerter Kessel, der von unten, außerhalb des Baderaums, durch ein Holzfeuer erhitzt wurde. Auch bei dem zuvor beschriebenen Badezuber war die Berührung mit der feuererhitzten Brennkammer sehr schmerzhaft; da sie aber mit Latten abgeschirmt war, kam das kaum vor. Beängstigender die Lösung des Problems bei diesem klassischen gusseisernen Bad: mit den Füßen musste man ein auf dem Wasser schwimmenden Holzlattenrund besteigen und dieses gegen den Auftrieb derart

Shioya: der Eisenbottich aus dem Bad im Dienstmädchenhaus (1980 gefunden im Garten des schon geplünderten Hauses).

nach unten in die heiße Tiefe des Kessels steuern, dass es sich dort waagrecht verkeilte – *über* dem befeuerten Boden in der Verjüngung des Kesselrunds. Man konnte von diesem runden Holzdeckel abrutschen, dieser sauste nach oben, und man selber ... – unbeschreiblich! Gesteigert war die Angst vor der höllisch-dunklen Tiefe für die kleineren Kinder: sie waren ja viel leichter, und noch ungeschickt, und sie mussten bis fast zum Hals in die Tiefe! Auch wenn die *Amahsan* dabei half – die Angst vor dem emporschnellenden Holzdeckel, der schwarzen heißen Tiefe war enorm. Und der Stolz nach bestandener Prüfung.

Dieses *klassische* Bad wird in dem ebenfalls klassischen Schelmenroman von *JIPPENSHA Ikkû* Anlass für schmerzlich-groteske Verwicklungen. (In diesem Roman werden die Erlebnisse und Abenteuer von zwei Schelmen auf ihrer *Tôkaidô*-Fußreise von *Edo* (heute *Tôkyô*) nach *Kyôto* unterhaltsam beschrieben. Vgl. *Jippensha 1960* bzw. *1992*) Denn die beiden Schelme reisen von der neuen, östlichen Hauptstadt zur ‚hochgelegenen' alten Hauptstadt (heute reist man von unten, aus der Provinz in die ‚hochgelegene' Hauptstadt *Tôkyô/Edo*, entsprechende Hinweise finden sich auf den Bahnsteigen: Hinauf, oder: Hinunter). Und in dieser südwestlichen Region *Kansai* (zu der auch *Kobe* gehört) sind nach der Darstellung des Romans solche Bäder mit glühendheißem Eisenboden üblich – den Reisenden aus dem Osten noch nicht bekannt. Die den müden Füßen von jenem Boden zugefügten Schmerzen versuchen die Schelme in einem zweiten Einstieg ins heiße Bad zu vermeiden – durch einen eklatanten Tabubruch: denn da sie den Brauch des kunstvollen Hinuntersegelns auf dem oben beschriebenen Holzrund nicht kennen, schützen sie ihre Füße mit speziellen Holz-*Geta*, die zur ausschließlichen Verwendung im ‚unreinen' Klo bestimmt sind, und dabei werden sie vom Gasthofbesitzer entdeckt ... – grässlich! grässlich! (Und dergleichen kommt auch heute noch vor: es passiert vielen Ausländern, dass sie die moderne Fassung jener *Geta*, giftig-grün gefärbte und mit den Kanji ‚Klosett' warnend beschriftete Plastikpantoffeln, nach dem Besuch des Klos nicht wieder davor ablegen, sondern ahnungslos im ganzen Haus damit herumlaufen. Zwar werden sie nicht gescholten, doch sind traditionelle japanische Hotels aufgrund solcher Tabubrüche in aller Regel für ausländische Besucher ‚leider schon vollkommen ausgebucht'. Eine Ausnahme davon macht nur die obere, nach westlichen Maßstäben vollmodernisierte und entsprechend teure Klasse von Hotels).

Das *ofuro* ist mir nicht abhanden gekommen. Mein erstes Erlebnis mit der Badewanne in Deutschland im Jahre 1948 stellte gewissermaßen den klassischen Kulturschock japanischer Europabesucher nach (doch soll es inzwischen eine große Zahl auch in dieser Hinsicht westreise-erfahrener Japaner geben). Schon über ein Jahr in Deutschland, und wieder – wenn auch sehr beengt – im Kreise der Familie, nahm mein

Vater mich eines Tages in eines der damals noch recht verbreiteten öffentlichen Wannenbäder mit, denn in ‚unserer' Wohnung (nur zwei Zimmer standen uns darin zur Verfügung) war die Badewanne noch außer Betrieb. Wir erhielten eines der kleinen Badezimmer zugewiesen und ließen sogleich das – natürlich nicht richtig heiße – Wasser einfließen, um uns erst einmal mit Wasser zu überschütten und gründlich abzuwaschen. Wenig später gab es heftiges Klopfen, ja Hämmern gegen die Tür und laute Schreie, etwa: Was machen Sie denn da? Sofort aufhören! *Das* ist ja eine Überschwemmung! – Wir begriffen den Grund für den gerechten Zorn: hier fließt das auf den Boden geschüttete Wasser nicht durch den – in Japan üblichen – Ausguss auf dem Boden ab, sondern unter der Tür hinaus auf den Gang ... Ebenfalls: grässlich!

Rechte Freude habe ich am deutschen Badevergnügen nie gewinnen können. Es ist so kühl; und man muss sich in die Länge strecken und immer aufpassen, dass man nicht in die Wanne rutscht und ertrinkt. Und am Rücken friert man, weil das Metall der Wanne etwas kühl bleibt. (Wunderbar dagegen, wenn das heiße Wasser bis zum Nacken reicht, dieser am warmen Holz sich anlehnen kann...) Bald habe ich die deutsche Badewanne aufgegeben, habe mich modern gegeben: man duscht sich jetzt! (Dies freilich im Hocken.) Beim ersten Besuch in Japan, mit 45 Jahren, begriff ich, was mir fehlte: das *ofuro*. Zwei, drei Jahre später kaufte ich einen ovalen Saunabottich aus Holz und sorgte für ausreichende Heizkraft des Durchlauferhitzers. Heiß muss das Wasser sein, nicht unbedingt 47 oder 48 Grad, aber doch 45!

Nun noch ein Märchen zum heißen Bad in Japan, nach der Übersetzung von *Dr. Hermann Bohner*, Freund unserer Familie, und mir durch meine ganze Kindheit vertrauter Erzähler japanischer Märchen und Sagen. (*Bohner 1942, S. 31*)

Schwarzwurzel, Rettich und Rübe
Schwarzwurzel, Rettich und Rübe heizten miteinander das Bad. „Wer darf zuerst baden?" meinte der Rettich, „Schwarzwurzel, geh' du hinein!" „Mir ist es zu heiß", sagte der Rettich zur Rübe. Die Rübe hatte es eilig. Sie stürzte sich hinein. Da war das Bad überheizt. Die Rübe wurde feuerrot. Der Rettich badete hernach, als das Wasser gerade die rechte Wärme hatte. Daher wurde er so schön weiß. Die Schwarzwurzel hat am Ende überhaupt noch nicht gebadet. Deshalb ist sie so schwarz.

2. Schlitzaugen

Eine Sonnenbrille habe ich nie getragen – bis vor kurzem, anlässlich eines Winteraufenthalts im Engadin, mit Schneespaziergängen in Höhen von 3000 Metern, bei strahlend blauem Frühlingshimmel. Die Augen tränten mir, und ich sagte mir: es wird Zeit für eine Sonnenbrille. Nun habe ich sie, aber ich trage sie nie. Ich *möchte* die Helligkeit der heißen Sommersonne wahrnehmen, ich *möchte* mich nicht im Halbdunkel hinter einer Brille verkriechen. Und ich bemerke erst jetzt, *nach* angeschaffter Sonnenbrille: trete ich in die Helle, so fallen mir die Augen zu, bis auf einen kleinen Schlitz. Weil es so unwillkürlich geht, habe ich es erst jetzt bemerkt. Und ebenso unwillkürlich gehe ich aus dem Hellen in den Schatten, wo es nur möglich ist.

Passfoto des Verf., 24. Juni 1947, Planegg bei München

Und so habe ich denn also wirklich, was man mir oft gesagt hat: Schlitzaugen. Freilich: auch meine Mutter, eine Schwester, meine Tochter, meine Enkel haben etwas davon, und sehr deutlich schon der Großvater mütterlicherseits – und sind nicht einst die Mongolen als Reiterscharen bis nach Mitteleuropa vorgedrungen? Und wenn man einmal den Blick dafür hat: es sind gar nicht so wenige der in Mitteleuropa seit langem Ansässigen! Bloß dass man in meinem Fall, wie in dem meiner Schwester, einen Scheingrund dafür hat: aha! Aus Japan ...! Es wechselt auch mit dem Lebensalter; bei mir gilt ein kindliches Passfoto bald nach dem Eintreffen in der ‚deutschen Heimat' als besonders ‚japanisch', bei meiner Schwester ein Porträtfoto mit 18 Jahren. Das dunkle Haar hat alles noch erleichtert. Das hatten meine Eltern freilich auch schon.

Doch ist es die Vererbung, sind es allein die Gene? Die Sache mit den verschmähten Sonnengläsern kann eine andere Seite beleuchten: die Augen werden von dem Augenblick an von ihrer Umgebung bestimmt, ‚erzogen', wo sie ‚das Licht der Welt erblicken'. In meinem Fall in *Japan*, in *Kobe*: die Stadt liegt südlicher als die südlichsten Ausläufer des europäischen Kontinents, es liegt auf der Höhe des mittleren *Tunesien*. Die Sonne fällt viel steiler ein, und sie wirkt dort noch massiver durch den schwülen Sommerhimmel mit seinem diffusen Licht: es ist *sehr hell* dort. Auch vor der Erfindung von Sonnenbrillen haben die Menschen dort gelebt, in jenen dem Äquator näheren Breiten. Und soweit sie sich nicht über die Mittagsstunden in den Schatten zurückziehen (erst im Schatten ist Sonnenhelle und -hitze ja schön ...), entwickeln sie die ‚Schlitzäugigkeit' notgedrungen, sie wird zur selbverständlichen leiblichen Ausstattung, die ohne Bewusstsein einfach wirkt. Und so gehen mir die Augenlider einfach nach unten, wenn es sehr hell wird ... Die heutigen Japaner freilich erscheinen mir weniger ‚schlitzäugig': weil sie nicht mehr überwiegend unter freiem Himmel arbeiten, sondern in Büro- und Fabrikhallen?

3. *Góhan* – versus Schwarzbrot

Wenn es mir gut geht, aber besonders wenn es mir nicht gut geht: *go-han*, Reis ist immer gut, mit und auch ohne Beilage, nur mit ein paar Tropfen *shôyu* (japanischer Soja-Sauce), vielleicht noch mit einem hineingemischten rohen Eigelb. Natürlich muss es *richtiger* Reis sein, vor allem: auf japanische Art gekocht, *go-han* eben (*go* ist eine Ehrerbietung anzeigende Vorsilbe, ebenso wie *o* in *ofuro* bei manchen Wörtern üblich und besonders von Frauen regelmäßig gebraucht). Hier mein Kindheits-Rezept.

Rundkörnig muss er natürlich sein, am besten aus *Japan*. Solange gewaschen, bis das abgegossene Wasser kaum noch trüb ist. Und ein paar Stunden mit Wasser im Topf einweichen. – Wieviel Wasser? Das weiß man eben. Man hält die Hand flach in den Topf auf den Reis, dann darf das Wasser sie noch nicht richtig bedecken. Den Topf auf eine starke Flamme stellen, bis er kräftig kocht (eine richtige Flamme muss es schon sein, von Holzkohle oder von Gas). Dann braucht es eine Viertelstunde bloß noch ein

ganz schwaches Feuer (im Krieg hat auch das Bett genügt), dann vielleicht noch ein paar Minuten ziehen lassen.

Mit einem Holzlöffel den dampfenden Reis in ein Schälchen und daran riechen – den Duft ...! Das ist das Eigentliche daran ... (Wenn es kein echter Reis ist (s. unten), dann riecht er schlecht, nach Lagerung, Erde oder dergleichen.) Dazu etwas Zukost, am einfachsten dünne Lauchscheiben (aber nur das Weiße!) oder/und ein Stück Lachs mit *shôyu* in Soyaöl leicht gedünstet. Und alles mit *hashi* (japanischen Stäbchen) gegessen – bei japanisch zubereitetem Reis nicht so schwer, weil die einzelnen Körner leicht aneinanderkleben. Und dennoch einen gewissen Biss behalten, nicht weich gekocht wie Milchreis!

Und wenn dieser *Reis* die eine Seite der Medaille ist (also keinesfalls mit Milch gekocht, oder gar jenes unsägliche, als ‚Duftreis' verkaufte Produkt!), dann ist das *Brot* die andre. In *Botchans* Erinnerung tritt Brot erst spät auf, vielleicht erst, als es keine Haferflocken für den – zur lebenslangen Frühstücksgewohnheit gewordenen – Porridge mehr gab, den mit Wasser gekochten Haferbrei kolonial-britischen Ursprungs. Denn nur am Rande waren jene quadratischen Weißbrotscheiben aufgetaucht, abzuschneiden von einem kubischen Laib (heute in Deutschland als Toast-Brot verbreitet) und über dem offenen Feuer auf einem Drahtgitter leicht geröstet; es gab sie sonntags, mit Butter und Orangenmarmelade bestrichen, vielleicht nach einer halben Grape-Fruit, als besonderer Delikatesse.

Denn ‚echtes deutsches Brot', das wurde mir erst spät bekannt. (Die tristen Erinnerungen an die Ernährung mit Brot, gar Schwarzbrot 1938 und 1939 in Deutschland hatte ich gründlich vergessen.) Es handelte sich um ein seit 1943 oder 1944 gebackenes ‚Schwarzbrot' in Kastenform, ‚Kommissbrot'. Es wurde von dem Bäcker *Freundlieb* gebacken, aus der Gegend südlich von Hannover stammend und noch heute in Kobe ansässig und sehr erfolgreich geschäftstätig (‚*German Home Bakery*'). Der fürs deutsche Schwarzbrot erforderliche Roggen wurde von der der ‚Deutschen Gemeinde' beschafft, die das Brot dann als ‚Zuteilung' verteilte. (Und zwar in ihrer Eigenschaft als örtlicher Gestalt der ‚Deutschen Volksgemeinschaft', einer ‚Gemeinschaft', welcher der Ausschluss der jüdischen Deutschen vorausgegangen war, die von diesem deutschen Brot nichts erhielten, wie auch nichts von anderen Sonderzuteilungen für die ‚Volksgenossen', wie Kartoffeln, Thunfisch- und Kondensmilch-Konserven. Der Ort dieser Zuteilungen war der *Deutsche Klub*, einstmals als *Club Concordia* von ansässigen deutschen Kaufleuten gegründet und gebaut. Für die unselbständigen Herren, Angestellte also, und selbst Lehrer, war er nur mit erheblichen Einschränkungen zugänglich gewesen. Das hatte sich ja nach 1933 geändert... für jeden ‚deutschen Volksgenossen'. Die andern mussten ganz raus. Vgl. unten V.2.)

Dieses Schwarzbrot war sehr gesund, wie man erfuhr. Es war sehr fest, hatte einen leicht säuerlichen Geschmack. Die Antipathie gegen dieses Brot ist mir geblieben bis zum heutigen Tag. Wie ein Stein bleibt es im Bauch liegen. Eine Scheibe davon, wenn es noch ganz frisch ist, mit viel Butter, ja, das kann man schon einmal essen. Aber regelmäßig? Zum Frühstück, am frühen Morgen? Und dann auch, noch einmal, zum ‚Abendbrot' – *Nein*! ich habe dieses Wort nie angenommen, mir heißt es bis heute ‚Abendessen': etwas Warmes, mit Feuer zubereitet (nicht notwendig von Frauenhand).

Und so habe ich denn in den 90er Jahren mit viel Sympathie den erbitterten Widerstand der japanischen Bevölkerung gegen den von der Regierung verfügten Import von ausländischem Reis verfolgt. Die Regierung benützte eine einheimische Missernte, um ‚fremden' Reis aus Californien, oder gar aus Thailand, zu importieren und auf diese Weise die tiefverwurzelte Abwehrhaltung gegenüber Lebensmittelimporten zu durchbrechen. So gedachte sie der Forderung der verbündeten Großmacht USA nach einem Abbau des Außenhandelsüberschusses nachzukommen, der durch die enormen Exporterfolge der japanischen Großfirmen entstanden war. Der Import von Reis bedrohte unmittelbar die Existenz der zahlreichen Kleinbauern, die bislang treue Klientel der jahrzehntelangen Regierungspartei gewesen waren.

Darüberhinaus bedrohte dieser Import auf einer symbolischen Ebene das Gefühl von Sicherheit, Normalität und traditioneller Identität, die sich in Japan ans Essen geheftet hat, und das heißt: an den gekochten Reis, an *gohan*, und das heißt auch einfach: *Essen*. (Was keineswegs heißt, dass *alle* Japaner *immer* Reis zu essen hatten; bei armen Bauern etwa diente auch anderes Getreide (*mugi*) zur Nahrung, etwa Weizen, Gerste, Hafer.) Eine große Anzahl von Mythen verbindet sich mit dem Wort, mit der Vorstellung, mit dem Schriftzeichen *Reis* (von diesen Zeichen gibt es sogar zwei: für rohen: *kome*, und für gekochten Reis: *meshi* oder *han*, fast immer mit ehrender Vorsilbe). (Vgl. insgesamt *Ohnuki-Tierney, 1993*) Am ehesten vergleichbar ist im Deutschen das Wort *Brot*; heißt es doch im Vaterunser *Unser täglich Brot gieb uns heute*. Man stelle sich nur die Aufwallung aller Gefühle in Deutschland vor, wenn die Brüsseler EU-Behörden in die Zusammensetzung des *deutschen Schwarzbrots* hineinregieren wollten. Vom deutschen Bier und vom bayerischen Reinheitsgebot (seit 1316) soll hier gar nicht nicht erst die Rede sein.

In Japan jedenfalls wurde eine Lawine von Widerstandsaktivitäten im Alltag losgetreten, von Bauerndelegationen, die jedes neue Reisschiff z.B. im Hafen von *Kobe* mit Protesten empfingen, wie ich voll Sympathie im Radio hörte, bis hin zu jenen zahllosen Hausfrauen, die den auf Regierungsanweisung unter den japanischen Reis gemischten ‚Fremdreis' Korn für Korn emsig wieder herauslasen. Oder die jene Reissortier-Maschinen von Hand antrieben, die dasselbe automatisch besorgten ... Doch zweifellos haben auch hier, wie in vielen anderen Dingen, die erprobten Hohen Behörden, sich taub stellend gegenüber den unmaßgeblichen Meinungen von Untertanen, mit ihrer überlegenen wirtschaftspolitischen Vernunft und vor allem: mit ihrer unbesiegbaren Ausdauer, gegen solche abartige Maschinenstürmerei zuletzt den Sieg errungen.

4. Andere Erinnerungen

Noch manche leiblich-seelische Erinnerungen wären aufzugreifen. Von Sonne und Schatten war oben schon die Rede (Kapitel 2). Dass Himmelsrichtungen für die Orientierung wichtiger sind als das ich-zentrierte *links/rechts*, wird im nächsten Kapitel neben anderen Grundeinteilungen erörtert. Dass man eine Säge zieht (und dadurch viel exakter arbeiten kann) und nicht etwa stößt, ist mir feste Gewohnheit geblieben; heute verbreiten sich diese exakten Sägen bei europäischen Kunstschreinern. Dass auch bei den sozialen Beziehungen die räumliche Orientierung wichtig ist und man sich jederzeit in diesem Sinne orientieren muss, z.B. beim Betreten eines Raums, eines Fahrstuhls (wer geht als erster? wer sitzt wo?), das habe ich beim erneuten Betreten Japans als Erwachsener rasch verstanden.

Entsprechendes gilt sogar auch für die persönlichen Anredeformen, oder was in der Nomenklatur der in ‚unserer' griechisch-römischen entwickelten Normalgrammatik ‚Personalpronomina' heißt. Denn die gibt es als solche im Japanischen gar nicht – hier muss man die Bezeichnung des eigenen Ich; ebenso wie die des Angeredeten, vielfältig variieren, und oft quasi räumlich (hier/dort), je nach relativer sozialer Position, oder zur Bezeichnung der Stellung in der Hierarchie (oben/unten). Durchaus üblich sind etwa Anreden oder Selbstbezeichnungen wie ‚das Gegenüber', ‚auf der anderen Seite', ‚dort', ‚Ihr Haus'; bzw. zur Selbstbezeichnung: ‚auf dieser Seite', ‚hier' usw. Das ist auch im Deutschen in gehobener Sprache nicht ganz unbekannt (‚von unserer *Seite* gibt es keine Einwendungen', ‚man hat das *dort* begriffen'). Ein sich schroff herausstellendes, quasi isolierendes ‚Ich' (‚*Ich* bin der Auffassung, dass') ist verpönt, und in der Regel ist die Verwendung eines dem ‚Ich' entsprechenden Worts überhaupt zu vermeiden, vorsichtiges Abtasten der anderen Seite beim Sprechen erwünscht; etwa indem man Sätze nicht zuende spricht, erst einmal in der Schwebe lässt, bis man mehr weiß über die Einstellung der anderen Seite.

Das alles geht auch in die leibliche Befindlichkeit ein, in die jeweilige Körperhaltung: bis heute geschehen mir häufig unwillkürliche Verbeugungen beim Telefonieren, oder leise zischendes Einziehen von Luft zwischen den Mundwinkeln, als Zeichen von Zurückhaltung oder Zuvorkommenheit, und manches andere, oft gar nicht Bewusste. Vor allem beim Japanischsprechen – was mir freilich erst wieder bei der Wiederaufnahme des Sprechens mit bald 50 Jahren bewusst geworden ist, oder von anderen beobachtet wurde. *Vor allem*, aber nicht nur: im Deutschen mache ich bis heute bei vielen Gelegenheiten eine leichte Verbeugung. Das ist hier nicht ganz unbekannt, aber doch fast ausgestorben. Auch habe ich die offensive Vertretung der eigenen Interessen nie recht gelernt, bin also ‚konfliktscheu', ‚harmoniesüchtig', nicht ‚durchsetzungsfreudig', abweichend von der verstärkten Legitimierung und Propagierung jenes Verhaltens seit den 50er Jahren besonders in Deutschland. Und sprossenspähender Aufstieg ist mir verwunderlich geblieben.

Vertraut war *Botchan* auch, dass das japanische Ich seinen Ort nicht so gern oben im Kopf lokalisiert, eher vielleicht im Herzen (*kokoro*), bestimmt aber im ‚Bauch' (*hara*), besonders wenn es sich verletzt fühlt. An diesem Ort vor allem traten langwierige, oft recht schmerzhafte leibliche Beschwerden auf, besonders nach der plötzlichen Überführung in die fremde Heimat Deutschland. Und hier boten sich die aus Japan vertrauten Tröstungsmittel an. In erster Linie die wärmende und schützende Bauchbinde *(haramaki)*, weiter *gohan* (s.o.), oder auch ein in Deutschland unbekanntes Gerät: ein flaches Wärmeöfchen (*kairo)*, von der Größe einer Zigarettenschachtel, stundenlang von einem langsam verglimmenden Stab aus Holzkohlenstaub gespeist.

Viele andere, überwiegend leibliche Erinnerungen würden sich nur umständlich erläutern lassen. Zum Abschluss nur einige ganz knappe Hinweise. Das Fahrrad auch als Transportgerät für schwere Lasten habe ich bis heute nicht aufgegeben, mir sogar einen entsprechend massiven Gepäckträger ans Rad löten lassen. Das Auto habe ich nur wenig benützt, und nicht als Vergnügungsmittel – ich bevorzuge die Bahn, das in Japan beliebtere Verkehrsmittel. Wurst, Schinken, Fleisch interessieren mich nur am Rande, Gemüse und Reis sind Favoriten. Hitze, auch schwüle Hitze macht mir wenig zu schaffen (doch suche ich die Sonne nicht auf). Und was es an dergleichen Unscheinbarem alles gibt.

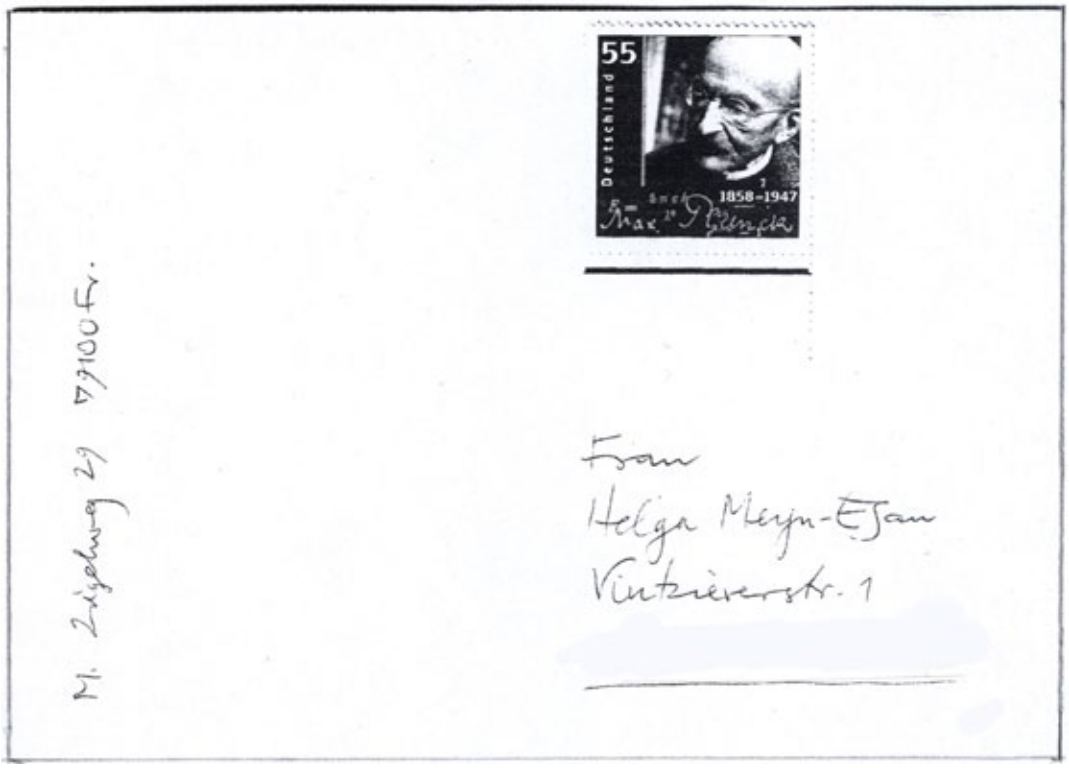
Doch sollte das alles nicht den Eindruck erwecken, dass mir in Deutschland verbreitete Gewohnheiten und Vorlieben durchweg leiblich fremd geblieben sind. Die Kartoffel hat einen Platz nur wenig unter dem Reis erobert. Der den allermeisten Japanern äußerst verdächtige Käse ist mir lieb geworden, besonders der ausgeprägt duftende, und in vielen Sorten; die Visitenkarten vieler Regionen in Europa. Für Bier nicht nur (längst ein japanisches Getränk), sondern vor allem für Wein in seinen vielfältigen Spielarten gilt dasselbe. (Aber geht das nicht schon ein wenig ins Französische, Italienische über, ins Mediterrane? Ebenso wie Spaghetti, frische Salate, leichte Gemüse, alles gern mit kräftig duftendem Olivenöl zubereitet ...). Mehr deutsche als japanische Kinderlieder und Kinderreime sind mir in Erinnerung: *Der Mai ist gekommen,* oder *Lirum larum Löffenstiel, wer das nicht kann, der kann nicht viel,* oder *In Ulm und um Ulm und um Ulm herum.* Die von früh an vertrauten Märchen sind etwa zur Hälfte verteilt, Momotarô und Issunbôshi, Schneewittchen und Rotkäppchen und der böse Wolf (der Namensvetter), ähnlich die tief verankerten Bilder aus den Märchenbüchern. Am deutlichsten ist aber sicher der deutsche, der westdeutsche Einfluss auf der Ebene von Sprechen, Sprache, geistiger Entwicklung, Denken, und von hier aus habe ich versucht, mir das europäische Erbe anzueignen. Das gehört nur noch teilweise zum Thema der leiblichen Erinnerungen, aber eben doch auch: Sprechmelodie, Intonation, Aussprache. Und damit doch auch: gewisse geistige Wurzeln. Der Mensch lebt, ja er denkt nicht aus dem Kopf allein.

6. Frühe ästhetische Orientierungen

München 1956, Briefmarkenkauf im hellen, hohen Saal des Postamts Ecke Amalien- und Theresienstraße; vor dem Briefkasten stehend (war er schon gelb? Oder noch rot? Oder war das nicht die Briefkastenfarbe in Japan?), Überlegung wo die Briefmarke hinzukleben wäre: rechts oben, wie es sich gehört? Warum nicht weiter nach links? Eine asymmetrische Aufteilung der Kuvertfläche, durch eine kleine Linksverschiebung der Briefmarke, und Anordnung der Adresse als Block linksbündig mit der Marke? Die Aufteilung der beiden Flächen nach dem Goldenen Schnitt? Dabei die größere Fläche links ganz leer? Und durch senkrechte Anordnung der Absenderangabe als einziger Zeile am äußersten linken Rand diese Leere noch steigern?

Mit solchen ästhetischen Flächenkompositionen spielte ich in jenen Jahren viel, und bis heute lasse ich mich darauf ein. Auch versuchte ich mich als Schreiber in verschiedenen früheuropäischen Schriftarten, von der karolingischen Minuskel bis zur Renaissance-Antiqua, mit selbstzugeschnittenem, weichem Gänsefederkiel statt harter Stahlfeder – vielleicht den Erfahrungen mit dem japanischen Pinsel näher, mit dem ich 1944 das Schreiben des Katakana-Silbenalphabets und wichtiger Kanji-Zeichen geübt hatte, und eine Wiederaufnahme jener Schreibübungen. Es kamen Einflüsse aus der damals in Deutschland wieder aufgelebten Bauhausästhetik hinzu, auch aus dem zeitgenössischen Design (die Ulmer Hochschule für Gestaltung, ‚moderne' Möbel in Schweden); bei einem Besuch in *Basel* 1950 ließ ich mich beeindrucken von der Gestaltung von Druck und Schriften in der Schweiz, in *Stuttgart* durch Schriften des Graphikers *Peter Schneidler*, in *München* durch Auszeichnungsschriften des Bühnenbildners *Emil Preetorius*, durch Beziehungen zu *Eugen Sporer*, Holzschneider und Graphiker des Prestel-Verlags (ihm besorgte ich japanische Mal/Schreibpinsel aus *Kobe*). Gegenüber diesen Eindrücken wirkten die in der deutschen Umgebung vorherrschenden Maßstäbe altbacken, starr, langweilig, symmetrisch. Und letzten Endes dürften hinter meinen Tastversuchen ästhetische Eindrücke aus der Kindheit

gestanden haben, nicht so sehr kunstästhetische als vielmehr *aisthetische* aus der gesamten japanischen Lebensumwelt.



Kuvert mit Goldenem Schnitt (Skizze).

Den umgekehrten Weg haben ja vor allem französische Maler seit der Neuentdeckung Japans im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eingeschlagen, mit ihrem ausgeprägten Interesse für die japanische Kunst und den Anregungen, die sie aus ihr bezogen haben. Oder später in Deutschland die Schule des *Bauhaus* mit ihrer Aufmerksamkeit für die ästhetische Gestaltung von Flächen im japanischen Hausbau durch deren asymmetrische Proportionierung. Es war der bedeutende Architekt *Bruno Taut* (1880-1938), der 1933 nach Japan entwichen, den kaiserlichen Sommerpalast *Katsura* bei *Kyôto* für die modernen Architekten entdeckte, auch für die japanischen – beeindruckt von dessen raffinierter Schlichtheit, der adäquaten Verwendung der natürlichen Materialien und dem Ineinander von Natur und Architektur.

Dass die japanische Ästhetik die Symmetrie mied, das war *Botchan* instinktiv klar gewesen, in der alltäglichen Lebenswelt im ersten Lebensjahrzehnt. Indem ich meine Stellung in der immer noch recht fremden deutschen Umwelt bestimmte, begann ich die Differenzen nach und nach bewusst zu bedenken und zu handhaben, in zahlreichen Skizzen, Grundrissen, Fassadenansichten; auch in Möbelentwürfen, von denen ich einzelnes verwirklichte (eine Stehlampe aus Bambus und Papier z.B.). Die Gestaltung von Kuverts oder auch von Briefbögen war ein anderes, ein tägliches Übungsfeld. Mit dem Goldenen Schnitt etwa probierte ich eine ästhetische Regel der europäischen bildenden Kunst seit der Renaissance aus, die der japanischen Antipathie gegen die Symmetrie nahezukommen schien. Die Sensibilität für die Verteilung von Flächen, für ihre Aufteilung ist mir jedenfalls geblieben; oft genug fällt mir Misslungenes störend auf.

In einem anderen Bereich war solche Annäherung nur in Grenzen möglich. Für *grün* und *blau* kannte ich im Japanischen nur ein einziges Wort: *aoi* – es deckte das ganze Spektrum beider ‚Farben' ab, und im Bedarfsfall konnte es genauer bestimmt werden, z.B. *sora no aoi*, Blau wie der Himmel. Und bis heute erlebe ich die Nähe der beiden Farben, bis heute liebe ich die Töne, die für die Wahrnehmung der im Reich der deutschen Sprache Gebildeten kaum bestimmbar im Dazwischen liegen, zwischen grün und blau. Bei Stoffen z.B., bei Jacken, Hemden. Und beim chinesischen Teppich meiner frühen Kindheitsjahre fällt es schwer zu sagen: er ist *grün*; vielleicht eher: *grün-blau*? Bei späteren Besuchen in Japan ist mir aufgefallen, dass das Grün der Verkehrsampeln im Vergleich zu den deutschen nahezu blau aussieht. Erst in der heutigen japanischen Sprache habe ich ein Wort fürs ‚deutsche' Grün kennengelernt: *midori*; ist es eine moderne Unterscheidung, wie viele andere, etwa die zwischen *Aktiv* und *Passiv* in der Grammatik, durch Übersetzung und andere Einflüsse aus dem Westen bedingt? Doch auch das Wort *midori* wird, wie die meisten derartigen Wörter, vielfältiger verwendet, etwa wenn man besonders tiefschwarzes, ‚blauschwarzes' Haupthaar bezeichnen will.

Auch bei anderen Kategorien scheint mir meine Wahrnehmung von frühen japanischen Erfahrungen geprägt. *Botchan* jedenfalls kannte in seiner japanischen Sprache nicht die Worte für *rechts* und *links*; und bis heute verwechsle ich beide im Alltag oft. Auf der anderen Seite waren mir von früh an die Himmelsrichtungen vollkommen vertraut, und bis heute kann ich sie mit nachtwandlerischer Sicherheit angeben. (Dies früher sogar im wörtlichsten Sinne: nach mehrfachen 360-Grad-Drehungen des ganzen Körpers im Schlaf, beim Durchqueren der Schweizer Alpen im Schlafwagen, spürte ich ohne Zögern die Himmelsrichtung.) Dafür gibt es zunächst eine ganz naheliegende, vielleicht aber zu oberflächliche Erklärung aus der geographischen Lage meiner Geburts- und Kindheitsstadt Kobe: sie ist ein über 25 Kilometer langer und zwei, drei Kilometer breiter Streifen, ziemlich genau in Ost-West-Richtung ausgedehnt, an ihrem Südrand das Meer, im ‚Rücken' die steil bis auf 1000 Meter Höhe aufsteigende Bergkette des *Rokkôsan*. Die heiße Sonne und die heiße Luft von Süden, Frische und Kühle von Norden, von den dicht bewaldeten Steilhängen. Ähnlich sind Osten und Westen sinnlich und geistig ganz lebhaft erfahrbar. Der kalte Winterwind bläst stark und mit Ausdauer aus dem Westen, und dorthin geht der Blick durch die Meerenge von *Akashi* in die Inlandsee, ein weitgestrecktes Binnenmeer, an dessen Horizont die Sonne glutrot im Meer versinkt. Im Osten aber geht die Sonne auf, in der Nationalfahne eindrücklich und einfach dargestellt; mir vertraute östliche Vororte oder Bahnstationen einzelner Stadtbezirke trugen die Zusatzbezeichnung *Higashi,* Osten, z.B. in Kobe *Higashi-Nada*, *Higashi-Tarumi.*

Aber nicht nur in Kobe, in Japan überhaupt war und ist die Orientierung nach den vier Himmelsrichtungen von überragender Bedeutung. In der Vergangenheit: so sind die bald tausend oder mehr Jahre alten Hauptstädte *Kyôto, Kamakura* und *Nara* nach geomantischen Grundsätzen ausgerichtet, kenntlich bis heute an den nach Norden und nach Osten laufenden Straßen. In der Gegenwart zeigt sich das an den üblichen Richtungsangaben, für Europäer besonders auffällig in der Bezeichnung der Bahnhofsausgänge nach den Himmelsrichtungen: z.B. *nishiguchi* West-Aus- bzw. Eingang, jeweils mit den entsprechenden chinesischen Schriftzeichen geschrieben. Diese – früher auch in Europa bedeutsame ‚Orientierung', d.i. die Ost-Ausrichtung nach Jerusalem – liegt mir also bis heute in Fleisch und Blut, bis in meine Selbstverortung in Gebäuden und Räumen; ein Gespür sagt mir, wo Süden ist. Auch bei Wanderungen finde ich mich leicht zurecht, auch wenn die Sonne nicht sichtbar ist. Und beim

Wegweisen im Auto würde ich, anders als bei *links* und *rechts*, nie etwas verwechseln, wenn ich einfach sagen könnte: an der nächsten Kreuzung nach Norden abbiegen.

Der entscheidende Unterschied zwischen der Orientierung *links/rechts* und nach Himmelsrichtungen ist einleuchtend: im einen Fall stehe *ich* im Zentrum, bin der Herr der Orientierung (und so will es ja auch das Ideal der Autonomie); im andern Fall richtet sich das einzelne Subjekt nach einer ‚objektiv', d.h. gesellschaftlich vorgegebenen, Ordnung.

Dieses Grundmuster findet sich in anderen elementaren Dimensionen der japanischen Gesellschaft, aus der Tradition kommend, doch in wesentlichen Punkten in der Gegenwart fortwirkend. Es ist bereits erwähnt worden, dass es in der japanischen Sprache kein einheitliches Wort für *ich* gibt, sondern dass je nach dem sozialen Ort bzw. nach dem Verhältnis zwischen den Sprechern ein spezifisches Wort anzuwenden ist, ja dass ein ‚Ich-Wort' möglichst überhaupt zu vermeiden ist (vgl. deutsch das altertümliche: Erlaube mir, Sie darauf hinzuweisen, dass ..., statt: Ich erlaube mir ...). Diese Regel habe ich mir in meiner Kindheit so tief ‚einverleibt', dass ihre Verletzung mir geradezu massive körperliche Pein und Abwehr, mehr als bloß ein ‚Gefühl' der Peinlichkeit hervorruft. Vor über 30 Jahren, ich hatte jahrelang fast kein Japanisch gehört, bekam ich am Radio einen japanischen Schlager mit – er strotzte von expressiv gesungenen *watashi, watashi ..., anata, anata ...* (ich! ich! du! du!), und es ist mir bis heute schwer erträglich, das auch nur ins Gedächtnis zu rufen – einfach peinlich, peinvoll. Inzwischen weiß ich, dass das Tabu auf dem Gebrauch des Worts *ich* seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs deutlich nachgelassen hat (die Worte des Schlagers freilich dürften nur als Übersetzung aus einer westlichen Sprache legitimiert gewesen sein).

Aus Japan haben meine Eltern bei der ‚Repatriierung' im schmalen Gepäck eine gut handtellergroße Kupferschale mitgebracht, vollständig von Grünspan überzogen, wie es die traditionelle Verehrung des Alten will. (*Grünspan*? Ist er denn ‚wirklich' *grün*?) Aber weiter: am Rand der Schale sitzt ein kleiner Krebs, sehr sorgfältig gearbeitet, das sonst klare Rund der handgefertigten Schale unterbrechend. Den *vollkommenen* Kreis, als Hinweis auf das *eîdos*, die *Idee* des Kreises, auf den Kreis ‚an und für sich', auf seine Wahrheit jenseits von Zeit und Raum im Sinne *Platons* – das will man nicht in der japanischen ästhetischen Tradition, das ist irgendwie unheimlich, kalt, menschenfremd, zu perfekt, nicht menschlich, nicht tierlich, nicht natürlich (in der Sprache der jüdisch-christlichen Tradition mit ihrem Schöpfergott müsste es heißen: nicht *kreatürlich*, der lebendigen Vielgestaltigkeit der Schöpfung fremd).

In der Tradition des philosophischen Denkens im Westen schon seit den Vorsokratikern gibt es eine starke Tendenz, das Werden und Vergehen zu leugnen, damit die Hinfälligkeit allen Daseins, auch des menschlichen, jedenfalls von dessen geistig-seelischem Teil, der eben damit abgetrennt und erhöht wird. Die Wahrheit ist ewig. Die christliche Tradition geht mit beiden Seiten um. Es gibt „die Auferstehung *des Leibes*" (und die ‚Himmelfahrt Christi', ja ‚Mariä Himmelfahrt'), und dazu auch „*ein ewiges Leben*", wie es in den verschiedenen Glaubensbekenntnissen heißt. Zugleich ist da aber in der Überlieferung der jüdischen Bibel auch die *Hinfälligkeit vor Gott*, dem „Schöpfer Himmels und der Erden", besonders in den Psalmen und im Buch *Hiob*: *„pulvis et umbra sumus"*, „Staub bist du, Staub sollst du werden". Für die Christen in ihrem ‚Neuen Testament' der in Schmerzen und Sterben gequälte „Sohn Gottes". Und dann aber dennoch das „ewige Leben" im Reich des ewigen Gottes. Als

Vermittlung eben die „Auferstehung des Fleisches“ am Jüngsten Tag, also nicht bloß der Seele, des Geistes; allen voran die leibliche Auferstehung des gekreuzigten und begrabenen Gottessohns, mit dem ungläubigen Jünger Thomas, der die Wunden anfassen muss, um *das* zu glauben.

Hingegen in der japanischen Ästhetik das ‚Ephemere‘ des Daseins, die in sich ruhende Schönheit gerade des Alltäglichen, ohne Zweckblick betrachtet: *wabi, sabi*; die Patina, die Aura. Hat der Töpferkünstler einen Becher zu vollkommenem Rund gestaltet, wird er ihm mit leichtem Schlag der Hand eine kleine Einbuchtung zufügen. Oder einen Krebs draufsetzen. Die Geister und die Toten, sie sind auch noch Teil dieser einen, dieser einzigen Welt. Und wir Menschen, wir gehören dazu, wir sind nicht unsterblich, wir sind auch sterblich. Und wir können es wissen.

In der Frühepoche Europas, in der frühgriechischen Dichtung, gibt es ein Wort, eine Vorstellung, das dieses Wissen auf seine Weise ausdrückt: *ephêmeros*. Es bezeichnet eine ‚dem jeweiligen Tag ausgesetzte‘ Weise des Daseins, welcher der Sinn der Menschen unterworfen ist: labil, prekär, ephemêr eben.[15] Etwa bei *Pindar*: „Tageswesen – was ist man, und was nicht? Der Mensch, ein Schatten im Traum.“ (Pythische Oden, VIII, 95 f.) Oder bei *Archílochos von Paros*: „Unser Menschenherz nimmt solche Art an, o Leptines‘ Sohn/ Glaukos, wie der Tag, den Zeus heraufziehen läßt, beschaffen ist,/ und wir denken solches, wie uns Wirklichkeit entgegentritt.“ *(Fr. 68 Diehl)* Allerdings: Archilochos denkt darüber schon nach, es ist nicht mehr so unbefragbar selbverständlich. Und etwa seit *Platon* und mit dem platonisierenden Christentum ist diese ephemere Daseinsweise von den Philosophen in einer neuen Denkungsart beiseitegedrängt worden: durch die Erkenntnis zeit- und ortloser, in der Art der Mathematik beweisbarer, daher ewiger Wahrheit. An dieser neuen Grundlage des Menschseins kann jeder als Erkennender teilnehmen, ist insofern unsterbliche Seele. Eine stabile Instanz im Einzelwesen, als ewiger Seele, als Vernunftwesen jenseits von Ort, Zeit und Affekten.

In Randbereichen der europäischen Hochkulturen, in der Alltagskultur hat der Sinn fürs Ephemere wohl immer überlebt, gewinnt wohl wieder an Boden. In der Ästhetik; das Bild von *Murillo*: Straßenjungen essen Trauben; ein solcher scheinbar unbedeutender Augenblick als Sujet von Kunst. Das Stillleben, ein umgestürztes Trinkglas, das Wasser ausgelaufen. (Vgl. *Böhme 1987/89*) Der Japonismus in Europa, die Faszination von einer Kunst, welche ‚die Natur‘ nicht immer noch genauer und kühler ‚abzubilden‘ sucht, sondern wo sie eher dem Menschen und seinem Hiersein adaptiert ist, wo kein Riss spürbar ist, sondern vielmehr ein – jüdisch-christlich gesprochen – kreatürlicher Zusammenhang mit dem Betrachter. Eine Sehnsucht, heute vielleicht auch in der Hinwendung zu den verschiedenen Zen-Künsten, den *dô*: *Aikidô, Jûdô, Kendô*, den verschiedenen Kampfkünsten also, seltener in der Kunst des Schreibmalens (*shodô*), in der Blumensteckkunst (*kadô*).

[15] Eph‘ hêméran: vgl Fränkel 1946, S. 27 f.

II Amphibische Kindheit

> Sachiko ... war eng mit dem Boden der Heimat verbunden. Dieser Garten war gewiß nichts Besonderes, aber wenn sie hier saß, den Kiefernduft roch, den klaren Himmel und in Ferne die Rokko-Berge sah, dann war sie sicher, dass man nirgends schöner und angenehmer wohnen konnte als in der Gegend zwischen Osaka und Kobe. Yukiko hatte schon recht, wenn sie sagte, daß sich … [hier] sogar die Luft anders anfühlte. Sachiko pries sich glücklich, daß sie hierbleiben durfte und nicht wie ihre [Schwestern] Tsuruko und Yukiko nach Tokyo zu ziehen brauchte. *Tanizaki*: Die Schwestern Makioka. Roman, 1946, II, 20.
>
> Being a Japanese child, especially a boy, and most of all an eldest son, is as close as one can get to being God. *Buruma*, Kap. 2. (Vgl. auch *Schubert*, Kap. II)

1. Botchan[16]. Das Söhnchen.

An dem Mast neben dem Haus flatterte die Fahne, *seine* Fahne. Ein großer schwarzer Karpfen aus Seide, zum weitgeöffneten Maul blies der Wind hinein, der Fisch streckte sich und schlug kraftvoll mit seinem Schwanz. Karpfen, das sind ganz starke Tiere, das wusste er gut. Sie konnten sogar den Strom flussaufwärts schwimmen, und ein Karpfen tat das mit so ausdauernder Kraft, dass er schließlich zum Stammvater der Drachen wurde. Auch im Teich beim Schrein schwammen Karpfen, schwarze, auch rote oder gefleckte, ganz ruhig und gelassen; aber plötzlich, manchmal, tat einer einen mächtigen Schlag mit dem Schwanz, und schoss ein Stück weit im trüben Wasser voran. Die roten Karpfen, die hängte man nicht am Mast in den Wind, die waren nicht so stark. Rot, das war die Farbe der Frauen; schwarz, das waren die Männer.

Wie stark sie waren, das hatte er auf der Heimfahrt von einem Ausflug aufs Land erlebt. Seine Eltern hatten einen Karpfen gekauft, fürs Abendessen. Der Fischhändler hatte ihn mit einem mächtigen Schlag getötet, in Papier gewickelt und dann in den

---

[16] *Aussprache:* Bó-tschan. *Botchan* war die Anrede, mit der ich im Haus von den Japanerinnen angesprochen und gerufen wurde (etwa ‚*Junger Herr*'). In diesem Kapitel spreche ich von diesem *Botchan* als einem anderen, also in der dritten Person. *Botchan* ist auch der Titel einer sehr populären und vom Autor besonders geschätzten Novelle des bedeutenden japanischen Schriftstellers *N. Sôseki* (1867-1917; 1906 veröffentlicht). Ein zentraler Sinn dürfte wohl sein, dass man, einmal *Botchan*, einmal ständig verwöhntes Söhnchen, immer *Botchan* bleibt, in welche Probleme oder Katastrophen man auch stürzt. Der Übersetzer *Alan Turney* schreibt in seiner Einführung zu seiner Übersetzung (*Sôseki 1978, S. 7*): The word *botchan* is untranslatable because of the many nuances it contains. It is basically a form of polite adress used to the sons, generally while they are children, of well-to-do families. It is akin to the rather archaic English phrase „the young master". Yet, being a diminutive, it carries a nuance of affection not contained in the English. On occasion, the word may also imply that the person so referred to is, because of his background, rather spoiled and self-willed. The main reason that Sôseki dubbed the protagonist of his novel Botchan, however, is that he was trying to convey the deep feelings of affection and loyalty which the old servant, Kiyo, had for him.

mitgebrachten *furoshiki* eingeknotet (das war das Tragetuch, in dem man – denn es gab ja noch keine Plastiktüten – Einkäufe, Geschenke usw. mit sich trug; die besseren waren aus Seide und oft mit prächtigen Mustern versehen). Sie waren dann mit der Bahn in die Stadt zurückgefahren, und jetzt, neben ihm auf der Rückbank im Taxi, schlug der Karpfen plötzlich mit aller Kraft um sich. Da erschrak er sehr. So stark waren also die Karpfen, sogar wenn sie schon getötet waren! So stark sollte er also auch werden. *Sollte, durfte, musste?*

Einmal im Jahr flatterten die Karpfenfahnen im Wind, wenn aus dem Frühling der Sommer wurde. Der starke Wind fuhr durch die Fahnen hindurch, sie waren wie Hosenbeine an der Wäscheleine, die der Wind aufblies. Und ganz vorn das offene Maul des starken Karpfens! Die Nachbarn wussten dann alle: hier wohnt ein Junge, der Erstgeborene, der Bannerträger des Hauses, ein *Bôya*. Er hieß auch so, aber weil er noch nicht so groß und stark war, wie er einmal sein würde, sondern noch klein und noch nicht so stark, sagten die Leute *Botchan* zu ihm, Söhnchen. Nie rief man ihn bei seinem Namen (den hatte er nur, wenn seine Mutter oder sein Vater ihn ansprachen), sondern er hieß *Botchan*! Denn er war ja nicht irgendwer, eines unter mehreren Geschwistern. Wenn man ihn *Botchan* rief, und er kam natürlich gleich, dann gab es etwas für ihn. *Botchan*, das konnte nicht jeder sein, und schon gar nicht ein Mädchen.

Aber an seinem dritten Geburtstag gab es eine Veränderung: plötzlich war ein Säugling da. Immer war seine Mutter mit diesem Mädchen beschäftigt, und dazu war auch noch eine Säuglingsschwester da, nicht eine japanische wie bei ihm, sondern eine deutsche. Sie sprachen immer nur *deutsch* mit diesem Mädchen.

Zum Glück hatte *Botchan* aber seine beiden *Amah-san*, und die eine, *Yoshiko-san* hieß sie, die hatte sich von Anfang an um ihn gekümmert, nur um ihn allein. Und sie war natürlich auch jetzt immer da, in der Küche, in ihrem Zimmer um die Ecke, wo es die guten Sachen zu essen gab. Ganz besonders mochte er *go-han*, gekochten weißen Reis, den durfte er mit den Fingern aus dem Topf essen. Und mit ihr konnte er über alles sprechen, ihr alles erzählen, und auch jammern, wenn etwas Schlimmes passiert war. Sie war immer da, sie hatte immer Zeit. Und wenn sie irgendwohin gingen, da spürte er, wie stolz sie war, dass sie *ihn* bei sich hatte. Sie zog sich sogar extra schön an, wenn es auf einen Ausflug ging, ihren Feiertagskimono. Bei ihr durfte er alles machen, in ihrem Zimmer, in der Küche, wo es Wasser gab und die vielen Töpfe, mit denen er Kochen spielte. Dabei konnte man auch mit den Kochlöffeln auf den Töpfen herumklopfen und einen Heidenlärm machen. Und wenn er einmal mächtig zornig wurde und um sich schlug (er war auch schon sehr stark), dann wartete sie ganz geduldig, bis der Zorn vorbei war, oder er bekam eben doch was er wollte. Zum Beispiel das ganz scharfe und spitze Fischmesser, mit dem er dann im ganzen Haus herumlaufen konnte. Da hatten dann alle Angst vor ihm, auch seine Mutter. Sie vergaß das nie. Es war wirklich scharf, das Messer.

Aber am Abend musste er weg aus der Küche, wenn nämlich sein Vater vom *Office* heimkam und es Abendessen gab an dem runden Tisch. Und dann musste er im oberen Stock ins Bett, ins Gitterbett – da oben, wo dieses winzige Mädchen war, um das sich hier jetzt alles drehte. Das mochte er nicht. So mochte er auch nicht mehr mitreden am Tisch. Dort musste man ja immer deutsch sprechen. Da machte er nicht mit. Er antwortete einfach nicht. Oder er antwortete japanisch; sein Vater konnte das ja gut. Dann konnte die Mutter und auch diese Säuglingsschwester mit der weißen Haube nichts verstehen. Aber der Vater *wollte* nicht japanisch reden, immer wieder fragte er

ihn dasselbe auf deutsch; er sollte dann nämlich auf deutsch antworten. Aber *er* machte da nicht mit, *er* blieb beim Japanischen. Es wurde ein Kampf. Der eine wollte, dass deutsch gesprochen wird, und der andere, dass japanisch gesprochen wird. Keiner ließ locker. Und er wusste ja, wie stark Karpfen sind, die schwarzen Karpfen.

Wenn es gar zu lange dauerte, nach einer Stunde oder so, da antwortete er dann doch auf deutsch. Der Vater war ja sehr groß und stark, er selber war noch klein. Das ging so viele Abende lang. Dass er deutsch sprach, das war dem Vater doch sehr wichtig, und so hatte er dafür auch viel Zeit, viel mehr als sonst. Was würde der Großvater in Deutschland sagen – er war ja ein halbes Jahr hier gewesen, zu Besuch – wenn *Botchan* ihm nur japanisch antwortete? Dort sollten sie ja bald alle mit dem großen Schiff hinfahren!

Nachwort zum *schwarzen Karpfen*. Im Rahmen einer Lesung habe ich 2003 diese Geschichte in der *OAG Kansai* im *Studienhaus Okamoto* in *Kobe* vorgetragen. Vier Jahre später war ich wieder zu einer Lesung dort. Der Wind wehte kräftig, und mit Frau *Chizuko Nitz*, der Frau des Direktors des Zentrums und Mutter von zwei Mädchen, unterhielt ich mich darüber, dass hier in der Nähe vor 70 Jahren ‚meine' schwarze Karpfenfahne geweht habe, und dass man heute so etwas nur selten sehe, außer vielleicht auf dem Lande. Bald wehten an der Fahnenstange neben dem Studienhaus drei Karpfen im Winde, der größte oben war rot, darunter ein kleinerer, schwarz, und dann noch einer, wieder rot. Eine diskrete Information über die veränderte Stellung der Frauen und besonders der Mütter im heutigen Japan. Man kann sie auch aus dem statistischen Faktum ersehen, dass ‚dank' den Fortschritten der Pränataldiagnostik in *China*, *Südkorea* und anderswo in Asien weit mehr Knaben als Mädchen geboren werden. In *Japan* hingegen nicht, die Zahlen gleichen denen in Europa.

2. Amphibische Existenz: zwei Welten ...

Dieses Baums Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Giebt geheimen Sinn zu kosten
Wie's den Wissenden erbaut.

Ist es Ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt,
Sind es zwey die sich erlesen,
Daß man sie als eines kennt.

Solche Frage zu erwiedern
Fand ich wohl den rechten Sinn,
Fühlst du nicht an meinen Liedern
Daß ich Eins und doppelt bin.

Goethe, West-östlicher Divan 1819,
eigene Reinschrift 15. 9. 1815. Insel 1999

„I have never known what language I spoke first, Arabic or English ...". So schreibt *Edward Said*, der in Ägypten als US-Staatsangehöriger geborene und aufgewachsene Palästinenser, angesehener Professor an der Columbia University und Kenner des *West-östlichen Divan*, in seiner Autobiographie „Out of Place" (1999, S.4). *Botchan* war

darüber nicht in Zweifel – ich hatte beide Sprachen, Japanisch und Deutsch, nebeneinander und gleichzeitig gelernt. Jede hatte ein Hauptterritorium, hatte *ihre* Welt, und jede dominierte mehr oder weniger in bestimmten Phasen. Denn ich lebte von Geburt an in zwei recht verschiedenen, sinnlich und räumlich deutlich getrennten Welten, zwischen denen ich hin- und herwechselte, und die für mich doch nur eine einzige Welt, eine *Doppelwelt* waren.

Okamoto: Wohnzimmer Weihnachten 1936: die ganze Familia, mit Großvater Hochstetter.

Die eine der beiden Welten, das war das Haus meiner Eltern, ein kleines zweistöckiges Einfamilienhaus; es lag in *Okamoto*, einem östlichen Vorort von Kobe, unter der Kette des *Rokkô* (jap. *Rokkôsan*, Rokkôberg). Es war ein Haus im europäischen Stil. Grundriss und Ausstattung stehen mir lebhaft vor Augen: im Erdgeschoss ein Wohn- und ein Esszimmer, im I. Stock ein Elternschlafzimmer und ein Kinderzimmer. Alles war europäisch, wenn nicht deutsch eingerichtet.

Wohnzimmer in Okamoto.

Das Wohnzimmer war das wichtigste Zimmer, mit Teppich, flacher Liege, Sesseln, Sofatisch und Klavier. Es war beherrscht von einem großen chinesischen Teppich, die Farbe: ein leicht ins Blau spielendes Grün. Dieser Teppich war ein Hauptlebensfeld meiner frühen Kindheit, und sein charakteristisches Grün ein Teil der Atmosphäre jener Welt. An den Rändern des Teppichs waren die Möbel angeordnet. (Der Teppich hatte ein bewegtes Schicksal und existiert dennoch bis zum heutigen Tag, wenngleich ramponiert auch durch spätere Kinder, durch zwei Neffen und eine Nichte; das Manuskript dieses Buchs habe ich auf ihm stehend oder sitzend geschrieben. An nicht wenigen Stellen zeigen sich die Kettenfäden als weiße Tupfer; liebenswerte Spuren des Alterns.)

Auf diesem Teppich stand eine *Chaiselongue*, so nannte das die Mutter, in einem der Weimarer Modernität des Möbelstücks nicht mehr recht angemessenen Ausdruck: rechteckig, flach und niedrig, klar, einfach und *praktisch*: das Ganze konnte als Reservebett verwendet werden. Vor der Chaiselongue ein quadratischer Tisch, mit Beinen, die etwas von den Ecken entfernt waren, obendrauf eine Glasplatte. Auf dem Tisch eine kupfergrünliche Metallschachtel, mit Zigarren und Zigarrenschneider. (Zwanzig Jahre später fand ich in der Wohnung meiner Schwiegereltern genau dieselben Möbelstücke vor, ebenso auch weitere Stücke: Siemens Protos Staubsauger,

Hanauer Höhensonne, Bosch-Kühlschrank – Utensilien gehobener Angestellten-haushalte im Weimarer Deutschland.) Neben dem Tisch zwei Sessel. Ein glänzend schwarzes Klavier, von der Mutter bei festlichen Anlässen gespielt. Schließlich ein schwarzer Eisenofen, dessen Abzugrohr durch eine Abdeckplatte in den an sich offenen Kamin geführt war. Das war eine typisch deutsche Abänderung solcher im britischen Kolonialstil erbauten Häuser. Wegen dieses Hintergrunds hatten die Fenster auch keine schwenkbaren Flügel (so etwas lernte ich erst in Deutschland kennen), die Fenster ließen sich nur verschieben. Die getäfelten Türen des Zimmers hatten einen glatten Porzellanknauf; hatte man sich die Hände nach dem Waschen nicht abgetrocknet, konnte man die Tür nicht öffnen, weil die Hände an der Glätte des Porzellans abrutschten.

Tisch, Chaiselongue und Sessel im Wohnzimmer waren also von der Weimarer Moderne geprägte Stücke – klare Linien, rechte Winkel, vernünftig, praktisch, vielseitig verwendbar (und vermutlich aus Deutschland importiert). Nicht unpassend in einer Stadt, deren westorientiertes und modernes Image durch zahlreiche architektonische Anleihen aus der zeitgenössischen deutschen Moderne verstärkt war. (Die Bomben des Zweiten Weltkriegs, Abrisse in den Jahrzehnten der Hochkonjunktur und das Erdbeben von 1995 haben davon fast nichts übriggelassen.)

Das Esszimmer war bescheidener, ein runder Tisch, Korbstühle, ein kleiner Strohteppich, vor dem Fenster ein breites Brett. Und an dieses Ensemble knüpft sich eine tief verankerte Erinnerung: der Tausendfüßler. Eine Angsterinnerung. *Botchan* sitzt am Tisch, stets auf der Ostseite, die nackten Füße baumeln nach unten. Plötzlich ein Schreck: ein Tausendfüßler, vielleicht zehn Zentimeter lang – wenn er sich emporstreckt! wenn er beißt! in die nackte Ferse! er ist giftig! (Es handelte sich um einen *mukade*, dessen Bisse eitrige Entzündungen zur Folge haben – eine Information, die ich erst in diesen Jahren erhalten habe, beim erneuten Besuch am Ort dieses Hauses. Ich erinnere den deutschen Namen des Untiers, nicht den japanischen: denn das trug sich im deutschen Bereich zu, sozusagen unter den Augen meiner Mutter.)

Im ganzen Haus gab es Dielenböden, aus Holz auch die Treppe in den Oberstock mit dem Kinderzimmer: „Das Zimmer, in dem er schläft ist groß ca 3:3,5 m, enthält Wickelkommode, Gitterbettchen, Ofen, kl. Tisch + 2 Stühle in [seiner] Größe, jetzt eine Chaiselongue, eine Strohmatte als Bodenbelag.“ (So die Beschreibung meiner Mutter, im *Tagebuch „Unser Kind“;* vgl. *Gretel Müller, Ms. 1937, S. 35;* vgl. *Verzeichnis der Literatur* usw.). Hier spielt eine Erinnerung an eine Szene im Gitterbett: unfasslich, dass ein Stück Papier, eben noch ganz, dann eigenhändig in zwei Teile zerrissen, mit unregelmäßigem Rissverlauf, nie wieder in ein einziges Stück zusammenwachsen wird, auch wenn man die Teile aneinanderhält. Nie wieder. Erste Einsicht in die Vergänglichkeit der Dinge.

War hier der Ort, wo die Ernährung des Säuglings und Kleinkinds stattfand? Die Mutter hielt sich genau an die Empfehlungen der deutschen Autoritäten der Zeit, hatte sich deren neuzeitlich-nüchterne Objektivität in der Beobachtung und Protokollierung in hohem Maße zu eigen gemacht. Ihr eigentlicher Berufswunsch, Medizinerin, war ihr von ihrem Vater abgeschlagen worden, ‚Mädle heirate ja doch‘. So war ihr Abitur und Studium verwehrt geblieben. Im *Schwäbischen Frauenverein* in *Stuttgart* Hauswirtschaft lernen, das hatte der Vater akzeptiert. Doch auch hier hatte sie versucht, die neuesten Erkenntnisse und Methoden der wissenschaftlichen Autoritäten zu beachten und womöglich zu praktizieren. Und so hatte sie sich auch dazu entschlossen,

ein Tagebuch zur Entwicklung des Säuglings nach dem empfohlenen Schema abzufassen. Bei den monatlichen Eintragungen hielt sie unter drei Rubriken z.B. Folgendes fest (a.a.O. S. 10):

Zeit	Ernährung	Entwicklung
8. Monat 6910 g	Nach dem Abstillen zu Beginn des 8. Monats Ernährung nach Prof. Müller-Buch Mahlzeiten 7h, 10, 1, 4, 7h 3x Buttermehlnahrung 1x Kartoffelbrei m. Spinat od. gelben Rüben 1x Brei m. Fruchtsaft od. Fruchtfleisch (Sunkistorangen*, gelber Rübensaft, Apfelbrei roh + gekocht) hie + da einen Zwieback z. Kauen Ernährung nach Prof. Müller sehr gut. Nur 180 g Milch da rasche Zunahme * Vorsicht mit rohem Saft	Fängt endlich an zu spielen greift feste zu – macht rasche Fortschritte im Sitzen – kennt seine Flasche oder Teller mit Brei hat immer ausgezeichneten Appetit Steht so viel wie möglich im Freien Unser W. ist ein Japanerchen mit kleinen Schlitzäuglein

Es gab da noch weitere Zimmer; nur geahnt: das Elternschlafzimmer nebenan. Nicht erinnert: das Zimmer des Vaters, und das Badezimmer mit Toilette. Auch kein Blick aus einem Fenster ist in der Erinnerung erhalten, kein Blick auf den Bergwald auf der Nord- und Ostseite, auf den Acker auf der Westseite. Und das Erinnerte, auch das in lebhaften Farben Erinnerte: Spur späterer Erzählungen? Oder von Photographien? Von Kontaminationen mit anderen Erinnerungen, mit ähnlichen Häusern?

Das scheinbar oder anscheinend zuverlässig erinnerte Haus verließ ich mit dreieinhalb Jahren, zur Großen Reise in die Heimat der Eltern; zwei Jahre etwa hatte ich darin gelebt. Vorher in einem anderen, kleineren: ist das jenes *kleine* Einfamilienhaus, von dem die Erinnerung weiß? Die Photographien zeigen das zweite als ein größeres Haus, mit fünf europäischen Zimmern, und einem Hausteil mit Küche und japanischen Zimmern für die Kinder- und Dienstmädchen. In meiner Erinnerung sind es aber zwei etwa gleich große, aneinander gebaute, ineinander übergehende Häuser oder Hausteile.

* * *

Zweites Haus in Okamoto, mit Ziffern auf dem Foto: Erläuterungen des Vaters auf der Rückseite: 1 mein Zimmer; 2 Bad u. Toilette; 3 Eßzimmer; 4 Wolfgangs Zimmer; 5 Veranda nach Süden; 6 Küche.

Zur Küche also. Die war in der *anderen der beiden Welten*, zusammen mit den Zimmern von *Hideko-san*, *Taëko-san* und *Yoshiko-san*, jungen Frauen, die als *Amah-san* (Hausangestellte) beschäftigt waren, bei uns jeweils zu zweit.[17] Wenn ich das Wohnzimmer verließ, ging es nach links, in westlicher Richtung, ein Stück durch den dunklen Flur, an der rechts (nördlich) gelegenen *genkan* (dem japanischen Haus-Eingang) vorbei, und dann gleich noch einmal nach links (südlich) in die Küche (meine Erinnerung sieht die *genkan* also *vor* der Küche, das Foto dahinter … vermutlich eine ‚Einmischung' aus späteren Häusern) . Es war eigentlich kein anderes Haus, aber mir schien es so. Und es ging *hinunter* in die Küche. Denn die Küche war (damals jedenfalls) immer *unten*, auf dem Erdboden, wohl mit Steinplatten belegt. Das herkömmliche japanische Wort für Küche drückt das deutlich aus: *daidokoro*, geschrieben mit den zwei chinesischen Zeichen für *Grund/Basis/Sockel* und für *Ort*. Keller gab und gibt es nicht. Das Gefühl des *unten*, des auf dem Erdboden Stehens war elementar, und ebenso das Hinaufsteigen ins eigentliche Haus, und auch in die direkt an die Küche anschließenden Zimmer der *Amahsan*, der Kinder- bzw. Dienstmädchen.

Hinaufsteigen: das tat man auch am Eingang, in der *genkan*, zwischen den beiden Hausteilen gelegen. Nach den Eingangsschiebetüren betrat man zuerst eine kleine, oft mit Stein gepflasterte Fläche auf Straßenniveau, wo die Schuhe bzw. die *geta* oder *zôri* (Holz- bzw. Strohsandalen) abzulegen waren; dann erst hinauf auf die Höhe des Hauses, auf den Holzfußboden. Das war eine bedeutsame, fast bedrohliche Höhe: zum Hinaufsteigen, besonders aber zum Hinabsteigen – solange man noch so klein war.

[17] Vgl. zu *Amahsan* oben Vorwort, Fußnote 1.

Denn war man unachtsam, stürzte man hinunter, und das geschah auch mir einmal, wie jedem japanischen Kind. Die Tiefe ist mir mit mehr als einem halben Meter im Gedächtnis – tatsächlich war es weniger, und in den Nachkriegsbauten wohl aus Gründen der Einsparung nur etwa 20 bis 25 cm.

Ein nachhaltiges Ereignis, dieser Sturz. Ich fiel in etwas wie Gerümpel, Metallenes, Scharfes, verletzte mir die Nase erheblich. Die Narbe ist mir geblieben. Die Behandlung beim Arzt war sehr schmerzhaft. Und sie dauerte lang, denn wiederholt riss mir der Arzt den frischen Schorf ab, wie mir meine Mutter später immer wieder erzählte. Sie fand das abwegig, aber der Japaner machte höhere medizinische Gründe geltend. Sicher war er beflügelt von der Hohen Aufgabe, an einem deutschen *Botchan* die neuesten Erkenntnisse der vornehmlich aus deutschen Quellen genährten modernen japanischen Medizin zur Anwendung zu bringen.

Der Sturz in die *Genkan* und die schmerzvolle Behandlung waren ein Ritus der Initiation in die *Bedeutsamkeit* dieser Schwelle, einer wirklichen *Grenze* zwischen Innen und Außen, bis heute von elementarem Gewicht für japanische Weltwahrnehmung. Vor der Schwelle legt man das Außenschuhwerk ab; alle tun das; ein Tabu wird verletzt, wenn man es nicht tut. Mir ist das Tabu, die Grenze als Narbe auf der Nase eingebrannt, als leibliche Erinnerung.

In der Küche brannte das Feuer, oft zwei davon; nicht in einem Herd, sondern in transportablen Öfchen aus Lehm, in denen vor jedem Kochen die Holzkohle entzündet wurde. Darauf wurde alles gekocht, erhitzt, geröstet und gebraten; und nicht weit davon stand auch der Spülstein. Die Öfchen: *hibachi* (eigentlich heißen sie *shichirin* – nicht so in *Botchans* Erinnerung, in dem für Westmenschen vereinfachten Haushaltsjapanisch) und der Spülstein (denn der war wirklich aus Stein, vielleicht Kunststein): *nágashi*, das waren elementare Einrichtungsgegenstände der Küche (damals), und sie überstanden am ehesten die Feuerstürme des Zweiten Weltkriegs. Ich sehe noch deutlich vor mir, wie sie, vielleicht neben dem senkrechten Wasserrohr mit dem Hahn darauf, einsam aus der Asche herausragten, zusammen mit zerbrochenen und ausgeglühten Dachziegeln die einzigen habhaften ‚Trümmer' in einer Wüste von flach daliegender Holzasche – keine hochragenden Ruinen, keine Mauerreste wie in Deutschland.

Nagashi und *hibachi*, das waren vielleicht die auffallendsten Teile jener japanischen Welt, in der ich einen wesentlichen Teil meines frühen Lebens lebte, zusammen mit den Töpfen, *nabe*, in die man Wasser füllen konnte, um darin mit Holzlöffeln zu rühren und zu kochen. Man konnte auch in den Essenstöpfen mitrühren, oder einfach auf die Töpfe klopfen und einen ‚Heidenlärm' machen, das war auch schön, die Mutter hörte das nicht. Die *Amahsan* zeigten gegenüber solchen und anderen kindlichen Vergnügungen eine unendliche Nachsicht. Und so hielt ich mich am Tag, sobald ich überhaupt dazu imstande war, also krabbeln konnte, gerne an jenem japanischen Hauptort auf, meinem zweiten Hauptlebensfeld. Die Mutter war nicht so unglücklich, wenn sie von der ständigen Verpflichtung zu Beschäftigung und Spielen mit dem Einzelkind befreit war, sich anderen wichtigen Aufgaben zuwenden konnte. So überließ sie auch gerne *Hideko-san*, später *Yoshiko-san* die ausgedehnten und bei mir sehr beliebten Ausflüge im Wagen und später dann zu Fuß, möglichst zweimal täglich.

Denn frische Luft war wichtig, das wusste die Mutter aus den ärztlichen Ratgebern, die sie aus Deutschland mitgebracht hatte, frische Luft, so früh wie möglich, auch schon beim Schlaf tagsüber, das stärkt und härtet ab. So wurde der Säuglingskorb, so wurde

auch das Gitterbett ins Freie gestellt, in den Schatten, wenn nur das Wetter es zuließ. Die Frischluftgewöhnung hat mich vielleicht auf Dauer dem Rauchen abspenstig gemacht, und durchräucherten Räumen.

Okamoto: Kinderwagen und Yoshiko-san, begleitet von Kater Peter, am 4. 2. 1935.

Kater Peter auf einem Baum am Haus auf dem Rokkô 1936.

Die Küche: das war eine Welt des Tages. Nicht nur der Ort, wo Essen zubereitet wurde, und alles was dazu gehört, sondern dort konnte, dort durfte man auch davon probieren, mit japanischer Lust am Essen. Dies umso mehr, als in zwei Varianten gekocht wurde: für die ‚Herrschaft', deutsch, und für die *Amahsan* selbst, japanisch. Und so fing ich früh an, mit dem Probieren, mit dem Essen, dem Kosten der zwei verschiedenen kleinen Welten. Offensichtlich schmeckte es mir, und bis auf den heutigen Tag ist mir Essen eine wichtige Beschäftigung geblieben. Und an erster Stelle ist mir *japanischer* Reis, *go-han*, auf ganz spezielle Weise zubereitet, die ‚Leibspeise' geblieben.

Dieser Reis (*go-han*, wobei *go* eine Vorsilbe des Respekts ist) war es wohl vor allem, durch den ich mich mit zarten Banden an Japan, an Japanisches fesseln ließ, noch ehe ich auch nur ein Wort klar zu artikulieren wusste, einerlei ob japanisch oder deutsch. Denn die Anekdote ist überliefert, dass ich bereits im frühesten Krabbelalter immer wieder die Zimmer der Amahsan aufsuchte, um dort mit den Händen den Reis aus deren Schalen und Töpfen zu essen. Und die Amahsan ließen mich offenbar gewähren. Oder ermutigten und ermunterten sie mich womöglich dazu?

Und Küchen überhaupt sind mir Lieblingsorte geblieben, besonders auch das Tun dort, Kochen, Abspülen; und eben das Essen selbst. Im Unterschied zu Mutter und Vater (der immerhin gerne aß, und nicht zuletzt japanisch); die Mutter, obwohl, oder vielleicht weil ihr erlernter und ausgeübter Beruf Hauswirtschaftslehrerin war. Von ihr habe ich die Anregung zu arbeitsfreundlicher Gestaltung von Küchen erhalten. Aber nicht die Freude am Essen.

Jedenfalls: eine amphibische Existenz seit dem Krabbelalter. Später dann, als ich schon gewandt laufen konnte, wurde ich zum Boten für Mitteilungen, die ich in der einen Sprache aufnahm und in der anderen wiedergab. Hin und Her zwischen den

beiden Häusern, zwischen zwei Welten, die für mich eine einzige waren, und die doch zwei verschiedene waren. Aber das wusste ich nicht. Das eine Haus: die Küche, und die Welt draußen auf den Gassen und den engen Straßen; die Welt des Tages, des hellen Lichts. Und das andre Haus: der grüne Teppich; die Bauklötze, auf einer Seite in verschiedenen Farben lackiert und ganz glatt. Und die Treppe hinauf: in einem kleinen Zimmerchen das weiß lackierte Gitterbettchen, in dem ich schlief, ein deutsches Reformbett Marke Paidi (das heißt: *fürs Kind*); eine abgeschattete Welt, die Welt der Nacht, von Alleinschlafenmüssen, von Angst; nach den deutschen, wissenschaftlich beglaubigten Rezepten der Zeit.

Okamoto: Mädchen mit kleinem Geschwister in „onbu“.

Okamoto: Junge Frau mit tenugui/ Klein-handtuch überm Kopf, Kind, bäuerliche Geräte aus Bambus. Hinterarund: Felder.

Okamoto: Bauer beim Pflügen mit Ochsen.

Daikusan/Zimmermann beim Sägen mit sehr breitem Sägeblatt, um den Kopf ein tenugui.

Okamoto: „Koreanerkinder, die uns anstaunen. Im Hintergrund ihre Wohnungen, d. oft noch ärmlicher sind.“GM

3. Amphibische Existenz: ... und zwei Sprachen

Zwei verschiedene Welten, zwei verschiedene Erfahrungsräume, der Zugang vermittelt durch zwei voneinander deutlich verschiedene Gruppen von Menschen, mit verschiedener Gestik, Mimik, Bewegung; sehr unterschiedlich waren auch die leiblichen Äußerungsformen, wie Essen, Farben, Einstellung zu Licht und Gerüchen. Nicht zuletzt aber: Stimmen, Worte, Sprechen, Sprachen. Verschieden, und doch nahe beieinander, vor allem in *Botchan* selbst.

Der Verf. mit Yoshiko-san; Frau mit Säugling (Frau Füllkrug?).

Meine Mutter hat ihre Wahrnehmung meiner ersten Wörter, oder eher Worte, im Alter von eindreiviertel Jahren, im Tagebuch festgehalten, im ersten Teil ihrer Liste fast nur die deutschen Wörter. Sie lässt mich nun selbst sprechen (seit meinem 1. Geburtstag protokolliert sie nicht mehr in Monatsabständen nach dem vom Kinderarzt vorgesehenen Muster):

> Mein Wortschatz ist noch sehr gering. Er besteht in folgendem:
> baba (mama mag ich nicht sagen, mit baba meine ich beide)
> bibi (ist alles was sich bewegt, Vögel, Frösche, Schmetterlinge etc.)
> peta – Peter (der Kater)
> bimbam – Lampe
> ktsu – kutsu – Schuh
> bäbä – schmutzig
> tsui – atsui – heiß
> tai – itai – tut weh
> boshi – Mütze, Hut
> hana – Blume, hab ich grad gelernt. Nun will ich noch fest dazu lernen, damit ich auch mit meinem lieben Großpä[p]erich, der uns im Herbst besucht, ein bißchen babbeln kann.

(*G. Müller, Ms. 1937, S. 33*)

Familienfoto (Familie A., Familie M.).

Der Großvater kam denn auch, als ich zwei Jahre geworden war, und wohnte für mehrere Monate in der Familie. Der württembergische Kameraljurist und pensionierte Reichsfinanzrat (1869-1951) berichtete in einem im Jahr darauf niedergeschriebenen Artikel über den vom ihm am Ende seines Aufenthalts wahrgenommenen Stand der Dinge, und darunter auch den Stand meiner Sprachkenntnisse:

> Der kleine Enkel ... fieng eben an, die ersten Worte zu sprechen. Das Sprechen fiel ihm nicht leicht. Wie hätte es anders sein sollen, da deutsche Worte der Eltern und die japanischen der Amah an sein Ohr klangen. Es gehört sicher viel dazu für ein Kinderhirn, die beiden Sprachen gleichzeitig in sich aufzunehmen und auseinanderzuhalten. Und doch ist es merkwürdig, wie bald der kleine Mann das richtige Gefühl dafür sich aneignete, an die Eltern mit deutschem und an die Yoshikosan u. sonstige Japaner mit seinem japanischen Wortschatz sich zu wenden.
> Nur für's essen gebraucht er immer das japanische Shokuji (gesprochen: Schokudschi) u. die Elektrische war für ihn die densha u. die Eisenbahn die kisha u. das Auto die jidosha (Dschidoscha). Diese Ausdrücke brachte er auch in den Erholungsurlaub der Eltern im Frühjahr dieses Jahres (1938 in Deutschland) mit.
> Sonst weiß er jetzt wenig mehr von der japanischen Sprache. Mit „das darf man nicht" versuchte er sich zu entschuldigen, wenn man einen japanischen Ausdruck von ihm hören wollte, dessen er sich nicht mehr erinnerte oder auf den er sich nicht mehr besinnen mochte. Denn selbstverständlich sollte er in Deutschland grundsätzlich Deutsch reden. (*Rudolf Hochstetter, Ms. 1938, S. 1*)

Betrachtet man das von Mutter und Großvater genannte Vokabular auf die darin aufgehobenen Erfahrungsräume, so wird man mehrere Gruppen bilden können. Das japanische Vokabular verweist zum größten Teil auf den Raum draußen, aufgegriffen auf den beliebten Spaziergängen: *kutsu, bôshi, hana, jidôsha, densha, kisha* (Schuh, Hut,

Blume, Auto, Elektrische, Dampfzug, wobei im Japanischen auch der Plural gemeint sein kann: Schuhe, usw.). Eine mittlere Gruppe bilden die drei Wörter *atsui*: heiß!; *itai*: au! tut weh!; *bäbä*: schmutzig. Sie bezeichnen nicht bestimmte Objekte (soweit es so etwas ‚gibt'), sondern problematische Zustände, vor denen besonders Kinder gewarnt werden müssen, oder die sie dann so empfinden: ‚Vorsichtig, heiß! Oder: Au! Das ist heiß!'. Diese beiden japanischen Ausdrücke verweisen wohl besonders auf die Küche mit ihren Gefahren; der deutsche Ausdruck *bäbä* ist vieldeutig: Ausscheidungen? Schmutz auf Wegen? Eine letzte Gruppe bezeichnet wieder ‚Objekte' und entstammt der deutschen Kindersprache, sicher von der Mutter vorgesprochen: *bimbam*, *bibi* (oder ist *bibi* eher aus ihrem schwäbischen Wortschatz: Küken (Bibele), Vogel?).

Insgesamt bestätigt die Gruppierung der Wörter den Bericht der Mutter, auch wenn er unvollständig sein mag (gab es keine Anrede für das Kindermädchen *Yoshiko*?). Offenbar erlebt und bezeichnet *Botchan* die Welt außerhalb des europäischen Hausteils japanisch, angefangen von Situationen in der Küche bis hinaus auf Wege und Straßen. (Autos dürften damals noch auffällige Erscheinungen gewesen sein; häufiger war sicher die oft fahrende *densha* der von *Kobe* nach *Ôsaka* führenden Hankyû-Linie zu hören und zu sehen; sie verkehrte etwa zweihundert Meter unterhalb des Wohnhauses.) Weiter fällt auf, dass die japanischen gegenüber den deutschen Wörtern in der Überzahl sind, auch wenn man die als Anreden genannten Wörter auf die deutsche Seite schlägt.

Kindliche Grundmuster: Pferd, Auto (Kinderwolldecke).

Aber was hat meine eigene Erinnerung an einzelne Wörter, an die damit umrissenen Erfahrungs- und Sinnzusammenhänge bewahrt? Vieles ist mit späteren Erfahrungen zusammengewachsen; besonders deutlich etwa bei *densha*, der elektrischen Schnellbahn, die eine nachhaltige Bedeutung für den heranwachsenden Buben gewann (vgl. I.4). Doch im Fall von zwei, drei ‚Vokabeln' sind deutliche Erinnerungsbilder, oder eher: Erlebniskomplexe bewahrt, bei denen viel für eine wenig korrumpierte Herkunft aus ursprünglichen Erfahrungen spricht.

Da ist zunächst *jidôsha*, Auto. Am intensivsten verbindet sich für mich damit das Bild auf meiner Kinderwolldecke, unter der ich jahrelang schlief (und die später auch Kind und Enkeln diente): Auto, und daneben Pferd. Das Auto in der kastenförmigen Gestalt jener frühen Jahrzehnte: senkrechte Rückwand, senkrechte und ganz plane Scheiben, senkrechter Kühler, mit weit nach vorn gezogener Motorhaube, kaum weniger lang als die Kabine selbst. Das verknappte Muster solcher Autos trat zum Ende meiner Kindheit in den olivgrünen Jeeps der amerikanischen Besatzungsmacht in meinen Gesichtskreis. (Bis heute sind mir Autos mit solchen Umrissen vertraut und sympathisch, und schließlich habe ich mir in höherem Alter ein solches jeepartiges Auto gekauft, ein japanisches Fabrikat; mit senkrechten Wänden und Scheiben. So sehen Autos eben aus.)

Auch an *Pêta*, den Kater *Peter*, den Begleiter meiner frühen Kindheit, ist die Erinnerung deutlich; besonders in einer eher schmerzlichen Szene. Bei der Urlaubsreise nach Deutschland (ich war dreieinhalb Jahre alt) war wohl niemand zu finden gewesen, der sich *Petas* annehmen wollte, und so wurde er auf das im Hafen von Kobe liegende deutsche Schiff mitgenommen, die „*Sauerland*“. *Botchan* sieht die geöffneten Koffer in der düsteren und nicht sehr großen Kabine herumstehen; eine Atmosphäre von Enge, Unbehagen, Einschnitt, Bedrücktheit, noch ist das Schiff nicht abgefahren. Dem Steward gefiel das mit dem Kater in der Kabine offenbar nicht, jedenfalls sorgte er für eine Unterbringung des Katers „tief unten im Bauch des Schiffs“, „beim Schiffszimmermann“. Ich sah ihn erst Monate später wieder, in der in einem Vorort von München gemieteten Wohnung. Ganz kahl soll der Kater aus Japan gewesen sein, als er dort schließlich ankam. Denn während die Familie in *Genua* von Bord ging, musste er im Schiff bis *Bremerhaven* weiterfahren und dort noch in Quarantäne bleiben, bis er endlich in einem Käfig mit der Eisenbahn nach *München* geschickt wurde. Dort lebte er dann noch jahrelang bei den Großeltern. Sein Lieblingsplatz war, zweifellos etwas anstrengend, auf dem Gartenzaun. War das ein Bild *seines* Schicksals: ohne dass man ihn fragte, in eine fremde Welt verpflanzt, auf dem Zaun sitzend, nach dem Woher und Wohin spähend?

Und in dieser Wohnung, in *Planégg* bei *München*, eine andere Erinnerung, die mit meiner Doppelsprachigkeit zu tun hat. Ich stehe im Wohnzimmer, werde von Besuchern, Verwandten mit Neugier betrachtet, befragt, soll vor allem „einmal etwas auf Japanisch sagen“. Das war, oder wurde mir nun von Grund auf zuwider, und um die Zudringlichen abzuspeisen, hatte ich einige Standardvokabeln zur Hand, *hikôki*, Flieger, *kisha*, Dampfzug, *jidôsha*, Auto. Vor allem aber vergaß ich das Japanische. Aber doch nicht vollständig; nach den zwei Jahren in Deutschland (der Urlaub hatte sich durch die Geschäftstätigkeit des Vaters und durch den Kriegsbeginn in Europa weit über die ursprünglichen sechs Monate ausgedehnt) lernte ich wieder japanisch sprechen, ohne Akzent, und mit einem bis heute ausgeprägten Gespür für Körpersprache und besondere Laute, für die Zurücknahme des eigenen Ich u. dgl. Aber das ist eine andere Geschichte.

Zuletzt nun eine vielfältige Erinnerung, ein kompliziert verwobenes Konglomerat mit verschiedenen Dimensionen, das die bikulturelle Prägung meiner Kindheit deutlich macht, gebunden an das Wort *bôshi.* In meiner Erinnerung hängt dieses Wort *bôshi* (Hut, und einiges andere) aufs engste mit *issunbôshi* (etwa: Däumling) zusammen; darüber hinaus noch mit meinem ‚Titel‘, meiner Anrede im Haus, nämlich *Botchan*. Was freilich umwegiger Erläuterung bedarf.

Zunächst der *Issunbôshi*, wörtlich: der einen Zoll große Mann, oder junge Herr. Auch das japanische Däumlingsmärchen erzählt, was in den ganz Kleinen stecken kann: aus ärmsten Verhältnissen gelingt dem *Issunbôshi* der Aufstieg zum Kaiserlichen Hofbeamten in Kyôtô. (Passte da nicht auch mein Großvater ins Bild, mit seinem dunklen Hut, einst Kgl. württemb. Ministerialbeamter?) *Botchan* stehen die einzelnen Etappen des Aufstiegs von *Issunbôshi* als ausdrucksstarke Bilder bis heute aufs lebhafteste vor Augen, denn sie waren in einem jener japanischen Kinderbücher farbenprächtig abgebildet, die besonders meine frühe Kindheit begleiteten. Hier zunächst in aller Kürze das *Issunbôshi*-Märchen:

Ein altes Paar bekam endlich, nach vielen Gebeten, den lang ersehnten Sohn – freilich war er nur *einen* Zoll groß. Aufopfernd ziehen sie ihn auf. Eines Tages will er in die Fremde aufbrechen. Die Eltern statten ihn nach ihren Möglichkeiten aus, mit einem

fein genähten Kimono in seiner Größe, mit einer Nähnadel als Schwert, und mit zwei Essstäbchen. Sie dienen ihm als Ruder in der hölzernen Suppenschale, mit der er auf dem großen Fluss *Yodogawa* von *Naniwa* (dem heutigen *Ôsaka*) nach *Kyôtô* fahren will. Im Schilfdickicht setzt er sich in seiner Schale zur Nachtruhe, der Mond wacht über allem. Doch ein schrecklicher Sturm kommt auf, er wird von mitleidigen Fischern gerettet und zu seinem Ziel mitgenommen. Staunend durch die vornehme große Stadt schreitend, oder eher trippelnd, findet er bald das Interesse eines Ministers, dann von dessen Tochter, einer Prinzessin, die ihn gewissermaßen als Spielzeug in ihr Gefolge aufnimmt. Doch er zeigt sich arbeitsam und äußerst gelehrig, lernt Lesen, Schreiben und allerlei andere Künste (man denkt an die überall propagierten Lerntugenden im Entwicklungsland Japan). Bei einem Ausflug will er gerade Papierblätter mit frisch geschriebenen Gedichten der Prinzessin an die Zweige eines Baums heften, als sich ein heftiger Sturm erhebt. Ein fast nackter roter Teufel mit zwei Hörnern auf der Stirn und furchterregenden Augen erscheint, will sich auf die Prinzessin stürzen. Alles flieht. Nur *Issunbôshi* verliert den Mut nicht, springt von dem Baum auf des Teufels Schulter und sticht mit seinem Schwert mit aller Macht in des Ohr (andere Variante: vom Teufel verspottet und verschluckt, sticht er diesem so in den Magen, dass er wieder ausgespuckt wird). Laut brüllend macht sich der Teufel aus dem Staub und lässt dabei seinen Zauberhammer liegen (Nachbildungen kann man auch heute noch auf Schreinfesten kaufen). Die Prinzessin ergreift den Hammer, schüttelt ihn, spricht einige zauberkräftige Worte, und siehe: der Däumling wächst, wird zum großen Prinzen! Hohe Ämter, Hochzeit, Besuch bei den armen alten Eltern, mit tausend Geschenken ...

Bilderbuch: Issunbôshi/Däumling schläft in hölzerner Essschale zwischen Schilf.

Bilderbuch: Issunbôshi vor dem Angriff auf den Teufel.

Diese Geschichte, sicher auch eine Paränese und Paraphrase der Erziehung zu Ausdauer, Sorgfalt, Arbeit und Aufstieg in der japanischen Moderne, beeindruckte mich nachhaltig. Auch der ganz Kleine kann groß und stark werden. Ganz besonders ist mir

jene idyllisch gemalte Szene am Beginn der Reise im Gedächtnis geblieben, wo *Issunbôshi* auf dem Fluss zwischen riesigen ‚Schilfbäumen' (denn er ist ja winzig) ganz allein in seiner hölzernen Suppenschale schläft, mit Kopf und Armen gelagert auf das quergelegte Ess-Stäbchen, das Ruder; der Mond steht am schwarzblauen Himmel. Und der Mond bildet die Brücke zu jenem deutschen Lied, das der Vater später, in den Jahren in *Kobe* gerne von seinen schon im Bett liegenden Kindern vorgesungen haben wollte, wenn er einmal früh genug aus dem *Office* nach Hause gekommen war:

Der Mond ist aufgegangen,
Die güld'nen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweigend
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.[18]

Der Vater zeigte sich ergriffen, kaum mit Worten – bei aller kaufmännischen Nüchternheit doch eher anrührbar als die Mutter, die viele Situationen kühl zu ‚verbalisieren' verstand. Kurz, eine ‚Taschentuchszene' (das Taschentuch nämlich zum Trocknen der Tränen beim Betrachten des Bildes, beim Anhören der rührenden Geschichte, in einer Szene eines Schauspiels oder Films; eine japanische Vorstellung).

Wichtig war für mich die Verbindung des *Issun**bôshi***-Märchens zu einem anderen, eher über den Anklang der Worte vermittelten Erlebnis. Das waren ***Bo**tchans* Spaziergänge mit dem aus Deutschland zu Besuch gekommenen Großvater. Denn der trug stets einen Ehrerbietung gebietenden ***bô**shi*, einen dunklen Hut, und er war ja auch ein ***bô**shi*, ein Herr, vor dem sich die Leute verbeugten, und der auch einen Spazierstock trug. Den durfte auch ***Bo**tchan* manchmal tragen, da war ich sehr stolz. Und dazu gehörte dann das deutsche Kinderlied, das ich gut singen konnte:

Hänschen klein/ ging allein/ in die weite Welt hinein.
Stock und Hut/ stehn ihm gut/ er ist wohlgemut.
Aber Mutter/ weinet sehr/ hat ja nun kein Hänschen mehr ...

4. Der Großvater: Ehrerbietung vor Alter, Gelehrsamkeit, Bedeutung

Als ich zwei Jahre alt war, im Herbst 1936, kam also mein Großvater zu Besuch, und blieb ein halbes Jahr[19] – ‚mein' Großvater, weil der andre dazu bei weitem zu unbemittelt gewesen wäre, und überhaupt die Anlehnung an die weitläufige und sozial gehobenere schwäbische Verwandtschaft der Mutter stärker war. Der Vater der Tochter sollte dieser wohl auch in der Fremde ein wenig Gesellschaft leisten, die ihr sonst durch regelmäßigen Umgang so vertraute Verwandtschaft ersetzen. Und so machte er auf dem Dampfer *Reliance* des *Norddeutschen Lloyd* eine ‚Weltumsegelung', wie sie damals bei wohlhabenden Touristen aus den USA durchaus schon verbreitet war. Die Herfahrt ging über *Suez*, *Colombo*, *Singapore* und *Shanghai*; und nach der langen Unterbrechung der Reise in *Kobe* ging es weiter über *Honolulu*, *San Francisco* und den *Panamakanal*. Organisiert wurde alles von meinem Vater, auch im Hinblick auf die damals in Deutschland schon sehr schwierige Beschaffung von Devisen.

---

[18] Das bekannte Lied ist von Matthias Claudius, 1740-1815.
[19] Vgl. insgesamt *Rudolf Hochstetter, Ms. 1938/2*.

In *Kobe*, genauer im Vorort *Okamoto*, lebte er im Haus der Eltern, die ihm ihr Schlafzimmer einräumten. Er bewegte sich ohne Probleme in der nächsten und der weiteren Umgebung, verkehrte auch regelmäßig mit deutschen Kobe-Residenten. So spielte er gerne Schach mit Herrn *Juchheim*, dem Gründer der *Juchheim-Konditorei* in Kobe (heute unter japanischer Regie in zahlreichen Filialen in ganz Japan verbreitet, Spezialität: *Baumkuchen*; *Karl Juchheim*, als Kriegsgefangener 1914 nach Japan gekommen, gründete 1921 in *Yokohama* eine Konditorei, die er nach dem Erdbeben 1923 nach *Kobe* verlegte; er ist dort 1945 gestorben; vgl. *Elise Juchheim* 1976). Außerdem arrangierte der Vater eine Reihe von Ausflügen für den Schwiegervater, so im März 1937 in einen japanischen Gasthof an der warmen Bucht von *Shirahama*, etwa drei Stunden im Zug nach Süden, in einer geschützten Bucht an der Pazifikküste.[20] Oder im Februar 1937 eine Woche zum Skifahren in den *Japanischen Alpen*. An all das habe ich keine bewusste Erinnerung. Es gibt aber zahlreiche Photographien, schriftliche Berichte, und auch erinnerte Erzählungen, und vielleicht am zuverlässigsten: es gibt unverkennbare Residuen in meinen Lebensorientierungen, in meinem leiblichen Verhalten.

Denn der Großvater war ein *erai kata*, eine Persönlichkeit gehobenen Rangs. Das zeigte sich schon in Kleidung, Aussehen, Auftreten: im schwarzen Wintermantel mit Pelzkragen und stets mit Hut (auch die entsprechenden japanischen Herren waren so gekleidet). Dazu goldene Brille, grauer, gepflegter Spitzbart, dunkler Anzug, Taschenuhr an goldener Kette, und ein gemessenes Verhalten. Zweifellos versäumte der Vater auch nicht, der Welt Würde und Rang des Schwiegervaters durch entsprechende Wahl von Sprachstil und Körpersprache mitzuteilen, und gegebenfalls – ließ er auch eine Namenskarte anfertigen? – durch formelle Vorstellung: kürzlich pensionierter Richter eines Reichsgerichts, einer ‚Obersten Behörde', in Japan in jedem Fall von besonderem Glanz. Und nun auch noch aus einem Land, das vor kurzem mit dem Austritt aus dem Völkerbund Japan nachgefolgt war ... Dies alles dürfte ich als deutsches Bübchen atmosphärisch mitbekommen haben.

Großvater, Enkel, Vater.

Wirklich deutlich wurde mir das, als ich zwei Jahrzehnte später zu Beginn meines Studiums an der Universität *München* (dem Ort des Wirkens meines Großvaters in seinen letzten 15 Jahren; er war wenige Jahre zuvor gestorben) die Vorlesung eines bedeutenden Gelehrten besuchte, des emeritierten Religions-Philosophen *Romano Guardini*. Ohne dass ich das zunächst recht wahrnahm: er glich meinem Großvater in Alter, Kleidung und auch Aussehen. Doch wenn er am Montagabend um sieben Uhr c.t. ins Auditorium Maximum trat, so störte mich eines geradezu physisch: bevor er an das breite Kathederpult treten konnte, musste er sich seines dunklen Mantels nicht ohne Mühe

[20] Vgl. *Rudolf Hochstetter, Bericht über Reise nach Shirahama (Ms. 1938/1).*

ganz allein entledigen und ihn auf dem Pult ablegen – niemand aus dem ganzen großen Saal sprang ihm bei! Das war mir so unerträglich, dass ich mich entschloss, in Zukunft vorne rechts am Rand Platz zu nehmen und, nicht ohne Selbstüberwindung, dem damals wohl 70 Jahre alten Gelehrten aus dem Mantel zu helfen, im gesamten restlichen Semester. Und gewiss hat diese leibliche Bemühung dazu beigetragen, meine Vertiefung ins durchaus lebhaft, angeregt, engagiert vorgetragene Denken *Guardinis* zu fördern. (Vielleicht spürte ich auch dessen fundamental-kritische, analysierende Distanz gegenüber dem Naziwesen.)

Erst Jahre später habe ich verstanden, dass ich damals als kleines Kind in Japan, in einer dem Alter und dem sozialen Stand gegenüber besonders ehererbietigen Umwelt, meine Lektion gelernt hatte. Und das bis heute gegenüber gering wie groß fast instinktiv praktiziere, etwa bei automatischen Türen, in der Straßenbahn usw..

Noch in einem anderen Sinne hatte ich meine Lektion verstanden. 1954 hatte ich, in Untermiete bei einer adeligen Generalswitwe im letzten Münchener Mietwohnhaus meiner Großeltern in *Bogenhausen*, hundert Meter vom heutigen Bundesfinanzhof und ebenso hundert Meter vom Ort der früheren Villa der Familie *Mann* entfernt, mit dem Studium von Geschichte, Anglistik und Germanistik begonnen. Einer damals, nach 12jähriger Bildungsabwehr, sehr verbreiteten Empfehlung folgend, verwendete ich viel Zeit fürs *Studium generale*, probierte besonders in der Philosophie herum, fand mich auch sehr von englischer Literatur angeregt. Dagegen war mir die Germanistik und besonders die Altgermanistik unbehaglich, teils wegen der noch deutlich spürbaren deutschnationalen, ja bräunlichen Atmosphäre, teils wegen der heillosen Überfüllung. Dies und die Notwendigkeit, in überschaubarer Zeit meinem Vater einen ‚Brotberuf' vorweisen zu können, brachte mich nach vier Semestern zum Wechsel von den ‚neuen' zu den mir überschaubareren und auch politisch weniger belasteten ‚alten' Sprachen, also Latein und Griechisch, sowie der mir zeitlebens besonders wichtigen Geschichte. In diesen Fächern habe ich dann auch Staatsexamen und Promotion abgelegt.

Für mir selbst verborgene Beweggründe bei diesem Wechsel öffnete mir später eine vertraute Tante die Augen: *„Dês wenn dei Großvatta no erläba hätt kenna!"* Denn sein ältester Sohn und vertrauter Hoffnungsträger, gleichen Vornamens wie sein Vater und wie ich, war im Juni 1918 in Frankreich „gefallen", durch „Kopfschuss", wie es hieß. Die beiden jüngeren Söhne hatten erhebliche Mühe mit dem Abitur; einer wurde ‚nur' Ingenieur, der andere Papierkaufmann, im Hinblick auf seine Vorliebe für die Kunst, das Malen. Und die Töchter? *„D' Mädle heiratet ja doch!"* (Das war wohl vor allem der *Wunsch* des Großvaters; denn seine eigenen Zwillingsschwestern, geboren 1874, waren ledig geblieben, hatten noch im 19. Jahrhundert *gegen* die Familie Berufe erlernt, eine frühe Emanzipation als Krankenschwester, bzw. als Musikerin und Sprachlehrerin geschafft, dies sogar im Ausland.) So war ich denn postum zum Hoffnungsträger geworden.

Zunächst aber, kaum älter als zwei Jahre, versuchte ich mich als Stockträger des hochverehrten Großvaters, in früher leiblicher Nachfolge. Denn der unternahm regelmäßig in der Umgebung des Hauses Spaziergänge, nie ohne Spazierstock. Und gelegentlich durfte *Botchan* nicht nur den Spazierstock des Großvaters tragen sondern auch – höchste Würde! – dessen dunkelgrauen Hut aufsetzen, wie eine Photographie unwiderleglich bezeugt. Nun war ich Träger wichtiger Insignien des hochangesehenen Großvaters. Meine eigene Erinnerung versagt hier nicht gänzlich, liefert einige innere

Bilder, die auf wenig logische Weise doch dazu passen – vgl. den Schluss des vorigen Kapitels: *bôshi*, *Issunbôshi*, *Botchan*.

5. Zwei Sprachen, mehrere Sprachen, und Welten

Der stolze Stockträger – vom Großvater ist nur sein anderer Stock zu sehen.

Ausflug mit Hidekosan und Großvater Hochstetter.

Der Großvater beobachtete und beschrieb meinen Umgang mit zwei Sprachen nachsichtig (vgl. II.3) – aber ihm selbst war eine solche Selbverständlichkeit doch fremd. Er beherrschte Deutsch, mit Witz, mit Ironie, und mit Freude am spielerischen Umgang mit Wörtern, auch eigenen Wortneuschöpfungen und Knittelversdichtungen. Und ‚natürlich' war ihm das ‚Schwäbisch' genannte Idiom der württembergischen Honoratioren völlig vertraut. Dazu beherrschte er die Schulsprachen des höheren süddeutschen Bildungskanons der Zeit, Latein und Französisch, auch diese moderne Sprache eher lesend als gewandt sprechend. Im Hinblick auf seine Weltreise in den dreißiger Jahren wurde ihm anerkennend zugeschrieben, er habe die englischsprachigen Tageszeitungen einigermaßen entziffern können, eben vermöge seiner Lateinkenntnisse ... oder war es eher ein halbes Eingeständnis eines Mangels? Jedenfalls war ihm die damalige Vielsprachigkeit in manchen Teilen und Schichten im Europa seiner Zeit, besonders im Osten, aber auch bei einer seiner im vorigen Kapitel erwähnten Schwestern, doch recht fremd.

Hier konnte ich nicht in seine Fußstapfen treten. Ich fiel sozusagen in die ‚amphibische' Zweisprachigkeit von *Japanisch* und *Deutsch*. Die eine Seite, das Deutsche, gewann in den späteren Jahren die Oberhand, besonders auf der Kopfebene, die andre Seite trat sehr zurück, ist aber nie ganz verloren gegangen, konnte nach

Jahrzehnten belebt, bereichert werden. Die sprachliche Amphibie war auch eine günstige Voraussetzung für das Interesse, für den Mut zu weiteren Sprachen, und *Welten*. Denn die erste, frühkindliche Erfahrung machte mir den Zusammenhang von Sprache und zugehöriger Welt deutlich: in der Küche sprach man japanisch, im Wohnzimmer deutsch. Und diese klare Trennung der beiden Sprachen nach Personen, Orten, Atmosphären usw. hat mir die unselige Vermischung erspart, die bei vielen dazu führt, dass sie in keiner Sprache sicher sind, in keiner Welt zuhause.

Mit acht Jahren erst begannen dann meine ersten, nicht ‚von oben' verordneten Schritte ins *Englische* hinein, und von zehn bis zwölf wurde diese Basis rasch und unsystematisch erweitert, begünstigt schon vorher durch die ständige Präsenz englischsprachiger Wörter (‚*office*') und Texte, z.B. Zeitungen (z.B. der ‚*Nippon Times*'). Mit elf Jahren begann der Unterricht in der Deutschen Schule (unauslöschlich Vokabeln wie ‚*the inkpot*', ‚*Croydon Airfield*'), und fast gleichzeitig die ersten, ganz ungehemmten und zweifellos kruden Unterhaltungen mit amerikanischen und australischen Besatzungssoldaten, begünstigt durch ‚*candy*' (z.B. ‚*Life Savers*', nämlich Lutschbonbons in Gestalt von Rettungsringen) und ‚*chocolate*' (‚*Hershey*', in extraharter, d.h. unschmelzbarer Ausführung für den Tropenkrieg). Einige starke Missverständnisse sind mir noch in peinvoller Erinnerung. Einmal antwortete ich einem freundlichen *GI* auf einem ‚*ten-wheel-truck*' höflich, doch fälschlich mit ‚*yes*' (wahrscheinlich hatte ich in Japan nie entschieden „Nein, danke" sagen gelernt) und erhielt sogleich einen ‚*hike*' bis ins Zentrum von Kobe, 15 Kilometer weit. Die Fahrt war interessant und ehrenvoll, hoch neben dem Fahrer über der flachgebrannten Stadt – aber wie sollte ich zurück in den Vorort *Shioya*, ohne Geld?

Ein großer Vorteil war die Ungehemmtheit beim Sprechen, die mir bis heute bei anderen Sprachen geblieben ist, selbst wenn ich nur bescheidene Kenntnisse habe. Wenige Wochen vor der ‚Repatriierung' 1947 schrieb ich schon einen passablen Brief an meine Großeltern in Deutschland, in englischer Sprache, wie es die Zensur verlangte. Die Selbverständlichkeit der Bewegung in dieser dritten Sprache ist mir erhalten geblieben, und war in der Schule in Deutschland durchaus vorteilhaft. In diesen Jahren, in Japan wie in Deutschland, hatte ich deswegen auch regelmäßig mit Amerikanern und anderen Englischsprechenden zu tun, und nahm auch so ein Stück ‚*reeducation*' auf, nicht als Programm, sondern im unmittelbaren Umgang mit den auch sonst unbefangen mit mir verkehrenden Amerikanern.

In *München*, bald dann in *Stuttgart* kam ich nach dem Wunsch des Vaters aufs ‚humanistische Gymnasium', Pflanzstätte jener Bildung, die ihm selbst verschlossen geblieben war, wie er besonders schmerzlich an seinem in zwei Sprachen wortmächtigen und auch in den ‚alten Sprachen' gebildeten Mitarbeiter *Dr. P.* wahrnahm. Im Gymnasium wurde ich ins *Latein* gestürzt, eine nicht mehr gesprochene Sprache, musste gleich die zwei Anfangsjahre nachlernen (unterstützt von einem erwachsenen Cousin), ein Handicap auf Dauer: es fehlten die berühmten ‚Anfangsgründe', vor allem ein ziemlich mechanisches, verständnisloses Lernen nämlich. Und im Jahr darauf ging es mit *Griechisch* los, glanzvoll war ich auch hier nicht.

Die modernen, die gesprochenen Sprachen interessierten mich mehr, und so trat ich mit 15 Jahren in eine Arbeitsgemeinschaft *Französisch* ein, schon um eine Fahrradtour nach Frankreich auch sprachlich bewältigen zu können. Die Vorstellung einer Reise in ein Land, wo ich mich in keiner Landessprache ausdrücken konnte, war und ist mir

äußerst unangenehm. Doch bin ich im Französischen zwar ungehemmt sprechfähig, und mit passabler Aussprache, aber doch nicht ausreichend in Grammatik, im Vokubular und in der Literarur gebildet, um meinen eigenen Ansprüchen gerecht zu werden. Ebenfalls im Hinblick auf eine Reise (ich wollte meinen Klassenkameraden *Jörgen Riessen* aus Kobe in *Stockholm* besuchen) kam ich nach dem Abitur zu einer mäßigen Alltagskenntnis des *Schwedischen*; vor wenigen Jahren habe ich sie wiederbelebt. Bald darauf kam aus ähnlichen Gründen das *Italienische* hinzu; vom Latein aus fast ein Ausflug, und mir inzwischen nach zahlreichen Reisen vor allem im Alltag sehr vertraut. Dagegen scheiterte Russisch nach wenigen Wochen an der fehlenden Reisemöglichkeit. Mein *Japanisch* sank in jenen Jahren in den Untergrund ab; zuletzt habe ich es wohl 1953 mit einem japanischen Geschäftsfreund meines Vaters gesprochen – bis zur Erneuerung und Erweiterung seit 1980, im Zusammenhang mit Besuchen im Land.

Fast en passant kam der *schwäbische Dialekt* hinzu, damals noch von den meisten Einwohnern im ‚Ländle', außer den Flüchtlingen, selbstbewusst gesprochen. Er war, jedenfalls damals noch, in mancher Hinsicht den alemannischen Idiomen der Mehrzahl der eidgenössischen Kantone ähnlich: durch das Selbstbewusstsein seiner Sprecher nämlich, besonders auch der Gebildeten und politisch Maßgebenden unter ihnen (‚Honoratiorenschwäbisch'), und als gesprochene Landessprache des alten Herzogtums Württemberg; woraus ein Gefühl von Gemeinsamkeit und Gemütlichkeit zwischen oben und unten begründet wurde ... Mich hat diese Sprache, die auch die Ursprungssprache meiner Mutter und fast aller Verwandter war, wie viele junge ‚Ausländer' sozusagen eingemeindet – wer sie sprach, gehörte dazu. Und so bewege ich mich auch heute noch bei passender Gelegenheit darin, wenn auch mit einem ‚*Gschmäckle*', wie es ‚*Neigschmeckte*' eben an sich haben (so spreche ich es zu weit vorne im Mund, den ich auftue dabei, statt die etwas dumpfen Wörter eher durch die Nase zu äußern). Doch gehört das Schwäbische ebenso wie das Japanische und das Italienische zu den Sprachen, wo ich mich bis heute mit recht sicherem Gefühl im Alltag bewege. Bei den anderen Sprachen fehlt mir diese Begründung in der Alltagserfahrung mehr oder weniger; in USA etwa habe ich nur zwei Wochen, in Großbritannien zwei Monate verbracht ...

Der Alltag ist eine sehr elementare, in der Tiefe prägende Erfahrung.
Die Hoch- und Schriftsprachen haben dazu noch einen eigenen, einen anderen Erfahrungshintergrund. Sie sind viel mehr am Kopf orientiert, an Geistesbildung und literarischer Tradition, an festen Regeln einer Grammatik, und überhaupt an weitgespannter, womöglich zentralistischer Herrschaft. Und wer eine Sprache nie im Alltag kennenlernt, der hat auch nur eine reduzierte Beziehung zur Hochsprache. Die Schulklassiker *Shakespeare* und *Caesar* können als Beispiel dienen. Man kann diese Autoren, diese Sprachen auch sehr langsam, analytisch, ja akzentarm oder stumm lesen (dies eine erst vor 500 Jahren aufgekommene Errungenschaft). Nicht so die hauptsächlich oder ausschließlich gesprochenen Sprachen: ihnen muss man sich viel elementarer anpassen, weit über einheitliche Regelwerke und Vokabularien hinaus. Wenn man sich in ihnen bewegen will, *muss* man sich in ihren ‚Bann' begeben, in ihre Welt eintauchen. Und das lag mir, wohl wegen meiner Anfänge, entschieden mehr als das allmähliche Herantasten über abstrakte Regeln. Den grammatischen Grundstrukturen, dem Vokabular mit dessen charakteristischen Unterscheidungen und der Idiomatik passte ich mich bei jeder neuen Sprache eher nebenbei an; im Vordergrund stand mir die ‚Musik' einer Sprache, also ihre Aussprache, die Melodie ihrer Wörter und Sätze – im allgemeinen ist gerade das aber kein systematisches Thema im Sprachunterricht. Eng dazu gehört die besondere Körpersprache, die Gestik und

Mimik, bis zum Blitzen, Abschatten oder Erlöschen der Blicke, der Augen. Der *ganze* Leib ist dabei, die Beziehung zur Welt, zum Essen z.B.. Manchen macht das Angst, sie fürchten den Verlust ihres ‚Wesens', sprechen anklagend von Mimikry, von Identitätsverlust. *Etwas* ist an der Anklage dran – man wird *jemand anders*, und bleibt zugleich doch auch *man selbst*. Die Möglichkeiten multipler Identität. Der mehrsprachige *Goethe* (Latein, Italienisch, Französisch, Englisch) sah das als Bereicherung: ‚wer keine andere Sprache kann, der kann die eigene nicht'.

Ein solches enges Verhältnis zu *einer* Sprache und der ganzen Welt, die in ihr steckt, gilt vielfach im deutschen Sprachbereich als das Verhältnis zur ‚*Muttersprache*'. Aber kann man vielleicht auch mehr als eine einzige Mutter haben? Und kann man womöglich nicht nur zu *einer* Sprache ein so enges Verhältnis haben? Welche war meine Muttersprache? (Vgl. auch das zweite Motto zu diesem Buch.) Das Aufwachsen in mehr als einer Sprache – mir scheint, das ist so selten nicht, wenn man sich in der Welt umsieht, und nicht einmal in Europa, wo doch der Ursprung jenes Nationalstaats ist, in dem oft sogar mit Feuer und Schwert die ‚eigene', die einzige Nationalsprache durchgesetzt werden sollte (zum Glück ist es nicht überall vollständig gelungen).

Die Redeweise von der *Muttersprache* hängt mit der Vorstellung zusammen – von *Wilhelm von Humboldt* nach Anregungen durch *Johann Gottfried Herder* formuliert – dass in jeder Sprache eine besondere Auffassung der Welt enthalten sei, die von der Mutter beim Erlernen dieser Sprache im Kind niedergelegt werde. Den gleichen Gedanken hat *Benjamin L. Whorff* über ein Jahrhundert später am Beispiel von Sprache, Welt und Lebensweise der Sioux-Indianer ausgeführt. Diese Auffassung ist durch die Verstiegenheiten des deutschen und später auch des slawischen Nationalismus heute erheblich in Misskredit geraten. Ihr wird der durch Willensentscheid begründete Nationalstaat entgegenstellt; am Beispiel der *Vereinigten Staaten von Amerika* (‚*We The People*') und noch deutlicher von *Kanada* oder der *Schweizer Eid-Genossenschaft* wird deutlich, dass verschiedene Alltagssprachen, ja sogar Staatssprachen möglich sind.

Jedenfalls: in der Auffassung, dass in jeder Sprache ein spezifisches Verhältnis zur Welt steckt, ist eine wichtige Erkenntnis enthalten, so sehr dabei die Unterschiede zwischen verschiedenen Klassen, Ständen, Schichten, Geschlechtern usw. vernachlässigt sind, und so sehr dies auch im Zeitalter allgemeiner Rationalisierung und Vereinheitlichung der Lebensbedingungen überhaupt und auch von Denken und Sprache nach und nach zurücktreten mag. Freilich ist diese Auffassung nicht in dem Sinne zu akzeptieren, dass jeder Mensch als Kind *einer* Mutter *eine* ‚Muttersprache' erlernt, und *nur* eine, und in dieser ausweglos zuhause bleibt. Auch in der Vorstellung *einer* Identität als Kern der Person, ‚hinter' deren verschiedenen Rollen, dürfte sich diese Vorstellung niedergeschlagen haben. Es steckt darin wohl eher eine Ablehnung und Abwehr gegenüber allen den Menschen, die aufgrund ihrer Lebensbedingungen in mehr als einer Sprache und Welt ‚zuhause' sein ‚müssen', oder es sogar bereitwillig sind und die ständig zwischen verschiedenen Welten und Sprachen hin- und herpendeln, Händlern z.B.

Am überzeugendsten hat das für mich *Daniel Barenboim* ausgedrückt, aus seiner Erfahrung als Dirigent, sogar – in dieser Eigenschaft – in dem von ihm gegründeten West-östlichen Diwan-Orchester vermittelnd zwischen Musikern aus Israel und Palästina. „Gibt es wirklich nur *eine* Identität für ein Individuum wie auch für ein Volk? ... Meiner Meinung nach kann man am Anfang des 21. Jahrhunderts nicht daran glauben, dass es unbedingt notwendig ist, sich auf *eine* Identität zu beschränken. Das

Problem unserer Zeit ist, dass man sich mehr und mehr auf kleinste Einheiten beschränkt und deswegen Gefühl und Verständnis für das Ganze, und wie in einem Ganzen die Dinge miteinander verbunden sind, verliert. ... Ich bin überzeugt davon, dass man etwas nicht nur unabhängig und für sich verstehen kann, sondern dass jede Sache und jede Idee und jeder Mensch ist, wie er ist, auch in Bezug auf alles andere, mit dem er in Kontakt kommt. ... Ich bin in Argentinien geboren, meine Großeltern waren Juden aus Russland, ich bin in Israel aufgewachsen und habe mein ganzes Leben in Europa gelebt. Ich denke in der Sprache, die ich im Moment spreche, und ich fühle mich deutsch, wenn ich Beethoven dirigiere, und italienisch, wenn ich Verdi dirigiere.“[21] .

[21] *Barenboim*, 2001, S. 41 (*eine* kursiv: *W.M.*.) – Auch *Claudio Magris*, der italienische Schriftsteller aus *Triest*, das lange Zeit zum k.u.k. Kaiserreich gehörte, äußert sich ähnlich: „Die Schriftsteller, die Triests Heterogenität existenziell erlebten, seine Vielfalt von Elementen, die sich zu keiner Einheit verschmelzen lassen, begriffen, daß diese Stadt – wie das habsburgische Imperium, dem es angehörte – ein Modell der Heterogenität und Widersprüchlichkeit der ganzen modernen Zivilisation war, bar eines zentralen Fundaments und eines einheitlichen Wertsystems.“ Auch *Magris* verfolgt diesen Gedanken von der Stadt zur individuellen Identität. Die totalisierende Erwartung, auf einen unveränderlichen Wesenskern zu stoßen, verführe dazu, widerstrebende Phänomene ins enge Maschengeflecht der einheitlichen Definition hineinzuzwängen, oder aber zu eliminieren. (Vgl. *Ara*, zus. m. *Magris*, 1987, Kap.1.)

III In der Fremde: Deutschland, ein Winterland

An die Kabine auf dem deutschen Passagierschiff *Sauerland* – im Frühjahr 1938 fuhr der Dampfer des Norddeutschen Lloyd von *Kobe* über *Singapore*, *Colombo* und *Suez* nach *Genua* und *Bremerhaven* – habe ich eine intensive Erinnerung: düster, dunkel ... gab es hier keine Fenster? Ein Schrankkoffer stand da, noch nicht geöffnet, und es war eng. Die vorherrschende Grundstimmung der nächsten zwei Jahre war angeschlagen: grau, dunkel, und kalt (freilich nicht eng).

Die Abbildung zeigt ein Schwesterschiff der „Sauerland“ des Norddeutschen Lloyd.

Die Reise war die den deutschen Angestellten in Japan alle vier Jahre bewilligte Sechsmonatsreise in die Heimat, gewissermaßen zusammengesparter Urlaub (denn den gab es sonst nicht). Etwa fünf Wochen wurden für die komfortable Schiffsreise über *Manila*, *Singapore*, *Colombo* und den *Suez*-Kanal verbraucht; mit der transsibirischen Eisenbahn ging es viel rascher, aber auch viel strapaziöser. Aus den sechs Monaten wurden für den Vater ein gutes Jahr, denn wie schon 1933 konnte er von den Geschäften nicht lassen. Auf seinem ersten Europaurlaub hatte er nach Vorbereitungen in Japan einen japanisch-italienisch-deutschen Geschäftsabschluss von über 2 ½ Millionen $ zustande gebracht, samt Finanzierung über britische und US-Banken. Dieses Mal begleitete er in Europa wiederum eine japanische Delegation, reiste wiederum wiederholt nach *London*, nach *Mailand* usw., erreichte Geschäftsabschlüsse in ähnlicher Höhe, vor allem die Lieferung einer italienischen Kunstfaseranlage nach Japan. Eine goldene Longines-Armbanduhr erinnert an den ersten Abschluss, dem Sohn als Andenken vermacht. Die Krönung des ersten Abschlusses war die Hochzeit mit meiner Mutter (Tochter eines Reichsfinanzrats) in München Anfang November 1933, mit sogleich anschließender Hochzeitsreise auf dem *Conte Rosso* von *Triest* nach *Kobe* – immer wieder rühmte unsere Mutter die erlesene Qualität des Wiener Apfelstrudels an Bord.

Wegen der vielfältigen geschäftlichen Kontakte mit Italien auf diesen Reisen gehörten nicht nur *Caruso* und *Gigli* zum Sprachschatz der Familie, nebst einigen Schallplatten (die Mutter bevorzugte *Mozart* und *Schubert*), sondern auch *Bel Paese* und *Gorgonzola*. Auch den *Duce* gab es, und 1943 den *Gran Sasso*, von dem *Mussolini* durch einen kühnen deutschen Flieger namens *Skorzeny* mit einem *Fieseler Storch* ‚befreit' wurde. Ins Haus der Familie kamen nicht selten italienische Besucher, und einer (namens *Bazzocchi*?) drehte 1937 einen noch erhaltenen 8-mm-Schmalfilm mit Familienszenen. Meines Vaters Arzt war Italiener. – Nach dem auf ein Jahr verlängertem Aufenthalt reiste der Vater im April/Mai 1939 nach Japan zurück (nach seinem Pass: Ausreise *Bremerhaven 18. 4.*, Einreise in *New York 24. 4.*, Einreise aus *North Dakota* nach *Kanada* Richtung *Vancouver* 26.4., Einreise in Japan 10. 5.). Die schnelle Ausreise geschah nach der Familien-Überlieferung unter dem Eindruck der Besetzung der „*Resttschechei*" (15. 3. 1939): „Das bedeutet Krieg!"; „Wie können Sie Ihre Familie in Deutschland zurücklassen?", habe er unterwegs zu hören bekommen.

Deren Rückpassage war für den 2. September 1939 ab *Bremerhaven* mit dem Schnelldampfer *Gneisenau* des *Norddeutschen Lloyd* gebucht; den Sommer sollten Frau und Kinder noch im kühlen deutschen Klima verbringen. Gegen eine Überfahrt durch den Tropensommer sprach besonders meine angegriffene Gesundheit; erst einmal sollte ich mich im Kinderheim *Ingerlhof* in der gesunden Alpenluft in den Bergen hoch überm *Tegernsee* erholen. Stattdessen bekam ich in der nassen Kälte dort eine Lungenentzündung, lebensgefährlich damals; das machte meine Abholung durch die Mutter und Pflege in einer Pension in Tegernsee notwendig. Aus der Abfahrt am 2. September 1939 wurde nichts. Denn mit der absehbaren britischen Kriegserklärung (am 3. September) begann das Empire eine Blockade aller Seewege für deutsche Schiffe. Man musste warten, bis wenigstens die Landroute über *Sibirien* wieder frei war (genauer: die Route durch den ‚ehemaligen *polnischen Korridor*' von Berlin nach Königsberg, und weiter). Und außerdem kam ja Ende November meine zweite Schwester zur Welt.

So konnte die Reise erst am 26. März 1940 in München losgehen, immer im Schlafwagen, mit den zwei Schwestern, eine zweieinhalb Jahre alt, die andre vier Monate, im Babykorb, und der Mutter, dazu der begleitenden *Tante Hanna*, der Schwester des Vaters. Hotelaufenthalte in *Berlin*, *Riga* und *Moskau*; eine Woche dann im Transsibirienexpress (*40 km/h*) – eine überaus ereignislose Reise fast ohne Bewegungsmöglichkeit. Zuletzt in japanischen Schnellzügen mit bestem Service durch japanisches Herrschaftsgebiet: das Marionetten-‚Kaiserreich *Mandschukuo*'. Noch nahe der Grenze in *Manchuli* (heute *Manzhouli*) und unter Anleitung eines vom Vater mit der Reisebegleitung beauftragten Japaners ins Hotel. Wie sehr die lange Reise besonders für Kinder strapaziös war, zeigte sich dort an meinem hohen Fieber – sollte man überhaupt weiterreisen? Nach Einnahme wirksamer Tabletten dann doch 22 Stunden weiter nach *Harbin* (*Haerbin*); dort am Bahnhof empfangen und ins Hotel gebracht vom jungen Konsulats-Attaché *Galinsky*[22]. Weiter ging es über *Mukden* (*Shen-Yang*) nach *Dairen*

[22] Dies gemäß dem Eintrag in *Galinskys* Tagebuch, von ihm mir vorgelesen. *Wolfgang Galinsky* war nach dem Krieg lange Zeit Generalkonsul in Kobe, lebte dann als Pensionär bis zu seinem Tod 1998 25 Jahre lang in der Stadt, zugleich inoffizieller aber überaus aktiver und hochangesehener Repräsentant Deutschlands (vom Gouverneur der Präfektur wurde ihm ein Orden verliehen, heute im *Hanare*-Studienhaus der OAG Kansai). Zu seinen Aktivitäten gehörte auch die sozial-fürsorgliche (vgl. folg. Seite) Tätigkeit für eine Vielzahl von Westausländern in der Stadt (nicht nur Deutsche). Ich habe ihn seit 1983 bei jedem meiner Besuche in Kobe aufgesucht, zuletzt 1996, als ich einen langen Nachmittag im Café im obersten Stock des Portopia-Hotels auf dem *Port Island* verbrachte, mit nachdenklichem Blick auf die langgestreckte Hafenstadt und die Rokkobergkette. Ich sehe ihn noch vor mir, wie ich nach dem Ab-

(*Dalian*). Nach zwei Tagen dort mit dem Schiff in drei Tagen heim nach Kobe; Ankunft am 15. April. Der Vater war uns in den ersten japanischen Hafen *Moji* entgegengereist.

Einige Bilder von der Reise blieben mir in der Erinnerung hängen. In *Riga* waren noch Friedenszeiten, so sagte die Mutter und verwies auf die im Kaufhaus an Haken von der Decke hängenden Hartwürste. (Weiter hielt sie in ihrem Reisebericht fest: „Man versteht und spricht überall Deutsch, viele Geschäfte haben deutsche Namen, es gibt wunderbare Cafes und – wimmelt von Juden. Man traut seinen Augen nicht, wenn man auf den Straßen, in den Cafes, blonde Mädchen sich angelegentlich mit unverkennbaren Vertretern der ‚mauschelnden Rasse' sich unterhalten sieht." (*G. Müller, Bericht ... Ms. 1940, S. 3*).

Die Weiterfahrt von *Riga* nach *Moskau* zunächst in einem russischen Sitzwagen An der Grenze musste unsere Mutter mit uns beiden älteren Kindern den Wagen verlassen. *Tante Hanna* bleibt „noch im Wagen, da es ziemlich windig draußen ist." (*H. Müller, Reisebericht, Ms.* 1940, auch die folgenden Zitate) „Der Zug fährt auf einmal ein großes Stück, mich überläuft ein Gruseln, denn ich dachte für mich, na was geht da los, aber er rangierte bloß, die Schlafwagen wurden angehängt" (sind aber noch nicht zugänglich). Auf der Weiterfahrt hält der Zug irgendwo auf freier Strecke „nicht weniger als zwei Stunden, die Kinder waren inzwischen sehr müde, hatten aber noch keinen Schlafwagen. Wir alle schlafen vor Durst und Hunger ein. Um Mitternacht waren wir in *Biggosowo*. Dort mußte alles heraus, nur ich hatte das große Glück und durfte mit den Kindern im Abteil bleiben. Gretel" (meine Mutter) „ist inzwischen in die Zollhalle gegangen und kehrte erst nach zwei Stunden zurück. In der Zwischenzeit wurden von den wachhabenden Beamten die ganzen Abteile durchgesucht und durchleuchtet. Als man in unser Abteil leuchtete, ging man sofort weiter. Ich schließe es auch" (nämlich außer auf die sprichwörtliche russische Kinderfreundlichkeit) „daraufhin zurück, weil ich ein Schwesternhäubchen trug. Endlich kam Gretel zurück, später noch das Gepäck. Frl. *Krieg* holte für uns noch eine Flasche Wasser und jetzt löschte ich mit den Kindern erst einmal den großen Durst. Jetzt wurden gleich bei uns die Betten gerichtet ..."

An diese Einreise in die *Sowjetunion* erinnere ich mich nicht. Dagegen in *Moskau*: ein überheiztes weißes Hotelzimmer in einem oberen Stockwerk, mit Blick auf einen großen Platz, ‚auf den Roten Platz', wie meine Erinnerung felsenfest glaubt. Auf der langen Sibirienfahrt dann zwei Schlafwagenabteile, verbunden durch Toilettenabteil (hier wurden auf dem *Meta*-Kocher mitgebrachte Büchsenspeisen erwärmt), mit noch zwei weiblichen Mitreisenden. Die Fenster waren zugeklebt, wohl um unachtsames Offenstehenlassen in der sibirischen Kälte zu verhindern.

Der Blick zum Fenster hinaus: am Rande eines sehr breiten, gerodeten Streifens der Waldrand, und dort stand manchmal der Wolf, bedrohlich, auf mich hatte er es ja besonders abgesehen, wegen meines Namens. Und immer wieder Halte mitten auf der Strecke: nur ein kleines Häuschen stand da, kein Bahnsteig, nichts. Da sollte ich hinunter, wie andere auch, ‚Luft schöpfen', tief hinunter die steilen Tritte: die Angst da

---

schied, dem letzten, im *Shinkansen*-Bahnhof von Kobe die Fahrtreppe zum Bahnsteig hinauffahre, während er unten in der Halle stehend zurückbleibt. Nach meinem Großvater und nach Herrn Bohner war er mir ein letzter großväterlicher Mensch, dem ich wichtige Haltungen und Einsichten verdanke. Darunter auch seine Hinsweise auf die Welt jenseits der gewesenen „Reichsdeutschen Gemeinde". Begraben ist Wolfgang Galinsky auf dem Ausländerfriedhof, auf dem *Futatabi*-Berg, einem hoch über der Bahnstation *Motomachi* gelegenen waldigen Gipfel der *Rokkô*-Bergkette, sehr nahe dem Friedhofseingang und dem Grab von *Hermann Bohner*. Vgl. auch *Galinsky*, in *Ehmcke u.a.* 2000, S. 134-43; *Kast 2008*.

unten, jeden Augenblick konnte der Zug losfahren – wie die hohen Trittstufen wieder erklimmen? Wenn der Zug weg war, daran war kein Zweifel, würde ich auf Nimmerwiedersehen in dieser Einsamkeit verloren sein ... An der Grenze Sibiriens endlich, in *Manchuli* (*Manzhouli*): mitten in der Nacht strenge Grenz- und Zollkontrolle, die Koffer in einer Halle unter hellen Lampen auf langen, niedrigen Tischreihen, geöffnet ... Zuletzt die Klebezettel der mandschurischen Einreisekontrolle mit dem Staatsemblem auf die Koffer geklebt – nie sind sie mir aus dem Gedächtnis geschwunden: dunkelblaues Quadrat, darin ein Kreis, halb weiß, halb rot. Reste davon sind bis heute auf Koffern von damals erhalten; Reliquien. Bis zu dieser Heimkehr nach *Kobe* wurden es also zwei Jahre der Abwesenheit. Zwei Jahre in der Fremde, zwei dunkle, krankmachende Jahre. Mit häufigem Ortswechsel, vielfach ohne den Vater, vor allem aber: ohne die *Amahsan*.

Bei der Hinreise war die erste Station *Genua*: von Bord sah ich dort unten am Quai, unter grauem, feuchtem Winterhimmel, sehr, sehr starke Männer am Werk: zu zweit, zu dritt schoben sie einen Güterwagen! Dann einige Wochen zur „Akklimatisierung“ in *Meran* – war die in *Planégg* vor *München* (Zeppelinstr. 2) eigens gemietete Wohnung noch nicht fertig? Hier wurde der Sommer verbracht, ganz in der Nähe der mütterlichen Großeltern; mit ihnen hatte ich viel Umgang. Der Großvater, „Reichsrichter im Ruhestand“, werkelte gern in seiner durchaus formlosen weißen Leinenjacke in seinem Gärtchen; ihn kannte ich ja schon vom halbjährigen Besuch in Kobe 1936/37.

Ein kurzer Besuch auch bei den Großeltern väterlicherseits, in *Crimmitschau* in *Sachsen*: freundlich besorgte Leute. Etwas verlegen stand ich im kleinen Vorgarten mitten in Gemüsebeeten, vor mir floss unten die *Pleiße*, hinter mir stand das Reihenhaus (Spiegelgasse 14), mit handwerklichem Anwesen im langgestreckten Hinterhof. Dieser Großvater war Schlachter, Hausschlachter (er kam mit seinem Handwagen sehr früh am

Farbzeichnung: Crimmitschau, Spiegelgasse 14: das zweite Haus von rechts mit den Gänsen davor dürfte das Haus der anderen Großeltern gewesen sein.

Morgen zu den Bauern, um ein Schwein zu schlachten, zu verarbeiten, wurde mit Teilen des Tiers entlohnt). Nur kurze Zeit in dem Reihenhaus ein kleines Ladengeschäft, später beschäftigt im Schlachthof der Stadt; im 1. Weltkrieg vertrat die Großmutter ihn auf dieser Stelle, um sie für ihn freizuhalten. In der Familie herrschte eine unpolitisch-pazifistische Einstellung vor. Später für die Rückreise durchs kalte Sibirien (der Großvater kannte Russland, war ja Soldat dort gewesen, konnte ohne Sattel reiten, wie ich erfuhr) brachten diese Großeltern bei einem Abschiedsbesuch uns älteren Kindern das mit, was ihnen vorstellbar und erreichbar war: selbstgenähte Fellwesten, unten ein Streifen schwarzes Fell, der Rest oben weiß, dazu auch Kopfkissen zum Umhängen: auf der langen Reise in die Ferne immer ein Plätzchen für den müden Kopf ... Die Kissen blieben jahrelang in Benützung, fein schwarz-weiß-karierter Stoff, kleine, sorgfältig daraufgenähte, rot gesäumte Taschen, fürs Taschentuch. Wärmende Geschenke.

Geitau: Abschiedsbesuch der Großeltern Müller, März 1940: mit Fellwesten für die Reise durch Sibirien; im Korb das dritte Kind, Bärbele.

Die Geschenke der anderen Großeltern waren edler, teurer: zuerst ein Löffelchen mit zum Kreis geschlossenen Kindergriff, dazu ein silberner „Schieber“, damit die Kinder lernten, anständig die Speisen auf den Löffel zu schieben, nicht mit den Fingern also. Später Bestecke, mit eingravierten Vornamen, großer Löffel, kleiner Löffel, Gabel, Messer, auf der Schneide eingeätzt *NIROSTA* – also rostfrei, neueste Errungenschaft der deutschen Edelstahltechnologie; und natürlich: *Carl Weishaupt / Hofsilberschmied / München*. Dass es echtes Silber war, nicht nur versilbert, zeigte die Gabel auf der Rückseite diskret: 800 (d.h. nur 20% Beimischung von anderen Metallen). Messer und Gabel sind bis heute in Gebrauch, die Löffel haben die viele Benützung, die vielen Umzüge nicht überstanden.

Das Familienklima war hier, was den Großvater betrifft (studierter württembergischer Kameraljurist), modern-deutschnational; mit tiefem Bedauern, dass er wegen eines Herzfehlers nicht hatte „dienen“ können (nämlich beim Militär). Vor allem verstand er sich als unbestechlicher königlich-württembergischer Staatsdiener, bis 1918. Die Großmutter: nicht so modern, stark vom württembergischen Pietismus geprägt, nie legte sie ihren honoratiorenschwäbischen Akzent ab (der Großvater war darin natürlich auch zuhause), und nicht ohne eine kräftige Portion von christlichem Antijudaismus („Die Juden haben unsern Herrn Jesus Christus ans Kreuz geschlagen“, wie sich mein älterer Cousin *M.* erinnerte) . Der setzte sich bei der einen Hälfte der Kinder in weltlicher Gestalt fort, als Offenheit für die Rassenlehre. Aber er musste es nicht, zumal der Name *Hochstetter* bei einem der Söhne schon früh zu gefährlichen Vermutungen Anlass gab: ‚das ist doch ein jüdischer Name, wie *Kissinger*, *Horkheimer*, diese süddeutschen Viehjuden!‘. Das war in der Hochburg des Frühnazismus, in *München*; den Prügeln einer Nazi-Meute entkam er knapp, und hielt sich ihr von da an fern. Der andre, jüngste Sohn war bei der SA ... etwas peinlich war das, zumal er nur etwas Technisches an der TH studierte. Etwas plebejisch.

Verloren in Berlin-Zehlendorf.

Nach dem halben Jahr bei *München* zog die Familie dann im Herbst zu dem von *Berlin* aus geschäftstätig umherreisenden Vater. Sein Büro war in der *Leipzigerstraße*, die möblierte Wohnung in *Zehlendorf*, in der *Hohenzollernstraße* nahe der S-Bahnstation. Das Wetter: immer nass, und ganz kalt. Aus einem Brief der Mutter an ihre Eltern in München (ca. 25. Oktober 1939): „Wie fein, daß Ihr immer schönes Wetter habt. Hier war es mit Ausnahmen von 2 oder 3 Tagen immer bewölkt und regnerisch. W. ist seit Sonntag krank, hatte hohes Fieber + Katarrh. ... Aber ihm gehts schon wieder besser. Er geht jetzt in den Kindergarten u. es tut ihm recht gut, daß er lernen muß, sich mit anderen zu vertragen. Außerdem hat er so viel Anregung, daß er nachmittags stundenlang allein spielt.“

„Hier sind wir versammelt/ beim Bildtelegramm/ so jung komme nache nimma zamm!“ Der Vater der Mutter, mit beiden Töchtern, Winter 1938/39, aus Berlin nach München geschickt.

Einmal reiste man zur *Tante Hilde* in *Hildesheim*, der Schwester der Mutter, mit ihren als Musterknaben vorgestellten *Bubi* (d.i. der oben schon erwähnte Cousin M.) und *Brüdi*. Nachhaltig beschäftigte mich, dass „Tante *Hilde* in *Hilde*sheim“ lebte. Das Wohnhaus war mehrstöckig, in der *Vionvillestr. 9*, aus roten Ziegelsteinen, so etwas kannte ich gar nicht. Und in der überheizten Etagenwohnung dazu passend *Dr. Anker‘s Steinbaukasten*: rote und weiße Steine, Bögen, längere und kurze Balken, Würfel. Draußen war es auch hier grau, kalt, nass. Alles anders als in Japan, alles auf den Kopf gestellt: Stein statt Holz, draußen feucht statt trocken, drinnen umgekehrt, und *so* trocken! Viel zum Dranrumgrübeln. Dass das Familienklima hier betont distanziert zum Geist des Neuen Deutschland war, das nahm ich nicht wahr; neun Jahre spter dafür umso intensiver, als ich 1947/48, mit 12 Jahren, für ein Jahr in der Familie aufgenommen wurde und en passant vieles mitbekam, was ich bei ‚normalen Deutschen‘ nicht hätte hören können, zumal damals, und noch lange nicht ...

Mein Vater war inzwischen nicht nur in Deutschland und anderen Ländern geschäftstätig herumgereist, sondern er hatte auch Autofahren gelernt und in Berlin ein

Auto gekauft. So ging es im Frühjahr 1939 im braunen *Opel Kadett* zurück nach *München*, auf der nagelneuen *Reichsautobahn*, mit der Höchstgeschwindigkeit: 80 km/h. Selten nur ein anderes Auto, vor allem Regen, Wind, Kälte; ab und zu ein Halt am Fahrbahnrand, aussteigen, Luft schöpfen. Und im Herbst dann zusammen mit meiner Schwester *Gisela* und versorgt von des Vaters Schwester, *Tante Hanna*, nach *Geitau* auf den großen, 300 Jahre alten Bauernhof der *Storrs*, nicht weit von *Bayr. Zell* in den Alpen. Er steht noch heute kaum verändert an seinem Platz, nur das Stallgebäude wurde 1946/47 durch ein größeres ersetzt, für 30 statt 12 Kühe. Hier sollte bis zur Bahnreise nach Japan gewartet werden. Die Mutter konnte derweil in München die überaus komplizierten Vorbereitungen für die Reise im Krieg, ohne Schiff, im Zug über *Sibirien* erledigen (Fahrkarten und Reservierungen unter Bedingungen strengster Devisenbewirtschaftung, Visa durch mehrere Länder; Gepäckversand mit einem Schiff des noch neutralen Italien*)* – und im November ihr drittes Kind zur Welt bringen, die Schwester *Barbara* (was für ein häßlicher, katholischer Name, meinte die pietistische Großmutter).

Der neu erworbene Opel Kadett.

Deutschland: das war vor allem eine Odyssee durch Krankheiten. Am wenigsten machte der Bauch mit, *Botchan* hatte viel ‚Bauchweh' (wie neun Jahre später auch, nach der zweiten ‚Heimkehr nach Deutschland'). Verschiedene Ärzte versuchten sich an der ‚Dyspepsie', zuerst in München, als besonders erfolgreich galt eine Diät ausschließlich aus Yoghurt und Schwarzbrot (mir bis heute verhasst – ich fühlte mich noch am wohlsten mit Pellkartoffeln, ‚*Dóllolo*' genannt, und später wieder mit japanisch gekochtem Reis, ‚*go-han*'; sozusagen eine amphibische Basisernährung, und leiblich verankerte Erinnerung ...).

Schließlich wurde auch die Kinderabteilung eines Krankenhauses im Süden Berlins aufgesucht. „*Wir behalten den Jungen am besten einmal über Nacht da!*" Mit durchschlagendem Resultat: ich bekam die Masern. Nun „*musste er leider in ein Einzelzimmer verlegt werden*", damit die anderen nicht angesteckt würden. Auch die Eltern (unversicherte Privatzahler ...) durften mich nur von hinten sehen, durch zwei

Fenster hindurch, „er regt sich sonst nur unnötig auf“. Die Kur warf mich weit zurück, als kränkelnder Schwächling kehrte ich nach Japan zurück (würde man heute von Hospitalismus sprechen?).

Zwei Episoden aus dem Krankenhaus sind mir deutlich eingebrannt. In immerwährender Einsamkeit war ich, vier Jahre alt, in einem weißen Gitterbett gefangen, ganz allein, nur mein Teddy durfte bei mir sein, im leeren, weiß getünchten, überheizten Zimmer, das stets geschlossene Fenster ins blicklos Leere. Wichtig war nur eines: das Essen musste aufgegessen werden, auch das verhasste Fleisch, das wurde beim Abräumen kontrolliert. Doch da auch beim Essen niemand da war, ließ ich die Stücke zwischen Bettrand und Wand auf den Fußboden fallen. – Und leider musste ich mich auch immer kratzen. Da würden die Masern nie heilen, sagte man mir. So mussten mir lange gelbe Zelluloid-Röhren über die Arme geschoben und festgeschnallt werden, sodass ich die Ellbogen nicht mehr anwinkeln, mich nicht mehr kratzen konnte. Eine praktische Erfindung. Unvergesslich.

Manches andere prägte, ja brannte sich mir ein in diesem Land *Deutschland*. *Berlin* war ganz bedeutend, daher ganz oben, wie auf einer langsam ansteigenden Anhöhe, nicht wie auf einem der Gipfel in den Alpen. Aber man konnte unten, in der Ferne, einige weniger wichtige Städte wahrnehmen, nach Süden *München* (mit spitzer Nadel versuchte ich, die mir vertrauten Straßen in *Planegg* einzuzeichnen, nicht gerade maßstabsgerecht), nach Südwesten *Paris*, nach Westen *London.* Dazwischen war alles gleichmäßig braun – so eine Karte hatte ich im Kopf. (Warum braun? So war eben das Papier auf der Karte bedruckt.) Dieses Gefühl von Gewicht und hoher Bedeutung hatte ich auch, als ich einmal mit meiner Mutter einen Onkel besuchte, einen langen hohen Gang entlang schritt, es war wieder so entsetzlich überheizt und trocken; das war eine Kaserne, von der ich mich zu erinnern glaube, dass sie in Berlin war. (Ob es wirklich in oder bei Berlin war, ist zu bezweifeln: der Onkel, ein Hauptmann, war in Oberbayern ansässig und eher dort stationiert. Vielleicht war es auch ein anderer Onkel aus Württemberg, der Kadett in Potsdam gewesen war, dann die Offizierslaufbahn eingeschlagen hatte und im Krieg beim Militärischen Nachrichtendienst in Brüssel war?)

Aber *Berlin* war überhaupt bedeutend und imposant. Beängstigend hohe Häuser, dazwischen Schluchten mit viel Verkehr: und viele, viele Menschen auf den Straßen, auf den breiten Bürgersteigen. Schwarze, mit einem Streifen aus schwarzen und weißen Würfeln umschlungene Taxen; ständig fuhren hohe gelblichbraune Doppeldeckerbusse an die Haltestellen heran. (Die baute ich später in Japan aus Zündholzschachteln und Buntpapier nach. Leim gab es zwar 1944 nicht mehr – kein Problem, mit wenigen Körnchen gekochtem Reis ging es auch, das hatten mir längst die *Amahsan* beigebracht). Und auch an einfache kindliche Gelüste erinnere ich mich: einmal, auf den Schultern des Vaters reitend, auf der Südseite des Bahnhofs *Friedrichstraße* eine *Stulle* mit eingeklemmter Wurst vor den Augen – nur vor den Augen, nur das Verlangen, oder auch im Mund? Von diesem Bahnhof dann auch die große Abreise nach Japan im März 1940: alles verdunkelt, Warten auf dem Bahnsteig (war es nicht der nördlichste?). Von Westen her dann, auf dem verdunkelten Bahnhof im roten Feuerschein dampfzischend, langsam hereinstampfend: das schwarze Ungeheuer von Lokomotive, dahinter die Waggons, hoch musste man auf den Trittstufen hinaufsteigen, die Koffer, die Angst, der Abschied von *Tante Hilde*. Aber *Tante Hanna* war ja da, fuhr mit.

Ansonsten aber war *Berlin* recht trist und grau. Blauen Himmel gab es dort gar nicht. Ich sollte mit der Mutter und der Schwester *Gisela* im Kinderwagen im nahen Wald spazierengehen: auf dem Boden braune Blätter, alles war nass und neblig. (Die braunen Blätter traf ich später wieder, 1946: die Amerikaner hatten allen Westausländern Lebensmittel aus ihren eigenen Reserven zugeteilt, in großen Konservendosen *Kraft Cheese*, in kleinen Pappschachteln Tagesrationen von *Corn Flakes* – genau die Farbe jener Blätter, aber trocken, knusprig, essbar!) – Keine Erinnerung an den Kindergarten, in dem ich offenbar gewesen bin. Ich erwarb in dieser Zeit eine wichtige Errungenschaft: mich in ein Auto zu verwandeln, mit dem Autobrummgeräusch herumzufahren, wie es ein deutscher Junge eben lernt, und ich es damals auch lernte. Das übte ich dann im betonierten Hof neben der Wohnung, anfahren im 1. Gang, dann 2. Gang, 3. Gang, usw. Auch ein braunes Blechauto bekam ich, Marke *Schuco*; man konnte es nicht nur aufziehen und fahren lassen, sondern auch lenken, mit einem langen Draht von oben. Ich durfte es dann nach Japan mitnehmen, eines der ganz wenigen Spielzeuge, die ich dort besaß.

Die Mutter musste sich in *Berlin* vor allem um die kleine Schwester *Gisela* kümmern, sie war gerade erst ein Jahr alt geworden. Und mit ihr oft in die Stadt fahren, Einkäufe machen. Einmal lag ich wieder krank im Bett, sie musste trotzdem fahren, ließ mich also allein in der Wohnung zurück. Zur Beschäftigung ließ sie mir Papier, Stifte und Schere da, zum Ausschneiden: „*Sei hübsch ordentlich und fromm, bis nach Haus ich wiederkomm!*“ (Aus der „Geschichte vom Daumenlutscher“, im „Struwwelpeter“, von *Dr. Heinrich Hoffmann*, zuerst 1845 – durfte in keinem bildungswilligen deutschen Hause fehlen.) Ich fand etwas viel Interessanteres zum Ausschneiden: alle Knöpfe des Federbetts, mit dem der weiße Bezug angeknöpft war, direkt vor mir in bequemer Reichweite. Schön ordentlich um jeden Knopf herum, mit einem sauber abgezirkelten Kreis aus Stoff – exakt, das war meine Stärke. Wohl kaum ohne Schadenfreude erwartete ich das Gewitter nach der Rückkehr der Mutter. Freilich, ein heftiges Gewitter, das war nicht ihre Sache; ab und zu beauftragte sie den Vater mit dergleichen, in besonders schweren Fällen. Aber der war ja nicht da, vielleicht gerade in *London*.

In *München* war der Himmel nicht immer so grau (vielleicht weil ich dort vor allem in den Sommern war, 1938 und 1939?). Es gab freundlichere Erlebnisse, etwa bei den Großeltern. Dem Großvater durfte ich jeden Abend von der Wirtschaft auf der anderen Seite der Hauptstraße in *Planegg* (damals: Adolf-Hitler-Straße) im eigenen Halbmaßkrug Bier holen, an der Gassenschenke. Auch die nicht weit entfernte Ausflugswirtschaft *Heide-Volm* nahe dem Bahnhof ist mir fest in der Erinnerung. Aber auch Angstszenen: jeden Morgen aßen die Großeltern frische *Semmeln*, mit Butter und Honig aus dem Honigspender – Semmeln, Butter und Honig gab es in Japan nicht, und schon gar nicht einen Honigspender. Und als die Großmutter die eine Hälfte der Honigsemmel in den Mund tat, um ein Stück abzubeißen, da hatte sich eine Wespe draufgesetzt, stach sie schrecklich in den Gaumen ... Oder war es nur das aus wiederholten, eindringlichen Warnungen vor dieser Gefahr zurechtfabrizierte Bild? Das ich aber ganz lebhaft vor mir sehe: vom Platz gegenüber am runden Esstisch, in der Wohnung der Großeltern im grün verputzten Haus, schräg gegenüber der eigenen Wohnung.

Zuverlässig und schmerzlich real ein anderes Erlebnis: aus dem Wohnzimmer dieser Wohnung führte zum Garten, in die Sonne eine doppelflügelige Tür, oft stand sie offen. Einmal übersah ich, dass sie geschlossen war, rannte heftig in sie hinein, eine nachhaltige Verletzung auf dem Nasenrücken, heute noch an den Narben kenntlich, und

an der panischen Angst vor jeder ärztlichen Betätigung am Nasenrücken. (Erst 1944, in der Schule in Kobe, wurde meine starke Kurzsichtigkeit festgestellt, ganz zufällig.)

Die hellste Zeit in *Deutschland*: Herbst und Winter auf dem *Storrhof* in *Geitau*, einem Weiler einige Kilometer nördlich von Bayr. Zell: viel Sonne, viel blauer Himmel und grüne Wiesen, dann viel Schnee, Schlittenfahren und Schirutschen, dann die vom großen Kachelofen warm geheizte große Gesindestube, wo sich alle aufwärmten nach der Arbeit draußen, und auch die nassen Sachen wurden an Stangen um den Ofen getrocknet. Hier wurde ich, zusammen mit meiner Schwester, von meiner *Tante Hanna* betreut; sie war immer da, schlief im gleichen Zimmer, lernte unter lebhafter Mithilfe der Knechte auch das Schifahren, hatte unmittelbaren Umgang mit der Bäuerin, den Mägden und Knechten. Lebhaft und lustig, so war es hier oft.

Geitau: die Storrbäurin (mit Magd?).

Auch erwarb ich mir eine elementare Vertrautheit mit dem oberbairischen Dialekt, wie er auf dem Hof gesprochen wurde, und darüber hinaus eine instinktive Vorstellung von den sozialen Verhältnissen und vom Arbeitsalltag auf einem solchen Hof. Hier sah ich, wie das Heu eingefahren wurde, das dann nach Bedarf von der Höhe der Scheune hinunter in den Stall zu den zwölf Kühen geworfen wurde (ein großer Bauer, damals!). Und wie die Mägde die Kühe molken, oder welche Arbeiten die Knechte verrichteten. Oder wie in der dunklen Küche ein hölzernes Fässchen mit Rahm gefüllt und so lange und ausdauernd über eine Übersetzung mit einem Schwengel gedreht wurde, bis sich die Butter von der Molke getrennt hatte. Und was für eine Hierarchie es unter dem Gesinde gab, wer wichtig war, rechte Hand der Bäuerin, und wer am Rande, oder ganz unten war. Wie der von allen ausgenützte und gehänselte (neudeutsch: gemobbte), aber auch bemitleidete, der kindisch-hilflose *Depp*; vermutlich der Bub einer ledigen Magd, Kind der Schande; heute: ‚unterprivilegiert'. Ich bekam auch mit, dass der Erbsohn mit zwölf Jahren bereits der Tochter vom *Sonnenhof* in *Elbach* versprochen war; die Hauptsorge war, dass er in der Oberschule in *Miesbach*, wohin er täglich mit der Bahn fahren musste, nicht so recht mitkam.

Und ich erlebte auch, wie bei einem Geburtstag im Herbst 1939 (war es meiner? oder eher der meiner Mutter?) Tante, Mutter und Bäuerin ausgelassen Kaffee und Obstkuchen mit Schlagrahm verzehrten – so ausgelassen, dass sie sich gegenseitig die vollen Rahmlöffel auf den Mund klatschten und unbändig dabei lachten, mit Krieg und Kriegsanstrengung verspottenden Sprüchen. (Längst hatte der stark beleibte Vierjahresbeauftragte und Generalfeldmarschall das Wort gesprochen: „*Kanonen statt*

Butter!“, schon war Butter rationiert, war Rahm aus den Läden verschwunden.) Ich sehe die Frauen noch heute um den Tisch sitzen, am Fenster auf der linken Seite des Hofs (auf der rechten war die Gesindestube); ich war vor dem Fenster, blickte hinein. Die Heiterkeit und auch ihr Hintersinn hat sich mir nachdrücklich mitgeteilt, wenn auch nicht begrifflich, sondern atmosphärisch; der Hintersinn wohl von der durchaus dominanten Bäuerin ausgestrahlt, vielleicht auch von der *Tante Hanna*, gewiss nicht von der Mutter, die indes die Lustigkeit mitmachte.

Aber vom Hintersinn der auf diese Zeit in *Geitau* folgenden ‚friedlichen‘ Schlafwagenfahrt von *Berlin* nach *Königsberg*, „durch den Korridor“, also mitten durch das bombardierte, eroberte und gedemütigte Polen, im Frühjahr 1940, davon bekam ich nichts mit. Als ich am Morgen zum Fenster hinaussah, erblickte ich eine nie gesehene Landschaft: flach, Wiesen, Nebelschleier; kein Schnee, keine Berge. War das auch *Deutschland*, *Ostpreußen*, wie man mir sagte? So ähnlich trat mir *Deutschland* dann wieder entgegen, am Ende der ‚Heimfahrt‘, der ‚Repatriierung‘ mit dem Truppentransporter *Marine Jumper*, im März 1947, auf der *Weser* hinauf nach *Bremerhaven*. Eisschollen trieben im Fluss. Und der Himmel war grau. Und die Luft war feucht, neblig, kalt.

Eine weitere ‚Begleiterscheinung‘ oder eher Folge dieser zwei Jahre in Deutschland hat sich mir erst sehr allmählich erschlossen: die nachhaltige und dauerhafte Störung des Verhältnisses der beiden ältesten Geschwister. Schwester *Gisela* war drei Jahre jünger als ich, sie war also im Alter von sechs Monaten bis zweieinhalb Jahren in Deutschland, mit mehreren langen Reisen, starken Klimawechseln (die metereologische und die soziale Umwelt). Wahrscheinlich musste sie viel elementarer um Anerkennung, ums Überleben kämpfen. In Japan waren beiden Geschwistern, vor und nach der langen Reise, immer andere Frauen im Haus nahe, kinderliebe japanische *Amahsan* (die waren vor allem für mich wichtig), eine deutsche Säuglingsschwester für *Giselas* erste Monate, 1940/41 die *Tante Hanna*. Und wenn die Mutter in Kobe ihren Beschäftigungen und Besorgungen außer Haus nachging (in Deutschland war sie jahrelang als Lehrerin der Hauswirtschaft in einem Internat berufstätig gewesen), so fiel ihre Abwesenheit im Haus in Japan nicht besonders auf. In den zwei deutschen Jahren nahmen diese Beschäftigungen stark zu, aber kein Dienstmädchen war da, nicht ein einziges. Die Kinder kamen notwendig zu kurz, und zweifellos kam es zu heftiger Konkurrenz um die spärlich gewordene ‚Ressource Zuwendung durch Bezugsperson‘ (heißt es heute nicht so? statt des altdeutschen, des diskriminierenden Worts ‚Mutterliebe‘). Die tief auch im Leiblichen verankerten Relikte dieser erbitterten Konkurrenz, dieser heftigen Streitszenen standen zeitlebens zwischen Bruder und Schwester.

Und *Gisela* war gewiss die stärker Geschlagene: jünger, schwächer, Mädchen. Und gerade war sie zwei Jahre alt, da kam schon das nächste zweifellos ‚süße‘ Schwesterchen, im Babykorb, auch ein Mädchen. Ich hatte dagegen drei Jahre als einziger, konkurrenzloser Erbsohn verbracht, angeredet mit eigenem ‚Titel‘: *Botchan*; gewiss hatte ich einen ordentlichen Batzen ‚Humankapital‘ aufgehäuft; und zehre ich nicht heute noch davon? (Und sogar zunehmend mit dem Alter: eine immer harmloser werdende Leutseligkeit, Gesprächsseligkeit auf der Straße – zum Glück lebe ich ja nicht mehr im rauhen Norden, und auch gegenüber Kindern. Und überhaupt eine tiefsitzende Zuversicht dem Leben, der Zukunft gegenüber, etwas blind gegenüber dem Alter und seinen Beschwerden...)

Zwar wurde ich krank in diesen zwei düsteren Jahren in Deutschland, mehrfach und sogar bedrohlich; aber ich konnte mich danach allmählich wieder in der vertrauten Heimat einrichten. Auch wenn das etwa zwei Jahre dauerte; so lange etwa war ich von Schwächlichkeit und Kleinmut gezeichnet, erkennbar ein Mickerling, der in der frühen Schulzeit ‚gemobbt' wurde. Dann aber hatte ich wieder meine Wurzeln geschlagen, stand fest in meiner Welt in Kobe da, lernte Pfeifen, Radfahren, Schwimmen, war ein richtiger Junge. Anerkannt auch in meiner Schulklasse, mit festen Freunden und Beziehungen; nun freilich in einer deutscheren Welt als in den ersten dreieinhalb Kindheitsjahren. Und sieben Jahre konnte ich noch in dieser – trotz der Kriegsereignisse – für mich sicheren und vertrauten Welt leben, Festigkeit gewinnen.

April 1940, unmittelbar nach Rückkehr aus Deutschland: „behütet" von Ursula Schrobitz (links; in der 1. Reihe Mitte, links von ihr O. R.., U. D., H-J. B.; rechts neben mir: A. S., H. S., der kleine M. Sch.).

IV Kindheit und Schule[23]

1. Die ‚*Deutsche Schule Kobe*‘: im Kindergarten

Mit fast sieben Jahren erst, im Herbst 1941, kam ich in die Schule, in die ‚Deutsche Schule Kobe‘. So spät? Ein Jahr zuvor wurde ich noch als zu ängstlich, zu schwächlich eingeschätzt, als allzu mitgenommen von der Wirrnis der zwei Jahre in Deutschland.

So ging ich zunächst in den zur Schule gehörigen Kindergarten, untergebracht in deren altem Domizil im Hof des ‚Club Concordia‘. Der hohe, helle Raum des Kindergartens ist mir noch in lebhafter Erinnerung (ich meine, die Fenster müssten nach Süden gegangen sein, auf die Zugangsgasse zum Hof, südlich des Clubs, aber das trifft vielleicht nicht zu). Außer an große Tische und Stühle und an die Beschäftigung mit Buntpapier, Farbstiften, Leim und Schere erinnert ich mich aber an wenig Einzelnes, umso aber sicherer an die ‚Kindergartentante‘ selbst: *Tante Annemarie* (Frau *Annemarie Ciré*). Sie war eine ‚zentrale Bezugsperson‘ der nächsten drei Jahre, für mich und für viele andere Kinder: zugewandt und freundlich, mit klaren Maßstäben, und mit vielen Eltern bekannt (über sie unten ein eigenes Kapitel).

Eine wichtige Folge des Kindergartenbesuchs waren die ersten Freundschaften. So mit dem etwas jüngeren *Jochen Schmidt* (von seinem in *Hong Kong* seit langem geschäftstätigen Vater war er 1939, zusammen mit seinem jüngeren Bruder *P.* und ihrer Mutter, vorsorglich nach *Kobe* geschickt worden – dass er dann selbst vom Beginn des Krieges bis nach dessen Ende in der Internierung in Britisch-Indien festgehalten werden würde, im an sich erträglichen, in Gentlemanart geführten Lager Dehra Doon, das konnte er sich nicht vorstellen, seit langen Jahren im täglichen Kontakt mit britischen Geschäftspartnern; die Freilassung nach Deutschland hat er nicht lange überlebt). Weiter aber auch lebenslang währende Freundschaften mit etwa Gleichaltrigen, die schon 1940 in die Schule kamen, u.a. mit *H. M.* und mit *Jörgen Riessen* (diesem ist unten ein eigenes Kapitel gewidmet). Infolge meiner späten Einschulung waren die beiden eine Klasse über mir, bis ich sie 1946 durch Überspringen einholte.

In der Erinnerung an jenes erste Jahr ragen zwei Umstände besonders heraus. Der eine war der Beginn meiner Bekanntschaft mit der Elektrizität. Sie fand im Kindergarten unter der Anleitung des schon erwähnten *Jochen Schmidt* statt, anhand von Draht, Birnchen und Fassungen, vor allem aber Batterien (heute Monozellen genannt, doch war der Bleimantel ganz unverhüllt von Papier oder Blech). Die Batterien wurden wohl bald zur Mangelware: deutlich erinnere ich mich, wie die Lämpchen trotz korrekt angelegter Drähte bald nicht mehr erglühten. Auch das Umfüllen von ‚Strom‘ aus anderen Batterien (mittels zweier Drähte) führte nicht zur Erholung. Ob aus diesem Grund oder einfach aus weiter vordringender Neugier – jedenfalls setzte ich meine Versuche zuhause im Kinderzimmer fort, an den normalen, offen auf der Tapete verlegten Leitungen. Ich sehe mich noch mit der Flachzange an einem links vom Kamin verlegten Kabel hantieren, die beiden Adern mit Gummi und leichtem Baumwollgewebe geschützt und miteinander verzwirnt, etwa alle 15 cm mit einer Eisenklammer an der Wand befestigt. Das mit den beiden Adern hatte ich schon ‚begriffen‘: in der einen ‚fließt‘ der ‚Strom‘ zur Birne, in der andren wieder zurück ... (hier war es freilich Wechselstrom, d.h. in kurzen Impulsen zwischen positiv und

[23] Vgl. insgesamt zu diesem Abschnitt *Lehmann 1988 und 2007.*

negativ wechselnd). Aber da gab es da plötzlich – oh unvergesslicher Schreck! – einen scharfen Knall, und einen Blitz, der wie ein Stern am Himmel aussah. Für ein paar Monate ließ ich von diesen Untersuchungen ab. (Zum Glück war und ist in Japan die Betriebsspannung im Haushalt nur 100, nicht 240 Volt ...)

Das andere Ereignis: jeden Tag ging ich – nicht besonders früh am Vormittag, und offenbar meist allein – die etwa 300 Meter zum Club, zum Kindergarten, den größeren Teil des Wegs auf der von den Deutchen so genannten ‚Clubstraße' (einen japanischen Namen hatte sie nicht), bergabwärts, in Richtung Hafen. Die einzige Gefahr waren die auf beiden Seiten abwärts fließenden ‚Gossen'. Mit Autos war hingegen kaum zu rechnen; der Verkehr außerhalb der Hauptstraßen war damals noch viel weniger entwickelt als heute, dazu 1940/41 vermutlich schon durch die US-Öl-Blockade beeinträchtigt.

Ganz in der Nähe des Clubs nun sprachen mich auf dieser Straße einige Männer an, die dort mit der Reparatur des Straßenbelags aus ‚Zement' beschäftigt waren. Zwei von ihnen mischten auf einer Blechplatte Sand und Zement mit ihren Schaufeln, indem sie abwechselnd von jedem der beiden Haufen ein bisschen auf einen dritten Haufen schaufelten. Das Schaufeln ging in raschem Rhythmus vor sich; irgendwelche Maschinen für diesen Zweck habe ich in Japan nie gesehen. Zur besseren Mischung wurde die Prozedur dann wiederholt. Ein Dritter goss schließlich in einen auf dem Berg eingedrückten Krater langsam Wasser, während die beiden andern mit ihren Schaufeln das Wasser mit der Mischung zu einem Brei vermengten (das Wort ‚Beton' habe ich in meiner Japan-Kindheit nie kennen gelernt). Solche handwerklichen Tätigkeiten auf Straßen, in Gärten oder an Häusern bekam ich oft zu sehen, ausgeführt von *Daiku-san* (etwa: Herr Groß-Werk, tatsächlich vor allem Zimmerleute bzw. Schreiner).

Diese Leute also sprachen mich an (das kam sicher nicht selten vor; nicht nur Frauen, auch Männer hatten oft eine Kindern zugewandte, gutmütige, fast sanfte und werbende Art.) Sie fragten mich, wohin ich denn gehe. Ich antwortete, aber mit einem verfehlten Wort: *byôkini* (etwa: zum Kranken; das Wort schlich sich irgendwie ein, und was ‚Kindergarten' hieß, wusste ich nicht). Ich bemerkte meinen Fehler sofort, schämte mich entsetzlich, und eilte nach rechts in die Zugangsgasse, zum Hofeingang in den Kindergarten. Die Scham über den Fehler brannte in mir, immer wieder musste ich daran denken, bis auf den heutigen Tag, und mit Pein. Und so blieb die kleine Szene in meinem Gedächtnis verankert, Zeugnis meiner Bemühung um die Wiedergewinnung der japanischen Sprache.

Mit diesem gewissermaßen exemplarischen Ereignis ist ein wichtiger Schritt in meinem Leben bezeichnet – denn in den zwei Jahren in Deutschland hatte ich die japanische Sprache fast ganz vergessen.Vor allem von den *Amah-san* im Haus lernte ich sie wieder. Und das hieß auch: vor allem in der Frauenvariante, die sich auch heute noch deutlich von der Männervariante unterscheidet. Denn in diesem Alter beginnt mit der männlichen Sozialisation in der Umwelt, in der Schule auch ein eigenes Sprachverhalten. Es geht von geschlechtsspezifischen Ausdrücken für das, was in der Grammatik griechisch-lateinischer Herkunft *Personalpronomen* heißt (also Wörter wie *ich*, *du*), bis hin zu vielen Vokabeln, Alltagsausdrücken, Formeln der Höflichkeit und der Aussprache. Und so spreche ich bis heute Japanisch mit einem ‚weiblichen' Akzent, zu deutlich, zu höflich, usw. Ein deutlicher Hinweis darauf, dass ich keine männliche japanische Sozialisation erfahren habe. Doch auch meine deutsche Sozialisation ist nicht ohne empfindliche Mängel: der Fußball, ein unbekanntes Wesen; auch keine

Orientierung auf Auto, auf Motoren und ihr Gebrumm, auf PS, auf Marken und Prestigegüter. Das habe ich nie aufgeholt.

Auf der anderen Seite begann mit Kindergarten und dann Schule der selbverständliche und regelmäßige Umgang mit Gleichaltrigen, endlich; aber eben nur mit solchen deutscher Sprache. Japanische Kinder kamen für mich nur am Rande vor, auf Sichtweite – anders als bei den mehr oder weniger ununterbrochen in Japan lebenden Kindern ausländischer Residenten. (Vgl. etwa *Tanizaki* 1964, wo auch die deutsche Familie der *Schlumbohms* mit ihren Kindern literarisiert ist.) So begann nun mit dem Kindergarten ein zweiter Teil meiner Kindheit in Kobe, mit drei Schwerpunkten.

Der erste Schwerpunkt: das Haus, mit zwei Hälften. Mit den Amahsan sprach ich japanisch; und mit meinen Eltern, meinen beiden Schwestern und mit unserer recht lange uns versorgenden *Tante Hanna* sprach ich deutsch. Nicht die ‚Familie' (die Kleinfamilie also nach dem heute vorherrschenden Sprachgebrauch) war der zentrale Ort, sondern *das Haus*. Es war der übergeordnete Ort, der Orientierungspunkt (im Japanischen bedeutet das Wort *uchi* einerseits Haus im konkreten Sinn, andrerseits auch *wir, ‚bei uns zuhause', ‚innen'*). Es war ein Ort im umfassenden Sinn, nicht besonders übersichtlich oder kontrollierbar, mit verschiedenen Bereichen, Ecken, Winkeln, Verstecken, Facetten. Vor allem war vieles doppelt vorhanden, japanisch und deutsch, als Erfahrung *und* als konkretes Ding; doppelt, oder auch miteinander verschränkt.

Zum Beispiel: Wie hielt man sich warm? Es gab keine Heizmöglichkeit in den japanisch eingerichteten Zimmern der *Amahsan* (sie mussten recht abgehärtet sein). Die Hände wärmten sie sich an den offenen Holzkohlenöfchen, die zum Kochen angezündet wurden. Sie tranken heißen Tee, schlugen sich im Takt auf Arme und Schultern, klagten über die Kälte in festgelegten Formeln, und nahmen abends ein recht heißes Bad. Im europäischen Hausteil gab es zwar keine Zentralheizung, sondern nur Kamine, vor die in den meisten Zimmern eiserne Kohlenöfen gesetzt waren. Von diesen wurden normalerweise einer oder zwei geheizt. Das geheizte Zimmer war aber *insgesamt* warm, anders als die japanischen Räume, wo es nur um Wärmequellen herum warm war. Im übrigen Haus, und erst recht draußen, musste man sich warm anziehen (zwei der von mir damals gebrauchten seidenwattegefütterten Seidenkimonos sind noch heute in meinem Besitz). Man war abgehärtet. Allerdings fiel in Kobe, an der Pazifikküste auf Meereshöhe, die Temperatur auch nachts selten unter den Gefrierpunkt. Andrerseits waren die Häuser mäßig isoliert, mit dünnen Wänden, sie kühlten schnell aus. So wartete man auf die im Winter häufig scheinende und stark aufheizende, quasi afrikanische Sonne. Und nachts konnte man eine Wärmflasche nehmen, tags auch *kairo* verwenden: etwa 10 auf 5 cm messende Taschenwärmer mit Brennstäben aus Holzkohlenstaub, die viele Stunden kräftig wärmten, an eng begrenzten Stellen des Leibes, besonders am Bauch und am Nacken.

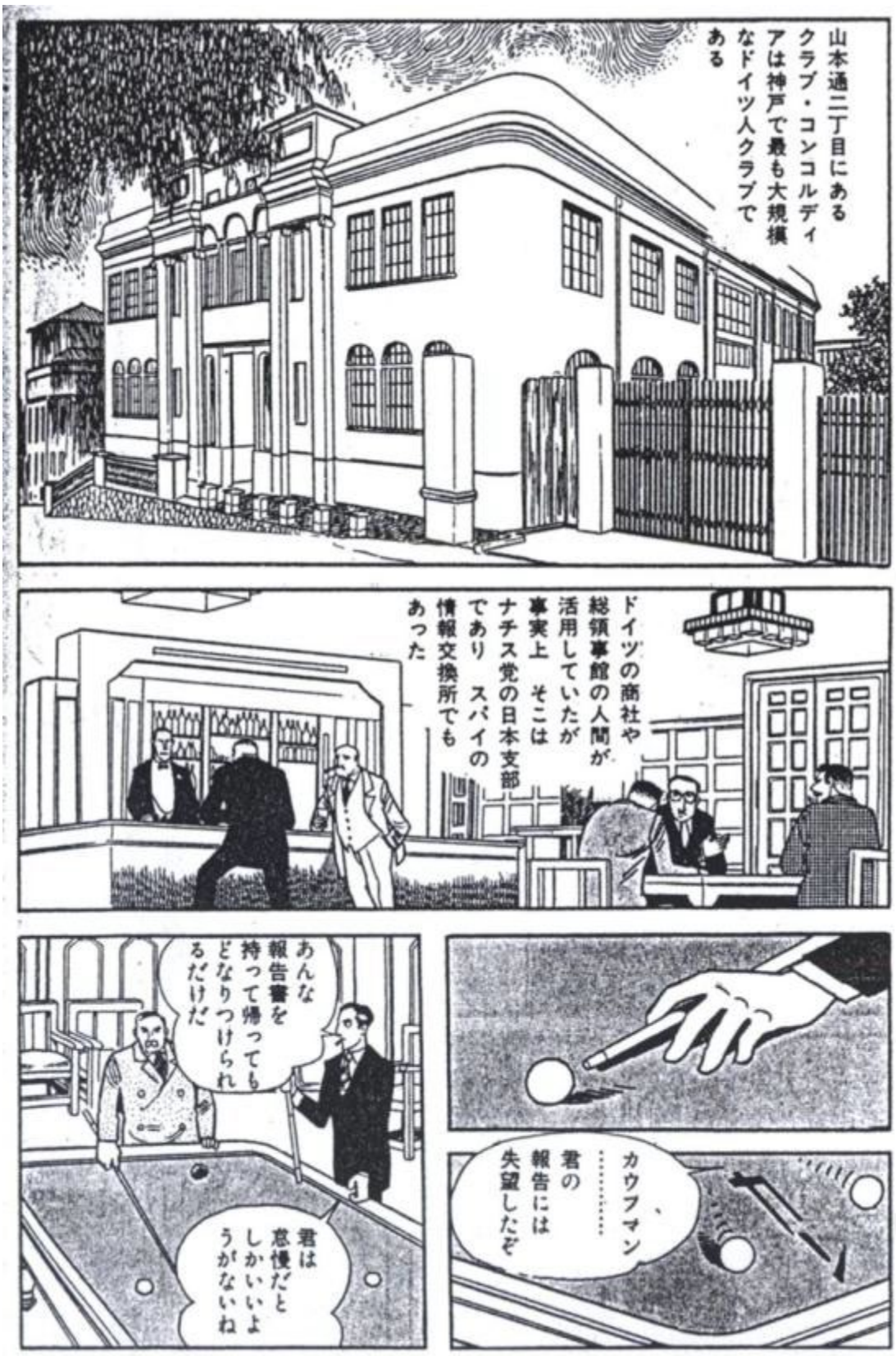
Der zweite Schwerpunkt meines Lebens in der Kindheit: Straßen und Gassen, Läden, Ladenstraßen und Kaufhäuser, usw. – *eine fast ausschließlich japanische Umgebung*, in Verhalten, in Sprache und Schrift, und dazu in tausend nicht weiter bewussten Selbverständlichkeiten eines gegenüber dem deutschen doch sehr anderen Alltags. Mochte der Vormittag vom Kindergarten, und später der Schule besetzt sein – danach und am Sonntag gab es viele ‚Ausflüge' in die japanische Umwelt: bei den täglichen Spaziergängen mit der *Amahsan* in den jüngeren Jahren, bei Einkäufen mit der Mutter in die Ladenstraße *Motomachi*, zu den Kaufhäusern *Sogô* oder – besonders elegant – *Daimaru*, bei den regelmäßigen Sonntagswanderausflügen unter Leitung des Vaters,

und seit dem 8. oder 9. Lebensjahr zunehmend auf eigene Faust oder mit Schulfreunden in die nähere Umgebung in *Kitanochô*. Und außerdem natürlich die alljährlichen Sommerurlaube in ländliche Gegenden (diesen ist ein eigener Abschnitt gewidmet).

Sehr anders dagegen – der dritte Schwerpunkt – die *Deutsche Schule Kobe*, mit dem angeschlossenen Kindergarten. Gerade angesichts der Zwei- oder Mehrsprachigkeit der meisten Kinder war die Beherrschung der deutschen Sprache ein zentraler Programmpunkt, zunächst im alltäglichen Sprechen, später dann in der Kenntnis der Schriftsprache, zunächst des Lesens und Schreibens. Doch das gehört in das Kapitel über die Schule, die Deutsche Schule Kobe im eigentlichen Sinn.

Der deutsche „Club Concordia“, ganz links parterre die hohen Fenster meines Kindergartens. 1946 enteignet, Aufnahme 1980 als Fabrik, bald danach abgerissen.

Halle des „Club Concordia“.



Ansicht des deutschen Klubs und Szenen darin, wie sie der berühmte Manga-Künstler Tezuka imaginiert hat (vgl. Tezuka 1985, Bd. 1, S. 162). Beim 2. Bild handelt es sich um die Bar links von der Eingangshalle. An der Bar durften nur selbständige Unternehmer Platz nehmen; die „Partei“ änderte das dann (die „Volksgemeinschaft“, der Männer).

2. Die *Deutsche Schule Kobe*: in der Kobe-Schule

Die Schule, 1909 gegründet, befand sich in *Kobe, Kitano-chô*. Seit 1938 stand dort ein eigens gebautes, modernes Schulhaus zur Verfügung (mit seinem Treppenhaus aus Beton hat es schon im Sommer dieses Jahres viele Schüler und Anwohner vor der gewaltigen Flutkatastrophe schützen können, die Kobe Anfang Juli nach tagelangen Regenfällen und Schlammfluten vom *Rokkô*-Bergzug verwüstete und viele Menschenleben kostete; vgl. auch *Tanizaki* 1964, 2. Buch, 4.-10. Kapitel). 1944/45 wurde der Schulbetrieb in verschiedene Vororte ausgelagert und 1947 wegen der Zwangsrepatrierung der Mehrzahl der Deutschen und Österreicher eingestellt. Seit 1959 ist er wieder aufgenommen worden, nun aber in einem neuen Gebäude im östlichen Vorort *Rokkô* (*vgl. Lehmann 1988*).

Die Schule wird auch heute noch vom privaten *Deutschen Schulverein* getragen. Das Geld für einen Teil der Lehrer und den Direktor kam vom Auswärtigen Amt; das hörte vor einigen Jahren fast ganz auf und hat zu massiven Sparmaßnahmen und tiefgreifenden Umorganisationen geführt, deren Ende noch nicht abzusehen ist). Die Schule war in den Jahren nach 1933 die – gegenüber Deutschland verspätete – Einfallspforte für NS-Einfluss, der anscheinend bei den Kobe-Deutschen zunächst auf erhebliche Abwehr stieß [24]. Erst 1939 wurde der sehr geschätzte Direktor *Sommer*, als nach den Nürnberger Gesetzen „nicht vollarisch", durch den eigens entsandten Direktor *D.* ersetzt; bald darauf verließ auch Sommers spätere Ehefrau, Frau *Schwanebeck*, ihre Stelle als Lehrerin; beide überlebten in *Shanghai*, er in untergeordneter Stellung am Deutschen Generalkonsulat ... Eine weitere, gläubig katholische Lehrerin, die schon (Kapitel 1) genannte Frau *Annemarie Theobald* geb. *Ciré*, wurde vom neuen Direktor aufgrund eines scheinbar rein persönlichen Konflikts im Herbst 1943 fristlos entlassen, was im Schulverein zu heftigen Konflikten führte (vgl. Kapitel 4) – für mich verschwand damit urplötzlich die wichtigste Vertrauensperson außerhalb des Hauses nach der Rückkehr aus Deutschland 1940.

Mein Eintritt in die „Deutsche Schule Kobe" im Herbst 1941: es war eine deutsche Inszenierung (vermutlich die erste dieser Art). Das ‚Deutsche' hatte eine Färbung ins Deutschnationale (das gab es schon lange, aber nur als eine Strömung unter anderen) und ins Nationalsozialistisch-Kriegerische. Diese Farbe nahm in den nächsten drei Jahren noch deutlich zu, und die Schule war ein zentraler Ort dafür – freilich waren auch mehr als in Deutschland private Gegenkräfte spürbar, und sie wirkten auch auf die Kinder.

Eine überaus große Zahl von Schülern begann zusammen mit mir: denn nun waren auch die aus der niederländischen Internierung nach Japan ausgereisten Kinder mit ihren Müttern in Japan. Wahrscheinlich hatte ich noch nie so viele Kinder zusammensitzen gesehen, es waren unglaublich viele, so etwa dreißig oder mehr. (Ältere Zeugen halten das für recht unwahrscheinlich; und ein Blick in den Schulbericht von 1941 (*Stiftung Dt. Schule Kobe, Jahresbericht, S. 24 f.*) belehrt mich, dass es 20 Schüler und Schülerinnen waren (von vornherein und stets also in Koedukation, wie es

[24] In der von *Hans-Joachim Daerr* verfassten „Geschichte der deutschen konsularischen Vertretung in Kobe" (in: *Löer, Wilhelm* 1974, S. 16 des unpaginierten Texts) heißt es: Ein interessantes Zeitdokument ist ein Bericht der Botschaft Tokyo aus dem Jahre 1934, wonach nationalsozialistisches Gedankengut in der deutschen Gemeinde auf erheblichen Widerstand stieß und wonach vor allem zwischen der NSDAP-Ortsgruppe und dem Club Concordia alles andere als „concordia" herrschte.

nach dem Krieg hieß), davon nur vier in *Kobe* geboren, einer in *Hong Kong*, und alle übrigen in *Niederländisch-Indien*. Aber vielleicht waren auch ältere Schüler anwesend.).

Alle saßen sie sorgsam aufgereiht im Klassenzimmer für die erste Grundschulklasse (‚G. 1'), außer der Turnhalle und den Umkleideräumen dem einzigen Raum im Erdgeschoss des neuen Schulhauses. Die gesamte breite Wandtafel in diesem G. 1-Zimmer bedeckte ein mit farbigen Kreiden gemaltes Bild von Rotkäppchen und dem bösen Wolf, eindrucksvoll, unvergesslich ... Davor stand der neue Lehrer, der ‚Maler' des Bildes, den linken Arm in einer weißen Binde: ‚ein deutscher Soldat, im siegreichen Frankreichfeldzug verwundet', Herr *H. M.*. In seiner Ansprache strahlte er Entschiedenheit aus und Disziplin. Ein Soldat. Er machte mir einen starken Eindruck, es war auch Angst dabei. Tapfer sollte man ja sein, nicht weinen, soviel verstand ich: ‚ein deutscher Junge weint nicht'. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir das Jackett des Helden aus Deutschland: ein zwischen den verschiedenen Farben je nach Lichteinfall changierendes Bräunlich-Grün-Rot. So etwas hatte ich noch nie gesehen! Jedenfalls machte mir der Lehrer *M.* entschieden mehr Eindruck als der Schuldirektor *D.*, vor dem ich in den nächsten Jahren vor allem Angst hatte, weil er so laut und drohend schreien konnte.

Ich hatte großes Glück: meine Klassenlehrerin war meine Kindergartentante, und das für zwei Jahre! Bald hieß sie dann nicht mehr *Tante Annemarie (Ciré)*, sondern *Tante Theobald*, denn sie hatte geheiratet, einen Offizier der Handelsmarine. Unter *Tante Theobald*s Anleitung lernte ich rechnen und schreiben (und die anderen Kinder auch). Zum Rechnen verteilte sie Bündelchen, in denen je fünf oder zehn Zahnstocher zusammengebunden waren; man konnte sie zur Ausführung von Rechenoperationen zu größeren oder kleineren Haufen zusammenlegen. Das Schreiben fing damit an, dass man gerade, senkrechte Striche in einem großen Heft mit Vierfachlinien eintragen musste. Danach kamen aufrecht stehende ‚Spazierstöcke', dann solche, die auf dem Kopf standen, sodass das Halbrund genau auf der untersten Linie stand. So ging das weiter, und ich entdeckte, dass ich das ganz gut konnte, ebenso dann die ersten Buchstaben, danach Wörter und schließlich Sätze. Auch eine ‚Fibel' gab es dazu – nur der Gockelhahn in Farbe auf dem Buchumschlag ist mir noch in Erinnerung. Geschrieben wurde übrigens von Anfang an auf Papier – Schiefertafeln waren in Japan unbekannt.

Nach weniger als einem Jahr schon schrieb ich aus dem Sommerurlaub in *Nojiri* (an dem gleichnamigen See in den *Japanischen Alpen)* einen Brief an seinen in Kobe zurückgebliebenen Vater: *Lieber Papi komm bitte auch mal zu mir. Da haben wir vil Krashüpfer. Die singen so schön, auch manichmal zu schön! Fiele Grüse von Wolfi.* Und auch auf dem Kuvert in Lateinschrift: *Ki ta no cho 2-chome 65 Wilhelm Müller Kobe*; es fehlte allerlei an der Adresse! Dies war ins Japanische transkribiert, offenbar von einem Postbeamten, die wegen ihrer Zuverlässigkeit beim Entschlüsseln mangelhafter Adressen unter den Ausländern berühmt waren. (Mein Großvater erhielt einmal einen Brief aus Deutschland mit seinem Namen sowie als Adresse lediglich *Tokyo, Tatemono Building* – die Stadt dürfte damals etwa sechs Millionen Einwohner gehabt haben.) Zuverlässig war auch die Zensur auf der Suche nach *supai* (Spion, von *spy*): das Kuvert war seitlich aufgeschlitzt und mit einer amtlichen Banderole wieder verschlossen worden. Die mir wohlvertraute, dunkelrote Briefmarke zeigt den General *Nogi*, jenen berühmten General, dem zusammen mit dem Admiral *Tôgô* der Sieg im Japanisch-Russischen Krieg 1904/05 zugeschrieben wurde und der nach dem Tod seines Oberherrn, des verehrten *Meiji*-Kaisers (1868-1912), diesem zusammen mit

seiner treuen Gattin in den Tod nachfolgte, wegen einer früheren Pflichtverletzung im Dienste ... Der Poststempel gibt als Datum 17.7.18, in christlicher Rechnung der 18. Juli 1942, außerdem – in der älteren Rechts-Links-Schreibung – den Namen der Präfektur, in der *Nojiri* liegt, nämlich *Nagano*.

Die Schulerfolge konnte ich gut brauchen (oder wurden sie geradezu, als Gegengewicht zu den im folgenden angedeuteten Miss-Erfahrungen, herausgefordert und vorangetrieben?). Denn jenseits des Schulgeländes begann für mich eine sehr bedrohliche Welt: auf dem nur etwa 200 Meter langen Schulweg wurde ich fast täglich von älteren Schülern der *Deutschen Schule* verspottet und verprügelt. Der Heimweg vor allem wurde mir zum Martyrium, ich versuchte auf winzige Nebengässchen auszuweichen ... heute spricht man wohl von Mobbing. In der 3. Klasse, wahrscheinlich schon in der 2., hörte es zum Glück damit auf. Es waren vor allem meine Schulleistungen, die mir bei den andern Ansehen und mir selber Selbstvertrauen verschafften; mutige Heldentaten am Nachmittag kamen später noch hinzu, Dinge die andere Jungen nicht wagten. Aber eine körperliche Überlegenheit bei Auseinandersetzungen habe ich nie erreicht. Mit etwa neun Jahren hatte ich einen festen Platz in den Gruppen der deutschsprechenden und zumeist deutschen Nachbarkinder errungen. Nun durchstreifte ich mit ihnen die nähere Umgebung des Hauses, lernte alle Gassen und auch die verschwiegenen Pfade zwischen den Häusern kennen; die Streifzüge führten bis in den angrenzenden Bergwald, mit Gelegenheit zu Heldentaten.

Einklebezettel in Schulbüchern, hergestellt von Fa. Nössler/Shanghai: Genehmigte Ostasienausgabe.

Zum Unterricht in der ‚Deutschen Schule Kobe' wurden deutsche Schulbücher verwendet, die oft in *Shanghai* nachgedruckt worden waren. Noch heute ist eine ‚Englische Sprachlehre' von *Dr. Gustav Schad* in meinem Besitz, und ebenso eine ‚Lateinische Sprachlehre' von den *Drs. Habenstein und Röttger* (das erste Buch in 3. Auflage 1932 im *Verlag Diesterweg* in *Frankfurt am Main* erschienen, das zweite 1938 in 1., 1940 in 4. Auflage im *Verlag Teubner in Leipzig und Berlin*). Bei beiden Schulbüchern ist zu vermuten, dass sie als Grammatiken zu spröde für nazistische Umgestaltung waren und daher auch nach Zensur durch die US-Behörden seit weiterbenutzt werden durften. Der Druck ist manchmal etwas matt, das Papier stark holzhaltig. Besonders die englische ‚*Sprachlehre*' (deutschtümelnd für *Grammatik*) ist schön gebunden, mit eingeprägter Aufschrift in Silberfarbe auf dem Stoffeinband. Auf dem Vorsatzblatt beider Bände ist ein kleiner Zettel eingeklebt, auf dem in rotem Druck steht: *Genehmigte Ostasien-Ausgabe. Max Nössler & Co., G.m.b.H. Deutsche Buchhandlung 20 Canton Road Shanghai/China*. Viel später hat mir ein befreundeter Kollege in Hannover (*H. O.*) mitgeteilt, dass *Nössler* aus Gründen rassistischer Verfolgung nach *Shanghai* geflohen war – einer von Tausenden – und dort diese Buchhandlung betrieb.

In der englischen Grammatik liegt ein Blatt aus einem Heft, in dem in meiner Handschrift anhand des Verbs *take* die Formen des *Aktivs* und des *Passivs* in zwei

Kolumnen aufgeführt sind, und zwar in acht Zeilen, eine für jedes der nicht weniger als acht *Tempora*. (Vielmehr: der *sogenanntenTempora*, eine jener schul- grammatischen Kategorien, die mich später in einer Reihe von wissenschaftlichen Vorträgen und Aufsätzen nachhaltig beschäftigt haben, denn in vielen Sprachen – darunter der russischen, der japanischen und der altgriechischen – gibt es sie zumindest ursprünglich kaum oder gar nicht, dafür aber ganz andere Unterscheidungen, wie Stufen der Höflichkeit, oder Formen des Verlaufs von Geschehen, d.h. der *Aspekte*: vgl. z.B. den Unterschied zwischen *er hat getrunken* – d.h. er hat nun keinen Durst mehr – und *er trank* – hier interessiert man sich nicht fürs Resultat, sondern nur für den fortdauernden Verlauf in der Vergangenheit.) – Bei der Erinnerung an den Englischunterricht tritt vor allem der junge Herr *Ried* vor meine Augen, wie er 1946 vor der Klasse steht und einen lebhaften, unkonventionellen Unterricht gibt, als Aushilfslehrer (in *Shioya* nach dem Krieg, dazu später mehr); von ihm könnte die oben genannte Aufstellung auf die Tafel geschrieben worden sein. Und bei der lateinischen Grammatik sehe ich Frau *M.* vor mir, die Mutter meiner Schulfreundin *H. M.*, wo ich im gleichen Jahr die Anfangsgründe in Latein erlernte, der nicht zu sprechenden Sprache ziemlich abgeneigt ...

Mein Englischunterricht begann freilich schon viel früher: kaum konnte ich deutsche Sätze schreiben, im August 1942, begann ich auch schon mit englischen Wörtern. Ein von meiner Mutter durch alle Umzüge und Verluste aufbewahrtes Blatt aus dieser Zeit enthält eine ungelenk geschriebene und nicht restlos entzifferbare Liste von deutschen und den entsprechenden englischen Wörtern, „auf dem Gartenweg geschrieben mit Hilfe des 4j. Richard Bergmann“, wie meine Mutter angemerkt hat: *Baum, Krie Blätter Lifs. ... Schiff, Boud. Zimer Bedom. ... Ja Jes, ...Mätchen göl, Junge Beu, ... Wittensin gutbei, Guten Morgen gutmorning Küche Ketsching Kuchen Kek Vater Dedi Mutter, Mami*. Der Antrieb zum Lernen, die Lust daran war in dieser frühen Schulzeit unter Frau *Theobalds* Anleitung jedenfalls lebhaft gefördert worden. Und vielleicht besonders die Lust an anderen Sprachen? Sie hat mich ein ganzes Leben begleitet und bereichert.

In diesen Anfangsjahren lernte ich gleich mehrere Schriften. Seit 1941 die lateinische, 1943 die ‚deutsche‘ Schreibschrift, 1944 eine der beiden japanischen Silbenschriften. Die herkömmliche deutsche Schreibschrift und die Fraktur-Druckschriften waren 1941 von der NS-Regierung durch die im übrigen Europa gebräuchliche lateinische Schreibschrift bzw. die Antiqua-Druckschrift ersetzt worden. Die zukünftigen Herren Europas sollten in der Lage sein, ihre Befehle von vornherein in der Schrift der so zahlreich gewordenen Unterworfenen abzufassen. So lernte ich also die lateinische Schrift, die ‚Großen‘ in der Klasse über mir noch die ‚deutsche‘ Schrift. Als ich in der 3. Klasse mit diesen (der G.4, darunter *Jörgen Riessen, H. M., A. S., I. M.*) in einem gemeinsamen Klassenzimmer zusammen saß, benutzte ich die Gelegenheit, diese mir höherwertig erscheinende Schrift von meinen Nebensitzern abzulernen – ich fühlte mich insoweit den ‚Großen‘ zugehörig ... Bis 1947 habe ich diese Schrift geschrieben, und so lese ich sie bis heute flüssig, ebenso wie in Fraktur gedruckte Bücher; damit gehöre ich einer aussterbenden Menschensorte an.

Das Erlernen der japanischen Silbenschrift war nur ein durch die Kriegsentwicklung bald abgebrochenes Intermezzo von einem halben Jahr. Mein Vater stellte mich im Herbst 1943 vor die Alternative: Klavierunterricht, oder japanischer Schreibunterricht. Den Klavierunterricht brach ich nach einigen Sitzungen ab: nachmittags, als einzelner Schüler am Klavier im G. 1-Klassenzimmer, die andern draußen auf Gassen und im Wald – dann doch lieber die japanische Schrift lernen, bei einer japanischen Lehrerin, die ins Haus kam, und vor allem später am Tag! Es war die *Katakana*-Silbenschrift,

dazu eine kleine Zahl von chinesischen Zeichen (z.B. das Paar ‚Berg' und ‚Meer', grundlegend für die japanische Raumorientierung). Ich habe diese ‚Buchstaben' und Zeichen nie vergessen, sie viel später durch mehrere Hundert *Kanji* erweitert – niemals genug, um längere Texte flüssig zu lesen. Der Unterricht war im übrigen auch ein gutes Basistraining für das Verständnis der Strichfolgen und der Art der Pinselhandhabung, ja für bestimmte Prinzipien der Raumaufteilung, die besonders in den chinesischen Zeichen (*kanji*) inkorporiert ist.

Insgesamt haben meine drei Schuljahre (1941-1944) in der ‚Kobe-Schule', in Kobe selbst also, erstaunlich wenig genaue und intensive Erinnerungen hinterlassen. Am ehesten noch Erlebnissplitter am Rand der Schule. In einem Lädchen etwa 50 Meter vom Schuleingang entfernt fand ich unter allerhand Kram die Erfüllung eines langgehegten Wunsches: für 50 *sen* eine Wasserpistole aus Zeluloid, in einem etwas unreinen dunkelrosa Farbton. Zwar war sie klein, vielleicht vier auf fünf Zentimeter, und einen Zentimeter stark, aber ein, zwei Wasserspritzer konnte ich damit doch zuwege bringen ... Und sehr kriegsnah: winzig! sparsam! und bald undicht, kaputt. War ja auch nur aus Zelluloid (einem heute ausgestorbenen Frühkunststoff, aus dem auch Puppen gemacht wurden, daher vielleicht die Farbe). Und auch nicht mehr nachzukaufen, denn modernes Schießpulver hatte etwa die gleiche Zusammensetzung, und davon wurde nun viel gebraucht, denn zwei Monate nach meiner Einschulung begann der Krieg mit Amerika, am 7. Dezember 1941.

Ein anderer Erlebnissplitter, nicht so schnell in die Kriegswirtschaft aufgesogen wie das Schießpulverpistölchen, auf derselben Straße: ein fliegender Händler hatte Feuer unter einem großen Eisenkessel brennen und buk im heißen Öl dünne Scheiben von Süßkartoffeln aus, das Stück zu fünf *sen*. Eine davon konnte ich mir kaufen (denn billig war das nicht), und den charakteristischen Geruch von gebackenen Süßkartoffeln (*imo, satsuma-imo*) habe ich noch fest in der Nase. Doch sicher war auch dieser harmlose Genuss nicht mehr lange zu haben: Süßkartoffeln wurden zum Hauptnahrungsmittel des letzten Kriegsjahrs und auch der Nachkriegszeit.

Und ein dritter Splitter, diesmal aus der Schule: die Entdeckung meiner Kurzsichtigkeit! Es war an einem hellen Tag in der 3. Grundschulklasse („G. 3"), wir saßen im gleichen Zimmer wie „die Großen" in der G. 4. Ich saß etwa in der 5. Reihe und sollte einen Text an der Tafel laut vorlesen. Ich kam nicht weit, stockte. Die Lehrerin (Frau *R.*) ließ ihn direkt vor die Tafel treten: da konnte ich lesen! Ich war entlarvt! Bisher hatte ich beim Nachbarn aus dem Heft abgelesen, oder aus dem Gedächtnis geraten. Bald musste ich zum Augenarzt: kurzsichtig auf beiden Augen, 3,5 Dioptrien. Das konnte nicht von gestern sein, aber regelmäßige Schuluntersuchungen hatte es nicht gegeben. So bekam ich eine braune Hornbrille. Unangenehm, peinlich. Das war nicht im Geist der Zeit. Soldaten hatten auch keine Brillen. Und bald hatte ich einen Spitznamen: *Brillenschlange*. Und später noch einen weiteren: *Professor*. Unangenehm, peinlich. (Dabei hatte doch der verehrte *Herr Bohner* immer eine Brille auf, und der Großvater ebenso. Aber im Gruppenzusammenhang war das ganz vergessen ...).

So gering sonst die Erinnerungen an den Schulalltag sein mögen: das neu erbaute Schulhaus und der Schulhof außenherum sind fest verankert; ich könnte heute noch einen genauen Grundriss mit den beiden Stockwerken zeichnen. Das Gebäude erschien mir groß, aber tatsächlich war es das keineswegs. Im Erdgeschoss gab es nur den Eingang von Westen her, dann rechts vom Gang, der nach Osten verlief, das Klassenzimmer der 1. Grundschulklasse, geradeaus die Turnhalle, und links davor, nach Norden zum Berg, Umkleideräume und Toiletten. Vor der Turnhalle ging ebenfalls links bzw. nach Norden eine zweigeteilte Steintreppe ins Obergeschoss. Dort waren über der Turnhalle zwei weitere Klassenzimmer, noch ein Klassenzimmer über dem G.1-Zimmer im Erdgeschoss, alle drei hell, nach Süden, hangabwärts zum Hafen gelegen. Gegenüber dem letztgenannten Zimmer ein Raum für Physik- und Chemieunterricht, dunkel, nach Norden. Und gegenüber der Treppe, also nach Süden, das Lehrerzimmer bzw. das Zimmer des Direktors, um das ich stets einen weiten Bogen zu machen versuchte ... nicht anders als um die in der Nähe gelegene kleine Polizeistation (*kôban*).

Kôban (Nachbarschafts-Polizeistation) nahe Schule, 1980, noch der alte Bau, samt rotem Briefkasten.

Kôban nahe Schule, ca. 1988 – war der ältere Bau nicht mehr modern, nicht mehr modisch genug?

Auch der Schulhof erschien mir sehr groß; er war durch eine mächtige Stützmauer zur Meerseite aufs gleiche Niveau wie das Erdgeschoss gebracht, während die umliegenden Grundstücke viel kleiner waren und wegen der Hanglage teilweise mehrere Meter tiefer lagen (oder vielleicht nur ein bis zwei Meter, angesichts meines eignen Längenwachstums später?!).

Mit dem Herbst 1943 begann für mich eine in vieler Hinsicht neue Phase, auch das letzte Schuljahr in der Stadt Kobe, im ‚alten' Schulgebäude. Deutlich erinnere ich die veränderte Atmosphäre in der Stadt: zunehmende Stille, fast völliges Fehlen von Autoverkehr, eine Art von Ödnis. Es war die Ruhe vor dem Sturm, jenem schrecklichen Sturm, der das Kernland der japanischen Inseln und besonders die großen Städte seit Ende 1944 erreichte: die schweren Bombenangriffe der *US Air Force*. Für mich aber war es eine Phase von endlich gewonnenem sicherem Stand und eigener Bewegung, in der Schule, mit Schulkameraden, oder allein mit dem Fahrrad: ich kam jetzt viel weiter als früher, z. B. hinunter zum verödeten Passagierdampfer-Pier des Hafens. Viele Situationen stehen mir noch heute lebhaft vor Augen, nur wenige davon direkt mit dem Krieg verbunden. Manche davon sind an andrer Stelle beschrieben.

Im Juli 1944 wurde der Schulbetrieb in der Schule in Kobe mit einer mir deutlich erinnerlichen Feier eingestellt und im September an mehreren Orten in ‚Kleinschulen' fortgeführt. Einer davon war *Shioya*, ein dörflicher Vorort am Meer, wenige Kilometer westlich des dicht besiedelten Kernbereichs der Stadt Kobe, wohin die Familie, wie viele andere, bereits im Mai umgezogen war. Während der zwei Monate des restlichen Schuljahrs lief ich daher täglich eine gute Viertelstunde durchs Dorf zum Ortsbahnhof hinunter, um in etwa 20 Minuten mit dem Stadtbahnzug zum zentralen Bahnhof *Sannomiya* zu fahren, von dort zu Fuß den Berg hinauf in die Kobe-Schule. Die Fahrten in der Bahn waren für mich ein nachhaltiges Erlebnis; viele Alltagsszenen sah ich von oben, von der Hochbahn aus. Besonders unvergesslich: Mädchen, die sich in großen Rädern aus Stahlrohr festgeklammert hielten und so über den Schulhof rollten – Schulsport war ja meine Stärke nicht ... Ein Jahr später war von all dem nichts mehr da. Eindrucksvoll auch, wenn die am Ende des Zugs mitfahrenden Zugschaffner den deutschen Jungen die Technik und ihre Dienstaufgaben erklärten und sie gar den zentralen Druckluftschalter für die Schließung sämtlicher Schiebetüren des Zugs niederdrücken ließen. Erst dann konnte der Zug ja abfahren!

Der Grund für die Auslagerung der Schule an mehrere Orte war natürlich der heranrückende Luftkrieg, von dem die ansässigen Deutschen sicher viel realistischere Vorstellungen hatten, als die sehr systematisch und wirksam über die Kriegslage im Unklaren gehaltenen Japaner. Denn über verschiedene Kanäle, etwa über Berichte von Angehörigen der deutschen Kriegsmarine, hatte man allerhand erfahren. Sehr deutlich erinnere ich die Betroffenheit meiner Mutter, als sie von einem schweren Bombenangriff auf das ihr besonders vertraute München hörte. So wohnte Ende 1944 nur noch eine kleine Anzahl von Deutschen in zentralen Vierteln der Stadt Kobe.

Die Schlussfeier Schule in Kobe ist mir vor allem deshalb in deutlicher Erinnerung, weil sie mit einer Verteilung von Büchern aus der Bibliothek des ‚Klubs' verbunden war. Ich erhielt – vielleicht als Preis – das Kinderbuch „Das Zwieselchen" von *Werner Bergengruen*. Da ich mich ja insgeheim zu den ‚Großen' zählte, wäre mir ein Buch über germanische Heldensagen viel lieber gewesen. Dieses ‚Pech' verfolgte mich lange, auch wenn ich auf irgendeine Weise doch zur Lektüre dieses ersehnten Buchs kam, mit Sagen aus der *Edda*. Andrerseits war ich vom „Zwieselchen" doch auch beeindruckt, so kindnah es sich gab. Am meisten blieb mir die durchaus freundliche Schilderung einer vorübergehend in der Nähe des Knaben *Zwieselchen* kampierenden Zigeunerfamilie in Erinnerung. Genau wird von *Bergengruen* die Zubereitung eines Igelbratens im offenen Feuer dargestellt. Der Autor war mit dieser etwas verklärenden Darstellung nicht auf der Höhe des nazideutschen Zeitgeistes, und das wohl nicht nur in dieser Hinsicht.

Im Rückblick sehe ich, dass in diesen drei Jahre in der Schule in Kobe meine hochsprachliche Bildung in der deutschen Sprache nachhaltig vertieft worden ist, eine Bildung, für die meine Eltern und besonders meine Mutter in den ersten Jahren schon den Boden bereitet hatten, sie mit der von ihrem Vater übernommenen spielerischen, ja ironischen Art des Umgangs mit Wörtern und Sprache Darauf konnte dann die weitere Einführung in die Kultur deutscher Sprache bauen, und in die damit verknüpfte Tradition von Bildung und Rationalität europäischer Herkunft. Sie war damals freilich stark national bis nationalsozialistisch aufgeladen, war „Deutsche Kultur" mit massivem Anspruch auf Überlegenheit und Herrschaft. Das änderte sich seit 1946, angefangen bei den zugelassenen Lehrmaterialien und Lehrpersonen, bis hin zu einer jahrzehntelang weitergehenden Auseinandersetzung in Deutschland selbst, inmitten von Europa. So

konnte ich dann hier unter günstigeren Umständen jene an der deutschen Schule in Kobe begonnene höhere Bildung fortsetzen, nun mit einem Schwerpunkt auf europäischen Sprachen und sogar, nach dem Wunsch meines Vaters, mit dem Erlernen der klassischen europäischen Bildungssprachen, von Latein und Griechisch. Erst dann könne man gebildet sprechen und schreiben, so wie er es bei seinem Mitarbeiter *Dr. P.* ganz aus der Nähe erlebt hatte.

Die japanische Sprache, die japanische Kultur und ihr kompliziertes Verhältnis zur bedrohlich überlegenen westlichen Kultur und Rationalität – dies blieb in meinem Bildungsgang lange ausgespart. In der deutschen Schule in Kobe wurde die japanische Sprache völlig ignoriert, ja diskriminiert, bis hin zu Geldstrafen für Schüler, die in den Pausen japanisch sprachen. (Nur ganz vorübergehend, etwa seit 1941 auf der Oberstufe, war die japanische Sprache Pflichtfach an der ‚Deutschen Schule Kobe'.) Und so blieben meine japanischen Kindheitserfahrungen und Sprachkenntnisse ungefördert und unentwickelt liegen, als dennoch nie vergessener Hintergrund und Untergrund aus meiner Kindheit.

3. Die *Deutsche Schule Kobe*: politische Erziehung

In dem im 2. Kapitel erwähnten Schulhof der Kobe-Schule war, wohl an Mittwoch-nachmittagen, der Ort für das sportliche Training der *Hitlerjugend* unter Leitung von *H. M.* (sein Titel: „*Standortführer der D. J. J., Standort Kobe-Osaka*"; die Abkürzung: *Deutsche Jugend Japans*; meist war aber einfach von *HJ***,** *Hitler-Jugend* die Rede; die *DJJ* soll eigens gegründet worden sein, um auch ‚nicht-arische' Schüler aufnehmen zu können, insbesondere die mit japanischen Eltern- oder Großeltern-Teilen).

Gelegentlich schaute ich vom Zaun aus beim Training zu, mit recht bangen Gefühlen – meine eigene sportliche Untüchtigkeit war mir durch jene Schülerprügel im ersten Schuljahr eingebleut worden. Weitere Erfahrungen konnte ich in dieser Hinsicht machen, wenn auf dem Schulhof ‚Völkerball' gespielt werden musste, wohl im Rahmen des Sportunterrichts (an den ich mich im übrigen so gut wie überhaupt nicht erinnere, wohl nicht erinnern mag ...). Dabei ging es darum, dass die eine Mannschaft die Angehörigen der anderen mit dem Ball abzuschießen versuchte; ich erlebte mich nur als Abgeschossenen, als gleich zu Anfang ausgemerzten Schwächling. (Von dem in Deutschland so wichtigen Knaben-Sozialisationsmittel Fußball habe ich in Japan nie etwas gehört.) Sonst erinnere ich mich nur an eine einzige sportliche Übung ... an einen Erfolg: ich schaffte einen weiten Weitsprung in der Sprunggrube am hinteren Rand des Schulhofs!

Dunkle, ambivalente Erinnerungen, oder eher Gerüchte wissen auch noch etwas über ein Sommerlager der *HJ*, für das ich wegen unzureichenden Alters gar nicht in Frage gekommen war, in *Nojiri* in den japanischen Alpen, wohl im Jahre 1943. Von Wasser-sport, wohl auch von Ertrinken sagt mir die Ahnung etwas, auch von Kälte und Frieren, von Abhärtung durch Waschen mit kaltem Wasser, von Disziplin. (Vgl. auch zwei Seiten weiter unten.)

Im übrigen diente der Schulhof auch der allgemeinen politischen Ertüchtigung. Jeden Montagmorgen wurde ‚angetreten', in zwei rechtwinklig zueinander angeordneten Reihen in der Südwestecke des Hofs. (Ich nehme übrigens an, dass die Schüler Schweizer oder russischer Staatsangehörigkeit – bzw. Staatenlose – davon

dispensiert waren.) Dort in der Südwestecke des Schulhofs stand die Fahnenstange, oder waren es deren zwei? Nach dem Zeremoniell der Flaggenhissung – an Ansprachen des Direktors erinnere ich mich nicht inhaltlich, nur an die Stimmung – wurde gesungen: das ‚*Horst-Wessel-Lied*' („*Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen, SA marschiert, ...*") und danach das ‚*Deutschlandlied*' („*Deutschland, Deutschland über alles ... in der Welt, Von der Maas bis an die Memel, Von der Etsch bis an den Belt*"). Nach dessen Wiedereinführung als Nationalhymne in den 50er Jahren habe ich niemals auch nur einen Vers davon singen mögen, geschweige denn diesen ersten.

Politischer Erhebung dienten noch andere Veranstaltungen. Es gab Vorführungen deutscher Wochenschauen, nach Japan gebracht von ‚Blockadebrechern' (d.h. Handelsschiffen und U-Booten, welche die alliierte Seeblockade durchbrochen hatten). Sie wurden im Festsaal des ‚Deutschen Klubs' vor den eigens Versammelten vorgeführt. Ich erinnere mich auch an mindestens *ein* solches Ereignis in dem öffentlichen Kino im Endbahnhof der *Hankyû*-Schnellbahnlinie in *Sannomiya* – immer wieder hörte man die Geräusche der ein- oder ausfahrenden Züge über dem Kinosaal. (Im übrigen war ‚Kino' mir völlig unbekannt.) Dramatische Bilder: vorwärts rollende Panzer, mit Rückstoß schießende Geschütze, ein aus den stürmischen Wellen auftauchendes U-Boot, der Turm vom Wasser umtost, Offiziere in Ölzeug und breitkrempigem Hut, mit Ferngläsern ... Deutschland, Helden, Krieg.

Und es gab dann auch leibhaftige Offiziere der deutschen Kriegsmarine in Kobe, von den Besatzungen der „Blockadebrecher" (vgl. dazu unten VII.4, sowie Anhang: *Vermehren*). In deutlicher Erinnerung ist mir die Ansprache des (kurz zuvor neuernannten) Kommandanten des „*Hilfskreuzers Michel*" in unserer Schule, des Kapitäns zur See *Gumprich*. Er stand vor der in der Turnhalle versammelten Schülerschaft und hielt – besonders eindrucksvoll – das Holzmodell eines Segelschiffs in der Hand, das er dann der Schule als Geschenk überreichte. Dieses Ereignis von 1943 hat sich vielleicht besonders deshalb in mein Gedächtnis eingegraben, weil der große Augenblick in einer Großaufnahme festgehalten worden war, die auch zur Photosammlung der eigenen Familie gehörte. [25]So sah ich, obwohl es sich um eine Schwarz-Weiß-Aufnahme handelte, den Kapitän auf Dauer vor mir: in blauer Uniform, vier breite Goldstreifen an den Ärmeln seines Jacketts, mit Krawatte und militärischer Schirmmütze. Und vielleicht noch viel mehr auf Dauer, weil der Kapitän später den ‚Seemanstod' starb, indem er sich, nach der Torpedierung seines Hilfskreuzers durch ein amerikanisches U-Boot, mit dem Gürtel an die Brücke fesselte und so den Tod in den Wellen suchte.

Dies war die mir mitgeteilte Heldenversion, die ich noch heute lebhaft vor Augen habe. (Auch der ‚Führer' fiel ja Anfang Mai 1945, mit der Waffe in der Hand, auf den Stufen der Reichskanzlei, wie wir zu hören bekamen; auch hier ist ein lebhaftes Bild entstanden.) Viel später teilte mir meine seit 1943, nach ihrer fristlosen Entlassung aus der Schule, bei der deutschen Kriegsmarine in Tôkyô beschäftigte Lehrerin *Theobald*

[25] Beim Schreiben dieser Schrift ist mir eine andere Fotografie mit einer etwas anderen Legende zugänglich geworden, durch die beiden mir befreundeten Hauptbeteiligten, *Jörgen Riessen* und *H. M.* Es zeigt das Segelschiff, gehalten von dem fast verschüchtert dreinschauenden *Jörgen*, und wohl auch von einem dahinterstehenden Seemann in Uniform, aber ohne Kopfbedeckung. Auf der anderen Seite steht *H. M.*, in eine Art Kostüm mit Rock gekleidet, die hellblonden Haare mit der obligaten großen Schleife oben auf dem Kopf, die Augen zusammengekniffen und mit einem eher verkrampften Lächeln auf den Lippen – beide versuchen anscheinend, die Contenance zu wahren. Das Schiff ist offenbar später in den Besitz der Familie *Riessen* übergangen und dort – etwas ramponiert – noch heute erhalten. Der Grund für diese Besitznahme: der abgebildete Seemann und Hersteller des Boots war eng mit der Familie verbunden.

eine andere Version mit. Der Kommandant habe in leichtsinniger Vernachlässigung seiner Pflichten in der Nähe der japanischen Küste auf Wachen verzichtet und so die Torpedierung ermöglicht. Mit seinem Tod habe er sich der Verantwortung vor dem Kriegsgericht entzogen. (Andere sehen *Gumprichs* Fehler in seinem Verzicht auf Zickzackfahrt, weil er in der Nähe der japanischen Küste mit ähnlichem Schutz durch die japanische Kriegsmarine rechnete, wie er ihn von der deutschen Kriegsmarine bei seiner länger zurückliegenden Ausfahrt von der französischen Küste erhalten hatte.)

Auch in Kobe sollten die deutschen Jugendlichen zu Helden erzogen werden, die männlichen jedenfalls. Im Jahresbericht 1943 der *Stiftung Deutsche Schule Kobe* lässt sich dazu etwas ‚Authentisches' aus der Zeit finden. Von den 26 Textseiten des Schulberichts sind nicht weniger als acht Seiten von dem Bericht des *Standortführers der D.J.J., Standort Kobe-Osaka* ausgefüllt (vgl. Literaturverzeichnis, C: *Direktorium der Stiftung ..., Jahresbericht, S. 24-31*); dessen Tätigkeit war also zu einem wesentlichen Aspekt der Schulerziehung geworden. Ein Auszug daraus mag einen Eindruck von diesem ‚Geist des Neuen Deutschlands' in Kobe vermitteln, aber auch von bemerkenswerten Konfliktlinien (*S. 30 f.*). Die Rede ist von einem Sommerlager für Jungen („Das Sommerlager für Mädel musste in diesem Jahre leider ausfallen."). Es fand am *Nojiri*-See in der Präfektur *Nagano* vom 17. August bis zum 2. September 1943 statt.

„Dieses Sommerlager ist für unsere Arbeit innerhalb der D.J.J. der wichtigste Teil der Jahresarbeit. – Stehen die Jungen hier doch ganz fest in einer Gemeinschaft, lernen sich ein- und unterordnen und lernen das Erlebnis der Kameradschaft kennen, wie es in den wenigen Dienststunden in den Standorten nicht möglich ist. Wichtig ist das Lager für die auslandsdeutsche Jugend besonders deshalb, weil ihr so ungefähr alles von dem Gemeinschafts- und Kameradschaftserleben in der harten Kriegserziehung in der Heimat fehlt. Wenn alle Eltern die Notwendigkeit unserer Lager einmal von diesem Standpunkte aus sehen, dann werden wohl viele von den von Elternseite immer wieder gebrachten Einwänden fallen müssen. Alle müssen sich darüber im Klaren sein, dass wir in unseren Sommerlagern nicht in eine Sommerfrische gehen, sondern eine kurze Zeit in eine straffe Erziehung. Dieses Erziehungs- und Gemeinschaftserlebnis müssen wir hier jedem Jungen vermitteln, damit er sich später in die Gemeinschaft seiner Kameraden in Deutschland einigermassen einfühlen und einpassen kann." (*S. 30 f.*)

Gemeinschaftserlebnis, Kameradschaftserleben, sich ein- und unterordnenen, harte Kriegserziehung, ein Lager, keine Sommerfrische. Meine Schulfreundin *H. M.* war als Mädchen einige Tage im *Nojiri*-Lager zu Gast: „Es war absoluter Drill! Morgens Antreten, in Reih und Glied, Morgenlauf, furchtbar viel Sport ... ich hatte danach große Angst vor dem Eintritt in den BdM", hat sie mir berichtet, und sie galt als eine der sportlich fähigsten Mädchen ... Jedenfalls: der Standortführer musste gegen Widerstände kämpfen. Uneinsichtige Eltern, wie seine Ausführungen erkennen lassen.. Man muss vermuten: besonders die Mütter. Im Kopf und auf den Lippen vielleicht Bekenntnisse, aber wenn es um ihre Söhnchen ging ... Auch die Schulärzte klagten in ihrem Bericht (ebd. S. 20 f.) über eine „Abneigung ängstlicher Mütter gegen das ‚gefährliche' Schulturnen". Sie verwiesen auf eine „Verfügung der Reichsbehörden", nach der „für die Befreiung von dem Pflichtfach Schulturnen nur die Schulärzte zuständig sind". In Zukunft könnten daher „im Interesse einer gerechten und gleichmässigen Beurteilung sogenannte Gefälligkeitszeugnisse, welche keinerlei ärztlich-wissenschaftliche Diagnose oder nur allgemeine Redensarten enthalten, ... nicht mehr berücksichtigt werden."

Es zeigen sich also bei vielen Eltern oder auch Müttern deutliche Restbestände einer vor-nationalsozialistischen, einer bürgerlichen Welt- und Lebensauffassung, mit allerhand Widerständen gegen eine weitreichende staatliche bzw. staatsparteiliche Militarisierung und Kontrolle ihrer Kinder. Schließlich hatten die meisten ja in den zehn Jahren vor 1943 nicht in Deutschland gelebt, nicht die neue ‚Erziehung zur Härte' mitgemacht. Auch nicht den ‚Geist der Volksgemeinschaft' kennengelernt, den oft begeisterten Konformismus eines erheblichen Teils der deutschen Bevölkerung. Meine eigene Mutter war ein Beispiel dafür: vom Kopf her war sie durchaus begeistert, nach vorausgehenden Einflüssen einer entsprechenden Umgebung in *München* (nicht umsonst „Hauptstadt der Bewegung"). Aber nach ihrer Verheiratung Ende 1933 nach Japan ausgereist, hatte sie offenbar nicht mehr genug vom neuen Geist mitbekommen: denn ihr Söhnchen erzog sie keineswegs mit der nun angesagten Härte, sondern vielmehr indem sie es ängstlich vor Gefahren und Krankheiten zu bewahren suchte.

Und insgesamt muss man hinzufügen: es fehlte den deutschen Behörden und Quasi-Behörden in *Japan* auch an der ‚ultimativen' Härte von oben. *Eugen Ott*[26], der durch seine enge Freundschaft mit dem Meisterspion *Richard Sorge* bekanntgewordene deutsche Botschafter in Tôkyô, aber auch nicht wenige Angehörige des deutschen diplomatischen Dienstes (z.B. der Kanzler des deutschen Konsulats in Kobe, mein Patenonkel *S.*) milderten lange Zeit die ‚Durchschlagskraft' der staatlichen deutschen Autorität neben ‚der Partei' (d.h. der NSDAP). Es gab in Japan keine willfährigen deutschen Richter, und vor allem: es gab keine zentralisierte „*Deutsche Polizei*" mit einem *Himmler* an der Spitze, keine Konzentrationslager, kein dadurch gestütztes Drohpotential. Wenn es in *Tôkyô* den als „Schlächter von Warschau" berüchtigten (freilich: seit wann berüchtigt?) Oberst *Meisinger* gab, so war es in Kobe nur ein sulbalterner Beamter namens *Kahner*, der selbst bei prominenten Parteimitgliedern auf Ablehnung stieß; er versuchte, herumzuspionieren, konnte aber ihm Verdächtige allenfalls der japanischen Geheimpolizei *Kempeitai* anzeigen. Diese folgte jedoch durchaus ihren eigenen Erwägungen, verhaftete auch einzelne Deutsche, erzwang unter Folter Aussagen, setzte auch langjährige Gefängnisstrafen (vgl. Anhang: Brief *Willweber*) durch, begnügte sich jedoch in vielen Fällen mit höflichen Verhören; ihr Hauptinteresse galt wohl dem Aufspüren von Spionen. *Kahner* hatte sein besonderes Augenmerk anscheinend auf die Angehörigen der deutschen Kriegsmarine zu richten; nach dem Krieg soll er von einigen eine massive „Abreibung" erhalten haben, die sofort von einem deutschen Arzt behandelt werden musste.

Selbst die – mit einiger Verspätung – aus dem ‚deutschen Volkskörper ausgeschiedenen Juden' konnten von staatlicher deutscher Seite in ihrer physischen Existenz nicht angetastet werden. (Im Schülerverzeichnis für 1942/43 (*Jahresbericht 1943, S. 32-38*) ist übrigens mindestens *ein* sog. ‚halbjüdischer' Schüler verzeichnet.) Die härteste Sanktion nach den Entlassungen aus den deutschen Firmen und der Entfernung aus deutschen Vereinigungen war der Ausschluss von den Lebensmittel-Sonderzuteilungen, welche die „Deutsche Gemeinde" für die „Volksgenossen" bereitstellte – einmal abgesehen von den vielfältigen Formen von Zurücksetzung und

[26] Wenn Ott nicht 1933 – auf dringendes Anraten des Chefs der Reichswehr, General *v. Hammerstein* – die Ernennung zum Militärattaché im abgelegenen Nagoya angenommen hätte, so wäre er wohl wegen seiner Rolle bei den Verhandlungen mit Hitler vor dem 30. 1. 1933 ebenfalls, wie General *Schleicher* und andere Angehörige der konservativen Opposition, ein Opfer des sog. Röhm-Putsches geworden, also der quasi-staatlichen Mordaktion vom Juni 1934.

Demütigung, denen aber auch versteckte Aufrechterhaltung von Beziehungen, ja effektive Hilfeleistung gegenüberstanden.

Und daher konnte auch ein zentraler Programmpunkt der totalen Herrschaft in Kobe nur begrenzt durchgesetzt werden: die Herauslösung der Kinder aus den Familien und ihre Einfügung in die – mit einem neuerdings geprägten Ausdruck – „Lufthoheit" der NS-Jugendorganisationen, die ja bis zur Aufhetzung gegen die eigenen Eltern ging (z.B. mit der Aufforderung, das Abhören von „Feindsendern" durch die Eltern anzuzeigen, mit oft schweren Folgen). Dennoch: das NS-Programm blieb in Kobe keineswegs erfolglos. Es gab durchaus Begeisterung, auch bei vielen Jugendlichen, die im ‚Jungvolk', bei der HJ und beim BDM (‚Bund Deutscher Mädel') gerne mitmachten – das habe ich immer wieder gehört, auch von Seiten der Altresidentenkinder. War es Zufall, dass die „Hordenführer" der beiden Jungenschaften der Gruppe in Kobe jenen Altresidenten-Familien hanseatischer Herkunft entstammmten, wo die Eltern mit dem Nationalsozialismus nichts im Sinn hatten? Vielleicht sollten gerade sie eingespannt werden, mit hervorgehobener Aufgabe betraut ... Und auch der oben (Fußnote) als Segelschiffträger genannte *Jörgen Riessen* stammte jedenfalls nicht aus einer Familie mit Nazisympathien. Und nicht zuletzt gab es auch diffuse Angst, besonders bei denen, die nicht ‚mitmachten', sich am Rande zu halten suchten.

4. Die liebste Lehrerin: *Annemarie Theobald* geb. *Ciré*

Wiederholt ist in diesem Abschnitt eine Lehrerin erwähnt worden: Frau *Annemarie Theobald*, geb. *Ciré* (1906-1981). Zuerst war sie meine ‚Kindergartentante' gewesen, wohl vom Frühsommer oder Herbst 1940 bis zum Sommer 1941, also bis zu den Sommerferien vor dem Eintritt in die Grundschule im Herbst. Dort war sie dann meine Lehrerin in der 1. und der 2. Grundschulklasse. Insgesamt war sie also in diesen über drei Jahren des Übergangs und der ‚Einschulung', neben Mutter und Tante, meine wichtigste deutsche ‚Bezugsperson' (daher „*Tante Annemarie*", wohl auch einfach „*Tante Annemie*", mit einem heute nahezu ausgestorbenen Ausdruck der Kindersprache). Das war ein großes Glück für mich, denn sie war eine den Kindern zugewandte, eine freundliche und warmherzige Frau, die doch zugleich unaufdringlich aber deutlich klare Maßstäbe vertrat. Sie stand im übrigen auch mit vielen Eltern in oft vertrauter Beziehung. Dass sie an einem Fuß sichtbar behindert war, nahm ich bewusst erst viel später wahr, als Erwachsener in Deutschland..

Mit oder nach Beginn der dritten Grundschulklasse (Oktober 1943) verschwand sie aus meinem Gesichtsfeld, mir aber nicht als Konflikt erinnerlich. Es kam eben eine neue Lehrerin, Frau *Reverey*. So wurde es offenbar den Schülern mitgeteilt, vermutlich in betonter Nebensächlichkeit. Tatsächlich war sie aber kurz nach Beginn des neuen Schuljahrs vom Direktor *D.* fristlos und unter demütigenden Begleitumständen (z.B. Ausräumen ihrer privaten Schublade in der Schule) entlassen worden, wie sie mir Jahrzehnte später erzählt hat. Auf einer privaten Einladung sei sie, als *D.* verspätet eintraf und sich auf einen freien Platz neben sie setzte, aufgestanden, um sich an anderer Stelle einen Platz zu suchen; längst sei sie in tiefem Konflikt mit ihm gewesen. Die unerbittliche Reaktion des Direktors wurde im privaten Trägerverein der Schule heftig kritisiert, doch er nahm die Kündigung nicht zurück. Die deutsche Kriegsmarine fühlte sich für die Entlassene verantwortlich, und in besonderer Weise, weil ihr Mann kurz darauf als Marineoffizier bei der Versenkung seines Schiffs ‚fiel'. So wurde sie bis zum Kriegsende bei einer Dienststelle der Kriegsmarine im Umkreis von *Tôkyô* beschäftigt.

Frau Annemarie Theobald, geb. Ciré, vor dem Eingang der 1938 neugebauten Schule in Kobe, etwa 1942/43. (Obere Reihe von links: I. K., R.Sch., H.-M. Sch.; untere Reihe von rechts: R.D., V. v. H., J. P. V.).

Vielleicht standen nicht ausschließlich private Gründe hinter ihrer Entlassung, und es gab einen weiteren – nur scheinbar unpolitischen – Hintergrund. Denn Frau *Theobald, geb. Ciré,* entstammte einer Familie, die sich nicht ohne Stolz auf einen napoleonischen Unteroffizier zurückführte, und die seit Generationen fest in der katholischen Tradition verankert war. In der katholischen Frauenorganisation übernahm sie nach dem Krieg, zurückgekehrt nach *Fulda*, wieder eine aktive Rolle. Nach meiner Erinnerung hatte sie nichts vom ‚Geist des neuen Deutschland ' an sich. Sie war von einer grundlegend anderen Haltung. Heute würde ich sagen: ihre warmherzige, doch zugleich in ihren Anschauungen gefestigte und daher auch gelassene Haltung gegenüber Kindern war durch ihren katholischen Hintergrund begünstigt worden (weit entfernt von dem drohenden, nicht selten sehr lautstarken Auftreten ihres Kontrahenten in der Schule). Damit stand sie dem Erziehungsstil der japanischen *Amahsan* und den von diesen aufgezogenen Kindern näher als zumal viele männliche Vertreter deutscher Disziplin und Härte (die in der damaligen japanischen Knabensozialisation keineswegs fehlte, wenn auch in vielfach anderen Formen).

Mir jedenfalls hat sich *Frau Annemarie Ciré-Theobald* als Inbegriff einer mütterlichen Lehrerin bis heute tief eingeprägt. Und ich habe auch ihre Hochzeit mit einem Offzier der deutschen Handelsmarine (etwa Anfang 1942) fest in Erinnerungsbildern aufgehoben: ich sehe mich selbst im braunen Samtanzug mit kurzen Hosen als Kerzenträger vor dem Hochzeitspaar gehen, zusammen mit einem anderen Kind. Oder war ich nicht vielmehr Schleppenträger? Oder aber: sind es überhaupt Bilder nicht der Wirklichkeit, sondern meiner Wünsche? Hatte ich überhaupt einen Anzug aus braunem Samt? Hätte ich vielmehr gern einen gehabt, aus dem Samtstoff der deckenhohen Vorhänge im mittleren Zimmer im I. Stock des Deutschen Klubs, wo nach meiner damaligen Kenntnis die Hochzeit stattfand? Wirklich dabei gewesen: das war nach ihrer sicheren Kenntnis bis heute meine Schulfreundin *H. M.* Und ihre Familie hatte, im Unterschied zu meinen Eltern, viel Umgang mit Frau *Ciré-Theobald*, wie ich viel später aus ihrem eigenen Munde erfahren habe. – Auch vom Seemannstod des Ehemanns meiner Lieblingslehrerin wusste ich, vielleicht eineinhalb Jahre nach der Hochzeit. Herr *Theobald* war als Offizier der Handelsmarine mit seinem Schiff unter dem Kommando der deutschen Kriegsmarine im Südpazifik gefahren, bis er bei der Versenkung seines Schiffs umkam (wohl im Herbst 1943). –

Nach der Abfassung dieser Zeilen ist mir meine vermutungsweise Einschätzung des Konflikts zwischen Frau Theobald und dem Direktor *D.* von einem älteren Schulfreund (*R. J.*) bestätigt und präzisiert worden. Hintergrund sei die betont nationalsozialistische Haltung des Direktors *D.* gewesen, die gar nicht zu der Einstellung der langjährigen Lehrerin gepasst habe; er habe sich dabei auf den Generalkonsul *Balser* stützen können. Vorgeschobener Grund für die Entlassung sei das ‚Fehlen der notwendigen Zeugnisse' der seit Jahren erfolgreich tätigen Lehrerin gewesen, welche hingegen die neue Lehrerin (*R.*) vorweisen konnte. Die Quelle der Kenntnisse des Schulfreunds ist seine Mutter; sie war die energische, ja couragierte Leiterin der NS-Organisation „*Frauenschaft*" in Kobe, darüberhinaus aber und schon längst vorher (seit 1930) Vorstandsmitglied des privaten deutschen Schulträgervereins und früher auch Lehrerin an der Schule. Sie stammte aus *Lübeck*, aus dem hanseatischen Bürgertum (das in Kobe im allgemeinen eher Distanz gegenüber ‚der Partei' wahrte). Sie habe im Vorstand entschieden protestiert und in der Begründung der Entlassung eine ganz unmissverständliche Anerkennung der Tätigkeit der Entlassenen durchgesetzt. Diese Anerkennung sei zusammen mit der Schein-Begründung der Entlassung im Jahresbericht 1943 der „Stiftung Deutsche Schule Kobe" veröffentlicht worden.

Die von *R .J.* aus persönlicher Erinnerung gemachten Angaben werden in dem genannten, zum ersten Mal mit dem Obertitel *Reichsdeutsche Gemeinschaft Kobe-Osaka* versehenen Jahresbericht in den wesentlichen Punkten bestätigt. Es heißt dort (S. 12 f.), aus verschiedenen Gründen (die alle nichts mit *Frau Theobald* zu tun hätten) seien in der internen Organisation verschiedene Veränderungen notwendig geworden. „Infolgedessen mussten verschiedene Klassen weit mehr als bisher gleichzeitig von einer Lehrkraft unterrichtet werden. Da die Übernahme des schwierigen kombinierten Unterrichts Frau Theobald als Jugendleiterin nicht zugemutet werden konnte, entschloss sich der Vorstand der Stiftung Deutsche Schule, eine voll ausgebildete Lehrerin, Frau E. R., die sich als Heimkehrerin aus Niederländisch-Indien in Kobe aufhielt, einzusetzen und Frau Theobald, deren Lebensunterhalt durch das Reich gesichert war, von ihren Unterrichtsverpflichtungen ab 1. Oktober 1943 zu befreien. Frau Theobald hat seit November 1937 in unserem Kindergarten mit Eifer und Erfolg gearbeitet. Wir danken ihr für alles, was sie in fast sechsjähriger Tätigkeit für unsere Schule geleistet hat. Ihr Ausscheiden wurde allein durch äußere Umstände veranlasst, die mit ihrer Persönlichkeit und Tätigkeit in keinem Zusammenhang stehen. Am Tag nach ihrem Ausscheiden erreichte Frau Theobald die Nachricht, dass ihr Mann bei der Abwehr eines feindlichen Luftangriffs gefallen war. An ihrem tragischen Geschick nahm die gesamte Reichsdeutsche Gemeinschaft lebhaften Anteil."

Weiter heißt es dort (S. 6): „Anfang Oktober trat Frau J. von ihrem Amt zurück", also die Mutter des Schulfreunds. Ihr Amt im Vorstand des Schulvereins hatte sie seit 1930 ausgeübt, nachdem sie zuvor mehrere Jahre lang selbst Lehrerin an der Schule gewesen war. Man ahnt den Zusammenhang. Und jedenfalls blieben die beiden Frauen zeitlebens weiter eng verbunden.

5. Die ‚*Deutsche Schule Kobe*': Teilschule Shioya (1944-47)

Seit September 1944 wurde der Schulbetrieb an drei Orten am Rand von Kobe fortgeführt, dort nämlich, wo sich besonders viele Deutsche befanden: in *Árima*, einem Dorf und Badeort hinter dem *Rokkô*-Bergzug im Norden der Stadt (und für die Oberschulklassen von März bis Juli 1945 auch auf dem *Rokkô*-Berg am östlichen Stadtrand); von 1946 bis 1947 im Vorort *Okamoto* im Osten; von 1944 bis 1947 in *Shioya*, einem Fischerdorf im Westen. Hier wohnten auf den Hügeln über dem Dorf längst viele Ausländer, zumal wenige Jahre früher ein kanadischer Unternehmer auf den zuvor unwirtlichen Bergen im Norden des Dorfs eine großzügige Wohnsiedlung im nordamerikanischen Stil errichtet hatte (*James Compound*). Nur über diese Schule in *Shioya* kann ich aus eigener Erinnerung berichten.

Die beiden Lehrer (Herrn *M.* und Frau *R.)* und die übrig gebliebenen Schüler kannte ich längst, auch die Schulbücher waren dieselben, ebenso die charakteristischen Schulbänke (nämlich Einzelbänke für jeweils einen Schüler; der Sitz konnte aufgeklappt werden, um Tasche oder Ranzen zu verstauen). Aber das Umfeld der Kleinstschule war völlig anders: ein in den Bergwald hinaufgebautes Privatmuseum westlichen Stils (oder war es ein feuersicheres Gebäude?), das sich an eine ebensolche große Villa anschloss, in der griesgrämige ältere West-Damen wohnten, die sich über lärmende Kinder beklagten. Es gab nur zwei Schulräume, freigeräumte kleine Säle des Museums, ziemlich dunkel, weil es nur waagrechte schmale Fenster nahe der Decke gab. Auch gab es keine Türen zwischen den beiden Räumen. Im einen Raum wurden auf der linken

Seite hintereinander drei Schulbänke aufgestellt, für jeden Schüler der Reste meiner Klasse eine Reihe (jetzt die „G. 4“), rechts daneben etwa acht Bänke in zwei Reihen für die einzige Oberschulklasse („O. 1“), dazwischen ein Gang. Ich war also wieder mit der Klasse ‚über mir‘ zusammen, und irgendwann ‚sprang‘ ich dann in diese Klasse, musste aber dazu nicht einmal meine Bank wechseln. Der andere Raum war für die ersten drei Grundschulklassen bestimmt. Zur Pause gingen alle hinaus in den Bergwald, in dem ein Stück des recht steilen Bodens von Bambusunterholz und Bambusbäumen befreit worden war. Am Ende der Pause läutete Frau *R.* mit einer Art von Kuhglocke sehr vernehmlich. Eine echte Zwergschule.

Von den Erinnerungen an den Unterricht im letzten Jahr des Krieges ist mir nur eine geblieben: eine heftige Ohrfeige, von Herrn *M.* gemäß vorausgegangener Ankündigung gezielt verabreicht: denn ich hatte wieder einmal ein Schulheft vergessen. Ich fühlte mich von dieser Ohrfeige sehr verletzt, denn nie vorher oder nachher habe ich so etwas erlebt. Im Juli 1945 war dann die Grundschule zuende, und bald darauf auch der Krieg. Viel stärker als der Unterricht prägten sich zahlreiche Umstände ein, die mehr oder weniger mit dem sich zuspitzenden Krieg zusammenhingen; sie sind zum Teil an anderer Stelle geschildert (Tage und Nächte des Krieges, VII., Ende).

Für den Schulweg gab es die Anweisung, bei Luftalarm zum näheren Punkt zu laufen, also eventuell nach Hause. Etwa auf dem Schulweg gefundene Gegenstände, Spielzeug usw. sollten auf keinen Fall angefasst werden; die Rede war etwa von explodierenden kleinen Füllfederhaltern. Der Schulweg war einigermaßen lang, vor allem musste ich von dem im *James Compound* in etwa 150 Meter Höhe gelegenen Wohnhaus in das fast auf Meereshöhe liegende Tal von *Shioya* absteigen, und dann wieder auf eine Höhe von etwa 50 Meter hinauf. Besonders der Rückweg in der Mittagshitze war anstrengend; am liebsten lief ich an Reisfeldern und an einem jener Teiche entlang, aus denen diese terrassenweise gestaffelten Nassfelder mit Wasser versorgt wurden. Menschen begegnete ich auf diesen Feldwegen nie.

Nur im Tal kam ich – oft mit Klassenkameraden zusammen – in der Nähe eines großen japanischen Schulhauses etwas außerhalb des Dorfs vorbei. Obwohl ich nur wenig in die Klassenzimmer hineinsehen konnte, war mir diese Schule doch ein etwas unheimlicher Inbegriff von Disziplin, Ordnung und Haltung, und zwar auch im Winter: eine Heizung gab es in den Schulen nicht; ich hörte von den deutschen Lehrern an japanischen Lehranstalten, dass diese bei großer Kälte den Mantel anbehielten. Die übrigen Utensilien zur Bekämpfung der Kälte kannte ich ja: lange Unterwäsche, *haramaki* (‚Bauchwickler‘), *kairo* (mit Holzkohlenstäben beheizter Taschenwärmer); und Abhärtung. Aber wie war es eigentlich in den beiden Behelfsschulzimmern in unserer Zwergschule? An irgendeinen Ofen erinnert ich mich nicht, aber vielleicht hat es doch so etwas gegeben (Heizungsanlagen gehörten ohnehin nicht zu meiner Erfahrungswelt; dass in unserer ersten Wohnung im eigenen Haus in Stuttgart erst kurz vor Weihnachten 1948 ein Kohleofen gesetzt wurde, fiel mir nicht weiter auf – im Winter war es eben kalt).

Mir fiel auch nicht weiter auf, dass im Herbst 1945 die Schule nicht wie üblich Ende September wieder anfing. (Das habe ich mir erst bei der Arbeit an diesem Kapitel und durch Erkundigungen bei Schulkameraden klargemacht: ein Beitrag zur Lückenhaftigkeit des Gedächtnisses.) Eine Beinahekatastrophe in diesem ersten Friedensmonat mag erst einmal alles andere zugedeckt haben: Taifun und tagelange Regenfälle, dazu vom Meer her (150 Meter tiefer) über etwa einen Kilometer

hochgepeitschte Gischt, sodass die Fensterscheiben vom eintrocknenden Salz undurchsichtig wie Milchglas wurden. Damit die besonders gefährdete Tür zur seeseitigen Veranda nicht eingedrückt wurde, musste das Klavier mit der Rückseite davorgeschoben werden. Schließlich, am frühen Morgen der schlimmsten Nacht – kurz zuvor hatte mein Vater noch Kontrollgänge durch den großen Garten gemacht – ein merkwürdiges lautes Rauschen. Als ich im ersten Dämmerlicht zum Fenster hinausschaute: ein eigentümlicher, bräunlich-schlammiger Fluss durch den Vordergarten. Erst nach einer Weile des Hinschauens begriff ich: bis auf wenige Meter vor dem Haus war ein großer Teil des Gartens in die Tiefe des Tales gerutscht, vielleicht 30 Meter tief oder mehr. (Damit war auch unser Gemüsegarten verschwunden, den ein Weinbauer aus *Elba* ein Stück weiter unten in der Wildnis freigerodet hatte. Dieser freundliche Mann war als Angehöriger der italienischen Kriegsmarine seit Herbst 1943 interniert und durchaus froh, einige Wochen bei besserer Ernährung und in einer Familie leben zu können, als Quasi-Sklave oder ‚Hilfswilliger'.) Wenige Stunden später ein weiterer Bergrutsch, der auf der anderen Seite einen tiefen Keil durch Straße und Garten bis nahe ans Haus riss. Überstürzt zog die ganze Familie aus dem Haus aus, zunächst die Mauer zum Nachbarn übersteigend, dann zu Bekannten in einer weniger gefährdeten Gegend im Tal.

Ein anderes Haus, ein Wasserpumpenhaus etwa 50 Meter weiter, wurde restlos von der Schlammflut weggerissen. Bei ihren benachbarten Freunden, der Familie *P.*, fehlte der Anbau für die Dienstmädchen – diese hatten ihn gerade noch rechtzeitig verlassen und so überlebt. Ähnliches auch bei mehreren Häusern unten am Meeresstrand – die vom Taifun aufgepeitschte schwere Brandung war hier die Ursache der Verwüstung. Bei der Schulfreundin *H. M.* in *Tarumi* hob der Taifun fast das ganze Dach von ihrem japanischen Haus herunter.

Bei uns auf der Höhe war auch die gesamte Zufahrtstraße zum Haus bis zu einem halben Meter hoch mit Schlamm bedeckt. Nachdem die steilen Schlammabhänge getrocknet waren, wurden sie zu willkommenen ‚Spielwiesen' für uns Kinder, die auch deshalb die ausfallende Schule nicht vermisst haben mögen; wir bauten uns Treppchen und Wege, entwickelten Rutschbahnen, ein wochenlanges Werken und Wirken. Als es empfindlich kalt wurde, konnten wir drei in unserer Familie braune und grüne Winteranzüge mit Rundumkappen anlegen, gut gefüttert und mit filzartigem Außenstoff, die mein Vater auf verschlungenen Wegen noch beschafft hatte, aus *Shanghai*, wie es hieß. Eine der Kappen hat bis heute überlebt.

Dass die Schule nicht vermisst wurde, mag noch an anderen Attraktionen gelegen haben, in erster Linie: *die Amerikaner*. Sie kamen wohl zuerst Anfang Oktober, in merkwürdigen Autos, deren Namen man bald kannte: *Jeeps*. Und sie hatten Mengen bisher unbekannter Artikel aus einer Märchenwelt dabei: *chocolate* (Marke *Hershey*), *candy* (z. B. *Life Savers*, winzige Rettungsringe mit einem Loch in der Mitte, und in vielen Farben), *chewing gum* (die Marken *Wrigley*, *Spearmint*). Sie ließen uns Kinder das Auto steuern, während sie fuhren. Und wenn sie in einem der Häuser verschwunden waren, ‚fuhr man selbst im Auto', ganze Kinderhorden in einem geparkten *Jeep*. Es gab keinerlei Berührungsängste: teilweise wohl weil die US-Truppen ihren Krieg im Pazifik gegen den Hauptfeind, gegen die Japaner (*the Japs*) geführt hatten, und mit deutlich rassistischen Untertönen. Und da war man, ohne es recht zu begreifen, auf der andern Seite, der weißen. Überdies waren nicht wenige Ehefrauen der Deutschen gerade dort oben angelsächsischer Herkunft, zwei sogar Amerikanerinnen. Und alle sprachen Englisch. Die Verbindungen ergaben sich bald (auch geschäftliche), auch weil die GIs

durchweg freundlich zu Kindern waren, auch zu japanischen, sie mit *candy* beschenkten. Ein nachhaltiges Zeugnis dafür ist, dass sich ein damals von den japanischen Kindern den Soldaten abgeguckter Gruß bis heute erhalten hat: wenn Kindergruppen Westausländern begegnen, wird oft das Victory-Zeichen mit Zeige- und Mittelfinger gemacht, dazu laut *hârô* (d.h. *hello*) gerufen ... Auch das Wort *kyandi* (d.i. *candy*) ist in den japanischen Wortschatz eingegangen, mit vielen tausend anderen. Wie auch in Westdeutschland. (Politikwissenschaftlich kann man das als Zeichen für erfolgreiche, wenn auch nicht notwendig geplante Ausübung von *Soft Power* durch die Siegermacht betrachten.)

Für mich gab es eine ganze Reihe von Höhepunkten der Begegnung mit „den Amerikanern“ (später übrigens auch Australiern), und zugleich der Beginn einer *re-education*, die von solchen freundlichen Erfahrungen mit Soldaten viel mehr als von irgendwelchen verbalen Verkündigungen angeregt worden ist; sie hat sich später, in der *US Zone* in Deutschland, nahtlos fortgesetzt. Zu Weihnachten 1945 wurden die ausländischen Kinder in *Shioya* zu einer von GIs veranstalteten Weihnachtsfeier in einem Clubgebäude eingeladen. Hier wurde ich mit märchenhaften Genüssen bekannt: *Coca Cola*, *doughnuts*, *mashmellows*. Ein anderer Höhepunkt ein halbes Jahr später: das Feuerwerk zum *4th of July*, im flachgebrannten Zentrum von Kobe. Denn die Darbietung wurde mit Bildnissen am Nachthimmel über dem Hafen grandios abgeschlossen; sie wurden aus einzelnen Feuerwerkspunkten auf einen Schlag präzise zusammengesetzt. Zuerst wurde *The President of the United States of America, Mr. Harry S. Truman* präsentiert, sodann als Krönung *The Star-Spangled Banner*. Und als alltägliche Unterstützung der *re-education* ein stets naheliegendes und willkommenes Erlebnis: ein US-Militärlaster (‚*ten-wheel-truck*‘) hält an und der Fahrer fragt freundlich, ob der weiße Junge ein *hike* wolle ...

Nicht selten auch fuhr ich allein oder mit Klassenkameraden in einem jener Sonderwagen von der Schule nachhause, die alle zwei Stunden am Ende der regulären Stadt-Bahn-Züge angehängt waren. Der Wagen hatte eine weiße ‚Bauchbinde‘, mit der Aufschrift *Allied Personnel Only*. Wir deutschen Schüler reihten uns also in diesem Sinn in die alliierte Streitmacht ein, und es gab auch keine Verweise durch die Schaffner. Unsere Eltern bestärkten uns darin, angesichts der gnadenlosen Überfüllung der übrigen Wagen. – Einmal hatte ich in einem dieser meist gähnend leeren Wagen eine nachhaltige *re-education*-Erfahrung im engeren Sinn. Ich kam mit einem US-Soldaten ins Gespräch und vertrat dabei die Meinung, zum “Russland-Feldzug“ (wie man in Deutschland auch heute noch häufig sagt) sei es gekommen, weil die Deutschen den Russen gerade noch zuvorgekommen seien. Der Soldat wurde sehr ernst und machte mir klar, dass es so nicht gewesen sei; mit einer Eindringlichkeit, die ich nicht vergaß.

Die Fahrt mit der Bahn zur Schule war notwendig geworden, seit unsere Familie, wie alle deutschen Familien im *James Compound*, im Frühsommer 1946 das Haus hatte räumen müssen, damit diese ganz aus Häusern im westlichen Stil bestehende Siedlung für US-Offiziere und ihre Familien zur Verfügung stand. Wir erhielten aber ein höchst repräsentatives Haus zwei Bahnstationen weiter weg von Kobe zugewiesen, in *Maiko*, direkt am Meer an der Meerenge von *Akashi* (heute ist *Maiko* der Ausgangspunkt einer gigantischen Brücke über diese Meerenge, der bis auf weiteres größten Hängebrücke der Welt). Von dort ging nun also die tägliche Bahnfahrt zur Schule. Oft fuhr ich auch mit der *chin chin densha*, der „Bimmelbahn“, einer Art von Ein-Wagen-Überland-und-

Straßenbahn (heute von der Firma *Hanshin* zu einer regelrechten Schnellbahn ausgebaut).

An diesem Bähnchen trug sich übrigens eines jener in diesen Jahren ‚vollbrachten' Abenteuer zu, die mich noch nachträglich erschauern lassen. Findig wie ich war, fand ich einen besonderen Platz, nicht *in* der *densha,* denn die war am Morgen hoffnungslos überfüllt, sondern *an* ihr (ein damals in Japan, in Deutschland und anderen Ländern sehr verbreiteter ‚Sport' – aus Not). Das Hängen auf Trittbrettern und an Griffen war sehr anstrengend ... aber ...: der Wagen hatte vorne wie hinten Beleuchtungskörper, die als große runde Kästen außen auf den Wagenkörper montiert waren. Warum nicht rittlings darauf Platz nehmen? Und zwar vorne, im Angesicht des Fahrers, der nichts dagegen tat – vielleicht in der Meinung, mit den Amerikanern sollte man sich lieber nicht anlegen. Der Wagen fuhr also los, erst auf einer ebenen Strecke, dann ging es abwärts, hinunter ins nächste, größere Dorf *Tarumi*, davor noch ein schienengleicher, unbeschrankter Bahnübergang, ganz normal damals auch bei den großen Überlandstrecken der Staatsbahn (*Japan* war eben noch ein ‚Entwicklungsland'). Plötzlich wurde mir die Gefahr klar, in der ich mich befand: was wenn der Fahrer bremst, wenn er gar heftig bremsen muss, weil am Ende der Bergabstrecke auf dem Bahnübergang ein Hindernis zu erkennen ist? Oder beim Abbremsen im Bahnhof? Ich würde vor die Bahn fallen, überfahren werden ... An der nächsten Station, in *Tarumi*, verließ ich eiligst meinen Todessitz und zwängte mich in den Wagen. Es war nicht das einzige Bahnabenteuer damals ...

Spielfreunde aus der Schule in Shioya, zu Besuch (im Garten des Maiko-Hauses; v. re.: E.T., P.S., J.S.).

Dies alles ereignete sich, als die *Deutsche Schule* wieder eröffnet war. Erst nach mühevollen Verhandlungen mit der zuständigen Abteilung der Besatzungsmacht durfte die deutsche Schule an ihren verschiedenen Notorten wieder öffnen, im Januar 1946. Wichtige Voraussetzung war die Entfernung aller Lehrer, die ‚Parteigenossen' gewesen waren, und die Reinigung des Unterrichtsmaterials, ähnlich wie in den japanischen Schulen (wo alle nicht mehr tragbaren Passagen der Bücher von den Kindern im Klassenzimmer nach zentral instruiertem Lehrerdiktat mit Pinsel und schwarzer Tusche geschwärzt werden mussten). Unser Lehrbuch für Rechenaufgaben z.B. wurde in Streifen geschnitten und Aufgaben wie die folgende ausgeschieden: ‘Pimpf X. kauft im Laden ½ Schock Eier, 6 davon für seine Großmutter. Wieviele Eier bleiben übrig?‘

Wesentliches Verdienst an den Verhandlungen für die Wiedereröffnung hatte, neben einigen anderen, ähnlich ‚Unverdächtigen', der Kaufmann *M.*, mir wohlbekannter Vater meiner Schulfreundin *H. M.*, der den Amerikanern als Partner vertrauenswürdig erschien: als Nicht-Parteimitglied, und vermutlich auch weil er auf der Verdächtigenliste der japanischen Geheimpolizei stand. Seine Frau, schon vor 1933 Lehrerin an der Deutschen Schule Kobe, war eine der nun beschäftigten Lehrpersonen

Die beiden Oberklassen (5. u. 6. Schulj.) der Shioya-Schule im „Schulhof", 1946; von links: J. S., E. T., A.T., R. S., D. L-M.,W. M., E. E-E., H. M., H. D.

(mir hat sie die Anfangsgründe in Latein beigebracht). Weiter der Sohn des Konsuls *R.* (auch dieser stand nicht im Ruf, ein Freund des nun erledigten Großdeutschland gewesen zu sein), bei dem ich Englisch, und der Ingenieur *R.*, bei dem ich Mathematik-Unterricht hatte. Übrigens war auch Frau *R.* aus Niederländisch-Indien weiterhin tätig, wohl als Klassenlehrerin und informelle Schulleiterin (Bedingung sicher: *nicht* Mitglied in einer NS-Organisation. Der Unterricht der neuen Lehrer, teilweise ohne Examen ... (so etwas!!), ist mir jedenfalls als lebhaft, frisch und engagiert in Erinnerung. Diese Notschule bestand ein Jahr lang, bis zur ‚Repatriierung' der Mehrzahl der Deutschen und Österreicher, im Februar und im August 1947. Die Kinder der wenigen Zurückbleibenden ging dann auf andere Schulen, meist auf wiedereröffnete Schulen mit englischer und französischer Unterrichtssprache, z.B. die von kanadischen Nonnen geleitete *St. Mary's School*.

Das Vorlesen, das Lesen von Büchern wird ja neuerdings wieder als ganz entscheidende Unterstützung für die Bildungsbemühungen der Schule betrachtet. Darauf hatte ich allerdings jahrelang fast ganz verzichten müssen, obwohl ich mit dem Lesen und Schreiben keine Probleme hatte: es gab wenig Bücher in deutscher Sprache, zumal für Kinder geeignete. Umso mehr haben sich mir die wenigen Bücher eingeprägt, die ich doch in die Hand bekam. Noch in Kobe, wohl zu Weihnachten 1942, erhielt ich *Andersens Märchen* – das Buch hinterließ mir einen tiefen Eindruck, durch das

märchenhaft verschlungene und vielfarbige Motiv des Einbands und durch die höchst fabulösen Märchen selbst – ich habe sie wohl immer wieder gelesen. Unvergesslich in meiner Erinnerung aufgehoben etwa *Des Kaisers neue Kleider*, oder Formulierungen wie „Augen so groß wie Wagenräder". Ebenfalls zu Weihnachten 1942 hatten die drei Geschwister ein Märchenbuch bekommen, in dem viele von dem Japanologen *Dr. Hermann Bohner* eigens ins Deutsche übersetzte japanische Märchen knapp erzählt waren – aber die kannte ich zumeist längst in der japanischen Fassung, wie das Märchen vom gemeinsamen heißen Bad von *Schwarzwurzel, Rettich und Rübe* (s. Kapitel I.5 Die Erinnerungen des Leibes), und natürlich das Märchen von *Momotarô*, oder das Märchen vom Hasen und vom *Tanuki* (Dachs).

Mit dem Umzug nach *Shioya* erhielt ich plötzlich Zugriff auf mehr Bücher. Zunächst bekam ich zum Schuljahrsende im Juli 1944, wohl als Preis, ein Buch von *Werner Bergengruen*: *Das Zwieselchen (s.o. Kapitel IV.2).* Sodann wurden die in der Club-Bücherei vorhandenen Bücher in weiser Voraussicht auf die dann tatsächlich eintretende Zerstörung an Schüler auf Dauer‚ausgeliehen' – ich erhielt ein Buch von *Karl May*. Es passte so sehr in meine damaligen Bedürfnisse, dass ich mich intensiv darum bemühte, im Tauschverkehr von anderen Schülern weitere Bände zu bekommen. Insgesamt brachte ich es in den ein, zwei Jahren vor und nach Kriegsende auf zwölf Bände, darunter alle drei Bände *Winnetou*, aber auch Bände aus dem Vorderen Orient, wie *Von Bagdad nach Stambul*. Während um mich die Kriegsereignisse immer heftiger wurden, ließ ich mich zugleich in jene fernen Phantasiewelten versinken. *Ein Stück echter deutscher Bildung.* Auch an den *Lederstrumpf* kam ich – deutlich das Gefühl, da gehe es nüchterner zu, nicht so spannend, so phantastisch erhebend ...

Leichte Nebenkost fand ich in den massiven Jahrgangsbänden der *Mitteilungen des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins*: Berichte von Gipfelstürmern (Stoßseufzer ‚Ach wenn ich bloß schon oben wär!') und weiten Fahrten durch Deutschland mit *Fichtel & Sachs Leichtmotorrädern (50 ccm)*, dazu auch die einschlägigen Reklametexte aus den 30er Jahren. Auch dies reine Phantasiewelten – das erste Motorrad meines Lebens trat mir als ungeheure Sensation auf der Staatsstraße in *Shioya* vor Augen, im Jahr 1946. In diesem Jahr dürfte auch das regelmäßige Lesen englischer Texte begonnen haben, der japanischen *Nippon Times* (so hieß sie von 1943 bis 1956, sonst *Japan Times*) sowie vom Vater mitgebrachter Exemplare der US-Armee-Zeitung *Stars & Stripes* und, wegen der Bilder besonders willkommen, von *Newsweek* und *Time*. Dass ich einiges Wichtige bei meiner Lektüre begriff, legt die fest in meiner Erinnerung verankerte Formulierung „Sentence: death by hanging" nahe, die im Herbst 1946 unter den Fotografien einer Reihe von deutschen Persönlichkeiten, darunter bekannter Gesichter wie *Göring*, erschien: das Ende des Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses (1946). An zwei weitere Titel in deutscher Sprache ist meine Erinnerung lebhaft: an *Waldemar Bonsels' Mario und die Tiere*, und an *Mereschkowskis Leonardo-da-Vinci-Roman*; dieser gewissermaßen eine erste Eintrittskarte in die Welt der höheren Bildung[27].

6. Freundschaft seit dem Kindergarten: *Jörgen Riessen*

Von Spielkameraden in früher Kindheit weiß ich nur später Gehörtes, und zweifellos gab es bis ins fünfte Jahr nur sehr wenige. Mit drei Jahren hätte ich, so heißt es, mit

[27] *Bonsels*, Stuttgart (DVA) 1927; *Mereschkowski, Dmitry Sergejewitsch*, Leonardo da Vinci. Historischer Roman. Übers. H. von Hoerschelmann. Berlin (Dt. Buch-Gemeinschaft) o.J.

einem etwa gleichaltrigen Nachbarkind gespielt, einem *Richard* aus einer britischen Familie; auch gemeinsame Ausflüge wurden veranstaltet, wie Fotos zeigen. Mein starker Drang zu anderen, zu einheimischen Kindern in der Nachbarschaft habe abgewehrt werden müssen – aus Sorge, ich könne mich anstecken, von Tuberkulose war die Rede, in Japan damals nicht selten; auch bei einem meiner Kindermädchen habe sich diese Krankheit gezeigt. Diese ‚Straßenkinder' sahen nach den Vorstellungen gehobener Schichten gewiss nicht gesund aus. Nicht nur im Winter zogen sie das unaufhörlich aus der Nase Laufende durch regelmäßiges, festes Schnaufen zurück; das war ein geradezu normaler Anblick. Und ebenso normal war es, dass diese Kinder immer in Gruppen erschienen, spielten, wobei den etwas Älteren die Last und Verantwortung für kleine Geschwister aufgebürdet war; auch im wörtlichsten Sinn: ein Kleinkind war einem nur wenige Jahre Älteren – oft einem Mädchen – auf den Rücken gebunden und derart ‚versorgt'.[28] (Vgl. Fotografien oben II.2.)

Es ist durchaus möglich, dass unter jenen einheimischen Kindern in der Nachbarschaft auch die von verarmten koreanischen Einwanderern waren. Denn in meinen ersten Jahren wohnten wir am Rand eines Erschließungsgebiets für gehobene, freistehende Wohnhäuser, darunter nicht wenige westlichen Stils, und für eine begrenzte Zeit war daher noch Platz für vorübergehende Behausungen auf unbebauten, auch nicht als Äcker genutzten Stücken. In der Kriegszeit und kurz danach, an anderer Stelle, habe ich Koreaner in Höhlen hausen gesehen, und ich erinnere mich auch in Baracken untergebrachter koreanischer Fremdarbeiter.

Die früheste Erinnerung an Freundschaftsbeziehungen zu Gleichaltrigen geht auf den deutschen Kindergarten zurück, der sich im Hof des ‚Deutschen Klubs' befand und den ich 1940, mit fünfeinhalb Jahren, nach meiner Rückkehr aus Deutschland, zu besuchen begann. Mit vier der Kindergartenkinder, alle aus Residentenfamilien, d.h. in Kobe dauerhaft Ansässigen, hat sich die Beziehung durch die Schulzeit in Kobe und die ersten Jahre in Deutschland fortgesetzt. Und mit beginnendem Alter haben sich alle vier, zwei Mädchen und zwei Jungen (*H. M.*, *A. S.*; *J. S.*, *Jörgen Riessen*) auf jährlichen Klassentreffen zusammen mit anderen etwa gleichaltrigen Schülern regelmäßig getroffen. Exemplarisch soll hier die von allen intensivste und dauerhafteste Freundschaft mit einem der Jungen erzählt werden, die Freundschaft eben mit *Jörgen Riessen*. Sie hat über 60 Jahre gewährt und ist reich an gut erinnerten Einzelheiten.

Das hat sicher auch damit zu tun, dass ich in allen drei Häusern, welche die Familie dieses Freundes bewohnte, häufig zu Besuch war, und dies, obwohl die Eltern miteinander keine intensiven Beziehungen pflegten. Und auch anlässlich von Familienfesten: unvergesslich besonders der ‚ganz anders' geschmückte Weihnachtsbaum, riesengroß, mit viel aus Papier gefertigtem Schmuck und allerhand

[28] Dieses *onbu* praktizierten die japanischen Mütter bis in die 1990er Jahre allgemein. Nach häufig gehörter Aussage sei es unerlässlich, um gleichzeitig das Kind wohlversorgt – und oft schlafend – bei sich zu haben, bei Gelegenheit auch zu stillen, und zugleich die Hausarbeit erledigen zu können, einschließlich der Einkäufe außer Haus, bei Bauern die Feldarbeit. Kinderwagen habe ich erst in den 1990er Jahren häufiger gesehen, vor allem aber das Tragen am Bauch, *dakko* genannt, entweder mit den Händen, oder mit einem Traggestell. Ein Kapitel, das mich bis heute aus verschiedenen Gründen intensiv beschäftigt hat. Ist jenes *onbu* etwa ein Hauptgrund für *inemuri* (vgl. *Steger 2007*). die auch für die ökonomische Leistungsfähigkeit des Landes bedeutsame Fähigkeit von Japanern, in fast jeder Stellung schlafen zu können, also auch stehend, und nicht zuletzt auf den oft extrem langen Anfahrtswegen zum Arbeitsplatz? Und ist es womöglich auch ein Grund für die traditionell andere Verteilung der von Männern bevorzugten erogenen Zonen: der Nacken nämlich als die Nr. 1, wo denn auch der herkömmliche japanische Ausschnitt angeordnet ist ...?

Reminiszenzen aus Schweden. Und dazu, in Schrift und in Worten, *God Jul – Frohe Weihnachten!* Denn die Mutter des Freundes war Schwedin, und sie war stolz auf ihre Herkunft. Ihre durchaus klaren und strengen Grundsätze durchzogen das Familienleben.

Frau *Riessen* stammte aus einer ‚guten' Familie und war in den zwanziger Jahren nach Japan gekommen, sozusagen im weiteren Gefolge des schwedischen ‚Zündholzkönigs' Krüger, der in den 20er Jahren auch Japan besuchte. Denn ihre Schwester war die Frau des Direktors der japanischen Niederlassung. Auf eigene Faust war sie dann als – in Japan damals sehr gesuchte – Lehrerin für moderne Gymnastik in Kobe geblieben und hatte dort den wohl am meisten skandinavischen unter den zahlreichen Junggesellen geheiratet: er stammte aus einer alten Bauernfamilie auf der Insel *Fehmarn* und hatte auch einen durchaus skandinavischen Namen. Mit 22 Jahren war er 1912 nach Kobe gekommen; im August 1914 war er, anders als die meisten der ansässigen Deutschen, nicht ‚zu den Fahnen' geeilt, um in der deutschen Kolonie *Tsingtao* (heute: *Qingdao*) das Vaterland zu verteidigen. So konnte er in Kobe persönlich unbehelligt weiterleben. Seit 1917 versorgte er jene 1000 von insgesamt 4700 Kriegsgefangenen, die in dem 1917 neuerrichteten Lager *Bandô* (unweit von Kobe, auf der großen Insel *Shikoku*)[29] interniert waren, mit den im Lager fehlenden Artikeln. (Vielleicht auch mit jenen Musikinstrumenten, welche es dem Lager-Orchester möglich machten, zum ersten Mal in Japan die Neunte Symphonie von *Beethoven* erklingen zu lassen; mit alljährlichen Wiederholungen durch einen japanischen Chor nebst Orchester – bis zum heutigen Tag. Dadurch und durch den überaus großzügigen japanischen Lagerkommandanten ist *Bandô* heute in ganz Japan berühmt). Auch Vater *Riessen* hatte seine klaren Grundsätze, war dabei zurückhaltend und schweigsam, „beklagte sich nie", wie sein Sohn mir gesagt hat. Aber weit mehr als die meisten Deutschen war er in seiner langen Zeit in Japan ‚japanisch geworden' und sprach auch das Japanische so sicher wie nur sehr wenige Westausländer, schrieb es auch. Beschäftigt war er „bei der IG", so die damalige Redeweise, also beim deutschen *I.G. Farben-Konzern* (der Chemie- und Medikamenten-Export nach Japan war sehr bedeutend).

Das Ehepaar *Riessen* hatte drei Kinder, eine Tochter *Doris*, die 1939 im Alter von etwa sieben Jahren im Hinblick auf eine gediegene Erziehung in *Stockholm* bei Verwandten zurückgelassen worden war, und zwei Söhne. Der Jüngere (*Olaf*, meist *Olle*, spr. *Ulle*) war ein lustiger, unbesorgter Geselle, der ältere, *Jörgen*, war dem Vater im Wesen recht ähnlich. Auch er fühlte sich als Kind in Kobe sehr heimisch. Als die Familie am Ende des üblichen Europaurlaubs von einem halben Jahr (nach vier Jahren urlaubsloser Zeit) endlich Sibirien und das Japanische Meer hinter sich gebracht hatte (es war wohl Ende 1939), fragte er auf der Fahrt vom Hafen *Niigata* (am Japanischen Meer) nach Kobe bei jedem Halt des Zuges: „*Ist das Kobe?*". So hat er es mir viel später erzählt. Nach einiger Zeit im Hotel war endlich ein passendes Haus gefunden: ein Haus europäischen Stils in dem von Europäern bevorzugten Stadtteil *Kitanochô* am Hang des *Rokkô*-Gebirges, mit etwa fünf Zimmern, nur dreihundert Meter von dem ebenfalls neubezogenen Haus von *Botchans* Familie entfernt, und vierhundert Meter von der *Deutschen Schule Kobe*. Es war ein ansehnliches Haus, zweistöckig, im Normalmaß ausländischer Kaufleute und Angestellter. Der Weihnachtsbaum in diesem Haus konnte sehr hoch sein.

---

[29] Vgl. die umfassende und illustrierte Dokumentation des Deutschen Japan-Instituts in *Tôkyô:* http://bando.dijtokyo.org/?page=reihe_detail.phhp&p_id=2&menu=2

Intensiver sind die Erinnerungen an das nächste Haus, wesentlich bescheidener schon, eigentlich eher eine Wohnung, nur noch ein Stockwerk, unterhalb des ‚*Tor Hotel*' gelegen (heute: *Kobe Club*), immer noch der *Deutschen Schule* nahe. Eine Gegend in westlicher Richtung, wo, tiefer in der Stadt und etwas näher zum Hafen hin, viele ‚Weißrussen' wohnten (staatenlos gewordene Flüchtlinge, geflohen im Gefolge der abziehenden japanischen und westlichen Interventionstruppen, die nach 1918 im Bürgerkrieg am Nördlichen Eismeer, am Schwarzen Meer und in Sibirien die ‚Weißen' gegen die ‚Roten' gestützt hatten). Sie bzw. ihre Nachkommen machen heute eine geachtete Minderheit unter der ausländischen Einwohnerschaft der Stadt Kobe aus. Damals waren die Lebensverhältnisse der meisten von ihnen deutlich bescheidener als die der Mehrzahl der ausländischen ‚Residenten' aus dem Westen. Einige der weißrussischen Kinder besuchten die *Deutsche Schule*. (Darunter auch die mir besonders sympathische *Irene Morozoff*, die zusammen mit mir eingeschult wurde; lebhafte Erinnerungen an eine große Einladung zuhause, mit ganz unbekannten Speisen ... darunter wohl Kaviar, wie ich heute vermute. In den 60er Jahren habe ich noch einen Gruß von ihr erhalten, ausgerichtet aus USA durch einen Onkel meiner Frau. Und 2007 ist durch merkwürdige Umstände die Beziehung noch einmal aufgelebt.)

Ein unvergesslich Merkwürdiges hatte das neue Haus des Freundes: das schmale Gärtchen war nur durch das Fenster des Wohn- und Esszimmers zugänglich! Nie habe ich erfahren, warum das so war. Irgendwie wirkte das Haus japanischer: zwar hatte es auch Holzfußboden, aber nicht englische Roll-, sondern japanische Schiebefenster, nicht so dicht zu schließen, auch war die Decke niedriger. Alles war eben kleiner und weniger auf dem Standard der Häuser im britischen Kolonialstil. Auch der Weihnachtsbaum: die niedrigere Decke begrenzte seine Höhe. Der Umzug in das kleinere Haus, etwa 1942, hatte vermutlich wirtschaftliche und auch politische Gründe. Der Vater hatte durch die seit Juni 1941 ausgefallene Handelsverbindung nach Deutschland nur noch wenig zu tun, und die Firma zahlte sicher nur noch reduzierte Gehälter. Und die Mutter, stets in intensivem Kontakt mit der Schwedischen Gesandtschaft, hatte vielleicht informierte Bedenken wegen des weiteren Fortgangs des Pazifischen Krieges, im Dezember 1941 von Japan durch den Überfall auf *Pearl Harbor* eröffnet, und überhaupt des 2. Weltkriegs.

In diese Zeit, im schon spürbar werdenden Krieg, fallen zwei lebhafte Erinnerungen, in denen mein Freund *Jörgen* eine zentrale Rolle spielt. Im Vorfrühling 1942 hatte es wieder einmal unter Führung des Ehepaars *Bohner* eine lange, erschöpfende Sonntagswanderung in einer waldreichen, hügeligen Gegend irgendwo nordöstlich von Kobe gegeben (in solchen Angaben ist meine Erinnerung vielleicht ungefähr, aber im Hauptsächlichen recht sicher). Es war Ende Februar, recht kalt, nicht sonnig, noch ohne frisches Grün. Am Ende ging es zurück durch ein langes, leicht abschüssiges Tal, in südwestlicher Richtung. Hier faszinierte mich eine Geländebahn; mit den Loren hätte man bergab rollen können! aber man durfte nicht! Ein zunehmend heftiger Bauchschmerz begann dann alles andere zu überlagern. Endlich zuhause, wurde ich ins Ehebett gelegt (das kam sonst nie vor), bis Dr. *Schmidt* zur Untersuchung kam. Ich mochte ihn, und so folgte ich arglos dem Vorschlag, noch am Abend in dessen nicht weit entfernte Klinik zu kommen.

Die Erinnerung in der Klinik beginnt mit einem hohen, langen Tisch mit weißen Tüchern, auf dem ich lag – aber statt Dr. *Schmidt* trat der weit weniger beliebte Dr. *Zirn* heran, um mir ein penetrant stinkendes Tuch über Mund und Nase zu legen, und ich sollte nun zählen. Bis 15, 16 kam ich wohl ... eine Äthernarkose. Allmähliches Erwachen in der Nacht aus grässlichen Träumen, noch heute erinnere ich Einzelheiten.

Festgebannt in einem fremden Bett, allein in einem Zimmer, mit einem schweren Sandsack auf dem Bauch, ganz allein; die japanische Nachtschwester kam nur ab und zu herein und war nicht weiter freundlich.

In den nächsten Tagen dort – dabei gab es dann auch einmal die durchaus vertrauten, nicht sehr erschreckenden Erschütterungen eines Erdbebens – ist mir *ein* Besucher fest in Erinnerung: *Jörgen*! Und er brachte Buntpapier mit, und eine Schere dazu! So etwas gab es nicht mehr in den Läden zu kaufen. Dahinter stand ohne Zweifel die kluge Mutter des Freundes: die Nöte eines kranken, einsamen Kindes bedenkend, hatte sie überlegt an das Richtige gedacht: an diese damals schon sehr raren Kostbarkeiten, besonders die Schere!

Zur anderen Erinnerung aus diesem Jahr. „Kommst du mit? Heute nachmittag fahre ich zu *D.* nach *Ashiya*, wir wollen mit seiner elektrischen Eisenbahn spielen!“ Ein äußerst verlockender Gedanke, und ich sagte sofort zu. Man würde mit der *Densha* (der Stadtbahn) in die zwischen Kobe und *Ôsaka* gelegene Stadt *Ashiya* fahren, wo *D. A.* mit seinen Eltern jetzt wohnte; ich kannte ihn gut aus der Schule. Es ging nur noch um die Abmeldung zuhause, beim Mittagessen, bei der Mutter. Hier aber: eine undurchdringliche Wand der Ablehnung, ohne Begründung, ohne jeden Spielraum. Absolut, unbedingt. (Vgl. unten V.2) Ich musste *Jörgen* absagen, und er fuhr allein. Die entgangene elektrische Eisenbahn verließ mich lange nicht ...

Eine andere Episode dürfte etwa ein Jahr später zu lokalisieren sein, jedenfalls im Winter 1943/44. Es ging um Krieg, schon wussten beide Freunde darüber einiges; und es ging zugleich ums Verhältnis der Geschlechter und um den eigenen Ort: war es besser, Junge oder Mädchen zu sein? Die sensible Frage wurde sehr nüchtern erwogen. Die Erinnerung zeigt einen dunklen, kalten Nachmittag, beide waren auf dem Weg nachhause vom ‚Deutschen Klub‘, bergauf auf der ‚Klubstraße‘ (eine ausschließlich deutsche Benennung, denn Namen haben japanische Straßen nur ausnahmsweise). Würde man ein Mann werden, so müsste man Soldat werden, und womöglich gewaltsam sterben. Würde man eine Frau werden, so würde man Kinder zur Welt bringen, unter starken Schmerzen. Die Freunde wendeten die Alternative lange hin und her; von einer Entscheidung weiß die Erinnerung nichts.

Jedenfalls: der Tod von Soldaten war sehr präsent, und von keinem Glorienschein verklärt. Es waren die Berichte von Besatzungsmitgliedern deutscher ‚Blockadebrecher‘ (vgl. unten VII.4), gelegentlich auch U-Booten, die seit 1941 immer wieder Kobe angelaufen hatten, meist recht knappe, manchmal drastische Andeutungen Überlebender: von Versenkungen, von durch die Explosion oder durch Ertrinken Umgekommenen, von den Überlebensumständen der Schiffbrüchigen. So hatte ich etwa über einen mir persönlich gut vertrauten Seemann gehört, der beim Treffer eines Torpedos an die Wand geschleudert und, an einem Kleiderhaken hängen geblieben, nicht mehr in ein Boot gekommen sei ... Auch vom ‚Seemannstod‘ des Ehemanns meiner Lieblingslehrerin *Annemarie Theobald* wusste ich.

Die Stimmung des Geprächs der Freunde damals, wohl 1943, war: Bedrohtheit, Angst, Suche nach einem Ausweg, bis hin zur Flucht aus der noch unsicheren Geschlechtsidentität (*gender, genus)*: Frauen müssen nicht in den Krieg. Nichts von Heldentum. Doch ähnliche Angst galt auch dem Eintritt ins ‚Jungvolk‘, für uns beide fällig nach Vollendung des zehnten Lebensjahrs, an ‚Führers Geburtstag‘, dem 20. April, für ihn 1944, für mich 1945. Dort wäre dann Heldentum gefordert gewesen,

Härte, Kameradschaft, gegen die Schwächlinge, als die wir selbst uns fühlen mussten, wenn wir, als scheue Zaungäste, die aggressive Sportlichkeit mitansahen, wie sie an den Mittwochnachmittagen auf dem Schulhof unter Lehrer *M.* eingeübt wurde. Dass uns dies schließlich erspart wurde, dafür konnten wir nichts.

Seit dem Sommer 1944 war die Verbindung zwischen uns beiden dünner geworden. Beide Familien hatten – wie die Mehrzahl der Westausländer – die Stadt Kobe verlassen, waren in dörfliche Vororte an der Küste nach Westen gezogen, doch in zwei verschiedene Orte, nach *Shioya* und nach *Maiko*, einige Kilometer voneinander entfernt. In der ebenfalls ausgelagerten Teilschule in *Shioya* sahen wir uns zwar täglich, aber gegenseitige Besuche waren selten geworden, vermutlich wegen der drohenden Luftangriffe, oder der überfüllten Züge – zu Fuß war es doch ziemlich weit, eine Stunde mindestens.

Das dritte Haus des Freundes, in *Maiko*, war das bescheidenste, und es war ‚weit vom Schuss' im Hinblick auf die zu erwartenden Bombenangriffe. Es lag in einem von vielen Kiefern bestandenen Gelände, nur etwa 10 Meter über Meereshöhe und vielleicht 100 Meter von der Küste entfernt. Ein einstöckiges, ganz japanisches Haus, wie sie heute kaum noch zu sehen sind. Es war wohl als Sommerferienhaus errichtet worden und jedenfalls – nach deutschen und schwedischen Maßstäben – kaum beheizbar (aber das mussten damals viele Ausländer hinnehmen). Nach Süden gab es ein großes Zimmer mit einer Front aus vielen Glastüren – schob man sie auf oder zu, oder wehte ein heftiger Wind, so klirrten die vielen Einzelscheiben (jede etwa von der Größe eines Schulhefts) recht vernehmlich. Doch wurde der vordere Teil des Hauses durch diese Glastüren im sonnigen Winter ganz gut aufgeheizt, eine frühe Form der Solarheizung. Nachts wurden große Regentüren aus Holz (*amado*) aus einem schrankartigen Behälter herausgezogen und vor die Glasfront geschoben. (Eine Einrichtung, die man heute nur noch bei wenigen, aus jener Epoche übriggebliebenen Häusern sieht, z.B. dem Studienhaus der OAG Kansai in *Okamoto* bei Kobe vom Anfang des 20. Jahrhunderts; vgl. oben Fußnote zur Einleitung. In zwei, drei Jahrzehnten wird man das allenfalls noch im Museum oder in der fernsten Provinz betrachten können. Eigentlich ein handwerkliches Wunderwerk: die ganz unverzogenen, spannungsfreien Läden aus gut abgelagertem Holz, etwa ein auf zwei Meter groß, leicht laufend in einer nur wenige Millimeter tiefen Holzrinne, und das auf einer Strecke von etwa acht Metern. Und Entsprechendes gilt für das handwerkliche Kunstwerk der äußerst leichten, verschiebbaren, mit durchscheinendem Papier beklebten ‚Innenwände', der *shôji*.)

Nach hinten gab es noch zwei, vielleicht drei Zimmer, dazu die Küche und das Bad, das *ofuro* (im Winter eine wichtige Quelle zur Erwärmung der abgekühlten Leiber). Und nach vorn, rechts vor dem verglasten Hauptzimmer, die *genkan*, der Eingang. Das Ganze außen in einem dunklen Braun, denn das Holz in der traditionellen japanischen Bauweise wurde nicht behandelt, sondern der Witterung überlassen. Das nur wenig geneigte Dach aller dieser städtischen Häuser trug graue Ziegel. Auf zwei Seiten des Hauses waren große Flächen frei, teilweise mit hohen Kiefern bestanden. Ein schöner Ort. Ziemlich weitab von anderen Häusern und vor allem von Europäern, besonders Deutschen. Das hatte wohl auch seine Bedeutung.

Die Beziehung der Freunde wurde nach dem Krieg wieder lebhaft, besonders seitdem auch meine Familie nach *Maiko* umgezogen war, in ein nur wenige hundert Meter entferntes Haus. Wir haben uns oft besucht (aber wohl nie die Eltern), z.B. zum

Schwimmen am Strand vor unserem Haus. Oder in der Umgebung von *Jörgens* Haus. Hieran knüpfen sich einige nachhaltige Erinnerungen.

Besonders ein Ereignis, noch vor unserem Umzug nach *Maiko*, mehrere Wochen nach der feierlichen, der erhabenen, jedenfalls unvergesslichen Proklamation der Kapitulation durch den *Tennô* am 15. August 1945, einem makellos blauen Sommertag. Die Besatzungstruppen begannen sich allmählich im ganzen Land zu zeigen. Um die Ernsthaftigkeit der Kapitulation zu testen, und zugleich auch die Einstellung der Zivilbevölkerung, überhaupt: um Flagge zu zeigen, um die neue Herrschaft einzuführen, wurden leicht bewaffnete Jeeps auf den Überlandstraßen durchs ganze, soeben noch „Großjapanische“ Kaiserreich geschickt. Und davon wurden die beiden Freunde gemeinsam Zeugen, wenn auch nicht mit identischer Erinnerung. In der Nähe von *Jörgens* Haus saßen wir am grasbewachsenen und mit Kiefern bestandenen Dünenhang, unterhielten uns, blickten dabei aufs Meer, über die unter uns liegende Bahnlinie und die Staatsstraße hinweg (in unserem Idiom: die *Kokudô*), über die zwischen Straße und Strand liegende flache Häuserzeile. Kein Fahrzeug, kein Mensch auf der Straße; das war damals normal. Es war noch heiß, wir hatten kurze Hosen an, es wird Ende September gewesen sein.

Plötzlich ein Geräusch. Ein eigentümliches, nie gehörtes, überaus gleichmäßiges Brummen. Dann fuhr ein sehr merkwürdig aussehendes Fahrzeug langsam vorüber: olivgrün, ohne Dach, darin zwei Soldaten in Stahlhelmen, der eine wohl an einem Maschinengewehr stehend. Nach hinten von dem sehr kurzen Auto abgespreizt eine mehrere Meter lange Stahlrute, eine Antenne (das Wort kannte ich nicht). In gleichmäßig langsamem Tempo fuhr das Auto aus der Stadt Kobe heraus, die hier immer mehr in freie Flächen und einen berühmten Kiefernwald auslief, auf der glatten Asphaltstraße nach Westen, zu der nicht weit entfernten Stadt *Akashi*.

An dieses Fahrzeug, ein *Jeep*, erinnerten wir uns beide später deutlich – aber nur *Jörgen* an einen unmittelbar folgenden Personenwagen, einen *sedan*, wie wir bald auf Amerikanisch zu sagen begannen. Die Eigentümlichkeit des brummenden Motorengeräuschs – für Jungen war es wichtig, dafür ein sensibles Ohr zu haben – beruhte zu einem Teil wohl auf der allgemeinen Stille und auf dem Umstand, dass die Motoren mit Benzin (wir sagten: *Gasolín*) betrieben wurden. So etwas war seit vielen Monaten kaum noch einmal zu hören gewesen. Die wenigen Motorfahrzeuge waren mit Holzvergaser betriebene Lastwagen. Benzin, das hatte nur noch die Kaiserliche Kriegsmarine zur Verfügung, und selbst diese nur noch in geringen Mengen. (Treibstoffmangel war, und ist der Möglichkeit nach auch heute noch, die bei weitem empfindlichste Achillesferse der japanischen Wirtschaft, und daran vor allem hatte die *USA* im Jahr vor *Pearl Harbor* (Dezember 1941) mit ihrer Lieferblockade angesetzt, um dann im Krieg mit der Versenkung großer Teile der Handelsflotte durch U-Boote sehr bald einen entscheidenden Vorteil zu erringen.)

Jene kiefernbestandene Dünenhangkante über dem Meer ist auch der Schauplatz anderer Erinnerungen. Dort vor allem habe ich mit jenem Jeep aus Blech gespielt, das Thema einer anderen Erzählung ist. In der Erinnerung ist diese Episode mit dem Freund *Jörgen* verbunden; war er an dem Spiel mit dem Jeep beteiligt? Jedenfalls spielt die Szene nicht weit von seinem Haus. Die dunkle Erde zwischen den Kiefernwurzeln , wo ich das Jeep mit Gebrumm herumfahren ließ, jenes Idol der neuen Epoche: ich sehe das alles ganz deutlich vor mir, und habe dennoch Zweifel an der Szenerie, und an *Jörgens* Anwesenheit. Aber dass es dieses Jeep wirklich gab, daran ist mir gar kein Zweifel

möglich. Es war vielleicht meine größte Kostbarkeit, neben Flachzange, Hammer, Elektromotor und Drehbleistift, meinen anderen Errungenschaften der Nachkriegszeit. Flachzange, Hammer: sie sind bis heute erhalten, und in Benützung. Bei dem Jeep aber habe ich in Deutschland, bei den Koffern auf dem Dachboden unseres Hauses in *Stuttgart*, viele Jahre mit dessen Wiederauftauchen gerechnet, es erhofft, darauf gewartet – es war doch eingepackt worden!! Oder war das etwa nur ein beruhigendes Versprechen gewesen? *Das* konnte, das mochte ich sehr lange nicht glauben. Hatte etwa die Vernunft meiner Eltern, hatte bittere Notwendigkeit die Mitnahme einer solchen ‚nicht lebensnotwendigen' Kleinigkeit verhindert? War die Mitnahme von Hammer und Zange vernünftiger?!? In meiner Phantasie suche ich noch heute manchmal nach jenem Jeep.

In jener Gegend spielt auch eine andere Episode, eine Szenerie der reinen Phantasie. Ich ließ eine elektrische Spielzeugeisenbahn (den bescheidenen Prototyp hatte ich bei meinem Schulfreund *E. T.* in *Tarumi* kennengelernt) von unserem prächtigen Haus am Meer zum Haus meines Freundes *Jörgen* fahren. Eine beachtliche Strecke für eine solche Eisenbahn, sicher mehrere hundert Meter. Intensiv plante ich die Details; schließlich sollte ich ja Ingenieur werden, nach dem Vorbild eines gewissen *Dr. P.* aus *Hildesheim*, wo auch meine Tante *Hilde* wohnte. Und *Jörgen* sollte ja ebenfalls Ingenieur werden, und ist es auch geworden. Die Bahn fuhr also vielfach in Tunnels, nach Überbrückung eines kanalisierten Bachs neben unserem Garten und anschließender Durchquerung eines unbebauten Streifens zwischen Meer und *Kokudô*. Denn diese zweispurige Autostraße musste ja untertunnelt werden, und ebenso die Staatsbahnlinie gleich daneben! Wie der Spielzeugzug die starke Steigung den grasbewachsenen Dünenstreifen hinauf bewältigt hat, das hat meine Erinnerung nicht bewahrt. Die Stromversorgung dagegen war klar: bei einer solchen Entfernung waren Batterien unerlässlich! Aber in den Wagen war ja Platz!

Ich denke, diese Phantasie gehört in die Monate nach Jörgens Abreise nach *Schweden*, im August 1946. Die Abschiedsszene ist mir ganz deutlich in Erinnerung: nahe dem unbeschrankten Übergang über die in der Nähe verlaufende ‚Bimmelbahn' (*chin-chin-densha*), am hellen Vormittag, bei der dortigen Haltestelle dieser Kleinbahn, der letzten Station vor *Tarumi*, wo es kaum Häuser gab, nur von der Hitze versengtes Gras. Ich hatte mir ein Abschiedsgeschenk überlegt, das ich dem Freund an dieser Kleinbahnstation übergab: das Buch *Mario und die Tiere* von *Waldemar Bonsels*, mein Lieblingsbuch damals. Der Zufall wollte es, dass ich davon zwei Exemplare hatte; und so besaßen die beiden Freunde nun, weit voneinander entfernt, das gleiche Buch mit dem gleichen blauen Leineneinband. Nach seinem Tod 2006 hat es mir seine Frau zurückgegeben. Mein Exemplar war nach der Rückreise nicht mehr aufgetaucht.

Jene Eisenbahn der Phantasie, die meine Wohnstätte mit der meines Freundes verband, hat mich noch Jahre nach unserer Trennung beschäftigt, sie hat diese Trennung sozusagen überbrückt. Besonders intensiv in Deutschland im Winter 1947/48, als ich, nun bei meiner Tante *Hilde* und meinem Onkel *Hanns* in *München* lebend, anlässlich einer heftigen Grippe genug Muße zur Beschäftigung mit ‚meiner Bahn' hatte. Jedenfalls wurde sie immer vollkommener, immer perfekter, und vielleicht sind einige der oben angeführten ‚Erfindungen' erst in dieser Zeit entstanden. (Und bis heute fahre ich ja am liebsten Eisenbahn, und mein Freund ist auch kein dauerhafter Freund des Automobils geworden, hat sein späteres Leben in einem alten Stadtteil *Stockholms* verbracht, ohne Auto ...)

Schlafwagenbus „Suchard“,
angefertigt aus der von J. Riessen geschickten Praliné-Schachtel. Rechts die Saccharin-Dose aus Holz.

Doch auch auf ganz habhafte Weise wurde in dieser Zeit die Verbindung zwischen den beiden Freunden erneuert und bestätigt – und sicher auch hier wieder durch tätige Unterstützung seitens seiner Mutter: im armseligen München (4000g Schwarzbrot je Person und Monat – ich schnitt mir die Tagesrationen auf meinen Wochenlaib ein) erreichte mich ein Paket aus *Schweden* (schon der Name klang wie *Paradies*)! Genau erinnere ich mich, wie ich es am großen Zollamt in der *Arnulfstraße* abholte, erst mit der Trambahn, zuletzt zu Fuß, fast allein auf der Straße, parallel zur Eisenbahnlinie nach Westen, Richtung *Pasing* laufend. Und genauer noch erinnere ich mich an seinen Inhalt, ja ich habe einzelne der Behältnisse bis heute aufbewahrt. Eine aus Holz gedrehte runde Dose, der Deckel konnte abgeschraubt werden, mit eingeprägter Schrift:

SOLETTER • C:a 500 st. • ... 4 tabl.=25g socker • ASTRA.

Und vor allem eine längliche Pappschachtel, mit abzuhebendem Deckel:

Suchard Pepparmynt Praliner – ahaa!

Und an beiden Längsseiten der Schachtel:

Svenska Suchard A.-B. • Nolhaga Slottspark • Alingsås •.

Noch heute, so ist mir, habe ich den Geschmack auf der Zunge, Schokolade und dazwischen zuckriger Pfefferminz. Eine Märchenwelt. Diese Schachtel war selbst schon ein Reichtum! Ich baute damit die Karosserie für einen ungeheuren Überlandbus, mit zwei Stockwerken, durch eine Treppe verbunden. Unten der ‚Schlafwagen‘, mit 24 Betten, weiß bezogen, auch ein Wasch- und ein Kloabteil. Und oben die 24 Doppelsitze, die hintersten nach hinten gerichtet, zwecks Ausblick aus dem Heckfenster, auch hier ein Klo sowie eine Küche. Das Interieur dieses Schlaf- und Reisewagens war mir die Hauptsache. Hinten hatte er ein zweiachsiges Fahrgestell, nach dem Vorbild der gewaltigen Sattelschlepperlaster der US Army; die Räder, aus Sperrholz gesägt und mit Papier beklebt, drehen sich noch heute. Aber zum zugehörigen Motorfahrzeug kam es nicht mehr; das Werk steht bis heute unvollendet. Doch die große Aufschrift auf dem Dach gibt deutlich bekannt:

Suchard Pepparmynt Praliner – ahaa!

Dazu die Staubspuren von Jahrzehnten. Es steht auf einem einfachen Büchergestell, das ich von meinem Großvater geerbt habe, hinter meinem Rücken stehend, wenn ich am Schreibtisch sitze.

Beide Eltern waren mit ihren Kindern nach Europa zurückgekehrt. Die Mütter fanden wohl beide viel von ihrer Heimat wieder vor, wenn auch stark verändert. Bei den Vätern war es anders, und sie hatten darin manches gemeinsam. Als ganz junge Männer, mit etwa 20 Jahren, waren sie in die Fremde aufgebrochen, und im jahrzehntelangen beruflichen Alltag war die Fremde ihnen vertraut, in gewissem Sinn Heimat geworden. Beide wären im Alter am liebsten dorthin zurückgekehrt, ja am liebsten gar nicht weggegangen.. Sie hatten sich auch beide, weit mehr als die allermeisten Ausländer aus dem Westen, die fremde Sprache gründlich angeeignet. Und mit ihr hatten sie auch viel von der fremden Kultur aufgenommen. Das zeigte sich an vielen leiblichen Verhaltensweisen und Reaktionen, an Orientierungen und Gefühlsäußerungen.

Tagtäglich gingen sie in ihrer Arbeit mit Japanern um, Kunden oder Mitarbeitern, gerade weil sie die Sprache, und mehr als die Sprache, beherrschten und die anderen verstehen konnten. In den Mittagspausen im Lokal, bei gemeinsamen Ausflügen in japanischen Gasthäusern lernten sie auch das japanische Essen schätzen, suchten in der Gruppe die heißen Bäder auf, schliefen auf japanischen *tatami*-Böden und *futon* – sie teilten in weitem Umfang das tägliche Leben ihrer japanischen Mitarbeiter ...

Wie sehr sie sich japanischem Leben und Treiben angeähnelt hatten, das sah man den beiden Vätern geradezu körperlich an. Eine gewisse zurückhaltende Bewegung des Leibes, eine Achtsamkeit auf die Umgebung, eine ständige Bereitschaft zur Zuvorkommenheit, zur Verwendung der passenden Geste, der verbalen oder auch wortlosen Stimmäußerung. Und auch die Gesichter waren ‚vom Osten geprägt', wie man es auch den ‚China hands' nachsagte: der Teint nachgedunkelt, die Mimik verändert, sparsam, unexpressiv, die Stimme nicht laut. Und so kamen sie, nach 20, ja 30, 40 Jahren ‚zurück' nach Europa, aus der Kaiserzeit, aus der Blütezeit der Weimarer Republik in ein fremdgewordenes Europa, nach dem Ende von einem, ja zwei alles umwälzenden Kriegen: andere Sitten, andere Wörter, andere Menschen – eine völlig andere Welt. Und es war so kühl dort und dunkel. Dort oben, zwischen dem 50. und 60. Grad nördlicher Breite, wo die langen Winter das Land in Düsternis versinken ließen. Zu sehr hatten sie sich an die helle und wärmende Wintersonne im Süden Japans gewöhnt, da unten unterm 35. Breitengrad, in *Kobe* und *Ôsaka.*

Familie Riessen, ca. August 1946, kurz vor der Abreise, mit japanischen Vermietern und zwei US-Soldaten.

Die sensible Vertrautheit mit dem Japanischen, Frucht jahrzehntelanger Alltagspraxis, erhellt vielleicht am besten aus einem von *Jörgen Riessen* miterlebten Ereignis in *New York* im Spätsommer 1946. Auf ihrer Reise nach *Schweden* durch den *Panamakanal* dorthin gelangt, wurde die Familie trotz ihrer Absicht zur sofortigen Weiterreise von den US-Behörden vier Wochen in einem Lager in *Ellis Island* festgehalten und überprüft, zweifellos eine beängstigende Situation. Dabei war die Weiterreise bis nach *Malmö* längst von der Schwester der Mutter in *Stockholm* bezahlt. Endlich durften sie an Bord eines schwedischen Dampfer gehen – schon das Betreten dieses Schiffs wurde als Befreiung erlebt, wie mir *Jörgen* berichtet hat. In jenem Lager nun befand sich auch ein japanischer Insasse, der die Nachricht von der Kapitulation Japans auch nach mehr als einem Jahr nicht annehmen, nicht glauben mochte. Der Vater gewann allmählich sein Vertrauen, sprach lange mit ihm. Zuletzt ließ sich der Mann überzeugen; die Tränen stürzten ihm aus den Augen (was in Japan durchaus verpönt ist, und vor allem war).

Die Atmosphäre, in welcher *Jörgens* Vater seine Vertrautheit mit Japan erworben hatte, die Jahre vor dem Beginn des Ersten bis zum Zweiten Weltkrieg, diese Atmosphäre tritt aus einem mächtigen Folioband hervor, der als Sonderband des englischsprachigen *The Japan Advertiser* 1928 erschien (vgl. Literaturverzeichnis, B). Der Band sollte die Zeremonie und die Feierlichkeiten repräsentativ vorstellen und

erläutern, die von 1926 bis 1928 aus Anlass der Inthronisierung des *Shôwa*-Kaisers (gest. 1989) stattgefunden hatten, in Bildern und Aufsätzen sowie mit den Adressen der gekrönten Häupter der Erde, alles in einem höchst erhabenen Sprachduktus. (Im übrigen geprägt noch von dem friedlich zum Westen gewandten Geist des Jahrzehnts: *Peace, Harmony, Welfare of Humanity, Friendly Relations with All Nations*.) Diesen von *Herrn Riessen* damals erworbenen Band, in handbemalte Purpurseide mit dem kaiserlichen Emblem des Kranichs gebunden, hat *Jörgen* mir vor einigen Jahren als Geschenk übergeben. Eine Erinnerung an jenes Japan, das seinen Vater und meinen Vater nachhaltig geprägt hat, ein Land mit einem erhabenen Kaiser an der Spitze ... Ein längst entschwundenes Japan, in Spuren mir immer noch spürbar.

Letzte Begegnung mit Jörgen Riessen (rechts), in seiner Wohnung in Stockholm, Juni 2005.

Am 9. Februar 2006, gerade 72 Jahre alt geworden, ist Jörgen Riessen im Schlaf gestorben, in Anwesenheit seiner Frau *K. R.*, in einem Hospiz, in einem schönen Zimmer, wie er selbst mir am Telefon gesagt hat, wenige Tage vor seinem Tod. Seit einem Jahr war seine schwere Krankheit offenbar. Zwei Operationen konnten nur Linderung bringen: er wurde nicht dauernd bettlägerig, konnte sich bis zuletzt geistig und sprachlich klar äußern. Er war traurig, fühlte sich sehr müde, hätte gerne länger gelebt. Im Sommer 2005 habe ich ihn zuletzt gesehen, täglich für ein paar Stunden, eine Woche lang, auch kleine Spaziergänge in seiner vertrauten Umgebung mit ihm gemacht. Er war der alte Freund geblieben, zartfühlend, zuvorkommend, manchmal zeigte sich noch sein trockener Witz. Mit ihm ist auch ein Stück von mir gestorben, ein Stück unserer gemeinsamen Vergangenheit. Bei seiner Beerdigung sprach seine Tochter Charlotte ein Gedicht von Gunnar Ekelöf, sein Neffe Martin spielte ein Stück von Johann Sebastian Bach. Seine Schulfreunde aus Kobe waren durch einen Kranz präsent.

V Zuhause in Kobe

1. Die Heimatstadt

Kôbe liegt im Südwesten Japans, nicht weit von den Mehrmillionen-Städten *Kyôto* und *Ôsaka*, und in der Nachbarschaft von mehreren weiteren Großstädten. In dieser bedeutenden Hafenstadt an der *Ôsaka*-Bucht war ich geboren und fühlte mich zuhause, mit Vater, Mutter und zwei jüngeren Schwestern. Hier kannte ich mich aus, besonders in jenem heute touristisch so bekannten Quartier *Kitano-chô*. Der größte Teil der im Südwesten Japans tätigen Westausländer lebten hier, als kleine, aber geachtete Minderheit unter den japanischen, außerdem den chinesischen und koreanischen Einwohnern: Engländer und Amerikaner, Franzosen und Holländer, Schweizer, Schweden, Italiener und andere, auch z.B. Inder aus Britisch-Indien und ‚Weißrussen' (nach dem Bürgerkrieg 1922 vor ‚den Roten' nach Japan entkommene russische Flüchtlinge), und eben auch viele Deutsche, darunter ehemalige Kriegsgefangene von der japanischen Eroberung der deutschen Kolonie *Kiautschou* (*Jiaozhou*, 1914), die sich hier nach 1920 niedergelassen hatten.. Hier gab es für ausländische Kinder eigene Schulen (für die Deutschsprachigen die *Deutsche Schule Kobe*), außerdem Clubs, Lokale, Läden und Lieferanten, und überhaupt ein eigenes geselliges Leben, ohne viel Berührung mit den japanischen Einwohnern, außer mit Dienstboten und Ladeninhabern, Bahnpersonal, Taxifahrern, und anderem Personal.

Nicht nur im Geschäftsviertel am Hafen und in Wohnvierteln wie *Kitanochô* oder um das *Tor Hotel* (heute *Kobe Club*) mit der *Tor Road* machte die Stadt auf japanische Besucher einen westlichen Eindruck, und das selbst noch nach den schweren Bombardements 1945 und der lang andauernden Hochkonjunktur, obwohl der Anteil der westlichen Einwohner nie mehr als wenige Promille betragen hat. (Dagegen der Anteil der Einwohner chinesischer und koreanischer Herkunft einige Prozent.) Dieser Eindruck beruhte sicher nicht nur auf den ‚fremden' Gesichtern, sondern maßgeblich auch auf den Bauten im westlichen Stil, nicht zuletzt in der am Hang der Bergkette des *Rokkô* gelegenen Wohngegend von *Kitanochô* (deswegen heute ein bekanntes Ausflugsziel: *Ijinkan*: Fremdenhäuser) und dem nach 1867 als internationales *Settlement* entstandenen Kern des Hafens: *Kobe* war als Vertragshafen für den Handel mit dem Westen ‚geöffnet' und inmitten vor allem dörflicher Ansiedlungen planmäßig in europäischem Stil errichtet worden, mit rechtwinklig sich schneidenden Straßen und einer unterirdischen, ziegelsteingemauerten Kanalisation nach allerneuestem europäischem Vorbild. Aber darüberhinaus hatten nicht wenige andere Gebäude in der Stadt einen europäischen Charakter, nicht zuletzt auch noch von der *Weimarer Moderne* angeregte Großbauten; freilich sind nach meinem Eindruck gerade diese Gebäude durch auch konjunkturell angeregte Neubauten nach dem Erdbeben von 1995 fast kaum noch vorhanden.

Kobe: der “Bund” mit Flanierenden, japan. Reisenden, Samurai, Rokkô-Bergen (Holzschnitt, HASEGAWA Nr. 4).

Kobe: der florierende Hafen mit Rokkô-Bergzug. (Holzschnitt, HASEGAWA Nr. 13)

Kobe: die neue Eisenbahn nach Ôsaka, Eisenbrücke über neuen Lauf (1871) des Ikuta-Flusses. (Holzschnitt, HASEGAWA Nr. 10)

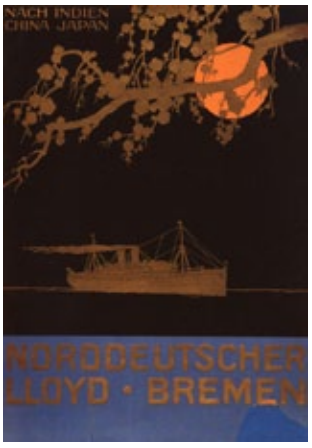
Kobe: seit 1858 gemäß den ungleichen Verträgen geöffneter Konzessionshafen: das International Settlement (ca. 1880? Modell im Kobe City Museum).

Kobe: No. 15, eines der letzten bis heute erhaltenen Häuser des Settlement (ca. 1866).

Yokohama (nahe *Tôkyô*, an der gleichnamigen Bucht) und *Kobe* waren die wichtigsten Einfallstore für westliche Waren und Lebensformen. Kobe war als ein für Überseeschiffe voll geeigneter Tiefsee-Import- und Exporthafen völlig neu entstanden und schnell gewachsen – mit schon vor dem 2. Weltkrieg nicht viel weniger als einer Million Einwohnern (darunter etwa 5000 Ausländer, zu vier Fünfteln Chinesen). Heute ist er einer der größten Containerhäfen der Welt; die Zahl der Einwohner liegt bei etwa eineinhalb Millionen. Wegen der räumlichen Einschränkung – hinter der zwar etwa 20 km langen, aber allenfalls drei Kilometer breiten Stadt ragt die *Rokkô*-Bergkette bis auf 1000 Meter hoch – und der entsprechend hohen Grundstückspreise sind neue Flächen gewonnen worden, indem Berge im Hinterland eingeebnet wurden; mit ihrem Erdreich sind vor der ganzen langgestreckten Stadt künstliche Inseln von teilweise mehreren Quadratkilometern Fläche in riesigen Betontrögen aufgeschüttet worden, die heute ein breites, durch Brücken verbundes Band in der Meeresbucht vor der Stadt bilden. Überwiegend dienen sie der Expansion des Containerhafens, doch gibt es auf diesen Inseln auch ausgedehnte Wohn- und Geschäftsviertel.

Kobe: wie Yokohama Einfallstor für zahlreiche westliche Errungenschaften, hier Reklamebild für „saidâ“ (cidre) und „tansan“ (Erfrischungswasser).

Kobe war also und ist auch noch vor allem eine sehr große Hafenstadt mit stadteigenem Tiefseehafen, in erster Linie für den internationalen Seefrachtverkehr und die damit zusammenhängende Geschäfts- und Versicherungstätigkeit. Wichtig für die Stadt ist aber auch die Groß- und die Klein-Industrie. Darunter Betriebe der Großfirma *Mitsubishi*: eine große Werft; aber Anfang der 20er Jahre schon wurden von der Firma auch japanische Personenwagen gebaut. (Das scharfzackige Logo aus drei Rauten gehörte zu meinen alltäglichen Kindheitseindrücken, etwa auf Lastwagen oder auf den Jacken von Arbeitern; heute ist es in der ganzen Welt verbreitet, auf Autos, Bleistiften und vielen anderen Erzeugnissen.) Bis 1941 war für Kobe auch die Passagierschifffahrt nach Nord- und Süd-Amerika und nach Europa bedeutend, z.B. durch den *Norddeutschen Lloyd* nach *Bremerhaven*; die häufig aus- und einfahrenden Dampfer verliehen der Stadt ein Flair von Weltoffenheit. Noch 1938 verzeichnet die englischsprachige Monatszeitung *The Japan Chronicle* vom 28. Mai knapp einhundert Ein- und Ausfahrten von Überseedampfern in alle Welt, vor allem im Passagierdienst. Das alles kam Ende 1941 für mehrere Jahre zum Erliegen, also mit dem Beginn des Pazifischen Krieges, ausgelöst durch den japanischen Angriff auf USA, Großbritannien und die Niederlande, mit der Absicht zur Eroberung eines pazifischen Inselreichs.



Dampfer des Nordd. Lloyd, exotisiert, 1920 (Postkarte, von Plakat Kunstgewerbemuseum Zürich).

Nordd. Lloyd Bremen 1939, Hand- oder Geschirrtuch, von Dampfer, der seit dem deutschen Angriff auf Polen in Kobe festliegend, schließlich an Japan verkauft wurde. Die Wäsche wurde an „Deutsche Gemeinde“ und Kriegs-marineangehörige verteilt.

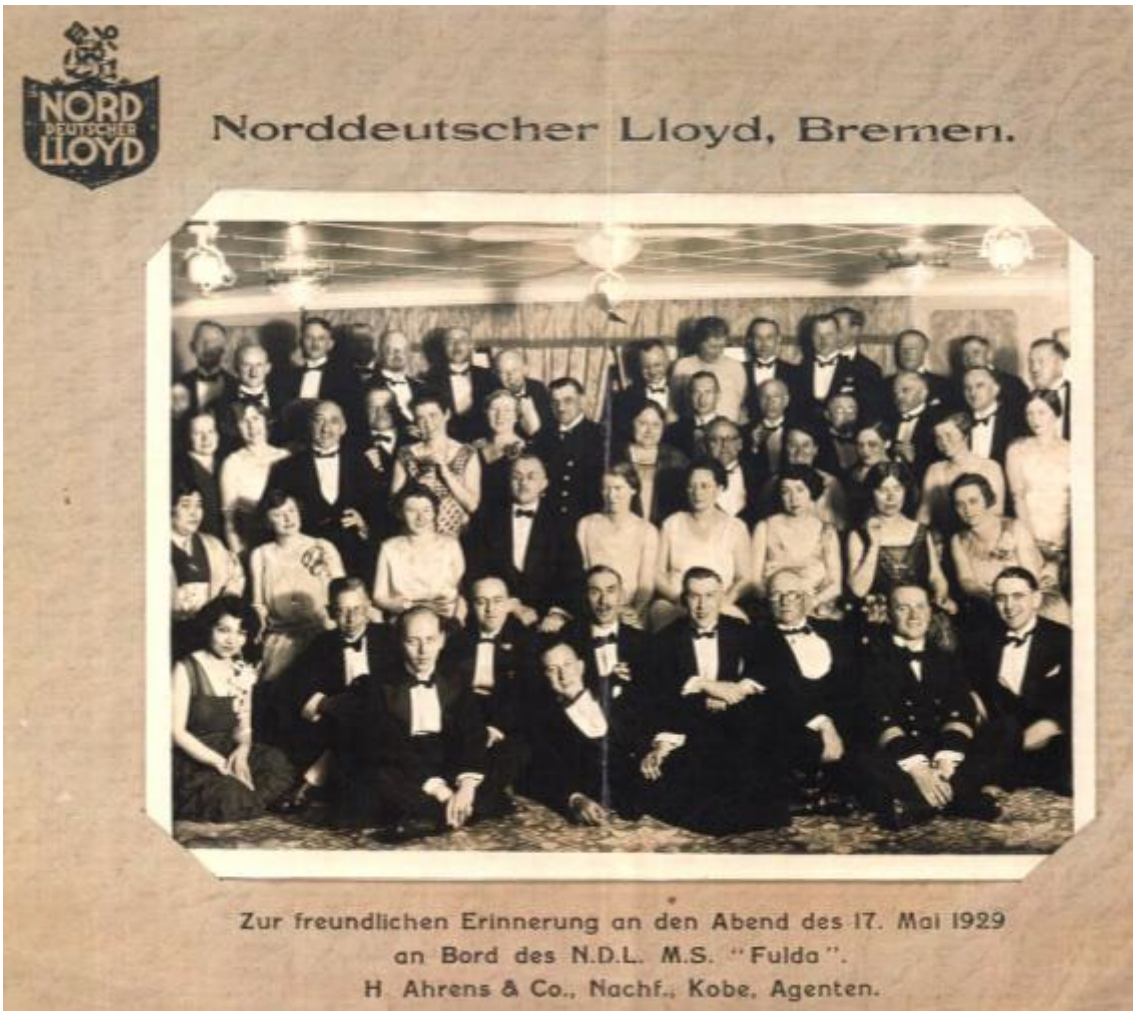
Kobe 30er Jahre: Hafenszene, Kaigan-dôri, vom American Pier aus (japanisch: dem „Meriken Hatoba“).

Kobe 30er Jahre: Blick vom Suwayama (am Fuß der Rokkô-Kette) auf Teil von Stadt und Hafen; zu sehen auch einige Europäerhäuser; Hintergrund: Hafen.

Kobe 30er Jahre: Blick auf (das alte) Oriental Hotel (heute an anderer Stelle).

Kobe 1937: “The new, magnificent & modern building of Kobe’s Daimaru Department Store” (auch heute noch…)

Kobe 80er Jahre: alte europ. Häuser in Kitano-chô, an hangparalleler Straße mit (einst) zwei schmalen Fahrspuren (vgl. unten V.4).



Gesellige Szene aus friedlicheren Zeiten.
(Untere Reihe, 2 v. l.: Herr M., l. v. r.: Herr B.; obere Reihe, 2. V. l.: Herr P., darunter seine Frau; 6. V. l.: Herr Sch., m. Frau darunter; obere Reihe, 3. V. re4.: Herr T. (seine Frau: Bildmitte); 2. Reihe v. oben, 6. V. re.: Herr J., seine Frau: 3. Reihe v. ob., 2. V. re.)

*The Japan Chronicle, 28. Mai 1938, Titelseite (Erscheinungsort: Kobe)***:** *auch deutsche Geschäfte (Juchheim) und Firmen (Bayer, Reichsbahn).*

THE JAPAN CHRONICLE. SATURDAY. MAY 28, 1938.

JAPANESE APPROACH KWEITEH

ADVANCE FORCES CAPTURE TUCHENG, OUTPOST

PLANES CONTINUE BOMBING

CHANG'S EMERGENCY ORDERS

THE SITUATION IN CZECHOSLOVAKIA

PRAGUE'S COUNTER CHARGES TO GERMAN PROTEST

BRITISH OBSERVERS

CZECHS TO REMAIN ARMED

AT LEAST UNTIL ELECTIONS ARE OVER, IS REPORT

THE IZVESTIA'S WARNING

"PRAGUE STILL THREATENED BY GERMAN ATTACK"

The bombing of Chuncin, a remarkable official picture.

U.S. FLEET SHIFT

ENTIRE PACIFIC SQUADRON TO BE STATIONED IN ATLANTIC

158 VESSELS INVOLVED

YACHTSMEN REACH FRANCE

LIGHTS CONTROL ORDER

"PREPARATORY" STEP TO BE OBSERVED INDEFINITELY

STATEMENT ISSUED

BRITAIN AND AMOY INCIDENTS

CONSUL TO INVESTIGATE ALLEGED SHOOTING OF NON-COMBATANTS

THE NEW FINANCE MINISTER

HEDDA ON THE RESPONSIBILITIES OF TWO PORTFOLIOS

THE OBJECT OF THE WAR

The Japan Chronicle, 28. Mai 1938, Teil einer Seite mit Nachrichten und Foto von bombardierter chines. Stadt („a remarkable official picture").

Die durch diesen Krieg ausgelöste plötzliche Stagnation spürte, ja sah ich ganz deutlich: die Stille im Hafen, immer weniger Verkehr auf den Straßen ... aber das Hämmern und Nieten auf der großen Werft ging weiter, ich konnte es Tag und Nacht aus dem Kinderzimmer hören – da wurden Schiffe, Kriegsschiffe gebaut. Entsprechend nahm die Beschäftigung der meisten Residentenväter ab: alles was mit Import und Export zu tun hatte, einschließlich der verschiedenen zugehörigen Tätigkeiten. Nicht zu vergessen auch die Vertretungen großer Firmen der ‚Achsenmächte', wie etwa der *IG Farben* mit ihrem erheblichen Chemie- und Pharmazieexport nach Japan. Wobei spätestens nach dem Überfall auf (6. Dezember 1941, 7. Dezember in USA) nur noch Deutsche bzw. Österreicher in Erscheinung traten, auch Italiener und Neutrale oder Staatenlose (vor allem die weißrussischen Emigranten). Die ‚Feinde' waren entweder rechtzeitig abgereist, oder sie waren Ende 1941 interniert und zum Teil repatriiert worden. 1940/41 war die Stadt Kobe auch die Durchgangs- und Erholungsstation für mehrere Tausend mit der transsibirischen Eisenbahn aus *Litauen* geflohene Juden; sie fuhren dann nach mehrmonatigem Erholungsaufenthalt nach *Shanghai* weiter und erlebten dort zusammen mit vielen zuvor Geflohenen das Ende des Krieges. (Vgl. unten Kapitel 2)

Mit dem Rückgang der Geschäftstätigkeit lebten viele der Residentenväter in Kobe und ihre Familien von den fürs Alter angesammelten Guthaben oder von Gehaltszahlungen der Firmen, die allerdings auch abnehmen konnten. Nur recht

wenigen Vätern war es gelungen, neue Tätigkeitsfelder zu erschließen. Irgendwelche seltenen Produkte wurden ‚organisiert' oder als ‚Ersatz' hergestellt; Ingenieure konnten mit in Japan noch seltenen Qualifikationen in den Dienst japanischer Firmen treten, häufig im Zusammenhang mit der stark expandierenden Nachfrage des Militärs. Und hier hatte auch mein Vater seiner Firmenfiliale ein neues Tätigkeitsfeld erschlossen; er fuhr daher weiterhin täglich mit der *densha* ins *Office* nach *Ôsaka*. Täglich – außer sonntags – brach er also im Krieg wie vor dem Krieg früh auf, zuerst eine Viertelstunde zu Fuß hinunter zum Bahnhof *Sannomiya*, dann mit der *Densha* eine halbe Stunde durch Kobe, *Ashiya* und *Nishinomiya* bis zum großen Bahnhof *Umeda* in *Ôsaka*, dann noch noch einige Minuten mit dem Taxi. Seit etwa 1944 dauerte die Fahrt immer länger: kaum noch Taxis, längere Fahrzeit durch den Umzug in das westliche Vorortdorf *Shioya*, schließlich auch durch Halte auf der Strecke wegen Bombenalarm.

‚Man' wohnte also in *Kobe*, besonders in *Kitano-chô*, oder in einem der östlichen oder westlichen Vororte (wie *Okamoto* oder *Shioya*), oder in einer der ‚besseren' Nachbarstädte: *Ashiya*[30] und *Nishinomiya* (wo auch viele japanische Geschäftsleute und gehobene Angestellte aus *Ôsaka* lebten). Ein Hauptgrund war das Klima: diese Städte lagen ebenso wie Kobe auf einem schmalen, fast 30 Kilometer langen Küstenstreifen aus Schwemmland, das im Laufe der Zeit von der hohen Bergkette des *Rokkô* herabgespült worden war; von den Bergen strömte hier nachts die kühle Luft herab. Die Mehrzahl der westlichen Residenten arbeitete in Kobe; nahe dem steilen Waldrand war es im schwülen Sommer am besten auszuhalten. Auch waren hier ja die Läden und Lieferanten für Fleisch und Wurst („*Dörr's Delikatessen*" prägte sich mir ein, im Schaufenster freilich nur noch Attrappen von Hartwurst und Fleischdosen). Hier kam täglich der ‚Milchmann' mit seinen Fünftelliter-Fläschchen[31], mit Pappdeckeln verschlossen, und auch der ‚Eismann' mit seinen langen Eisblöcken, die in die ‚Eis-Box' kamen, unten floss dass Tauwasser in einen Blechbehälter. Und nicht weit von *Dörr's*, gab es sogar ‚deutsches Brot', vom Bäcker *Freundlieb* (*German Home Bakery*), unten wo der Hang vor dem eigentlichen Berg in die Küstenebene ausläuft, nahe der *Nakayama-te-dôri*, einer breiten Hauptverkehrsstraße. Die Bäckerei existiert bis heute und ist vor nicht langer Zeit in das nicht weit entfernte Gebäude der ehemaligen *Union Church* umgezogen. Weiter auch eine deutsche (*Juchheim*) und eine russische Konditorei (*Morozoff*), beide heute mit zahlreichen Filialen überaus erfolgreich. (Zu diesen Firmen vgl. oben die Teilkopie des Japan Chronicle, 28. 5. 1938.) Hier war seit 80 Jahren, seit der von westlichen Staaten durchgesetzten Gründung eines Vertragshafens und eines zugehörigen, für mehrere Jahrzehnte quasi exterritorialen *Settlement*s, eine auf westliche Bedürfnisse zugeschnittene Infrastruktur entstanden. Und hier waren auch die Konsulate vieler Staaten für den Südwesten Japans.

Das Klima: dass es – auch in Kobe und selbst am begünstigten Hang, und erst recht in der Riesenstadt *Ôsaka* – sehr heiß werden konnte, vor allem feuchtheiß, das war mir völlig vertraut (und bis heute bin ich leiblich einigermaßen gut auf ein solches Klima eingestellt). Wie oft hatte ich abends bis zum Einschlafen das Kopfkissen immer wieder umgedreht, weil es mir auf der Rückseite etwas kühler vorkam? Vom kühlen

---

[30] In *Ashiya* vor allem, aber weiterhin in der gesamten Gegend zwischen den Großstädten Kobe und *Ôsaka* spielt der bedeutende Roman von *Tanizaki (1948 ff.)*.

[31] Genau waren es ein *gô*, 180 Milliliter, 10. Teil eines *shô*, 1,8 Liter. Heute nur noch wenig gebräuchliche Maße für Flüssigkeiten, und entsprechende Flaschengrößen, etwa *sake* oder *shôyu* (japanische Sojasauce).

Berglüftchen bekam ich freilich auch nicht viel zu spüren, denn anders als die Eltern hatten die Kinder nur eines der billigen, ‚japanischen' Moskitonetze aus Baumwolle über dem Bett hängen (also die Netze, die von Japanern gewöhnlich gebraucht wurden): die Maschen des Netzes waren von den feinen Baumwollfasern quasi abgedichtet; und außerdem wurden die Türen nachts nicht offen gelassen, sodass kein Durchzug vom Berg her möglich war.

Aber in den allerheißesten drei Monaten waren ja ohnehin ‚die Frauen mit den Kindern' in den Sommerhäuschen in den Bergen – ‚die weißen Frauen vertragen dieses Klima einfach nicht, besonders die blonden', so hörte ich oft sagen. ‚In den Bergen': entweder auf der höchsten Höhe des *Rokkô*, fast 1000 Meter über dem Meer, in einer von europäischen Familien bewohnten Gruppe von Sommerhäusern; oder aber man reiste weiter weg, in die *Japanischen Alpen*, nach *Karuizawa* am Fuße des tätigen Vulkans *Asama*, mit der Bahn nur zwei oder drei Stunden von *Tôkyô*, aber eine Schlafwagenfahrt von Kobe entfernt. Viel näher war es zum Meer, vor allem in westlicher Richtung, in den dörflichen Vororten *Shioya*, *Tarumi* oder *Maiko*. Hierher konnten dann auch abends ohne große Umstände die in der Stadt arbeitenden Ehemänner mit der Schnellbahn kommen, in gut 20 Minuten. Dagegen war die tägliche Fahrt mit Bahn und Bus, dann mit *Cable car* oder *Ropeway* (Standseilbahn oder Schwebeseilbahn) auf den *Rokkô* langwierig und anstrengend, unterblieb deshalb oft.

Meinen Vater sah ich also immer nur am Sonntag; das war der Tag für Ausflüge und Wanderungen für die ganze Familie (außer der jüngsten Schwester). Immer ging es in die grüne, oft gebirgige Umgebung, nie ans Meer – die Mutter mochte es wohl nicht, anders als der Vater, der dort zeitweise sogar gewohnt hatte, als Junggeselle, in der *Sagami*-Bucht südlich von *Tôkyô*. Doch dass er von Montag bis Samstag und von morgens bis abends *im Office* war, ‚sein musste', das verlieh ihm eine Aura von Bedeutung. Und vor allem: dass er sogar in den Jahren des Krieges immer *ins Office* musste, ‚zu tun hatte', das zeigte, dass er *stark* war. Das wusste ich zwar nicht eigentlich, aber ich nahm es auf: in der Wirkung auf mein Selbstbewusstsein, das nach der Heimkehr aus Deutschland allmählich wieder erwacht war, auch in der Wirkung auf meine Stellung unter den Klassenkameraden. Dieser Umstand zeigte sich auch im Innern des Hauses in Ausstattung und Versorgung. Das Wichtigste war wohl: immer hatten wir zwei *Amahsan* im Haus, bis zum allerletzten Tag in Japan. Der Platz für ihre Unterbringung war immer vorhanden: ein Nebenhaus mit *Tatami*-Zimmern und japanischem Bad. Und der europäische Teil des Hauses umfasste nie weniger als sechs Zimmer (eines davon wurde als Abstellzimmer verwendet, denn Keller und Speicher gab es nicht). So war das eben, das gehörte eben dazu, und deshalb war ich auch der *Bot-chan*, und ganz oben über allen war der *Danna-san*, wie der Vater von den *Amahsan* höchst ehrerbietig tituliert wurde; ein gewisser Anklang auch an *Donner* ...

Viele meiner Klassenkameraden aber hatten keinen Vater, und meist auch kein Haus allein für sich. Seit 1941/42 war das, als neue Schüler die Klassen der *Deutschen Schule Kobe* sehr vergrößerten. Sie waren mit ihren Müttern und Geschwistern aus *Niederländisch-Indien* gekommen, ohne ihre Väter; die waren dort seit dem 10. Mai 1940 interniert, seit 1942 von den Niederländern nach Britisch-Indien gebracht, ins Lager *Dehra Doon*. Ohne dass man das sagen konnte – aber man spürte es: nun gab es zwei Sorten von Kindern: die mit Vätern, und die ohne. Man sah auch, ohne es aussprechen zu können: die einen hatten ein Haus, größer oder kleiner, meist mit einem Garten; die andern wohnten oft zusammen mit anderen Familien in einem einzigen Haus, und selten nur hatten sie eine *Amahsan*. Und auch an anderen Dingen, an

mancher Verstörtheit etwa, oder an angestrengter Selbstdarstellung, konnte man ihre Geschwächtheit ahnen, wie ich mir viel später klar gemacht habe. Doch gab es auch bei denen mit Haus und Garten, den ‚*Residenten*', gewisse Unterschiede, wie schon angedeutet. Auch sie konnten sich in der kindlichen Wahrnehmung äußern: die Väter der einen waren stark, groß und hatten viel zu tun; die der andern waren eher leise, bescheiden, klein. Das Wort ‚*Residenten*' war mir damals nicht bekannt. Und auch noch andere Unterschiede konnte ich erst viel später begreifen und benennen, von der persönlichen Ausstrahlung bis hin zur Rolle in ‚der Partei'.Und dahinter gab es noch die ‚ganz normalen' Unterschiede unter den Kindern, die am ehesten ins kindliche Bewusstsein traten: der eine stark und groß, der andere schwach, die eine gut in der Schule, die andre nicht.

2. Die ausgegrenzten Deutschen: die Juden

Es gab damals, als ich ein Schulkind in Kobe war, unter den Deutschen noch einen ganz elementaren Unterschied, auch wenn er später und weniger ‚gründlich' und bedrohlich als im ‚Reich' durchgesetzt wurde: die Ausgrenzung der Juden unter den Deutschen (seit 1938 einschließlich der Österreicher). Durchgesetzt nicht etwa von den japanischen Behörden (vgl. hierzu *Kreissler 1994;* vgl. *auch Schauwecker 1994)*), sondern von den deutschen, in erster Linie von der zum Staat im Staat avancierten ‚Partei' sowie auch dem Konsulat; hingenommen bis gebilligt von dem überwiegenden Teil der nun als ‚arisch' definierten Deutschen. Diese Ausgrenzung der ‚Juden' genannten Deutschen führte nicht zur Bedrohung mit direkter Gewalt und nicht zur Internierung, denn hierzu fehlte das staatliche Gewaltmonopol, mit Polizei, Behörden usw. Aber sie war dennoch massiv verletzend, diskriminierend, isolierend, und einschneidend für die alltägliche Lebensführung.

Die Ausgrenzung folgte grundsätzlich den gleichen Bahnen wie in der ‚Heimat'. Etwa als Entlassung aus den deutschen Firmen (die sonst den Handel mit Deutschland hätten einstellen müssen), oder als Hinausdrängung aus dem zum *Deutschen Klub* für *alle* ‚Volksgenossen' avancierten *Club Concordia*; ursprünglich hatte er nur selbständigen Geschäftsleuten offengestanden. Über all dies habe ich damals nur einzelne, kaum begriffene Splitter mitbekommen. Da ich zu dieser Sache keine zusammenhängende Untersuchung gefunden habe, halte ich es für angebracht, solche Erinnerungssplitter sowie später durch Auskünfte einzelner oder aus Briefen, Dokumenten oder Publikationen in Erfahrung Gebrachtes hier zu skizzieren; das bezieht sich fast ausschließlich auf Kobe und kann eine wissenschaftlich fundierte Darstellung nicht ersetzen.

Die systematische Verdrängung aus der deutschen ‚Gemeinde' und aus den deutschen Institutionen in Kobe scheint recht spät, erst etwa 1938 deutlich eingesetzt zu haben.[32] In den *Club Concordia* etwa kehrte Herr *A.*, ein 1926 nach Kobe gekommenes aktives Club-Mitglied jüdischer Herkunft, aktiver Teilnehmer auch der deutschen Rudergruppe im *Kobe Regatta Club*, nach mehrjähriger Abwesenheit in Deutschland

[32] Dafür spricht auch der Hinweis auf einen Bericht (1934) der Deutschen Botschaft in Tôkyô, den ich in einem Aufsatz von *Hans-Joachim Daerr* von 1974 gefunden habe, aber leider noch nicht einsehen konnte. Es heißt dort, dass nationalsozialistisches Gedankengut im Umkreis der deutschen konsularischen Vertretung Kobe/Osaka auf erheblichen Widerstand stieß und wonach vor allem zwischen der NSDAP-Ortsgruppe und dem Club Concordia alles andere als „concordia" geherrscht habe. Vgl. *Generalkonsulat der Bundesrepublik ... 1974, S. 16 des unpaginierten Textes.*

1934 zurück und war dort nach wie vor aktiv und tätig, mit vielen Freunden dort und Beteiligung an zahlreichen Festlichkeiten[33]. Im Adressenverzeichnis „der im Amtsbezirk des Generalkonsulats Osaka-Kobe wohnenden Deutschen“ vom April 1937 ist er nicht anders als zahlreiche andere Deutsche verzeichnet (vgl. *Generalkonsulat Osaka-Kobe, 1937, S. 12, 38*). (Auch in dem ebendort abgedruckten „Verzeichnis der an japanischen Unterrichtsanstalten angestellten deutschen Lehrkräfte“ tauchen übrigens einige Namen von bedeutenden jüdischen Emigranten ohne jede Unterscheidung auf, z. B. „Prof. K. Löwith“ (an der Kaiserlichen Universität Sendai Professor für Philosophie, dort trotz des Drucks der Deutschen Botschaft nicht entlassen; 1941 nach USA ausgereist; nach dem Krieg Universität Heidelberg; vgl. *Löwith 1940/1986*) und „K. Pringsheim“ (sen., Komponist und Dirigent, seit 1931 an der Kaiserlichen Musikakademie Ueno in Tôkyô, wohl 1940 auf Druck der Deutschen Botschaft entlassen, bis etwa 1946 in Japan) (vgl. *Generalkonsulat 1937, a.a.O. S. 38*).

Doch 1938 wurde *A.*, bester oder zweitbester Spieler der Kegelgruppe des *Clubs*, aus dieser anlässlich eines Wettbewerbs mit dem (internationalen) *Kobe Club* ausgeschlossen. Nach seinem *Club*-Austritt im selben Jahr habe es nicht sehr lange gedauert, bis fast keiner der alten Freunde ihn noch habe kennen wollen, vielmehr schnell auf die andere Straßenseite gewechselt sei. (Vgl. vorige Fußnote) (Was das Nicht-mehr-kennen-wollen betrifft: einem anderen Deutschen, nicht in Kobe lebend, Herrn *Sch.*, mit einer jüdischen Frau verheiratet, ist nach eigener Aussage von den jüdischen Freunden hoch angerechnet worden, dass sie wenigstens ihre Kinder angehalten hätten, sie weiterhin zu grüßen. Vielleicht fühlte er sich durch seine hohe Stellung als Lehrer am Adelsgymnasium in Tôkyô in gewisser Weise weniger antastbar für die deutschen Behörden. Nach persönlicher Mitteilung an den Verf.)

Wie *A.* berichtete, habe man seiner („arischen“) Frau auf dem Konsulat zur Scheidung geraten, auch im Interesse ihres Sohns ... Immerhin habe man ihr den Pass gelassen und sie und ihren Sohn in den Kriegsjahren nicht von der Sonderlebensmittelzuteilung für ‚Volksgenossen‘ ausgeschlossen. Die Abholung dieser Lebensmittel im nunmehr *Deutschen Klub* sei für sie umso schmerzlicher gewesen, als all die früheren Freunde sie dort nicht mehr kennen wollten und es auch zu herabsetzenden Bemerkungen einzelner in der Schlange anstehender Frauen gekommen sei. (Vgl. vorige Fußnote) Auch von ihren Klagen gegenüber der Ehefrau des naziorientierten Generalkonsuls *B.* habe ich gehört[34]: Klagen über die große Kälte im Haus in Ashiya ...: Klagen über den Mangel an Heizmaterial? An ausreichendem Bettzeug? Oder über die Not überhaupt? Über die Kälte der Ausgrenzung? Beider Sohn *D.* ist dennoch noch in dem Jahresbericht für 1943 (wohl dem letzten im Krieg) der *Stiftung Deutsche Schule Kobe* im Schülerverzeichnis aufgeführt, also nach dem Stand des Ende Juni beendeten Schuljahrs, und zwar als Schüler der „4. Grundschulklasse“, in die er offenbar versetzt worden war (also in die Klasse ‚über mir‘), und zwar unter den Rubriken „Staatsangeh.: deutsch“ und „Bekenntnis: evang.“ (Vgl. *Reichsdeutsche Gemeinschaft ...1943, S. 35*; den Jahresbericht für 1944, obgleich noch erschienen, habe ich mangels Greifbarkeit nicht einsehen können). Seinem Vater dagegen wurde der Pass zuerst mit dem großen roten **J** gestempelt und später überhaupt konfisziert – nun war er staatenlos. (Vgl. vorvorige Fußnote)

---

[33] Nach einem Schreiben von *A.* an den Verf. vom 27. 3. 1985.

[34] Von Frau Annemarie Theobald (vgl. IV 5), bei einem Besuch in ihrer Wohnung in Fulda im Jahre 1978.

Von allen diesen Entwicklungen, von dieser Ausgrenzung der Juden in Kobe habe ich als fünf- bis zehnjähriges Kind bewusst so gut wie nichts wahrgenommen. Einige Erinnerungen habe ich mir erst viel später gedeutet. Besonders die Erinnerung an *D. A.*, den Sohn des eben genannten Ehepaars, den ich als Schüler der bewunderten Klasse ‚über mir' ganz gut kannte, vielleicht schon aus dem Kindergarten; er wohnte in *Ashiya*. Eines Tages (es muss 1942 oder 1943 gewesen sein) sagte unser beider Freund *Jörgen Riessen* (ebenfalls in der Klasse ‚über mir') in der Schule zu mir: „Kommst du mit heute nachmittag? Ich fahre nach Ashiya zu *D.*, wir wollen mit seiner großen Eisenbahn spielen!" Ein äußerst verlockender Gedanke, ich sagte sofort zu. Man würde gemeinsam mit der *Hankyû*-Bahn zu ihm fahren. Es ging nur noch um die Abmeldung zuhause, beim Mittagessen, bei der Mutter. Hier aber: eine undurchdringliche Wand der Ablehnung, ohne Begründung, ohne Spielraum. Absolut, unbedingt; das war ich von meiner Mutter überhaupt nicht gewöhnt. Vor den Kopf gestoßen, muss ich *Jörgen* absagen, und der fährt allein. Dass mir das Spiel mit *D.*s elektrischer Eisenbahn entgangen ist, dieser Gedanke verlässt mich lange nicht, die Bahn bleibt vor meinem inneren Auge stehen: die weitgestreckten Schienen auf dem Teppich. Habe ich *deswegen D. A.* nicht vergessen? Erst viele Jahre später habe ich darüber nachgedacht, auch sein Nachname gab mir einen Hinweis, schließlich trat ich in Korrespondenz mit *A.*s Vater, dann auch mit *D.* selbst. Beide lebten längst in USA ; die Vermittlung ging über unsern Freund *Jörgen.*

Jörgen fuhr also trotzdem zu *D. A.*, und auch von meiner Klassenfreundin *H. M.* weiß ich, dass sie oft hingefahren ist, und auch wohl ihre Eltern. So mag *D.A.* nichts von alledem bewusst erlebt haben, zumal seine Eltern ihm von diesen Erfahrungen fernzuhalten suchten.

Übrigens erinnert sich auch meine um fünf Jahre jüngere Schwester *Bärbel*, damals also etwa vier Jahre alt, an ein solches absolut striktes Verbot der Beziehung mit einem etwa gleichaltrigen Jungen im Kindergarten. Sie spricht geradezu von „Hausarrest" und hat noch bis heute ganz deutliche Erinnerungsspuren. Er sei etwas kleiner als sie gewesen, nicht so „geschniegelt" wie sie selber, „sehr empfindsam ... seine Art ... den Weg den man gelaufen ist", nämlich vom Kindergarten ganz in unserer Nähe zu seinem Haus, etwas tiefer am Hang gelegen, mehr nach Westen hin, „ein kleines Haus, weit zurückgesetzt im Garten", der Vater, scheu, kam dem Söhnchen zum Gartentor entgegen, sie gingen schnell zurück ins Haus. „Man hat sich wohlgefühlt." Aber seinen Namen weiß sie nicht mehr; nur ein Kindergartenfoto, wo er vermutlich zu sehen ist ... „Irgendwann war er nicht mehr da."

Was den relativ späten Einbruch des Antisemitismus unter den Deutschen in Kobe betrifft, so ist hierfür übrigens auch bemerkenswert, dass in der *Deutschen Schule Kobe* der allseits beliebte Direktor *Sommer* bis Ende 1938, vermutlich noch einige Zeit 1939 sein Amt ausübte.[35]

Die gesamte Lebensbasis der zu Juden deklarierten Deutschen war durch die Ausgrenzung elementar bedroht, besonders durch die Entlassung aus den deutschen

[35] Zur Datierung: mir liegt die Kopie eines hektographierten Rundschreibens des Direktors an die Eltern vom 4. November 1938 mit dem Vermerk „(gez) Sommer schulleiter." [sic] vor. Ein weiteres Rundschreiben vom 21. 9. 1939, vermutlich nach Entlassung von Direktor Sommer, ist mit den Namen „Rapp" als Vorsitzendem des Schulvereins und „Doehler" als Schulleiter gezeichnet. Das erste mir vorliegende Rundschreiben, das den Namen „Doerr" als Schulleiter trägt, ist vom 6. 2. 1940; Dörr war der vom „Reich" ernannte neue Schulleiter, der bis zum Ende dieses „Reiches" fungierte.

Firmen. Wovon lebten sie überhaupt, jene nicht emigrierten Juden, von denen etwa 50 (die Zahl schließt Frauen und Kinder ein) in der Nachbarstadt *Ashiya* am östlichen Rand von Kobe zusammengezogen waren? Da das Thema meines Wissens kaum erörtert, kaum in Publikationen behandelt worden ist, können hier nur wenige Hinweise und Vermutungen mitgeteilt werden. Die Betroffenen selbst haben sich dazu kaum geäußert.[36] Einem Arzt, *Dr. L.*, gelang es, eine Konzession als Arzt zu erhalten. Ein Herr *M.* habe auf Kredit eines Japaners gelebt, ein Herr *Dr. L.* vom Verkauf seiner Kamerasammlung. Einige haben bei Schweizer oder japanischen Firmen eine Anstellung gefunden (so etwa der in der vorigen Fußnote genannte Herr *G.* selbst). Einzelne erhielten vom ‚ehemaligen' Firmenchef unter der Hand weiterhin ein Gehalt (aus althanseatischem Anstand – die Rede ist vom Firmenchef *W.*; nach Mitteilung von *H.M.).* Sofern sie einen ‚arischen' Ehepartner hatten, erhielt dieser als ‚Volksgenosse' sowie auch die Kinder in den letzten zwei, drei Kriegsjahren die ‚Sonderzuteilung' an Lebensmitteln durch die ‚Reichsdeutsche Gemeinde', neben der recht armseligen Zuteilung von japanischer Seite; auch wurden diese Kinder offenbar recht lange in der *Deutschen Schule* toleriert (Mitteilung von Herrn *A.*, vgl. Schreiben an Verf., 27. 3. 1985, vgl. Fußnote weiter oben). Manchen wurde von japanischen Nachbarn unauffällig geholfen (z.B. mit Gemüsegaben im Briefkasten; Mitteilung von Herrn *G.* dem Verf. gegenüber, 1983 oder 1986, s. vorige Fußnote). Manche hatten wahrscheinlich größere japanische Bankguthaben, eigentlich für den Lebensabend in der Heimat angesammelt ... Und manche lebten wohl vom Verkauf ihrer mit dem Kriegsverlauf zunehmend wertvoll gewordenen Möbel und Geräte.

Zu dieser Vermutung bin ich gekommen, weil eine Reihe von Gegenständen des gehobenen Bedarfs um 1942, 1943 in unserem Haus auftauchten. Das aufziehbare Koffer-*Grammophon* wurde durch eine elektrische Anlage ersetzt: unten ein Plattenspieler in einer furnierten Aufklappschublade, oben ein *Blaupunkt*-Radio – Original deutsch! Die *Eis-Box* (für die der *Eismann* täglich die Stange Eis vors Haus legte) wurde durch einen elektrischen, original deutschen „*Kühlschrank"* Marke *Bosch* ersetzt (dieses neuartige Wort ist mir bis heute fremd geblieben ...). *Wie* modern dieses Gerät zumal in Japan damals war, ist mir erst viel später klar geworden: die erste „Kältemaschine", eine liegende Tonne auf vier Beinen, hatte *Bosch* erst 1933 auf den Markt gebracht – die elektrische Kühlwelle hatte nur wenige Jahre vorher begonnen, in USA. Beide Elektrogeräte waren Gegenstände von hohem Gebrauchswert und höchstem Prestigewert, zumal im damaligen, in dieser Hinsicht noch sehr ‚unterentwickelten' Japan; noch dazu mitten im Krieg. Zum 9. Geburtstag im Herbst 1943 – ich hatte gerade

---

[36] Dies und die folgenden vier sowie einzelne spätere Hinweise gehen auf Bemerkungen von Herrn *G.* zurück, die er in Gesprächen mit mir in seinem Haus in *Shukugawa/Ashiya* im November 1983 sowie im April 1986 gemacht hat. *G.* war als Toningenieur bei Siemens in Berlin tätig gewesen und hatte nach Drohungen in der Firma seine jüdische Lebenspartnerin in die Emigration nach Kobe begleitet. Sein Studium der Kunstgeschichte und Philosophie hatte der seit dem Ersten Weltkrieg pazifistisch eingestellte Intellektuelle in der Inflation abbrechen müssen, doch haben ihn entsprechende Interessen weiterhin begleitet; sein besonderes Interesse galt dem Physiker und Wissenschaftstheoretiker *K. R. Popper*. Er absolvierte dann ein Ingenieurstudium an der Techn. Universität Berlin. In Shukugawa wurde er – auf Hinweise des seit etwa 1942 in Kôbe tätigen Gestapobeamten *Kahner* – von der *Kempeitai* (der japanischen Militär- und Politischen Polizei) zeitweise fast wöchentlich aufgesucht. (Auch der Gestapochef in Tôkyô, Oberst *Meisinger*, ist laut *G.* wiederholt nach Kôbe gekommen und „schaute sich im Klub um". Der *Kempeitai*-Beamte suchte *G.* – stets höflich – auszufragen, wegen fehlender Sprachkenntnisse (Japanisch bzw. Englisch) ein schwieriges Unterfangen, schließlich wohl wegen Einschätzung des Befragten als harmlos eingestellt. – Im September 1986 ist Herr *G.* im Krankenhaus in Kobe in hohem Alter verstorben. (Den Hinweis auf Herrn *G.* habe ich neben weiteren Hinweisen von Herrn *Galinsky* erhalten, ehemaligem Generalkonsul des Konsulats Kobe/Ôsaka; vgl. auch dens., in *Ehmcke u.a., S. 134-43.*)

im Sommerkurort *Karuizawa* in den japanischen Alpen Radfahren gelernt – erhielt ich ein Jugendfahrrad. So etwas hatte kaum ein Gleichaltriger. Ich benützte es eifrig zu einsamen mittäglichen Ausflügen hinunter zum sehr still gewordenen Hafen – ich musste ja nun nicht mehr Mittagschlaf halten wie meine ‚kleinen Schwestern' ...

Besonders durch die Entlassung aus den deutschen Firmen waren die Juden in Kobe elementar bedroht: eine wesentliche Grundlage ihrer Existenz brach weg. Nicht nur in Kobe – was Japan betrifft, so galt das am meisten sicher für die Region *Tôkyô-Yokohama*. Und nur hierfür habe ich selbst auch Vermutungen, Hinweise usw. finden können, und nur in einem einzigen Fall. Es war eine peinlich-schmerzliche Erinnerung an einen wohl gleichaltrigen und vermutlich befreundeten Kollegen meines Vaters aus seiner Zeit am Hauptsitz der Firma *Leybold* in Tôkyô (1927 bis 1933); diese Erinnerung war in der ganzen Familie auf die eine oder andere Weise präsent, was ihre Bedeutung für meinen Vater hervorhebt. Doch wurde sie erst nach Kriegsende zum Thema. Dieser Kollege namens *Erich Schüler* wurde als Jude, wohl nicht sehr lange nach 1933, zum Austritt aus der Firma gedrängt; eine deutsche Firma mit jüdischen Angestellten konnte die Geschäftsbeziehungen mit Deutschland nicht fortführen. Wurde er irgendwie abgefunden? Jedenfalls emigrierte er nach USA und gründete in *New York* eine eigene Firma (*Actina Inc.* – an den Briefkopf und das ‚gehämmerte', etwas transparente Briefpapier des offensichtlich nicht so seltenen Briefwechsels erinnere ich mich lebhaft, aus dem Büro, das mein Vater um 1950 in unserem späteren Wohnzimmer in Stuttgart-Vaihingen betrieb und wo ich häufig Briefe nach Diktat in die Maschine schrieb)[37]. Auch erinnere ich mich deutlich daran, dass eine als ‚Reuegabe' an Schueler in New York gesandte Kristallvase dort in Scherben angekommen sei ...

Meine fünf Jahre jüngere Schwester erinnert hier eine etwas andere Version; ist die Quelle unsere Mutter? Mein Vater habe *Schüler* 1938/39 geholfen, nach New York zu kommen – war *Schüler* denn erst nach Deutschland zurückgekehrt? 1933, 1934 war das noch vorstellbar, besonders im fernen Ausland konnte man sich vieles in Deutschland schon ‚Normale' noch nicht vorstellen. Unser Vater sei daher auch im Mai 1939 *über New York* nach Japan zurückgereist. (Von dem Aufenthalt dort hat mir mein Vater manche kleine, aber im Gedächtnis festverankerte Geschichte erzählt. Lange freilich kann er sich nicht in New York aufgehalten haben, nach den Einreisestempeln in seinem Reisepass – vgl. am Anfang von Abschnitt II oben). Nach dem Krieg habe *Schueler* unserer Familie mehr als ein Care-Paket nach Deutschland geschickt, und die Kristallvase sei eher als eine ‚Rückzahlung' der durch die Care-Pakete entstandenen ‚Schuldverpflichtung' im japanischen Sinn zu verstehen.) Erinnerungen, Splitter im Gedächtnis, Wahrheit und Dichtung?

Ein weiterer Aspekt zur Geschichte der Juden in Kobe ist die Bedeutung der Stadt als Durchreisestation für mehrere Tausend Juden, von 1940 bis Juni 1941, auf der Flucht aus *Litauen* und angrenzenden Gebieten vor allem nach *Shanghai*. Ich habe darüber Jahrzehnte später aus den zahlreichen Publikationen erfahren, in denen diese wunderbare Rettung dargestellt wird. [38] Diese Rettung wurde durch einen mutigen japanischen Konsul namens *Sugihara* in *Kaunas*/Litauen möglich, am Rande der Legalität und teilweise gegen ausdrückliche Anweisung aus Tôkyô. Dieser barmherzige Mann erteilte, bewegt von der Armseligkeit der Hilfesuchenden, allen Passinhabern ein

---

[37] Im Geschäftsadressbuch meines Vaters für seine letzte Japanreise 1960 findet sich folgende Adresse: Actina Inc., 205 East 42nd Street, New York 17, NY.

[38] Vgl. u.a. *Dicker 1962* (besonders über Armseligkeit des Lebens der Flüchtlinge in *Shanghai*), *Shillony 1981, 156-171 (Japanese Anti-Semitism), Kranzler 1988* (bes. über Kobe), *Shatzkes 1991, Ross 1994*.

Durchreisevisum durch *Japan*, sofern sie nur ein Einreisevisum für *Curaçao* besaßen, eingestempelt vom niederländischen Konsul. Daraufhin erhielten die Flüchtlinge das sowjetische Durchreisevisum und konnten mit finanzieller Unterstützung von Hilfsorganisationen in USA die transsibirische Eisenbahn benützen. Ihr erster Zwischenhalt war Kobe, für die Erschöpften eine Gelegenheit zur Erholung, von westlichen[39] und japanischen Helfern organisiert, und auch von den Behörden und Einwohnern der Stadt Kobe unterstützt. Wie notwendig die Erholung nach einer Reise von fast 14 Tagen und vielfach in der Holzklasse war, kann man ein wenig beim Vergleich mit meiner nur wenig vorher stattgefundenen Reise in der 2. Klasse ermessen (vgl. oben Abschnitt III). (Zum Kobe-Aufenthalt vgl. Fotografien und Berichte: *US Holocaust Museum 2001, S. 100-124.)*

Das Ziel *Curaçao* war freilich eine Fiktion: eine kleine, vor der Küste von Venezuela liegende Felseninsel der Niederländ. Antillen. So reisten die Flüchtlinge nach einem, durch Nachsicht der Behörden vielfach verlängerten, oft mehrmonatigen Aufenthalt in Kobe weiter nach *Shanghai*, dem letzten Gebiet ohne Visumszwang auf der ganzen Welt. Dort haben diese Flüchtlinge die deutsche Verfolgung mehr schlecht als recht überlebt, ähnlich wie Tausende von früher eingetroffenen jüdischen Flüchtlingen. Shanghai war ein von den Westmächten 1842 ‚geöffneter' ‚Vertragshafen' an der Mündung des Yangtse-Kiang in Ostchina, seit 1854 mit einem britisch-amerikanisch und einem französisch verwalteten, exterritorialen *International Settlement*. Es war seit den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zu Chinas größtem Handels-, Finanz- und Industriezentrum geworden, mit zahlreichen Unternehmern, zunächst vor allem aus dem Westen. Ende 1941 wurde es, bis auf die französische Konzession, von japanischen Truppen besetzt. Die deutschen Behörden lagen den japanischen Behörden in Shanghai ständig in den Ohren, ein ‚richtiges Konzentrationslager' für diese ‚Elemente' zu errichten; die Pläne allein machten den Betroffenen viele Ängste. Die Japaner, denen diese Art der Diskriminierung schwer verständlich war, gaben schließlich ‚auf asiatische Weise' nach. Die aus Litauen gekommenen Flüchtlinge, etwa 5000, mussten schließlich in einem chinesischen Stadtteil zusammenziehen. Doch sofern Arbeitsverträge mit Firmen in den Settlements vorlagen, konnten sie ‚zwecks Arbeit' sich dorthin begeben, und das konnten schließlich recht viele. – Nach der Befreiung 1945, in Shanghai durch dort gelandete US-Truppen, konnten die meisten von ihnen schließlich nach USA ausreisen.

An diese jüdischen Flüchtlinge habe ich, aus Anlass ihres Zwischenaufenthalts in Kobe, eine schwache, nahezu nebelhafte Erinnerung. Es war 1940 oder 1941, auch nach meiner inneren Uhr. Mit *Michan*, unserer Kinder-*Amahsan*, machte ich regelmäßig einen kleinen Spaziergang zu dem kleinen, heute noch fast unverändert erhaltenen, winzigen *Shintô*-Schrein *Sanbonmatsu*; *Michan* nahm mich oft dorthin mit, um zu beten. Auf dem kurzen Weg von vielleicht 200 Metern auf der nur wenig unterhalb unseres Hauses gelegenen, parallel zum Hang zwischen *Kitano-itchôme* und *-sanchôme* verlaufenden Straße, befand sich auf der Seeseite, nur etwa zwanzig oder dreißig Meter vor dem Schrein, ein ungewöhnlich langes, zweistöckiges Wohnhaus im westlichen Stil, in einem von einem Eisenzaun umschlossenen Garten. Darin liefen unglaublich viele,

[39] Einen dieser Helfer habe ich in den 80er Jahren noch kennenlernen (Herrn *G.*, s. Fußnote oben) und von ihm manche Einzelheit erfahren können, die meine vage Erinnerung (s.u.) in die wie ich meine richtige Richtung gelenkt hat: die Flüchtlinge seien durch ihre altertümliche Kleidung aufgefallen, in der sie in Kôbe ruhelos umherliefen.

dunkel gekleidete Männer herum, lebhaft sprechend.[40] Ich war irgendwie fasziniert und wollte wissen, was es damit auf sich hatte. Ob nun von *Michan* oder von meinen Eltern belehrt, die Auskunft war: das sind Feinde, und man solle weitergehen und nicht stehenbleiben – ein Tabu wurde gesetzt. Lange Zeit habe ich mir diese Menschen als internierte Engländer oder Amerikaner gedeutet; aber die näheren Umstände sprechen eigentlich dagegen. Ebenso was ich heute über die Versorgung jener Flüchtlinge weiß, die in einfachen Hotels, Pensionen und angemieteten Privathäusern oft sehr dichtgedrängt untergebracht waren und von einem Hilfskomitee versorgt wurden.

3. Der Vater und sein *Office* in *Ôsaka*

Der Vater ging ins *Office*. Früh am Morgen, vor dem Frühstück der Kinder, fuhr er mit der *Densha* nach *Ôsaka*, spät am Abend kam er zurück; da waren wir Kinder schon im Bett.

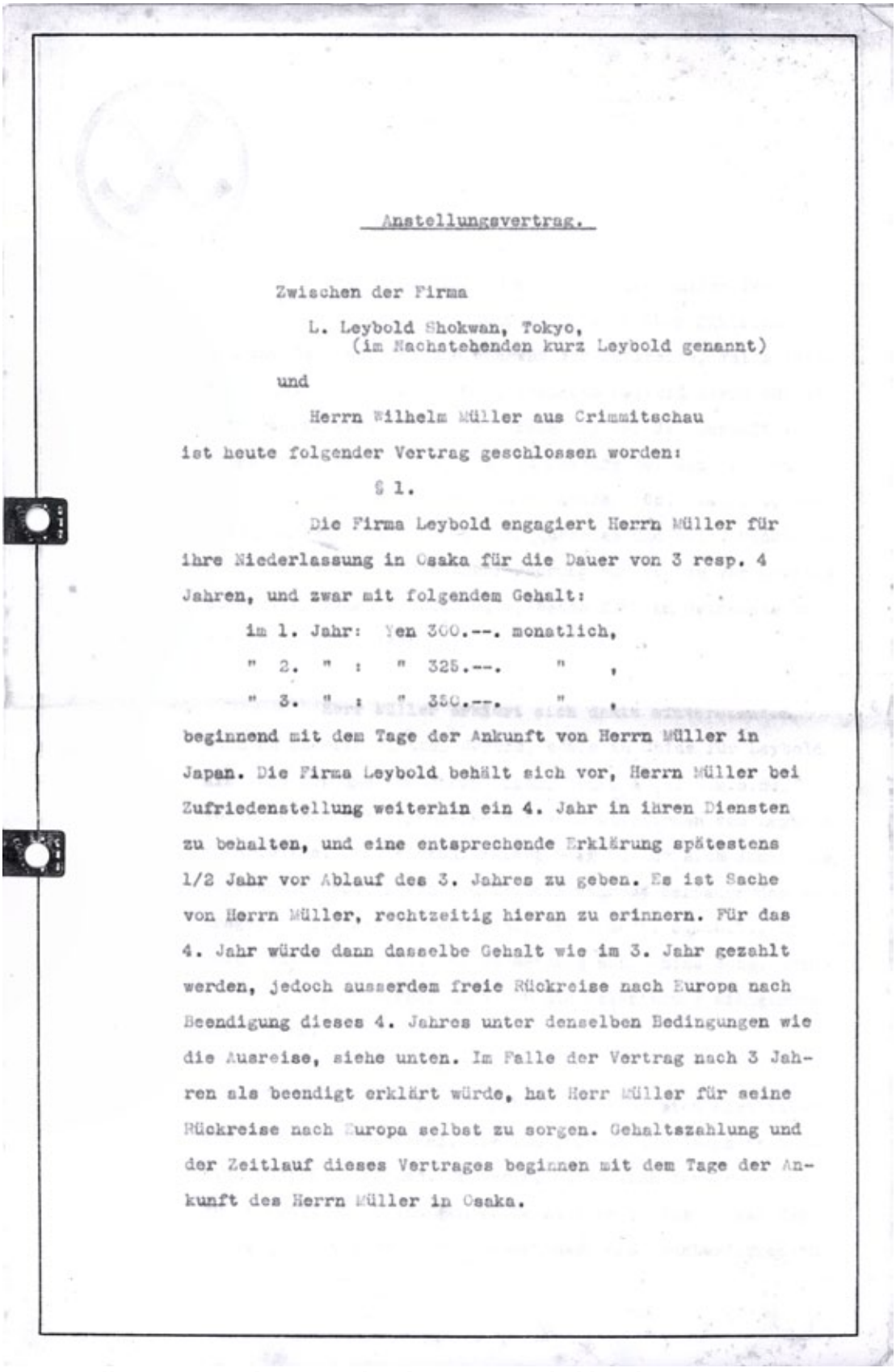
Der Vater beim Einsteigen in „die Hankyû" in Okamoto, zur Fahrt ins Office in Ôsaka (sein Kommentarauf der Rückseite: „was für ein schlecht sitzender Anzug!) (1934-1938).

Auch die anderen Väter gingen ins *Office*. Nicht alle waren so lange weg. Und viele gingen zu Fuß ins *Office*, weil es in Kobe gelegen war, in der Hafengegend, von *Kitanochô* einfach eine gute Viertelstunde zu Fuß den Berg hinunter. Nicht wenige verließen das Haus erst später am Vormittag, waren vielleicht am Nachmittag zuhause, rauchten im Herrenzimmer eine Zigarre, lasen die Zeitung, die *Mainichi*, die in *Ôsaka* auch in englischer Sprache erschien, oder die *Nippon Times* aus *Tôkyô*. Es war die zunehmende Dauer des Krieges, die ihnen die gewohnte Beschäftigung nahm, das ‚Geschäft' lief nicht mehr: Export nach, Import aus Deutschland, und die Tätigkeiten, die sich aus Verschiffung, Versicherung usw. ergaben, alle im wesentlichen seit September 1939 eingestellt, als Folge der britischen Kriegserklärung und See-Blockade gegen Deutschland, nach dessen Überfall auf Polen. Diese Väter hatten eher Zeit für ihre Kinder (soweit das ihre Auffassung von der Rolle eines Vaters erforderte und zuließ). Das Bild des gelassenen, geruhsam an der Zigarre ziehenden Vaters ... die Gedanken einfach schweifen lassen, wie die blauen Kreise des Zigarrenrauchs ... Es gerann mir zum Gegenbild, zum Wunschbild eines Vaters, zum eigenen Wunschbild ... nicht vom unaufhörlichen Betrieb des Erwerbslebens verzehrt werden ... überhaupt: zuhause sein ...

Doch *mein* Vater, seit seinem 22. Lebensjahr in Japan ansässig, fuhr jeden Tag mit der Bahn zur Arbeit, ins *Office*, außer sonntags, ohne Urlaub, bis zum letzten Tag des Kriegs, und nach einer Pause von wenigen Monaten erneut: erst sieben Jahre ins

[40] Ähnliche Erinnerung eines Kindes bei *Nosaka, 1990, S. 36*: „... um 1940 waren übrigens viele jüdische Flüchtlinge in die Rote Villa bei Shinohara gekommen ... sie trugen alle Bärte, egal, wie jung sie noch waren, und gegen vier Uhr nachmittags standen sie allesamt beim öffentlichen Bad Schlange in ihren dicken Mänteln, und das bei der Sommerhitze ...".

Zentrum von *Tôkyô*, seit 1933 nach *Ôsaka*, bis Anfang 1947 – 20 Jahre lang. In diese große alte Kaufmannstadt, die dritte Stadt des Kaiserreichs, in Rivalität mit den kaiserlichen Hauptstädten, der neuen und der alten, *Tôkyô* und *Kyôto*. An Größe war *Ôsaka* die zweite, mit damals drei Millionen Einwohnern, die Metropole von Handel und Industrie, mit kompliziert verflochtener größter und großer, mittlerer, kleiner und kleinster Industrie. Die riesige, völlig ebene Stadt an der Ôsaka-Bucht, also am Meer, wurde durch Brandbomben so gründlich niedergebrannt wie wenige andere Städte – zuletzt am 14. August 1945, am Tage vor der Proklamation der Kapitulation durch den Kaiser, durch einen verheerenden Angriff auf die Innenstadt. Und dennoch, so meine ich nach einem Besuch 2007, muss vom *Edobori*-Viertel einiges stehen geblieben sein, also womöglich auch das Beton-Hochhaus mit dem Sitz der Firmenfiliale von *Leybold*.



Anstellungsvertrag.

Zwischen der Firma

L. Leybold Shokwan, Tokyo,
(im Nachstehenden kurz Leybold genannt)

und

Herrn Wilhelm Müller aus Crimmitschau

ist heute folgender Vertrag geschlossen worden:

§ 1.

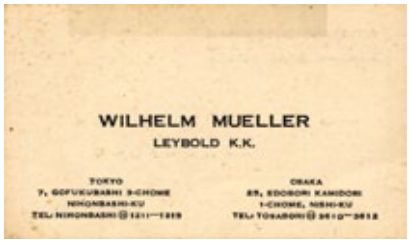
Die Firma Leybold engagiert Herrn Müller für ihre Niederlassung in Osaka für die Dauer von 3 resp. 4 Jahren, und zwar mit folgendem Gehalt:

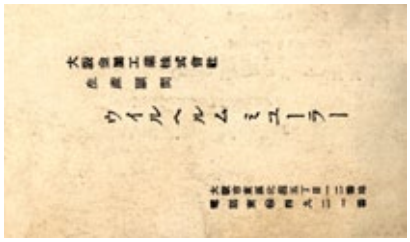
im 1. Jahr: Yen 300.--. monatlich,
" 2. " : " 325.--. " ,
" 3. " : " 350.--. " ,

beginnend mit dem Tage der Ankunft von Herrn Müller in Japan. Die Firma Leybold behält sich vor, Herrn Müller bei Zufriedenstellung weiterhin ein 4. Jahr in ihren Diensten zu behalten, und eine entsprechende Erklärung spätestens 1/2 Jahr vor Ablauf des 3. Jahres zu geben. Es ist Sache von Herrn Müller, rechtzeitig hieran zu erinnern. Für das 4. Jahr würde dann dasselbe Gehalt wie im 3. Jahr gezahlt werden, jedoch ausserdem freie Rückreise nach Europa nach Beendigung dieses 4. Jahres unter denselben Bedingungen wie die Ausreise, siehe unten. Im Falle der Vertrag nach 3 Jahren als beendigt erklärt würde, hat Herr Müller für seine Rückreise nach Europa selbst zu sorgen. Gehaltszahlung und der Zeitlauf dieses Vertrages beginnen mit dem Tage der Ankunft des Herrn Müller in Osaka.

Anstellungsvertrag des Vaters bei der Firma Leybold, Tokyo, vom 25. 3. 1927 (1. Seite).

Nur ein einziger Besuch in jenem *Office* (schriftlich hieß es auch *Bureau*) hat mir eine Erinnerung hinterlassen , es war wohl 1943). Vom großen Bahnhof *Ôsaka* (oder war es der benachbarte *Umeda*-Bahnhof der privaten *Hankyû*-Bahn?) ging es in südlicher Richtung mit dem Taxi dorthin. Es war ein Großraumbüro (die Normalform des japanischen Büros auch heute), etwa im 5. Stock eines vielleicht achtstöckigen modernen Betongebäudes, mit Fahrstuhl (oder ‚*Lift*', wie man sagte). Von seinem erhöhten Schreibtisch aus (er war wohl mit Glas abgeteilt) überblickte mein Vater den Rest des Raums. Dieser war an einer Außenseite durchgehend verglast, der Blick ging weit über die Stadt in östliche und wohl auch in südliche Richtung. Links vom Büroabteil des Vaters ging eine Tür nach hinten in einen separaten Raum mit WC, Waschbecken und Duschkabine: in der Sommerhitze von Ôsaka duschte er, wechselte er das Hemd bis zu viermal am Tag (Klimaanlagen waren noch unbekannt), und der Comment war streng: nicht ohne ‚Jackett' und ‚Kravatte', und mit ‚Haltung' ... Dass die Strapazen für Westmenschen im berüchtigten Klima der flach ausgestreckten, äußerst schwülen Riesenstadt Ôsaka enorm waren, das wurde mir früh klar, zumal der Vater ja nicht mit der Familie in den dreimonatigen Sommerurlaub fuhr. Und so lag es auch nahe, die spätere, mit wiederholten leichten Hirnblutungen verbundene Erkrankung des Vaters auf diese klimatischen Strapazen während der 20 Jahre in Tôkyô und vor allem Ôsaka zurückzuführen; auch die britischen Kolonialoffiziere in *Indien* hätten häufig daran gelitten, wie mir aus japandeutschen Kreisen zu Ohren kam.





Visitenkarte des Vaters : jeweils Vorder- und Rückseite.

Von den Realitäten des Bürobetriebs und seinen höchst komplizierten sozialen Beziehungen habe ich bei jenem Besuch freilich wenig begriffen. *Botchan* war vor allem der etwas verlegene Sohn des ‚deutschen Chefs'. Mein Vater war etwas wie der faktische deutsche Leiter dieser Filiale der deutschen Firma *K.K.L.Leybold Shokwan*[41], *Leybold Handelshaus AG*, mit dem Hauptsitz in *Tôkyô*, einer alteingesessenen Firma für die Einfuhr von Maschinen; der Name geht auf einen deutschen Pionier-Ingenieur zurück, der sie um 1860 in Japan gegründet hat. Sie war zu jener Zeit paritätisch deutsch-japanisch, und daher gab es auch japanische Leiter. Im September 1945 wurde die Firma als Feindeigentum sogleich von der US-Besatzungsmacht *"sequestriert"* (engl. *sequestrated*), musste ihre Tätigkeit einstellen – die neuen Machthaber waren gut vorbereitet. Später ist ‚*Leybold*' (*Rêborudo*) von japanischen Angestellten neu gegründet worden und besteht bis heute.

Der Name des, oder eines der japanischen Chefs (*Ogino*) war mir gut erinnerlich, nicht nur weil er häufig genannt wurde, sondern weil ich diesen Namen falsch, aber nicht ohne Grund als ‚groß, nicht wahr?' deutete. Einige Jahre später freilich, beim Besuch des ‚Großen' in Stuttgart, musste ich erkennen, dass der Herr durchaus klein von Statur war. Dass (und in welchem Tonfall) ich diesen Namen immer wieder hörte, wies mich vor allem auf dessen gewichtige Stellung hin. Auch eine patriotische Tat von Herrn *Ogino* wurde wiederholt erwähnt: vor Kriegsbeginn habe er sein im Ausland deponiertes Vermögen nach *Japan* zurückgezogen – ‚im Krieg müssen alle Japaner

[41] Vgl. das *Adressbuch für das Deutschtum in Ostasien, 1939, S. 150, 157, 182.* Statt *Shokwan* ist heute die Aussprache bzw. Transkription *Shokan* üblich.

zusammenhalten!‘ Als Herr *Ogino* Anfang der 50er Jahre meinen Vater geschäftlich in *Stuttgart* besuchte, auch in unserem Haus im Vorort Vaihingen, war mir herausragend die Erinnerung an das Trinkgeld, das er dem Fahrer seines Taxis am Schlossgarten-Hotel (damals nur ein einstöckiger Flachbau) gab: ein silbernes Fünfmarkstück – ungeheuer in meinen Augen. Ein weiterer Name, immer wieder erwähnter Name: *Hiramatsu-san*. Er klang auch wichtig, aber milder, er war wohl älter.

„Osaka, Januar 1929“.
Der Vater: mittl. Reihe, 3. von links; Ogino: wohl unten, 2. von rechts.

Das also war das *Office* in *Ôsaka*. Am stärksten ist mir die Erinnerung an einen Arbeitsplatz unmittelbar vor dem Büroabteil meines Vaters geblieben. Er faszinierte mich, und ich sah ihn mir sehr genau an. Dort saß eine Typistin an einem eigenartigen Tisch, Japanerin wie fast alle übrigen Mitarbeiter (waren es zehn? fünfzehn?), und wie die meisten in einem düsteren Halbdunkel, wenn sie nicht nahe bei den Fenstern saßen. Etwa in Augenhöhe hatte sie etwas nach links zwei flache, quadratische, fast aufrecht gestellte Holzrahmen vor sich, von denen jeder etwa 1000 Bleitypen mit chinesischen Zeichen (*Kanji*) enthielt. Sie waren in der Weise übereinander angeordnet, dass die Typistin jeweils einen der beiden Kästen näher zu sich herschwenken konnte, um mit einem mechanischen Greifarm ein bestimmtes *Kanji (*sowie auch die je 50 *kana*-Zeichen aus den beiden japanischen Silbenalphabeten) herauszugreifen und vermittels dieses mehrgelenkigen Arms zuerst auf ein Farbkissen, dann auf ein auf einer sehr dicken Walze eingespanntes dünnes Papier zu drücken, wo es dann schön gedruckt zu lesen war ... Ein *Kanji*, ein einziges *Kanji*! Dann war die Bleitype wieder an ihren Platz im Kasten zurückzuführen, durch die erneute Betätigung des Greifarms. Darauf das nächste *Kanji* – viele, die meisten japanischen Wörter sind aus mehr als einem *Kanji* zusammengesetzt.

Der enorme Aufwand lässt sich vorstellen. Die Mühe und Ausdauer, die für ein einziges Schriftstück erforderlich waren, prägte sich mir ganz unmittelbar ein, und mir

wurde auch klar, dass derart gedruckte Briefe als solche bereits sehr gewichtig waren. – Auch erfuhr ich, dass diese Typistinnen des Japanischen viel weniger verdienten, als die fürs Englische mit den viel einfacheren Maschinen. Aber diese mussten eben Englisch können. (Inzwischen habe ich gehört, dass es auch *kanataipu*-Schreibmaschinen in der Art der sich im Westen seit Ende des 19. Jrhs. etablierenden westlichen Maschinen gegeben hat; sie waren also nur für die beiden japanischen Silbenalphabete (*kana*) geeignet, also für je etwa 50 Zeichen, nicht dagegen für die Tausende von *Kanji*, die chinesischen Zeichen.)

In den 70er Jahren erst, im Zeitalter der elektronischen Datenverarbeitung, ist eine japanische Schreibmaschine im vollen Sinn entwickelt worden. Sie sieht auch so ähnlich aus: wie eine flache Reiseschreibmaschine, oder eher wie ein Laptop, aber mit zusätzlich hinten angebauter Gummiwalze sowie Kleinstdrucker davor, und mit der auch im Westen üblichen Tastatur in Lateinbuchstaben, auf der man nach der mündlichen Aussprache den Text eingibt, den der Computer dann in *Kanji* und japanische Silbenschrift umwandelt, bis am Schluss der gesamte Text vom Speicher ausgedruckt werden kann. Bei einer Reise nach Tôkyô 1986 habe ich durch einen Freund einen solchen *wapuro* (japanische Verkürzung von *word processor*) kennengelernt und bald darauf auch gekauft; seit über 20 Jahren verwende ich ihn gerne und häufig, meist freilich für lateinische Schrift.

Nur wenige Wochen nach meiner Rückkehr 1986 konnte ich die selbstgewisse Überlegenheit eines westlichen Sozialwissenschaftlers bestaunen. In einer angesehenen Zeitschrift für Sozialwissenschaft fand ich einen Artikel mit dem überraschenden Titel „Die real nicht existierende japanische Schreibmaschine, oder: wie funktioniert das japanische Büro ohne Maschinenschrift?“ Der Verfasser war ein renommierter Industriesoziologie mit langjähriger Forschungserfahrung auch im asiatischen Ausland. Zu jener Zeit waren *wapuro* in Japan bereits zu Millionen verbreitet; geradezu ein Verkaufsschlager besonders bei der älteren, eher computerfernen Generation ... (Aus obigem Titel ergibt sich auch der Grund für den frühen Siegeszug des Fernkopier- oder Faxgeräts in Japan: man konnte damit Handgeschriebenes schnellstens übertragen.)

Zurück zum *Office* des Vaters und zu seiner Tätigkeit dort. Ihm war es im Unterschied zu den meisten Vätern gelungen, auch nach dem kriegs- und blockadebedingten Ende des Export-Import-Geschäfts neue Aufträge ‚hereinzuholen‘. Rechtzeitig vor dem japanischen Angriffskrieg gegen die *USA*, das *Britische Empire* und die *Niederlande* mit ihrem ölreichen südostasiatischen Kolonialreich erwarb er für seine deutsch-japanische Export-Import-Firma das Patent eines niederländischen Geschäftsfreunds. (Solche Praktiken hat es übrigens auch zwischen deutschen und US-Firmen gegeben; so etwa bei dem Großkonzern *I.G. Farben*, der seine Patentrechte in USA in Tarnfirmen unterbrachte und ‚Geld verdienen‘ ließ, in enger Kooperation mit *Standard Oil*.[42]) Dieses Patent schützte ein modernes Verfahren zur Filterung von Rauchgasen durch elektrisch geladene Filter (heute von

Wilhelm Müller, vermutlich vor einem Flug nach ‚Manchûkuô’ (damals japan. besetzte chinesische Provinz).

[42] Vgl. *Hofer u.a. 2003, 586 ff.*

großer Bedeutung beim umweltfreundlicheren Betrieb von Kohlekraftwerken). Durch die Übertragung an einen deutschen Staatsangehörigen war es vor japanischer Konfiskation geschützt und konnte daher von der Firma verwertet werden.

Größtes Interesse an diesem Verfahren hatte die Kaiserliche Kriegsmarine: um nämlich den Funkenflug aus Abgasen von Kesseln und Motoren zu unterbinden und Kriegsschiffe nachts ‚unsichtbar' zu machen. Um die Anwendungsreife möglichst rasch zu erreichen, griff man gerne auf die Mitarbeit von deutschen Ingenieuren zurück (darunter auch des dann in der Firma angestellten und später in Deutschland zu Ehren gekommenen *Dr. P.)*. Bei der Einleitung und der ständigen Vermittlung der Kooperation mit Marine und Industrie erwies sich des Vaters langjährige Erfahrung und kulturelle Vertrautheit im Lande, seine zahlreichen persönlichen Verbindungen in Ôsaka und Tôkyô und nicht zuletzt die sichere Kenntnis japanischer Sprach- und Verhaltensusancen als unentbehrliches Schmiermittel der geschäftlichen Kommunikation. Sicher war das ‚Rauchabscheiderprojekt' (das Wort, aber nicht die Sache selbst ist mir seit jenen Jahren im Kopf) nicht sein einziges, aber vielleicht das wichtigste Projekt. Tatsächlich erwies es sich zwar als technisch bemerkenswerter Beitrag zur japanischen Rüstungsproduktion, war aber bereits im Stadium der realistischen Erprobung überholt: inzwischen waren die elektronischen Ortungsverfahren der anglo-amerikanischen See- und Luftstreitkräfte soweit fortentwickelt, dass Kriegsschiffe auch ohne Funkenflug zu orten waren. Bei der ersten Erprobung in stockdunkler Nacht wurden zwei der drei Testschiffe der japanischen Kriegsmarine versenkt. (Nach Mitteilung von *Dr. P.*) Sehr betroffen sprach der Vater nach dem Krieg davon, dass jener niederländische Patenteigentümer vom *SD* ermordet worden sei. (Oder handelte es sich um einen Belgier? Sein Name war vielleicht *Van Tongeren*.)

An die geschäftliche Findigkeit meines Vaters habe ich zwei sehr habhafte Erinnerungen, jedes Mal in einem eindrucksvollen Gegenstand verkörpert. 1939 sollte auf dem Rückreisedampfer ein deutsches Auto nach Japan mitkommen, ein dunkelblauer *Opel Kapitän*, an den ich noch eine lebhafte Erinnerung habe: dunkelblau stand er da, von vielen bestaunt, vor dem Hellblau des bayerischen Herbsthimmels. Denn dieser Wagen, einer der Oberklasse damals, jedoch aus einer Firma der Massenproduktion, kein *BMW*, *Horch* oder *Maybach* also, war von einem Bruder meiner Mutter, Ingenieur bei *Opel*, im Herbst von seinem Produktionsort *Rüsselsheim* (eindrucksvoller Name für den Fünfjährigen!) bis nach *Geitau* (einem Weiler bei *Bayr. Zell* nahe zur Grenze der damals so genannten *Ostmark*, d.h. *Österreich*) gefahren worden, wo ich mich zusammen mit meiner Schwester *Gisela* aufhielt, versorgt von unserer *Tante Hanna*. Dieses prestigiöse Auto der Oberklasse musste eine gewisse Mindestzahl von Kilometern aufweisen, um als ‚gebraucht' mitgenommen werden zu können, und so ‚musste' der Onkel *H.* eben weit herumfahren, auch wohl den Kilometerzähler in anderer Weise in Bewegung setzen, wie er nach meiner festen Erinnerung durchblicken ließ. (Überhaupt dürfte schon die Beschaffung dieses Autos im Jahre 1939 viele Beziehungen erfordert haben, vor allem aber eine Bezahlung in jener konvertiblen Devisenmark, über die mein Vater als Devisenausländer verfügte.)

Der tatsächliche Zweck der Mitnahme als ‚Reisegepäck' nach Japan (nun vermutlich mit einem Dampfer des – noch – neutralen Italien) war aber sicher nicht die Benutzung dieses Autos in Kobe zum eigenen Vorteil, sondern seine Weitergabe an interessierte japanische Geschäftsfreunde. Zweifellos hätte man es in einem interessierten Betrieb (z.B. *Mitsubishi* in Kobe) bis zur letzten Schraube auseinandergenommen, genau

vermessen, dann wieder zusammengesetzt, zur vollen Funktionstüchtigkeit. Eine ‚Gefälligkeit' meines Vaters für die japanischen Geschäftsfreunde, die eine ‚Schuldverpflichtung' ihm gegenüber begründet hätte. Nicht die einzige. *Eine* Grundlage seiner, unserer gesicherten und gehobenen Existenz in jenem Lande, in jenen Zeiten ...

Der zweite sicher erinnerte Gegenstand war weitaus kleiner, doch auch er ein Produkt fortgeschrittener deutscher Technik: ein Rasierklingenschärfer, Erzeugnis der Firma *Siemens-Halske*, ein blau lackiertes Kästchen etwa von der Größe von zwei Zündholzschachteln. Man konnte es aufklappen und eine der damals üblichen doppelseitigen Rasierklingen einlegen, wenn sie an Schärfe verloren hatten – in Zeiten von Krieg und Warenmangel besonders wertvoll. Zwei mal zwei Gruppen von gerippten Schleifsteinen wurden von beiden Seiten auf den Schneiden der eingelegten Klinge hin und her geführt und zugleich wenige Millimenter in senkrechter Richtung auf und ab bewegt. Die Bewegung erzeugte man, indem man eine durchlaufende Schnur an einer Rolle im Gerät entlang zog, ein elementarer Antriebsmechanismus; dies wurde einfach dadurch erreicht, dass die Schnur an einem Ende an einem festen Punkt eingehängt wurde; am anderen Ende hielt man sie mit einer Hand straff und zog den Apparat darauf hin und her (heutzutage würde das natürlich ein Batteriemotor erledigen, vorteilhaft für die batterieproduzierenden Firmen). Die Gelegenheit zu seiner lizenzgebührenfreien Lizenzproduktion ergab sich gleich nach dem Krieg, als die Kapazitäten der japanischen Rüstungsindustrie für Friedensprodukte frei wurden. *Wie* die Vermittlung durch den Vater geschah, das habe ich nicht mitbekommen. Jedenfalls nahm mein Vater 1947 ein solches ‚Lizenzgerät' nach Deutschland mit, wo es noch jahrelang in Gebrauch war.

Der wichtigste Antrieb für meinen Vater war sicher in seinem ganzen Leben, seine Familie ‚anständig', ja ‚standesgemäß' zu versorgen, mit Blick nicht zuletzt auf die Mutter und ihre ‚hochwohlgeborene' Herkunft (ein damals bei Gelegenheit noch gebräuchliches Wort). Und dank seiner ungewöhnlichen Sprach- und Landeskunde, seinen allmählich akkumulierten Beziehungen und seiner Initiative als Kaufmann war er dazu viel besser in der Lage als die meisten anderen Deutschen, auch im Krieg. Tatsächlich war er damit zeitweise tief in die japanische Kriegsindustrie involviert, in diesem Sinne ein ‚Kriegsgewinnler' (und das hat sich damals auch deutlich auf das Einkommen und die materielle Versorgung unserer Familie ausgewirkt). Er selbst hat es sicher nicht so aufgefasst, sondern war als Kaufmann zunächst einmal an jedem Geschäft interessiert, bei dem etwas zu verdienen war. Seinen häufigen Wechsel zu einer anderen Geschäftstätigkeit in Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit pflegte mein Vater gerne so zu umschreiben: „Das Geld liegt auf der Straße. Man muss es nur sehen und aufheben."

Er sah es, hob es auf – auch im Sinne des Konservierens. Es war ihm offenbar klar, dass sein Einkommen im Krieg reichlich war und dass man immer weniger dafür kaufen konnte, und dass es noch schlimmer kommen konnte. Er kannte diese Situation aus Deutschland, aus dem Ersten Weltkrieg und aus der Inflation danach. Die Lehre daraus hieß „Flucht in die Sachwerte", denn das Geld wird zu wertlosem Papier. Und so kaufte er solche Sachwerte. Der Spektulärste darunter war ein großer, neuer, prächtiger Teppich fürs Wohnzimmer (wo er kaum der Abnützung unterlag ...). Diesen Teppich beschaffte er 1943 aus *Shanghai*, einer Stadt, die mir auch aufgrund anderer Sendungen als Ort erschien, wo Milch und Honig flossen. Gelegentlich trafen von dort auch schwere Pakete mit Fleischkonserven ein – ihr Gewicht ist mir noch in fast

schmerzlicher Erinnerung, weil ich einmal, in Shioya 1944, ein solches Paket von 10 kg auf der Post abholen und den ‚Steilen Berg' einen guten Kilometer in die Höhe zu unserem Haus hinaufschleppen musste. (Dass in jener von der japanischen Armee – mit Ausnahme der französischen Konzession – besetzten Stadt Shanghai für die übergroße Mehrheit der chinesischen Einwohner und auch für die alliierten Zivilinternierten Hunger und Elend herrschten, das habe ich erst viel später erfahren.[43]) Jener Wollteppich aber, er lebt noch heute. 1944 bei einem befreundeten Bauern versteckt, 1960 nach Stuttgart geholt, dort im Wohnzimmer meiner Mutter bis zu ihrem Tod 1989, liegt seitdem in unserem Wohnzimmer, erst jahrelang in Hannover, nun in Freiburg. Er ist von einer ganz wunderbaren, schwer beschreibbaren Farbe: in Richtung aufs Rot der frisch aufgekeimten Blätter des rotblättrigen Ahorn, je nach Lichteinfall verschieden schimmernd. Das Muster ist nicht eingewebt, sondern sorgfältig mit scharfem Messer eingeschnitten, nur gegen das Licht ist es andeutungsweise zu sehen.

Aber 1947 ins ihm fremd gewordene Deutschland ‚repatriiert', reichte meines Vaters Geschäftssinn nicht mehr aus, trotz jahrelanger großer Anstrengungen, und auch angesichts vielfältiger Enttäuschungen. 1950 gründete er eine kleine Fabrik zur Herstellung von Textilmaschinen (zunächst ließ er lange in verschiedenen Handwerksbetrieben ‚im Lohn' arbeiten). In einer solchen, sehr angesehenen Fabrik in Crimmitschau in Sachsen hatte er nach dem ersten Weltkrieg seine Lehre gemacht, und seine alten Beziehungen dorthin nutzte er zur Gewinnung des Konstrukteurs und von zwei Meistern für den Aufbau einer ähnlichen Maschinenfabrik im Westen, nach den ersten Jahren auch mit Hilfe eines Kredits aus dem von den USA initiierten Marshall-Plan. Aber das mühselige Unternehmen endete nach nicht einmal zehn Jahren in gesundheitlichen und Familien-Problemen (er war in den 50ern), in Konkurs und ‚Existenzverlust'. Emblematisch für dieses Scheitern war vielleicht schon der Name seiner Firma: >>*Finishtex*<<: gut vielleicht für den Export, wo er durchaus reüssierte, schlecht in Deutschland, wo damals fast niemand dieses Wort aussprechen konnte (die spitzen Winkel zu beiden Seiten des Firmennamens waren sozusagen das Logo: Wolltuch im Fischgrätmuster). Und erst recht die Telegrammadresse: *onajimi* (japanisch etwa: *gleichen Sinns*, *gemeinsam*: als Einladung zu guter Zusammenarbeit); sie wurde in deutscher Aussprache grässlich verunstaltet, für mein japanisches Ohr.

4. Das kleine Japan um unser Haus

Die Straßen, die zum Haus in *Okamoto* oder in Kôbe, Kitano-chô führten, waren schmal – so schmal, dass viele von ihnen gar nicht mit dem Auto zu befahren waren. Und dies obwohl Kobe entstanden war aus der Keimzelle eines europäisch geplanten Konzessionsquartiers am Hafen: mit breiten, rechtwinklig sich schneidenden Straßen, Kanalisation, Hafenpromenade usw. Diese Kleinräumigkeit, für die allermeisten Quartiere auch heute noch charakteristisch, wird von den meisten ausländischen Besuchern in japanischen Städten übersehen, wenigstens denen aus dem Westen: Gassen und enge Gänge werden von ihnen gemieden, nur ‚richtige' Straßen (also Autostraßen) treten durch die Filter ihrer Wahrnehmung.[44] Die üblichen Reiserouten und Reiseführungen unterstützen dies, das ‚kleine Japan' bleibt so gut wie unbekannt.

---

[43] Vgl. *Ballard 1984.*

[44] Möglicherweise hängt diese relative Blindheit auch mit der Angst vieler Westtouristen vor Überfällen zusammen, so unbegründet gerade in Japan eine solche Angst sein mag. Oder auch mit einer Scheu, weil solche Gassen zu privat, ja zu intim wirken. Indem man auf den ‚richtigen Straßen' bleibt, lernt man nie die Wohnquartiere der großen Mehrheit gerade in den Städten kennen.

Exemplarisch möchte ich hier daher meine Erinnerungen und Eindrücke von meiner Kindheitsumgebung im Detail vorstellen, auch wenn das zu mancher Trockenheit in der Beschreibung nötigt.

Enge, steile Gasse ca. 50 m westlich von No. 65.

Die meisten und auch viele der von Europäern bewohnten Häuser in Kobe waren mit dem Auto kaum direkt anzufahren (ohnehin meist mit dem Taxi, denn Privatwagen wurden von Europäern fast gar nicht benützt). Meist blieb ein erhebliches Stück Fußweg durch enge Gassen, an deren Rändern so manches mehr oder weniger ‚in den öffentlichen Straßenraum' hereinragte, wie Abfallkisten, Wasserbehälter, Strommasten; ganz am Rand gab es auf einer oder beiden Seiten offene ‚Gossen', d.h. Schmutzwasser-gräben (heute sind sie nicht selten abgedeckt). An einer solchen Gasse von gut zwei Metern Breite, nicht asphaltiert, sondern mit Sand bestreut, lag auch der Eingang zu ‚unserem Haus', mit der Adresse *Kitanochô 2-chôme 65*. (Diese Zahl war nicht die Hausnummer an einer Straße, sondern gab an, als wievieltes dieses Haus im Quartier *Kitano* erbaut worden war – es gab in Japan so gut wie keine Straßenbezeichnungen, sondern nur Quartiersadressen, ein wenig wie in Mannheim. Die Numerierung nach Baujahr ist heute aufgegeben, es wird in den Blocks reihum gezählt. Daher lautet die heutige Adresse, etwas durchschaubarer und leichter zu finden: *Kitano-chô 2-10-12*.)

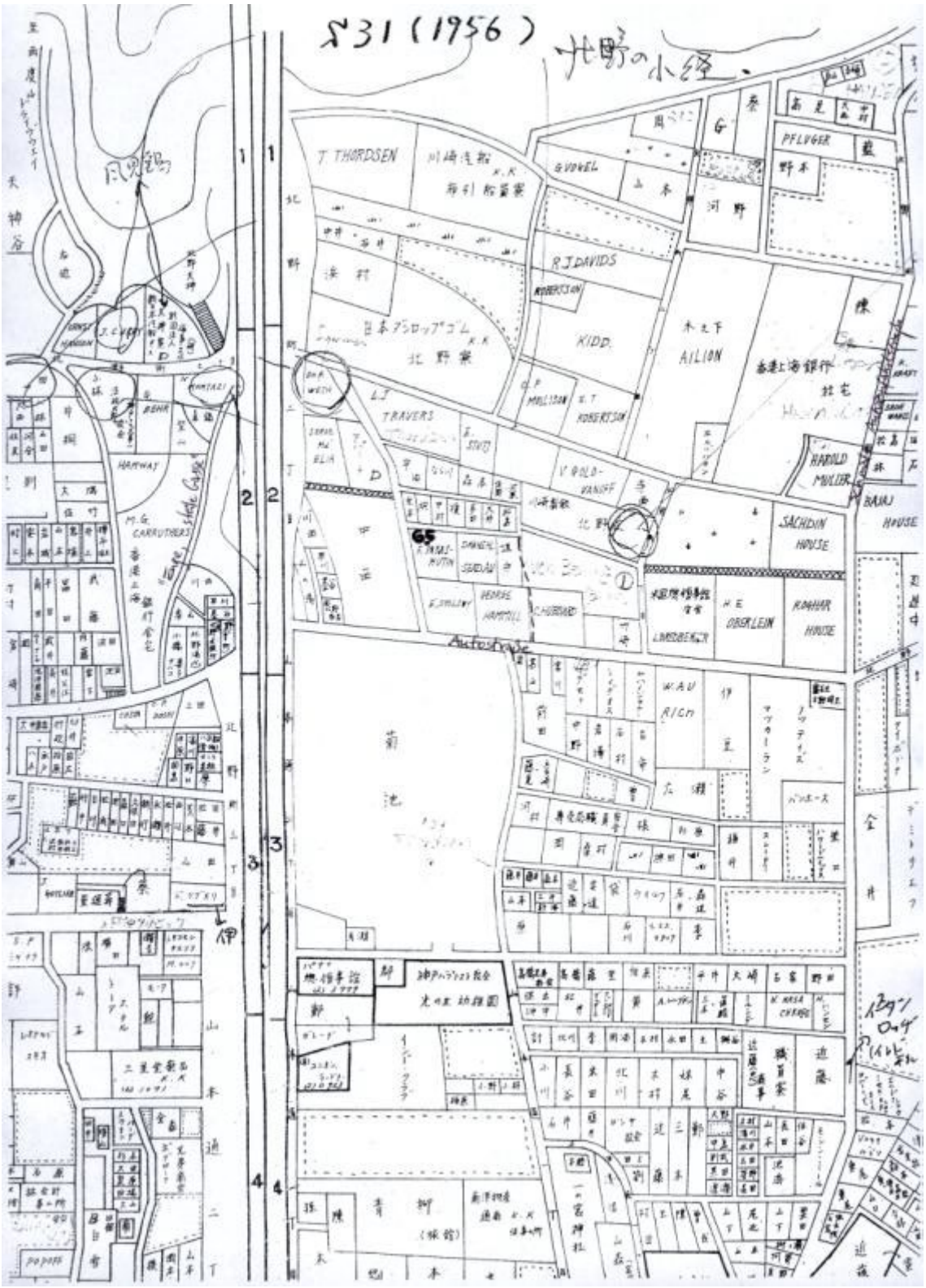
Gasse an der Nordseite voaus No. 65 (Kitano-chô-2-chôme).

Eine gewisse Anschauung von der Lage dieser Gasse kann man sich anhand der Karte Nr. 23 aus dem zeitgenössischen Atlas von *M. Schwind (1939)*[45] (s. u.) ver-schaffen, eines deutschen, in Japan sehr anerkannten Geographen. Allerdings bleibt die Anschauung recht eingeschränkt: Gassen wie die eben beschriebene sind dort nicht eingezeichnet. Zu schmal? nicht befahrbar? Kein Straßenbelag? Oder ist der Maßstab (1:12.000 – 1 cm ^ 120 m) zu groß? Besser geeignet ist die davor angeordnete, handverfertigte Nachbarschaftskarte von etwa 1956.

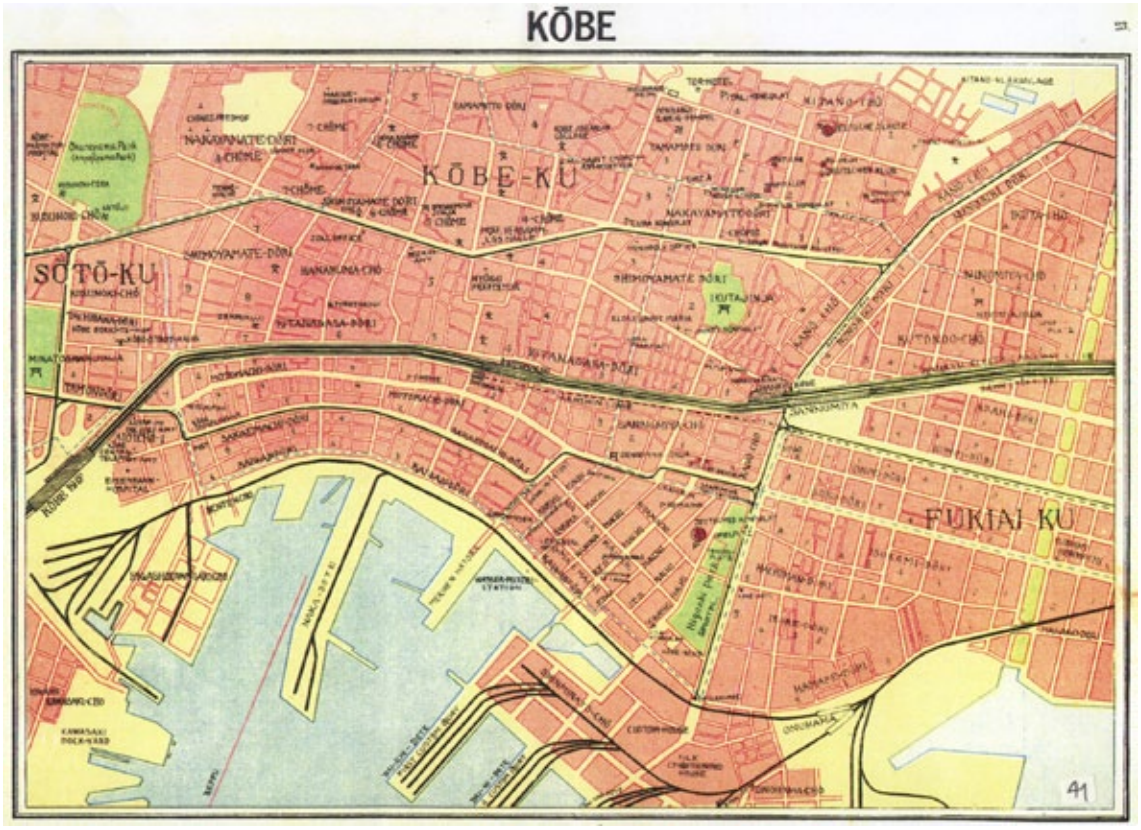
Der Eingang zu diesem Haus Nr. 65 lag gleich rechts am Anfang der oben genannten, etwa 2 Meter breiten Gasse, die – etwa 40 Meter lang – zu dem recht steilen Berghang parallel, also etwa eben verlief. Und sie verläuft auch heute noch genauso, wie fast alle im folgenden beschriebenen Wege – und es ist

[45] Das im folgenden beschriebene ‚Gewirr' von Gassen und Pfaden befindet sich auf der Karte von *Schwind* rechts oben, in der unteren Hälfte des Rechtecks, das den Buchstaben Ô in KITANO-CHÔ umschreibt.

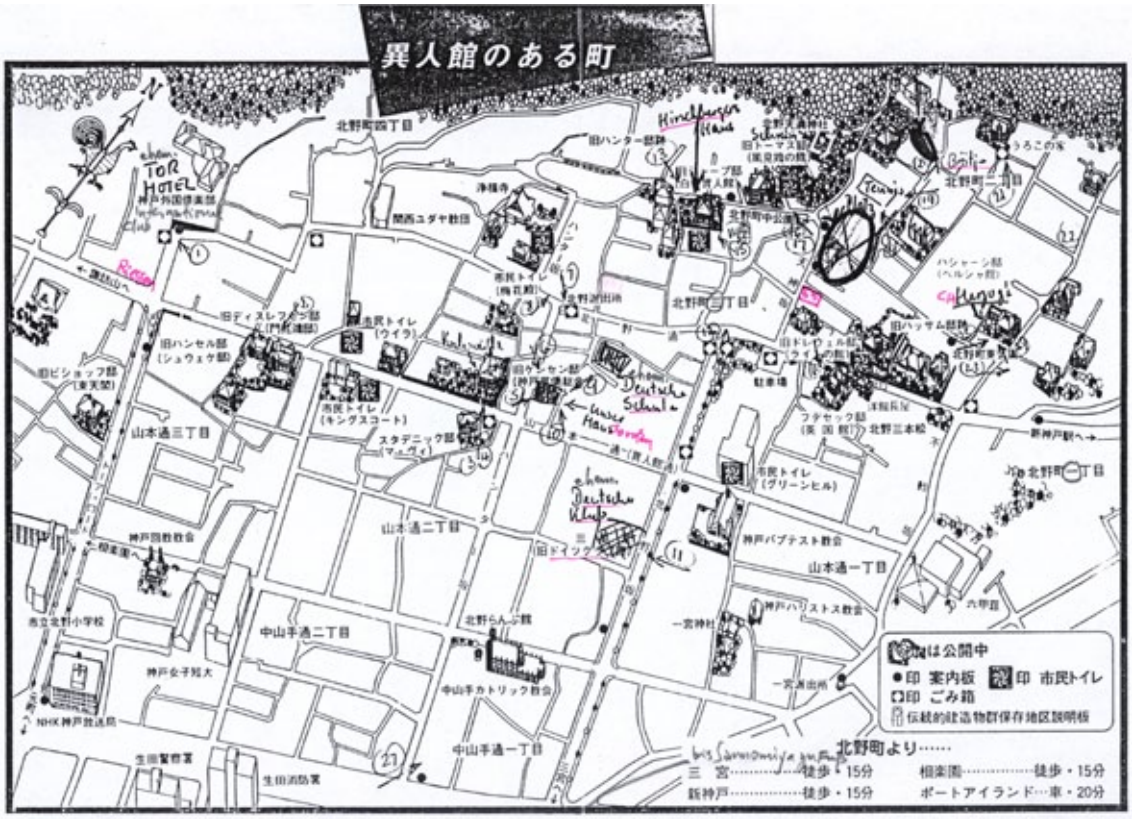
sonst wenig geblieben von der damaligen Bebauung. Gegenüber zur Linken und etwas höher gelegen war zunächst ein japanisches Haus – vornehm, denn nur die weiß getünchte und ziegelbedachte Mauer sowie ein ebenfalls weißes *kura* waren zu sehen (ein feuerfester Speicher). Danach acht oder zehn weit kleinere, doppelstöckige Reihenhäuschen, in mehr oder weniger einheitlicher, japanischer Bauweise, und allenfalls mit Andeutungen von Vorgärtchen (bis heute im wesentlichen erhalten). Rechts auf der Gasse, nach Haus Nr. 65, standen dicht am Weg etwa zwei oder drei größere Häuser europäischen Stils, mit Gärten auf ihrer anderen, nach Süden aufs Meer blickenden Seite. Sie waren wohl alle von Ausländern bewohnt, ich erinnere eine indische (nach Osten) und eine russische Familie (nach Süden angrenzend).



Kitanochô, wohl 1956.
Zusammengesetzt aus zwei der in japanischen Großstädten verbreiteten Nachbarschaftskarten, nicht streng maßstäblich von Hand gezeichnet. Doch zeigen sie oft schmalste Fußwege und die Namen der Grundstückseigentümer. Die Karte ist ungefähr nach Norden ausgerichtet. Auf dieser Nachkriegskarte finden sich viele Namen von US – Bürgern, zum kleineren Teil in japanischer Katakana-Schrift geschrieben.



KÔBE (Das Zentrum von Kobe vor 1939).
Ca. 1:15.000. Aus: M. Schwind, Kl. Atlas von Japan 1939, 23.



Plan der Ijinkan (Fremdenhäuser) im heute einfach „Kitano“ genannten Touristenviertel. Eingetragen in latein. Handschrift u.a. die Häuser Jordan, Herzog, Hirschberger, Brötje, Kuhweide, Nr. 65 Riessen, Tor Hotel (heute International Club), ehemaliger „Deutscher Klub“ (Club Concordia); weitere in japan. Silbenschrift.

Alle diese großen und kleinen Häuser waren nur zu Fuß zugänglich. In der eben genannten Gasse konnte man nach etwa 40 Meter nur dann weiter gehen (in östlicher Richtung, hangparallel), wenn man einem gerade noch zu Fuß begehbaren, vielleicht einen halben Meter breiten Pfad folgte, der auf etwa 20 Meter einer längeren, hangparallel und deutlich tiefer verlaufenden Gosse folgte – von den meisten Erwachsenen wurde dieser Pfad gemieden ... Wenn man dagegen am Ende der genannten Gasse nach den 40 Metern einer breiten, flachen Treppe nach links hangaufwärts (also nordwärts) folgte, stieß man nach etwa zehn Metern auf eine ähnliche, wieder hangparallel nach links (d.h. Westen) führende Gasse. Folgte man der flachen Treppe nicht, gab es in entgegengesetzter Richtung, nach rechts unten, also Richtung Meer, Süden, einen schmalen Weg mit Stufen hinab zu einer wiederum hangparallelen, nur leicht nach Osten ansteigenden Straße, einer echten Autostraße mit zwei schmalen Fahrspuren. (Vgl. Bild oben (V.1), nach *Kobe 1937, Daimaru*.)

Von dieser Autostraße führte, etwa 70 Meter weiter nach Osten, nach links sehr steil in die Höhe (also nach Norden) eine schmale Auto-Zufahrtstraße, von der aus die zuerst genannten, hangparallelen Gassen ebenso wie weitere nach der anderen Seite zugänglich waren, aber nur zu Fuß. Die steile Zufahrtstraße war (und ist bis heute) für Fahrzeuge gerade noch befahrbar, aber eben derart steil und schmal, dass ich mich nicht erinnern kann, dort zu jener Zeit jemals ein Taxi gesehen zu haben (vielleicht lag das auch daran, dass es für Taxi- und Privatzwecke kein Benzin mehr gab und Holzvergaserfahrzeuge derartige Steigungen nicht bewältigen konnten). Auch heute weigern sich viele Taxifahrer, sie zu befahren, vor allem weil das Wenden ganz oben fast unmöglich ist. Die vorher genannte, hangparallele (also in West-Ost-Richtung verlaufende) Autostraße war gut asphaltiert und hatte zwar eine Breite von zwei knappen Fahrbahnen, damals aber keinen Bürgersteig; beidseitig war sie von den üblichen Abwassergossen flankiert, die nur vor Haus- bzw. Garten-Eingängen mit Granitplatten überdeckt waren. Im allgemeinen waren wohlhabendere Häuser hier und in anderen Straßen einige Meter zurückgesetzt und durch einen Metall- oder Holzzaun (westlich) oder eine weiße Mauer (japanisch) von der Straße abgetrennt; hier war dann auch Platz für etwas Garten. Und auf der Straße konnten Taxis vorübergehend halten; Parken war freilich unmöglich (doch gab es auf der Bergseite dieser Straße, wo jetzt ein Bürgersteig ist, eine Autowerkstatt mit einigen Garagen).

Dass man auf Straßen nicht parken kann, das ist auch heute noch so, von Ausnahmen abgesehen; es gibt Parkhäuser, oft privat betrieben und für deutsche Verhältnisse sehr teuer. Und um eine Zulassung für ein Auto zu erhalten, muss man einen Abstellplatz mieten, oder ein Stück Garten dafür opfern können. Die hier beschriebene ‚Unzufahrbarkeit' war und ist in den meisten japanischen Quartieren weiterhin ausgeprägt; oft nur in Schrittgeschwindigkeit kann man den engen Parkplatz am eigenen Haus erreichen. Das hat zur Folge, dass die meisten Einwohner in den alten Städten nicht Autobesitzer sind. Abgesehen nur von einzelnen teuren Häusern oder entsprechenden Vierteln, und den seit etwa 30, 40 Jahren ‚großzügig' (fürs Auto) geplanten *‚nyû tâunsu'*, den New Towns und Satellitenstädten im Umkreis von Großstädten, wo vieles weiträumiger angelegt ist.

Charakteristisch für diese meist ganz ungeplante Engführung von Straßen und Gassen waren auch die bis vor wenigen Jahrzehnten ganz überwiegend sehr niedrigen Häuser, mit nur ein oder zwei Stockwerken. Dies lässt auch die Gassen breiter erscheinen als in Europa mit den oft viel höheren Häusern alter Städte. Dieser ‚dörfliche Charakter' – gerade auch großer Teile von Tôkyô – wird meist auf die bäuerlichen

Besitzverhältnisse der Ureigentümer und die dörflichen Orientierungen der Zuwanderer zurückgeführt, der keine zentrale Planung entgegenwirkte. Und auch nach dem Krieg und seinen enormen Zerstörungen sind die gewohnten Straßenverläufe, von Ausnahmen abgesehen, nicht angetastet und die Häuser in ähnlicher, für Europäer dörflich wirkender Weise wieder aufgebaut worden. Erst in den letzten drei, vier Jahrzehnten sind diese niedrigen Häuser an bestimmten Stellen und durchaus planlos durch vielgeschossige Geschäfts- und Wohnhäuser ersetzt worden, besonders in den teuren Lagen nahe U- und S-Bahnhöfen, und oft auf den ursprünglichen, sehr kleinen Grundstücken – Hochhäuser mit drei, vier Metern Straßenfront sind in Tôkyô und anderen großen Städten überhaupt nicht selten.

Charakteristisch für diese Straßen, nein: Gassen ist auch – vor 60 Jahren nicht so viel anders als heute –, dass Fußgänger und Radfahrer die Szene beherrschen, die Radfahrer in durchaus gemächlichem Tempo. Heutzutage auch einmal ein motorisiertes, meist recht leises Zweirad, etwa zur Lieferung von Mittagessen ins Haus. Vor allem waren diese Gassen ein von Kindern beherrschter Raum – oft ganze Gruppen, Geschwisterklüngel, auch mit Kleinstkindern, von den älteren Schwestern auf dem Rücken mitgetragen. In der Gegenwart freilich, mit Betreuung in Kindergarten und Schule vielfach über den ganzen Tag und vom 3. bis etwa zum 17. Lebensjahr, und dazu dem ausgeprägten Rückgang der Kinderzahl überhaupt, spielt dieser Gesichtspunkt eine viel geringere Rolle.

Wirklich rückständig, diese Enge, dieses Chaos! So ist die Reaktion der allermeisten Europäer, Amerikaner und Australier. Dieses Labyrinth, ein Paradies für Kinder! so erscheint es mir im Rückblick auf die Zeit vor über 60 Jahren. Die Kinder kannten die schnellsten Verbindungen und Abkürzungen, auch solche, die den Erwachsenen zu eng oder zu unheimlich waren, eben ‚Geheimwege'. Sie kannten auch die versteckten Winkel und Ecken, die besonderen Anziehungspunkte, etwa das Zuckerrohr, das über einen Gartenzaun ragte, oder eine Bananenstaude mit knospenden, noch grünen Bananen, auf deren Reifung man hoffte ... freilich vergebens – das gab das Klima in Kobe nicht her. Oder eine Ansammlung blühender Azaleen in einem Garten, aus deren ausgerupften Blüten Honig zu saugen war (oder war es nur ein bisschen süßer Blütensaft?). Besonders verlockend war mir der große Garten mit einem prächtigen großen, graugestrichenen Haus, in den ich vom eigenen Haus aus, vom 1. Stock aus, in westlicher Richtung hineinsehen konnte, und da offenbar niemand dort wohnte (es sollte einem Engländer gehören, der nicht mehr im Lande war, wohl seit 1941), bin ich im Frühjahr so manches Mal mit Schwester oder Freunden über den Zaun geklettert, um an den fremden Blüten zu saugen.

Eine andere Attraktion in diesem Labyrinth waren die Gossen (*gesui*). Aus Gärten und Häusern ergossen sich Abflussrohre, aus denen oft etwas Interessantes, Unnennbares hineingespült wurde, das dann seinen Weg in den grünlich veralgten und überaus glitschigen Gossen nahm. Wo diese Gossen aber steil bergab gingen, wie oft in unserem Quartier, und zuletzt in einem Loch verschwanden, da entwickelten sich Angstphantasien: wenn ich in diese Rutschbahn hineinfalle ... Zumal jedes Kind in Japan irgendwann einmal in eine solche Gosse fällt, die dem kleinen Kinderkörper weit tiefer erscheinen muss als dem Blick der ‚Großen'.

In solchen Gässchen und Winkeln, da ist ein Kind groß. Und wo Straßen und Bauten gigantisch sind, da ist der Mensch winzig, es sei denn, er ist Herrscher, und diese Bauten dienen seiner Erhöhung. Oder aber der Mensch nimmt ein wenig an dieser

Erhöhung teil, in einem Wagen, in einem Auto, einem großen, starken, wie es anfangs nur den Großen und Starken dieser Welt zur Verfügung stand. So ist also in gewisser Weise Demokratie eingekehrt, in der üblichen Weise: Teilnahme an der Welt der Großen, ein bißchen wenigstens, mit etwas weniger PS, oder eben symbolisch: ich lebe in der Stadt, wo das Große Schloss steht, oder: die Weltberühmte Firma, oder die XY-Mannschaft, das Z-Orchester wirkt. Identifikation mit dem Großen, Bedeutenden, dem Mächtigen, und auch der Technologie in allen ihren Varianten.

Bemerkenswert bestätigt fühle ich mich durch die Eindrücke eines japanischen Freundes (*K. M.*) bei seinem Aufenthalt in *Shanghai* im August 2008. Auf dem Weg zu einer Konferenz verfehlte er den Weg und geriet schließlich in den ultramodernen Stadtteil *Pudong*. „I ended up walking maybe half an hour under the blistering sun in high temperature and humidity, but that was what gave me the opportunity to see Pudong from human eyes, so to speak. What I saw was the gigantic concrete buildings all lined up along the big boulevards, many occupying a big block of land, and many with rather pretentious and imposing entrance halls. Everything was beyond human scale, and was devoid of humble, unassuming coziness. It was the opposite of modesty, moderation and temperance. You feel dwarfed, even more so than among the skyscrapers in Manhattan. That was my impression. Then it occurred to me: It's the same with the Forbidden City and the Tienanmen Square, if not the Long Wall!"

Wie sehr mich diese kleinräumige Welt geprägt hat, das ist mir erst spät und allmählich ins Bewusstsein getreten. Etwa in meiner Vorliebe für die Winkligkeit der wenigen alten Städte in Deutschland, wo man das nach dem 2. Weltkrieg noch unversehrt finden konnte. In Tübingen etwa, wo ich seit 1958 etwa vier Jahre gelebt habe: an keinem Ort, in keinem kleinräumigen Ambiente habe ich mich so wohl gefühlt, wie in dieser damals noch recht kleinen, von Ländlichkeit immer noch geprägten, tatsächlich in mancher Hinsicht spätmittelalterlichen Universitäts-Stadt. Und nicht so sehr in der Oberstadt als in der Unterstadt, wo damals noch viele Handwerker existierten, Schlosser, Küfer, Schumacher, Buchbinder, Sattler, Gipser, Maler, und auch viel Armut, Alkoholismus, und armselige Häuser ... Engste Gassen, wo zwei Menschen nur mit Rücksichtnahme aneinander vorbeikommen, kleine Brücken und Stege, aus Holz vielleicht nur, über die Ammer und andere Bäche; und auch manche ‚Staffel' (Treppe). Auch hier gab es viele unauffällige Abkürzungen. Vieles klang mir hier an japanische Erfahrungen an.

Die bürgerliche Oberstadt war in dieser Hinsicht weniger interessant, obwohl auch sie angefüllt mit Bauten, welche die Hand des Menschen, des Handwerkers erkennen ließen, gerade in ihren Unregelmäßigkeiten, wohltuend gegenüber der uns heute überwältigenden Uniformität und Homogenität, ob in Material oder Form. Kein Haus sah aus wie das andere. Inzwischen ist in der Oberstadt manches ein wenig zu adrett, zu farbenprächtig und alterslos herausgeputzt, und auch viele Gassen begradigt, erweitert, Verbindungen aufgebrochen, Unansehnliches abgebrochen, damit das Auto – ja, nun schließlich doch nicht mehr darin herumfahren kann: jedenfalls im ganzen Areal der Oberstadt: eine einzige Fußgängerzone!

Das Wichtigste an der Prägung durch eine solche Umwelt scheint mir heute im Hinblick auf meine Kindheit in Kobe die Sicherheit, mit der sich Kinder in solcher Kleinräumigkeit bewegen können, wo sie jede Ecke kennen, jede kleine Vertiefung oder Stolperstelle. Hier erleben sie ein Stück Welt, das sie selbst beherrschen können, mit ihren eigenen Körperkräften, ganz ohne technische Hilfsmittel, gerade weil die meisten

dieser Gassen – ob in Tübingen oder Kobe – für Motorfahrzeuge nicht gemacht sind, und meist auch nicht befahrbar (und manche für Erwachsene gar nicht zumutbar ...). So können Kinder Freude an der Bewegung entwickeln, an der Bewegung mit den eigenen Körperkräften; sie können schleichen, kriechen, schlendern, springen, rennen, abbiegen, entkommen, sich verstecken; und überhaupt sich Neues allmählich aneignen – ohne pädagogische Anleitung, aus eigenen, an sich selbst wahrgenommenen Kräften. So können sie Zutrauen zu einem Stück eigener Welt entwickeln, ein Stück Heimat in einem nicht überforderten Sinn.

Die ‚Autonomie' der Kinder war überdies in jenen Kriegsjahren noch gesteigert, dadurch nämlich dass der noch wenig entwickelte Autoverkehr immer mehr abnahm, und selbst auf einer zweispurigen Autostraße oft viele Minuten kein Auto zu sehen war. Und da es nachmittags noch keine pädagogische Betreuung oder Aufbewahrung, keine Krippen und Kindergärten in Schulen und Horten gab, hatten die Straßen, die Gassen, die Winkel eine umso größere Bedeutung.

‚Ein Stück Heimat' – so muss man es wohl in deutscher Sprache ausdrücken. Das japanische Wort ‚dafür', *furusato*, meint das Dorf, aus dem man herkommt, in das man sich zurücksehnt (denn über lange Zeit waren die meisten Städter aus Dörfern Zugewanderte). Dort wo man jeden Winkel kennt, die Luft, ihren Duft im Wechsel der Jahreszeiten. *Furusato* hat sich nicht wie das deutsche Wort so ausgedehnt, dass es eine ganze Region, ein Land, einen Staat umfassen kann, oder noch größere Abstrakta. So ist dieses Wort besser geeignet, die oben angedeuteten Erfahrungen zusammenzufassen.

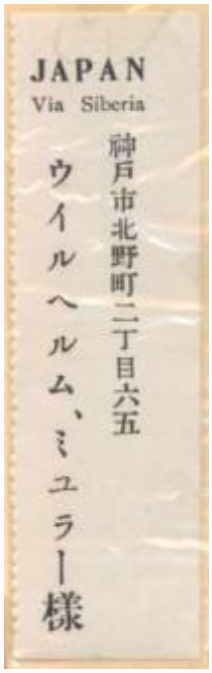
Diese Kleinräumigkeit ist in fast allen japanischen Städten stark ausgeprägt, zumal es eben vergleichsweise nur wenige regelrechte Autostraßen mit zwei oder mehr Spuren gibt, und auch nur selten mit Bordsteinen abgegrenzte ‚Bürgersteige'. Nur die von vornherein als kaiserliche Hauptstädte geplanten Städte, *Nara* und *Kyôto*, bilden eine gewisse Ausnahme; ihre Hauptachsen waren nach geomantischen Prinzipien an den Himmelsrichtungen ausgerichtet worden und haben oft eine enorme Breite. Entsprechendes gilt für einzelne nach den Totalbombardements 1945 schachbrettartig wiederaufgebaute Großstädte, wie *Nagoya* oder *Sendai*. Zwischen den großen und geraden Achsen gibt es freilich auch hier die traditionelle Enge, die im übrigen auch von den hohen Grundstückspreisen begünstigt wird. (Erst seit der Olympiade von 1964 sind, von Tôkyô ausgehend, Stadtautobahnen mit Mautgebühren gebaut worden, oft auf hohen Trägern verlaufend, ebenso wie Überlandautobahnen.)

Die angedeuteten Umstände dürften auch dadurch begünstigt worden sein, dass Wagen in der japanischen Tradition nur eine ganz begrenzte Rolle gespielt haben; für Festumzüge wurden sie verwendet, aber kaum für den Lasten- oder Menschentransport. Man lief zu Fuß, man ritt, man reiste in der Sänfte, je nach Stand; Kutschen für die ‚besseren' Stände hingegen waren unbekannt. So waren auch die großen alten Verbindungsstraßen, oder eher: Verbindungswege zwischen den Hauptstädten sehr schmal (knapp vier Meter) und überdies gelegentlich äußerst steil. Probleme beim Aufeinandertreffen verschiedener Reisegruppen wurden nach den Maßstäben der Ständegesellschaft gelöst: der niedrigere Stand wich aus, warf sich womöglich seitwärts in den Staub, bis Seine Hoheit nebst umfangreichem Gefolge (je nach Rang bis zu mehreren hundert Metern lang) zu passieren geruht hatten. In den alten Burgstädten (auch Tôkyô war eine solche) hatten Enge, Winkligkeit und tote Enden auch militärische Gründe: der Angreifer sollte sich nicht zurechtfinden. Eng, sehr eng waren

auch die Wege in den Dörfern, eine Welt der Fußgänger oder einzelner Tiere. (Vgl. *Müller, Ms. 2004*).

Und in entsprechender, in dörflicher Art dehnten sich auch die Städte während der Modernisierung aus. Das Hauptverkehrsmittel wurde schon früh die bis heute hoch angesehene Eisenbahn, die Stadtbahn, die Straßenbahn. Das Personenauto hat sich deutlich später als in USA und Europa durchgesetzt, wenn man überhaupt von ‚durchgesetzt' sprechen kann: es spielt selbst heute noch vielfach eine Rolle ziemlich am Rand, als Prestigemittel vor allem. So ist das zumindest in den alten, im ersten Jahrhundert der ‚Modernisierung' in die Weite gewachsenen Großstädten (Tôkyô, Ôsaka u.a. waren schon längst Riesenstädte auch nach westlichen Maßstäben). Denn hier sind die meisten ‚Straßen' für Autos eben nur umständlich oder gar nicht zu passieren. Und also ist es in japanischen Städten überwiegend sehr eng.

Das *Kleine Japan*: dieser Bericht ist ein kleiner Splitter aus dieser mir von Kindesbeinen an bis zum heutigen Tag vertrauten Welt, die neben, unter der Welt des *Großen Japan* existierte, und weiter existiert. Das Kleine Japan, die Welt der kleinen Leute, ursprünglich vor allem der Bauern, der Handwerker und Händler, nicht die Welt der Hohen Kultur, der Großen Künste von Bogenschießen und anderen ‚Wegen' des Zen, bis hin zum heute ausgestorbenen Harakiri. Auch nicht die Welt der großen und modernen Industrie, und auch nicht die der Großen Politik; zur Zeit meiner Kindheit versuchte sich das Land mit der Selbstbezeichnung *Dai Nippon, ‚Groß-Japan'*. Das endete 1945 in den Bombardements und Feuerstürmen der großen Städte, die danach meist wenig verändert wieder aufgebaut wurden, zurück zur vertrauten Kleinräumigkeit.



Erst zwei, drei Jahrzehnte später hat hier ein Veränderungsprozess begonnen, der am einen Ende zu gigantischen Hochhäusern und ausgedehnten unterirdischen Einkaufslabyrinthen, zu ungeheuren Verkehrsbauten geführt hat, wie Brücken über Meerengen hinweg oder Flughäfen auf künstlichen Inseln im Meer. Am anderen Ende aber eben auch zur Neuerrichtung kleinräumiger Strukturen, oft mitten im Innern imposanter Hoch- und Tiefbauten ... Bemerkenswert ist auch, dass in Südostasien die Produkte der US-Medienindustrie weniger gut ankommen als solche, die kleinräumige (auf deutsch: gemütliche) Verhältnisse zeigen, wie die aus Japan, Südkorea und anderen Ländern der Region.

So ist Japan auch heute wieder, auf andere Weise, ein *Groß-Japan*, zugleich aber weiterhin ein *kleines* Japan, ein *kleinräumiges* Japan. Diesen Gedanken auf das klein-räumig geprägte Verständnis des Zusammenlebens zu verfolgen, versage ich mir hier.

Kôbe-shi, Kitanochô-2-chôme 65, Uiruherumu Miyurâ-san (der Name meines Vaters): Adressenkleber für Post aus Deutschland nach Japan.

5. Das Kobe-Haus: *uchi* – ‚wir in unserem Haus'

Wenn ich von „unserem Haus in Kobe" oder „unserem Haus" gesprochen habe, dann habe ich von den verschiedenen Häusern stets jenes Haus in *Kitanochô* gemeint: am Hang über dem Zentrum der Stadt, also über dem zentralen Bahnhof *Sannomiya*, und etwa 80 Meter hoch über dem ursprünglichen Konzessionshafen mit seinen europäischen Häusern (etwa zwei haben überlebt). Noch fast am Fuß jener bewaldeten

Bergkette, die sich über der ganzen Länge der Stadt steil in die Höhe erhebt, bis auf fast 1000 Meter – eine schöne Lage also, in einer zwischen Meer und Waldbergen gelegenen Stadt. Die Adresse ‚unseres Hauses' liegt mir so fest im Gedächtnis wie keine andere, so fest nahezu wie mein Name: Kitanochô ni-chôme rokujûgo (etwa: Nordquartier, 2. Bezirk, Haus Nr. 65).

Dass diese Adresse so fest verankert ist, wird zunächst daran liegen, dass wir in keinem Haus so lange gewohnt haben. Und daran dass es das Haus meiner Heimkehr war, nach zwei heimatlosen Jahren in Deutschland. Es war das Haus meiner allmählichen Erholung; hier bekam ich langsam aber sicher wieder festen Boden unter die Füße. Und daher auch: das Haus wurde mir zu einer Art von Hülle, einer leiblichen Hülle, einer Fortsetzung meines Leibes (das etwas altertümliche Wort ‚Leib' scheint mir treffender, weil es Körper und Seele nicht in der Art der modernen Denk- und Arbeitswelt schroff scheidet). *Das Haus* stand sozusagen in einer Reihe mit den Eltern, den Kindern und den anderen Hausangehörigen, oder es umschloss sie allesamt. Aus der Sicherheit dieses Hauses heraus begleitete ich *Mit-chan* auf ihren Gängen zum Schrein, und wagte später die ersten eigenen Schritte in die Umgebung, in die nächsten Gassen, zu Kindergarten und Schule, zu Nachbarn und Läden. Vom Haus aus lernte ich allmählich die nähere Umgebung, lernte auch die weitere Umwelt kennen: als eine zugehörige, überschaubare, gegliederte und zusammengehörige, und nicht zuletzt sehr sichere Welt. Zuerst *Kitanochô*, dann benachbarte Bezirke, dann einzelne Vororte, auch Land, Wald und Berg. Durch Fußgänge und durch Bahnfahrten waren sie alle zusammengeschlossen und vertraut, und in ihrer Mitte *unser Haus*: *uchi*.

Diese Vertrautheit wurde noch dadurch gesteigert, dass sich in diesen Jahren des Krieges bis zum Wegzug in den Vorort Shioya (1944) kein einziges Bauwerk veränderte. Es wurde nichts gebaut und nichts abgerissen. Ganz anders als im heutigen Japan, mit seiner unaufhörlichen Baukonjunktur nebst Zerstörung des Vorhandenen, dem Resultat auch einer äußerst zupackenden, oft den Verkauf erzwingenden Erbschaftssteuer, die selbst die von den Bomben ausgenommene alte Kaiserstadt *Kyôto* immer mehr ins Massive verändern: die hochragenden, jahrhundertealten Holztempel verschwinden immer mehr hinter Hochhäusern. „The process of Creative Destruction is the essential fact about capitalism": diese in USA gewonnene Einsicht hätte *Schumpeter*, der amerikanische Ökonom österreichischer Herkunft, auch im heutigen Japan formulieren können (*Joseph A. Schumpeter, Capitalism, Socialism and Democracy, London usw.1942, Kap. II.7*).

Sicher hat aber auch der japanische Sprachgebrauch meine Erfahrung dieser Welt geprägt. Wenn *Botchan* auf japanisch von ‚unserem Haus' sprach, sagte ich *uchi*, also etwa: *uchi ni wa*: in unserem Haus, bei uns zuhause, wir bei uns, wir/ich. Ich sagte also auch dort *uchi*, wo nach deutschem Sprachgebrauch ‚ich' am Platze gewesen wäre. Ich vermied überhaupt, eines der verschiedenen, im Japanischen je nach sozialer Situation möglichen, meist aber nicht notwendigen, ja unangebrachten Wörter dafür zu verwenden. Das wäre mir irgendwie peinlich gewesen, man stellt sich doch nicht als Individuum in den Vordergrund! Man ordnet sich ein, selbst wo man das sagt, was in vielen westlichen Sprachen ‚ich' bzw. ‚du/Sie' wäre: man ordnet sich einem sozialen Ort zu (z.B. eben *uchi*), und zwar unter Beachtung des Umstands, ob man gegenüber dem andern sozial höher oder tiefer steht.

Dieses Gefühl der Peinlichkeit beim Gebrauch eines dem ‚ich' analogen japanischen Worts ist mir bis heute geblieben. Es ist mir ebenso im Leiblichen verankert wie die

unwillkürliche Verbeugung in bestimmten Situationen, oder das leichte Einziehen von Luft durch beide Mundwinkel. Die eigene Person *nicht* herauszustellen, dafür gibt es im Japanischen verschiedene Möglichkeiten bzw. Zwänge: vieles lässt sich ohne Nennung von ‚verursachenden Subjekten', vielmehr als ein subjektloses Geschehen mitteilen (wie im Deutschen am Rande eigentlich auch, z.B. in dem eben formulierten Satz: ‚es lässt sich ...'). Solche Regeln haben sich nach 1945 etwas abgeschwächt (und es sind auch schon vorher einige Importe westlicher grammatischer Unterscheidungen durch die Übersetzer westlicher Literatur zunächst in die übersetzte Literatur, später dann auch bis in die Umgangssprache vorgedrungen, z.B. die Scheidung von Aktiv und Passiv, und damit die deutliche Unterscheidung von Subjekt und Objekt). (Ob derart tiefgreifende Veränderungen eine der vielen Voraussetzungen für die ‚Modernisierung' sind?[46]) Insgesamt aber ist diese ‚anti-subjektive' Orientierung der japanischen Sprache immer noch so stark ausgeprägt, dass sie für viele West-Ausländer eine ausgeprägte Barriere bildet und ihr Sprechen des Japanischen kennzeichnet – solange sie sich nicht wirklich ‚mit Haut und Haaren' darauf eingelassen haben.

Das Wort *uchi* erstreckt sich vom ganz konkreten Sinn (‚ein Haus', dieses ‚Haus' da drüben) bis zu umfassenden, abstrakten Bedeutung (‚zuhause', ‚in unserer Familie', ja geradezu ‚wir' bzw. ‚ich'). Und auch im Sinne des ‚Hauses', dem man im Arbeitsleben angehört, nämlich der Firma, oder der engen Gruppe von Leuten, mit denen man zusammenarbeitet und eben auch in vieler Hinsicht eng zusammenlebt. Diese Bedeutung ist auch in der deutschen Sprache nicht unbekannt; ursprünglich im Hinblick auf ein adeliges oder patrizisches, auch ein großbäuerliches ‚Haus'. Heute kommt sie eher von oben herunter, etwa aus dem Munde von leitenden Angestellten: ‚in unserem Hause'. (Und sie ist im Deutschen zunehmend missbräuchlich geworden; einst war es oft nicht falsch, wenn gesagt wurde ‚in unserem Hause werden keine Mitarbeiter entlassen'. Das galt etwa für einige große Firmen, wie *Bosch* oder *Siemens*, solange das Geschäft gut lief.) In jedem Fall ist hier im Japanischen und auch im Deutschen eine umfassende Zugehörigkeit gemeint: Verpflichtung, ja Abhängigkeit, *und* Sicherheit, ja Schutz.

Jedenfalls war es *Botchan*, war es mir durchaus angenehm, dass ich auf japanisch nicht mit meinem Namen gerufen wurde, sondern mit einem Titel: *Botchan* (das Söhnchen des Hauses, dereinst zu dessen Fortführung verpflichtet). Aber das blieb auf einer ungefähren, nur gefühlten Ebene. Da ich keine japanische Schulerziehung erhielt, wurde mir auch nicht bewusst, was schriftsprachlich hinter jenem *uchi* steht. Denn je nach Zusammenhang kann es mit zwei unterschiedlichen chinesischen Zeichen geschrieben werden: das eine Zeichen auch im konkreten Sinn von Bauwerk, Geschäft, Familie (dann sind je nach Zusammenhang auch die sinojapanischen Aussprachen *ië*, *ka*, *ke* oder *ya* möglich), das andere hingegen mit der deutlichen Konnotation ‚das Innere', ‚innendrin', ‚vertraut', in Antithese zu einem anderen Zeichen, das *soto* und *gai* ausgesprochen wird und den Sinn von ‚draußen', ‚fremd' hat.

---

[46] Diese Auffassung vertritt z.B. der prominente südafrikanische Politiker *Neville Alexander* (in der Bundesrepublik promovierter Professor, Universität Kapstadt) im Hinblick auf die afrikanischen Sprachen, die leider das Feld der Modernität den ehemaligen Kolonialsprachen überlassen hätten. *Alexander (2005)* beruft sich dabei nachdrücklich auf *Herder* und *Humboldt* (sowie *Whorff)*. Sie hätten, ebenso wie Goethe und viele andere, demnach eine wesentliche Grundlage für die Begründung der modernen deutschen Nation geschaffen – so wie viele japanische Übersetzer dasselbe für das heutige Japan.

Freilich: „‘Unser Haus wird es künftig nicht mehr geben‘ [sagt eine japanische Schwiegermutter in unseren Tagen] ‚... So etwas wie ‚unser Haus‘ (*uchi*) scheint heute ja nicht mehr eine so große Bedeutung zu haben. Zu unserer Zeit war ‚unser Haus‘ das Wichtigste überhaupt. Als meine Schwiegermutter gesagt hat, daß unsere Familie aussterben würde, da war ich traurig und verzweifelt und habe geheult. [...] ‚Du hast einen Mädchen-Bauch‘, hat sie gesagt, ‚weil du nur Mädchen geboren hast‘. Ich habe nichts dazu gesagt.‘“ (Es fand sich dann glücklicherweise jemand, der den Namen *Ishida* weiterführte, weil er sich adoptieren ließ, die jüngste Tochter heiratete und unter den Enkeln zwei Jungen waren. Aus einem 1996 mit einer 1929 geborenen Bäuerin geführten Interview. *Vgl. Gabbani-Hedman 2006, S. 131*). In diesem in den dreißiger und vierziger Jahren normalen Sprachgebrauch bin ich also aufgewachsen, als *chônan*, Erstgeborener, angesprochen als *botchan*, versorgt von Bauerntöchtern, die in der Stadt arbeiteten, um für ihr verschuldetes ‚Haus‘ Geld zu verdienen. Sie haben ihre Sprache und ihre Welt auch mir mitgeteilt, auch wenn mein Vater nur Mieter war, und Angestellter (freilich ein gehobener, und ein gehobenes Japanisch sprechend).

„Unser Haus” I: aus dem westlichen Nachbargarten aufgenommen, ca. 1940.

Denn dass ‚unser Haus‘ nicht unser Eigentum war, das habe ich nicht wahrgenommen. Erst viel später habe ich erfahren, dass es einem zaristischen Offizier namens *Parašutin* gehörte, vermutlich mit den Resten der Weißen Armee nach der Niederlage gegen die Rote Armee 1920 nach Japan entkommen. 1980 habe ich ihn in ‚unserem Haus‘ besucht; er hatte dessen europäischen Hauptteil an Briten vermietet und lebte vermutlich von der Miete. Er selbst hatte sich selber im dahinter gelegenen japanischen Teil eingerichtet; in unserer ehemaligen Küche führten wir unser Gespräch, teils japanisch, teils englisch, er ‚uralt‘ und mit einem riesigen Hörrohr aus Messing bewaffnet. Später habe ich auch sein Grab mit russischem Kreuz auf dem Ausländerfriedhof auf dem Berg *Futatabi* gesehen.

„Unser Haus“ II: 1980, von Briten gemietet; der russische Eigentümer lebte im dahinter gelegenen Dienstbotenhaus.

„Unser Haus“ III: April 1986, abgerissen (bis auf das weiter links liegende Dienstbotenhaus; auch der oft erkletterte Ahornbaum ist erhalten).

Dass ‚unser Haus' noch stand, weder von den Brandbomben noch vom Abriss zerstört, das war mir eine schöne Überraschung bei diesem ersten Besuch, zusammen mit meiner Tochter. Auch der haushohe Ahornbaum in einer Ecke des Gartens war noch da, nur etwas kleiner (denn inzwischen war ich etwas größer geworden); aber jede Astgabel zeigte, dass es derselbe Baum war, den ich ja oft genug bestiegen hatte! 1986 freilich musste ich einen Schock erleben, als ich das Haus meiner Frau zeigen wollte. Schon die schwarz-gelbe Bauabschrankung sagte mir, was los war, als wir uns aus einer rückwärtigen Gasse näherten: nur noch die granitenen Fundamentsteine lagen auf der dunkelbraunen Erde und zeigten den Grundriss des gewesenen Hauses. Ich erkundigte mich beim Bauleiter, Herrn *INAI* (aus dem ‚Hause' Matozaki gumi, d.h. Baufirma M.); er zeigte mir in seiner Bauhütte ein umfangreiches Album mit zahlreichen Photographien, die jede Phase des Abrisses, jedes Detail des Interieurs festhielten. Auch schenkte er mir eine Anzahl davon, und vor allem einige handfeste Reliquien, gedrehte Pfosten vom Treppengeländer, braun gestrichen, und einen verzierten grauen Abschlussziegel, wie sie in älteren japanischen Häusern verwendet wurden (das Haus stammte aus der Meiji-Zeit, vom Anfang des 20. Jahrhunderts). Der Ziegel ist seither ein Schmuck unseres Wohnzimmers. Der Bauleiter versicherte mir auch in unserer langen Unterhaltung, das Haus werde genauso wieder aufgebaut. Ich war sicher: eine Trostlüge!

„Unser Haus" IV: 1988: originalgetreu wiedererrichtet, mit Verbesserung in Material und Stil.

Aber als ich 1988 wieder dorthin kam, dieses Mal mit meiner Schwester, da stand dort das Haus wie früher! Nur der Eingang war etwas prächtiger gestaltet, und die frühere Diskretion durch eine prächtige Freitreppe in Granit aufgegeben, die das Haus nun zur Straße hin präsentierte. Ich bat die Angestellten des Hauses um Genehmigung zum Betreten; es war zur Ausstellungsabteilung der Modefirma *Sôru Rebante, SolLevante* avanciert. Tatsächlich: jedes Detail stimmte! Nur eines fehlte: die Patina. Alles war edel, ja zu edel, aus kostbaren, original exotischen Hölzern, dunkel gebeizt – keine Ölfarbe, keine Furniere, alles echter als echt!

Noch mehrmals habe ich ‚unser Haus' besucht, einmal in Begleitung des Mottogebers für dieses Buch, des Schriftstellers und fast Altersgenossen aus *Ôsaka*, *M. ODA* (ob er wohl auch diese Episode noch in einem Roman verwendet hat? 2007 ist er gestorben). Und später in Begleitung eines Freundes, schließlich meines ältesten Enkels. Da war die Seifenblase der jahrelangen Spekulation in Japan längst geplatzt, und in dem Haus dümpelte ein eher bescheidenes Café dahin, das sich besonders für Hochzeiten in dem inzwischen berühmten ‚Fremdenhäuserviertel' (*Ijinkan) Kitano* empfahl: *Ijinkan Parasutin-tei*, etwa: *Fremdenhaus Residenz Parašutin*; der Name des früheren Eigentümers auch in kyrillischer Schrift, zur Erhöhung der Exotik: *Ф. ПАРАШЧТИН*. Auch hier wurden wir freundlich hereingebeten, es wurden Fotos gemacht, sozusagen vom lebenden Inventar dieses Quartiers (es soll unter der Kontrolle der *Yamaguchi-gumi* stehen, Japans größter Mafia-Gruppe, in Kobe beheimatet; vgl. unten Kap. 7, Ende). Das Haus selbst ist wenige Jahre später vom Hauptpriester des weiter oben gelegenen *Tenman*-Schreins erworben worden und wird nun von dessen

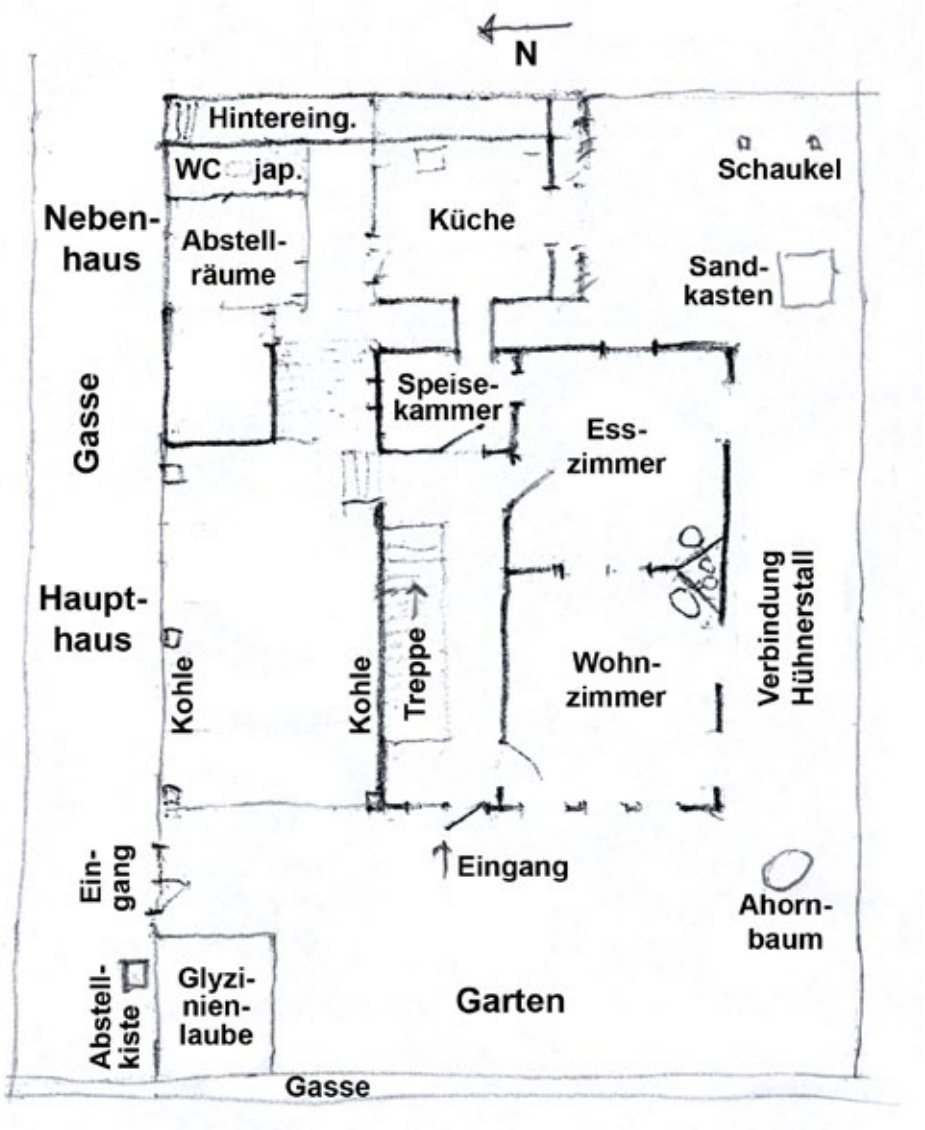
Tochter – einer höchst gewandt französisch sprechenden Romanistin – bewirtschaftet. Ein beruhigendes Gefühl; beide haben viel für die Beziehungen von japanischen und westlichen Bewohnern des Bezirks getan.

„UnserHaus“ V: 1998 – nun nicht mehr im Besitz des Modehauses „SolLevante“, sondern der Tochter des verstorbenen Priesters des weiter oben gelegenen Tenman-Schreins, welche die äußerst hohe Erbschaftssteuer durch Betrieb des Hauses als Hochzeitspalast „Parashutin-Residenz“ abzuzahlen sucht.

6. Das Kobe-Haus: von innen

Gegenüber dem sicheren Gefühl des Zuhauseseins (das sicher nicht sogleich da war) sind die Details des Hauses eigentlich nebensächlich. Dennoch: an jedem dieser Details klebte ein Stück jener Sicherheit. Und überdies ist die Beschreibung solcher Details – nicht ‚objektiv‘, sondern nach der Erinnerung eines nicht ganz 10jährigen Kindes – auch in einem historischen Sinn nicht ganz uninteressant: wie hat es eigentlich in Häusern gutgestellter Westausländer im Kobe jener Zeit ausgesehen?

Zur Zeit meines ersten Besuchs 1980 war die Küche, die ich damals als einzigen Ort betrat, keine ‚richtige‘ Küche mehr, kein *daidokoro* wie zu meiner Zeit. Denn sie hatte einen Holzfußboden, Herr *Parašutin* wollte einen wohnlichen, nicht fußkalten Wohnraum. Und daher lag dieser Holzboden einiges höher als der alte Fußboden, also den grob behauenen Granitplatten auf der blanken Erde, ein ‚Grundort‘ eben (denn das ist der Sinn des Wortes *daidokoro).* Diesen ‚Grundort‘ habe ich gut im Gedächtnis: ziemlich dunkel, separat vom europäischen Haupthaus im zweistöckigen Nebenhaus fürs Personal gelegen. Recht hoch oben (weil ich noch so klein war?) ging ein kleines Fenster hinaus nach Süden, auf den hinteren Teil des Gartens, mit Schaukel und Sandkasten, zuletzt auch einem Hühnerstall.



Skizze des Erdgeschosses von Haus Nr. 65.

Auf der dem Fenster gegenüberliegenden Seite ging es durch die Küchentür nach links durch den überdachten Hof zum Haupthaus hinüber und dort wieder links drei Treppenstufen hinauf, durch zwei Türen ins Speisezimmer (über dem Esstisch eine von der Decke herabhängende elektrische Klingel). Und damit die fertigen Speisen nicht so umständlich weit getragen werden mussten, gab es in der Küche an der Wand rechts von der Tür eine große Durchreiche zwischen Neben- und Haupthaus (ich kletterte gelegentlich hindurch, der Abstand zwischen Haupt- und Nebenhaus betrug etwa einen Meter). Erst einmal ging diese Durchreiche – im Freien auf allen vier Seiten abgedeckt – auf einer Strecke von eineinhalb Metern in die Speisekammer, und erst von dort aus weiter nach links, mit zweiter Durchreiche, ins Esszimmer. Dies wurde von den Eltern öfter beklagt, denn das war „unpraktisch“: die Köchin musste die Speisen in die Speisekammer schieben, ein zweites ‚Dienstmädchen‘ von dort sie weiterreichen durch die zweite Durchreiche, und dort erst konnte ein drittes ‚Mädchen‘ sie entgegennehmen und auf den Tisch stellen. Drei *Amahsan* aber hatten wir nicht ... So wurde das fertige Essen also doch auf dem Umweg durch den Hof auf den Tisch gebracht ...

Das Prunkstück der Küche – aufgestellt an der Wand links von der Tür – war ein *deutscher* Gasherd, vierflammig, auf neuestem Stand, Fabrikat *Junkers & Ruh*! Auch der Stolz meiner Mutter auf diesen Herd lässt vermuten, dass sie selbst – von Beruf

Hauswirtschaftslehrerin – die Anschaffung bzw. den Import aus Deutschland in die Wege geleitet hatte. Ich erinnere mich genau an die auch nach heutigem Stand fortgeschrittene Technik (und ich kann das beurteilen: hab‘ ich doch immer nur mit Gas gekocht! Elektro-Platten, das ist einfach nichts!). Denn es gab für jeden der vier Brenner zwei nicht sichtbare, separate Leitungen, die durch einen einzigen Griff über offenbar zwei verschiedene Ventile reguliert wurden: zunächst brannten beide Flammenkränze mit voller Kraft; wenn man durch Drehung nach links herunterregelte, erlosch allmählich der Hauptflammenkranz, während der Nebenkranz mit fünf kleinen Flammen weiterbrannte, durch weitere Knopfdrehung seinerseits noch kleiner zu regeln. (Angezündet wurden Koch- und Backflammen mit Zündhölzern aus einer mir nur aus Japan bekannten Art von Schachtel: bei einer Grundfläche von etwa 8 auf 10 cm fast 5 cm hoch, mit einer quadratischen Öffnung auf der oberen Grundfläche, dem Deckel also; darin eine schier unerschöpflich scheinende Menge von Zündhölzern.)

Die technische Hochleistung des deutschen Gasherds wurde ein frühes Opfer des Krieges: bald nach Beginn des Pazifischen Kriegs gab es kein Gas mehr, und fortan wurde nur noch in ‚ganz altertümlicher Weise‘ gekocht, auf japanischen Holzkohleöfchen nämlich, jedes hatte nur *eine* Feuerstelle, und mehr als zwei solcher in unserem Hause *Hibachi* genannter Öfchen gab es nie. Sie standen auf niedrigen Gestellen an der Wand gegenüber der Tür. (Wenn sie zum Beispiel bei einem Erdbeben umfielen, so waren sie ein Hauptursprung schwerer Brandkatastrophen, wie 1923 in Tôkyô und Yokohama.) Die Abgase zogen durchs Fenster oberhalb der Öfchen ab, einen Kamin gab es in der Küche nicht – wie in den alten Bauernhäusern in Japan, oder auch etwa im Schwarzwald. Ein Absturz also vom deutschen Spitzengasherd ins ‚Mittelalter‘, ins Archaische. Der Krieg.

Sonst erinnere ich von der Küche nicht viel. Die „Eisbox“, täglich zu bestücken mit langen, vom „Eismann“ gebrachten Eisstangen, stand nicht in der Küche, sondern in der Speisekammer. Dies war ein verlockender, ziemlich dunkler Ort im Innersten des Hauses, wo auf schwer erreichbaren Regalen Vorräte gestapelt waren. Besonders begann ich mich für die dort aufgereihten Flaschen mit süßen Fruchtsäften, Marke *Nakayama, Nagano-ken* zu interessieren, seitdem nämlich mit fortschreitendem Krieg Zucker zur extremen Mangelware wurde (er kam ja aus der japanischen Kolonie *Taiwan*, einer weit südlich liegenden, nur mit großen Schiffen zu erreichenden Insel ...). Die Speisekammer war bereits im Haupthaus, und damit auf dessen erhöhtem Niveau, etwa 50 cm über dem Erdboden. (Keller sind in Japan unbekannt, einmal abgesehen von den heute sehr verbreiteten Tiefgeschossen für Einkaufszeilen und Fußgängerwege im Umkreis großer Bahnhöfe.)

Das Wesentliche im Erdgeschoss waren: der leicht repräsentative Eingang, links dahinter die Treppe ins erste Stockwerk, rechts parallel dazu ein langer Gang nach hinten, mit den rechts abgehenden Türen zu den beiden Haupt- und Staatszimmern: Wohnzimmer und Esszimmer, verbunden durch eine Doppelschiebetür. Beide konnten mit eisernen Öfen geheizt werden, aber nur im Esszimmer geschah das häufiger. Das Wohnzimmer war für repräsentative Zwecke gedacht, die aber nur sehr selten vorkamen. Es war mit denselben Möbeln wie in *Okamoto* ausgestattet: ‚Chaiselongue‘, davor ein Tisch und zwei Sessel, Klavier, grüner chinesischer Teppich.

Der Teppich im lichten Esszimmer war in hellem Blau, darauf ein runder Tisch mit fünf Stühlen, die Sitzflächen mit Bambusgeflecht. Die fünf Stühle entsprachen der Zahl der Eltern mit drei Kindern – aber sie waren auch Anlass zu ständigen Reibereien,

sobald die Familie vollzählig war, also am Sonntag: wer von den Kindern musste an einem der Tischbeine sitzen? Außerdem gab es ein ‚Büfett', ein breites und recht hohes Möbel (so schien es mir jedenfalls) mit drei Türen, für das silberne Besteck mit Monogramm *GH*, Aussteuer meiner Mutter, für die Gläser und das ‚bessere' Geschirr. Gekrönt wurde das Büfett von einer edlen deutschen *Kienzle*-Uhr, flach und etwa 70 cm breit, in der Mitte das Rund mit Uhrwerk und Zifferblatt in die Höhe ragend. Imposant und bis heute im Ohr das Schlagwerk, zur vollen und halben Stunde mit mehrfachen, melodischen Schlägen.

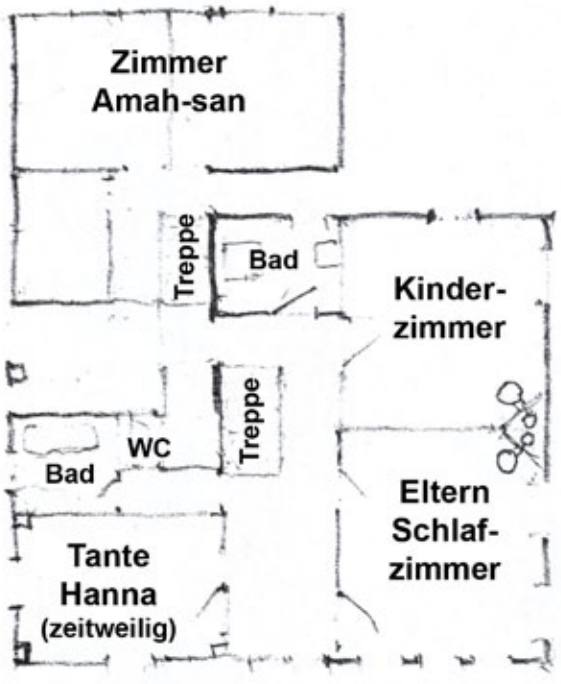
Diese Kostbarkeit, einen für die 20er Jahre in Deutschland charakteristischer Prestigeartikel, hatte zweifellos meine Mutter mitgebracht. Sie ist, zusammen mit drei Teppichen, Büchern u. dgl., aus den Verlusten des Kriegsendes und danach gerettet worden: in einer großen Holzkiste wurde sie 1960 von meinem Vater in ihre Heimat gebracht. Schon zu sehr gesundheitlich angegriffen, hat er sie nicht mehr ausgepackt. Das haben erst zwei meiner Enkel getan, im Herbst 1994, bei der Einweihung unseres neubezogenen Reihenhauses in *Freiburg im Breisgau:* ein feierlicher Akt der ‚Grundsteinlegung' in Gegenwart vieler Verwandter, der den Geist ‚unseres Hauses' in *Kobe* weitertrug. Der Gasherd hingegen ist nicht mehr ins Bild getreten, zweifellos von der Feuchtigkeit im *kura*, Speicher jenes Bauern in *Arima* verzehrt, der alle diese Kostbarkeiten 16 Jahre lang treu verwahrt hatte. (Vgl. auch IX.3)

An jenes helle Esszimmer (die Fenster gingen nach Osten und Süden) sind zahlreiche kleine Erinnerungen geknüpft, durchaus auch unangenehme, die oft mit der Durchsetzung disziplinierter Tischsitten zu tun hatten (z.B. schwere Bücher zwischen Brustkorb und Oberarm klemmen, um endlich eine ‚anständige Haltung' zu erreichen). Aber auch die Normalität der täglichen Frühstücke und Mittagessen – fast immer ohne den Vater – hat sich in der Erinnerung niedergelegt, mit vielen typischen Situationen und Nahrungsmitteln. In den ersten Jahren noch weißes Toastbrot, mit Drahtgittern auf dem Gasherd gebräunt, darauf Butter (zunehmend in Konservendosen aus dem Norden, von der Insel *Hokkaidô,* aus einem Kloster mit deutschsprachigen Patres) und *jam*. Auch *grape fruits* kamen anfangs noch vor; das Fruchtfleisch der halbierten Früchte wurde mit einem elegant geschwungenen und mit zur Spitze hin sich verjüngendem Sägemesser von der Schale gelöst; der Griff mochte wohl aus gelblichem Elfenbein sein ... Es war britischer Herkunft (und ist wegen ausgezeichneter Qualität bis heute in Gebrauch); auf der Klinge liest man: *JOSEPH RODGERS & SONS / CUTLERS TO HIS MAJESTY / SHEFFIELD [ein Stern, ein Kreuz] ENGLAND;* und um 90° seitwärts gedreht: *STAINLESS*. Ebenfalls bis heute in täglichem Gebrauch: ein Salatbesteck aus Edelstahl, ‚Rostfreier Stahl', sonst aber namenlos, deutsche Qualität; es ist unübertrefflich praktisch, indem aus dem flachen Stahlstiel nahe dem Griff Haken nach unten herausgestanzt sind, die das Abgleiten in Salat und Sauce verhindern. Eine zehntausendfältig erprobte Errungenschaft – Salat war und ist eine unserer Hauptspeisen! (Aber bitte mit Weinessig und Olivenöl!)

Das Esszimmer war auch der Hauptort meiner Musikerziehung – soweit von Musikerziehung überhaupt die Rede sein kann: in der Schule gab es wohl das Fach ‚Singen', ohne Spuren in der Erinnerung, bis auf einzelne Strophen deutscher ‚Volklieder'; der Klavierunterricht 1944 blieb Episode. Diese Musikerziehung bestand in einem ‚Grammophon', also einem Koffergerät mit Kurbel rechts zum Aufziehen, im schräg zurückgestellten Deckel das eindrucksvolle Bild vom lauschenden Hund: ‚*His Master's Voice*'. Im Alter von etwa sieben Jahren wusste *Botchan* den schweren Tonabnehmerkopf geschickt und vorsichtig auf die erste Rille der Platte (*heute heißt sie*

Schelllackplatte) zu setzen und der aus der Höhlung hinter der laufenden Platte emporsteigenden Musik zu lauschen, zwischendurch immer wieder durch kräftiges Drehen der Kurbel rechts an dem Koffer das Laufwerk aufzuziehen; sonst begann es zu leiern. Ziemlich zuverlässig erinnere ich mich noch an Platten von *Mozart*, der Mutter Lieblingskomponist, wie „Eine kleine Nachtmusik“, weiter an „Bürger und Bauer“ und an das „Forellenquintett“. Da der Platten wenige waren, hörte ich sie immer wieder. Vermutlich waren auch Platten mit Aufnahmen von *Caruso* und *Gigli* darunter, nach der Intensität meiner Wiedererinnerung viel später zu urteilen; hier handelte es sich um Lieblinge des Vaters, der Gigli bei einer seiner Reisen nach Mailand sogar *live* gehört haben mag.

1943 trat dann eine erstaunliche technische Verbesserung in Erscheinung: ein *elektrischer* Plattenspieler! Er war in einem furnierten Kasten montiert, den man nach vorne aufklappen konnte, worauf Plattenteller und Tonarm erreichbar wurden. Darauf stand ein recht voluminöses Radio, Marke *Bosch – Blaupunkt*. Ein deutsches Fabrikat also; es musste mit einem Transformator betrieben werden, von 100 V auf 220 V. Auch mit dieser Apparatur lernte ich bald umgehen. Das Radio wurde 1945 wichtig, um die Luftschutzmeldungen abzuhören; sie liegen mir noch heute im Ohr. Sonst aber spielte das Radio kaum eine Rolle, ebenso wie das Kino. Eine Kindheit ganz ohne moderne Medien, und auch ohne viel alte Medien, wie Bücher und Zeitungen.



Skizze des I. Stocks von Haus Nr. 65.

Im Esszimmer wurde während des Winters (d.h. etwa von Dezember bis März) öfters geheizt, nur sehr gelegentlich im Wohnzimmer. Fast ständig behaglich warm aber war es während dieser Zeit im ‚Kinderzimmer‘, genau über dem Esszimmer gelegen und ebenfalls sehr hell. Zum Heizen waren in den von Deutschen bewohnten Häusern meist schwarze Eisenöfen aufgestellt, indem die offenen Kamine englischer Provenienz mit Blech verschlossen wurden, in die das Ofenrohr hineingeleitet wurde. Diese Öfen mussten jeden Morgen angezündet und den ganzen Tag über immer wieder mit schwarzer, glänzender Kohle gefüllt werden – von der *Amahsan* natürlich. Die Kohle wurde im überdachten Hof in großen, mit Holzbrettern abgeteilten Fächern gelagert.

In diesem Kinderzimmer schliefen im allgemeinen alle drei Kinder; hier aßen sie auch zu Abend. Dafür waren ein großer Tisch und einige Stühle vorhanden. Außerdem gab es ein paar niedrige Schränkchen oder Kommoden, aber keinen Kleiderschrank. Für einen solchen Schrank hätte es auch an Kleidern gefehlt – ein Hauptproblem für die Mutter, besonders als nach dem 7. Dezember 1941 die Hauptquelle versiegte, das Versandhaus *Montgomery Ward* in *Chicago*. Den Kindern diente der überaus voluminöse Katalog vor allem als Bilderbuch. (Und der US-Armee dienten Kataloge gleicher Machart hernach zur frühzeitigen Bestellung der Bauteile und Baustoffe, der

Dusch- und WC-Anlagen, der Zelte, Feldbetten usw., die für den Aufbau von Großflugplätzen, Nachschubhäfen, Camps usw. auf den fristgemäß eroberten Pazifikinseln erforderlich waren; frühzeitig, weil die Transportwege aus Chicago usw. doch nicht unerheblich waren. Die militärische Logistik war bereits in ziviler Form entwickelt worden.)

Wegen des ausbleibenden ‚Nachschubs' von Jacken, Hosen, Hemden, Schlafanzügen usw. war deswegen in diesem Zimmer auch immer wieder eine Schneiderin am Werk. Sie arbeitete an einer *Singer*-Nähmaschine, die mich ganz besonders faszinierte: man konnte den Antriebsriemen aus Leder ganz aushängen und ohne die Last der Nähmaschine das große Schwungrad unten mit der gusseisernen Tretplatte in rasende Geschwindigkeit versetzen. Oder man verrichtete nützliche Dinge: das kleine Gummirad eines Antriebsmechanismus wurde an das obere, kleine Schwungrad gedrückt und auf eine aufgesteckte Unterspule Faden aufgespult; wunderbar wie der Faden von einem kleinen Führungsarm gleichmäßig über die Spulenbreite verteilt wurde! Frühe Einführung in die Welt der Mechanik. Traurig nur, dass dieses schwere gusseiserne Unterteil bei der Repatriierung in Japan bleiben musste, samt den eingegossenen Buchstaben SINGER. Doch das herrlich schwarz glänzende Oberteil, mit raffiniertem Goldornament und verschnörkeltem ‚*Singer*', kam 1947 nach Deutschland mit, zusammen mit Sägen, Messern und anderen überlebenswichtigen Gerätschaften. In den 50er Jahren vom Schwiegervater mit elektrischem Motor und neuem Unterteil versehen, habe ich selbst darauf verschiedene Näharbeiten besorgt. Sehr schweren Herzens habe ich mich 1996 beim Umzug nach *Freiburg i. Br.* von dem teuren Stück aus der Kindheit getrennt, um es einer bedürftigen Familie aus der Türkei zu überlassen.

Ein wichtiger Ort in jenem Kinderzimmer war eine Schublade und eine kleine Holzkiste mit meinem Kram: Batterien, Lämpchen, Drähte, Zange, Schraubenzieher; dazu allerhand Zufälliges. Etwa ein verstorbener Goldfisch aus dem kurzzeitig gehaltenen Aquarium, von dem ich mich nicht trennen mochte, einstweilen. ‚Richtiges' Spielzeug und Bücher hatte ich ja kaum; und was es da gab, wie eine kleine Armee von deutschen Linoleumsoldaten, wurde von meiner Mutter sorgfältig verwahrt. Aber ohnehin trat das Kinderzimmer, auch die meist dort sich aufhaltenden Schwestern und auch *Mi-chan* allmählich in den Hintergrund. Ich entdeckte andere, verschwiegene Winkel im Haus, wo ich meinen Beschäftigungen nachgehen konnte, wie etwa dem Gießen von Blei. Und vor allem verlegte ich einen immer größeren Teil meiner Aktivitäten in die Umgebung: Gassen, Straßen, Wald, meist zusammen mit Klassenfreunden. Zu japanischen Gleichaltrigen hatte ich keinen Kontakt, und es wohnten in jenem Quartier auch nur wenige; auch eine japanische Schule gab es dort nicht.

Im Mai 1944 ging die Zeit des Kobe-Hauses zu Ende. Wegen der absehbaren Luftangriffe zog ‚man' – d.h. nur Westausländer, und nur solche, die dafür Möglichkeiten fanden, vor die Stadt. Ich fand mich mit meiner Familie und einigen Klassenkameraden im westlichen Vorort *Shioya* wieder, in einem geräumigen, rein westlichen Haus, innerhalb einer weiträumigen, erst wenige Jahre zuvor erbauten Siedlung: ‚*James Compound*' auf den Hügeln hoch über Dorf und Bahnstation, und mit weitem Blick übers Meer und auch ins Land. Eine sehr andere Umgebung: Parkanlagen und Wälder, Heide, Felder, Bewässerungsteiche, die Berge weniger hoch, und überhaupt eine größere Weite. Eine neue Welt, die besonders Jungen meines Alters viel Spielraum bot.

7. Ums Kobe-Haus: Spiele, Unternehmungen, Klandestines

Mit acht Jahren, schon zwei, drei Jahre wieder in Kobe, hatte ich endlich die Rückschläge durch den zweijährigen Deutschlandaufenthalt aufgeholt. Ich sah mich ohne Angst in der Welt jenseits von Haus und Garten um, nahm an den Spielen von Schulfreunden aktiv teil, war mir meiner Stellung in den Gruppenzusammenhängen einigermaßen sicher. Und nun erforschte ich auch die weitere Lebensumgebung. Einige charakteristische Betätigungen lassen das deutlich erkennen. Eine freilich war nicht darunter: Fußball. Den kannte ich nicht, den kannte wohl keiner meiner Freunde. Nicht einmal das Wort selbst. Eine schwere Lücke in meiner deutschen Sozialisation. Hier bin ich Analphabet geblieben.

Da war zunächst *Kan-kan-keri* (auch: *kan-keri*), ein Versteckspiel auf der Straße: eine leere Konservendose wurde mit dem Fuß möglichst weit weggeschossen, ein Spieler rannte hinterher und holte sie zurück, dann musste er einen der Mitspieler finden, die sich inzwischen versteckt hatten; dieser war nun sein Nachfolger. Gelang ihm das nicht, musste er noch einmal der Büchse hinterherlaufen und dann suchen. Dasselbe trat ein, wenn es einem der Versteckten gelang, unbemerkt zur Büchse zurückzukehren und diese mit dem Fuß wieder möglichst weit fortzuschlagen (auch das Wort *kicken* gehörte nicht zu meinem Wortschatz, wie ja auch die Sache in Kobe unbekannt war).

Was *Kan-kan-keiri* eigentlich bedeutete, erfasste ich nur gefühlsmäßig. *Kan* war mir eine Ableitung von *kanzume*, Konserve. *keiri* stand mir für *kaëri*, zurückkehren. Ungefähr war das auch richtig, wie ich heute sagen kann: *kan-kan* ist lautmalend für *kanzume*, und *keiri* heißt ‚mit dem Fuß kicken'. In meiner Erinnerung jedenfalls stellt sich bis heute die Blechbüchse ein, ihr Scheppern beim Rollen und Gleiten über die Straße. Die Spannung beim Spiel erhöhte sich, wenn schon die Dämmerung einbrach, einerseits weil man weniger sehen, sich auch besser verstecken konnte, andrerseits weil man bald aufhören musste. Denn die Dämmerung dauert in Kobe nicht lang, nicht viel mehr als eine Viertelstunde, dann war finstere Nacht, wenn nicht gerade Vollmond war: Kobe liegt etwa auf dem 35. nördlichen Breitengrad ... Und an Straßenlaternen kann ich mich nicht erinnern; vermutlich weil sie nicht mehr brannten – ob nun aus Gründen des Luftschutzes oder weil der Krieg seit 1943 für Japan bereits in eine kritische Phase getreten war, was niemand außer einigen der Allergewaltigsten wusste.

Ins Jahr 1943 verweisen jedenfalls meine Erinnerungen zur Gesamtstimmung beim *Kan-kan-keiri*-Spiel. Eine gewisse Leere der Straßen, eine Unbekümmertheit der spielenden Kinder: mit irgendwelchen Autos war nicht zu rechnen, das Nachlassen der Geschäftstätigkeit – das alles lag als Atmosphäre in der Luft. Eine schon etwas feuchte Luft am Abend, etwas Herbstliches, vielleicht November (der aber in Kobe durchaus sonnig und noch recht warm ist, vor allem tagsüber); ganz bestimmt war es nicht das Sommerhalbjahr, da war es viel zu warm für solche heftigen Spiele, auch am Abend.

Auch die Umgebung des Spiels ist mir in deutlicher Erinnerung: es war auf dem steilen und schmalen Sträßchen, an dem auch das ‚Kobe-Haus' stand, nur etwa 100 Meter unterhalb des noch steileren Bergwaldes. Nach Osten gingen von jenem Sträßchen zwei, drei Seitengassen ab, ohne Steigung parallel zum Berg verlaufend. Sie boten beim Spiel allerlei Verstecke, z.B. hinter einem Betonbottich mit Löschwasser, einer schwarzen Müllkiste, in einem zurückgesetzten Hauseingang, vielleicht auch hinter einem der Leitungsmasten für Strom, vielleicht sogar halb gekauert in einer der Gossen auf beiden Seiten des Sträßchens (*dobu*, offene Abwasserkanäle; Bürgersteige

gab und gibt es allenfalls an den wenigen großen Verkehrs- und Einkaufsstraßen unten in der Stadt). Oder man verschwand hinter einem Gartentor. Dafür freilich kamen nur die vertrauten Gärten in Frage, etwa wo Mitschüler wohnten und wo die Gartentore nicht verschlossen waren. Solche gab es in dem Sträßchen drei, darunter ein Haus ganz in der Nähe, in dem der Kindergarten und später die erste Klasse der Schule untergebracht war, weiter auch das Haus der Familie *Frei* mit vier Kindern, unsern nächsten deutschen Nachbarn. Die Gärten waren in *Kitanochô* meist so groß, dass es dort auch Büsche und Bäume gab, hinter denen man sich verstecken konnte (denn es war ja eines der wohlhabenden Viertel am Berg). Auf den Straßen und Gassen gab es hingegen keine Bäume, auch nicht in *Kitanochô*. In dieser Umgebung also fand das Hin und Her, das Rennen, Laufen, das Schreien und Jammern, das Schimpfen und Streiten beim Kan-kan-keiri-Spiel statt

Dann gab es noch den *Rumpi-san*: das war eigentlich kein Spiel mehr, sondern eher ein – etwas problematisches – Abenteuer, ein häufiges Erlebnis. Doch beschäftigte es die hier wohnenden Schulkinder ähnlich intensiv wie ein Spiel. Bei *Rumpi-san* handelte es sich offenbar um einen verwirrten jungen Mann, der für Monate obdachlos im Bergwald oberhalb der höchstgelegenen Häuser und des *Shintô*-Schreins kampierte. Öfter tauchte er auf den Straßen auf, meistens rasch laufend oder rennend, fast wie gehetzt, armselig gekleidet, vielleicht fast nackt (die Erinnerung will hier vielleicht versagen). Er hatte etwas Erschreckendes, Unheimliches an sich, obwohl sich die Kinder letzten Endes nicht wirklich vor ihm fürchteten, vielleicht weil sie seine eigenen Ängste spürten. Eher waren sie irritiert, aber auch neugierig, wegen seiner Erscheinung, die alles Gewohnte sprengte (und die Ordentlichkeit war und *ist* ein hoher Wert in Japan, besonders am äußeren Aufzug abzulesen). Von Seiten der Erwachsenen gab es gewiss Warnungen; was die Neugier nur steigerte. So wurden die neuesten Beobachtungen und Gerüchte ausgetauscht, oder auch erst durch Ausschmückung fabriziert. Und nichts davon den Erwachsenen weitergegeben.

Allmählich erforschten die Kinder, wo etwa, an welcher schwer zugänglichen Stelle *Rumpisan* sein kleines Lager haben könnte. Man wagte sich immer näher an diesen unheimlichen Ort heran. Und ich konnte eines Tages mein Ansehen bei den übrigen Kindern enorm steigern, indem ich als einziger aus einer kleinen Gruppe die letzten zehn, fünf Meter in dem sehr unwegsamen und steilen Bergwald überwand und dicht an das Lager des Armen herantrat, für einen Augenblick nur. Soviel wurde mir klar: der Mensch war nicht da, und es gab nichts als ein armseliges Häufchen von zusammengesammelten Kleinigkeiten und Lumpen zu sehen ... Dass er in *Lumpen* gehüllt war, das wäre eine naheliegende Erklärung seines Namens *Rumpi-san*. Denn der Name wurde von uns Kindern japanisch ausgesprochen; deutsch hätte es *Lumpi-san* klingen müssen, *Herr Lumpi* (*-san* als das üblichste Höflichkeitssuffix, etwa wie deutsch *Herr/Frau*).[47)]

In einer assoziativen Verbindung stand *Rumpi-san* mit einem nur wenige Hundert Meter entfernten europäischen Haus, in dem die japanische Kriegsmarine eine Außenstelle einer Kaserne eingerichtet hatte (von denen es wahrscheinlich in dieser Zeit

47) Das Wort *runpen* hat die Bedeutung ‚Bettler', ‚abgerissen'. *Robert Schinzingers* gibt in seinem *Wörterbuch der deutschen und japanischen Sprache, Japanisch/Deutsch (Tôkyô 1980, Sansyusya)* den in *Katakana* geschriebenen Eintrag *runpen*: ‚der Penner', und verweist auf *Lumpenproletarier*, was in der *Deutsch-japanischen Fassung des Lexikons (ebd. 1972)* als *runpenpuroretariya* erscheint, also vermutlich eine ‚Leihgabe' aus Karl Marx' „Das Kapital", in Japan viel gelesen in den ersten zwei, drei Jahrzehnten nach 1945.

viele gab). Dass es den Rekruten dort schlecht ging, das war uns Kindern klar. Man erlebte die armen Kerle gelegentlich bettelnd, oder beim Versuch, an der Hintertür ein armseliges Seifenstück gegen Lebensmittel einzutauschen. Nach allem was mir seither über die harten, ja brutalen Methoden beim japanischen Militär in der Kriegszeit bekannt geworden ist, könnte man in *Rumpi-san* einen vor dem Hunger, vor allem aber vor den Demütigungen und Brutalitäten „in den Wald" geflohenen Rekruten, einen „verrückt Gewordenen" sehen. Mit dem Entweichen ins ‚Waldgebirge' (*yama*) hätte er einen letzten Schritt getan, der in der japanischen, mythisch eingefärbten Tradition einen festen Platz hat: Rückzug in die Wildnis; vorübergehend, um ‚Leib und Seele' von allerhand Trübungen und Verwirrungen zu reinigen. Das mag auch verständlicher machen, dass das Militär sich nicht um den Entlaufenen kümmerte, sondern dass darauf gewartet wurde, dass dieser reuig geläutert zu ‚Anstand und Gemeinschaft' zurückfinde.

Alleinsein ist an sich schon die schlimmste Strafe; und es ist eine verbreitete ‚letzte Stufe' bei den sonst als so nachsichtig bekannten japanischen Müttern, beim gerade vorbeikommenden Nachbarn anzufragen, ob er nicht dieses Kind mitnehmen wolle, ‚das überhaupt nicht artig ist und nicht zu uns gehören will'. Andrerseits war solches Einzelgängertum in der Tradition als eine mögliche, vorübergehende Form doch akzeptiert, eben etwa als Waldmensch, oder auch als Pilger, der allein von Tempel zu Tempel zieht, geschützt durch eine fromme Tracht, mit breitem Strohhut in der Gestalt eines flachen Kegels, in bäuerlicher Kleidung und mit ständig bimmelndem Glöckchen am Bettelstab. In dieser Gestalt sind sie heute sehr selten geworden, auch auf den Pilgerstrecken der lange abgeschiedenen, zurückgebliebenen, ‚unterentwickelten' Insel *Shikoku* mit ihren 88 Stationen (dafür gibt es heute immer noch viele Pilger, die modern ausgerüstet als einzelne eine solche Pilgerfahrt machen, außerdem solche, die sich dafür einen Bus gemietet haben und die ‚Fahrt' ganz wörtlich schnell ‚erledigen'). Und wie ist es mit der zeitgenössischen Form des Außenseiterdaseins, als Taglöhner und als Arbeitsloser, der in einem aufgegebenen Auto, auf Denkmalstreppen oder in Zelten und Pappschachteln sein Leben zu fristen sucht, stets bemüht, die gebotene Ordentlichkeit so gut es nur geht einzuhalten? Hier muss man wohl von unfreiwilliger ‚Ausstoßung' aus der Normalität der Arbeitswelt sprechen.

Das dritte der von mir in der Erinnerung gut erhaltenen Spiele war jedenfalls auch kein Spiel im eigentlichen Sinn, wieder eher ein Abenteuer. Es ging um erste *Erfahrungen mit dem Rauchen*. Die Umstände verweisen auf das Frühjahr 1944. Vor allem eine fast bedrohliche Leere auf den Straßen und Gassen, eine ereignislose Stille. Auch das Wetter passt dazu: trüb, kühl (wie nicht selten im Frühjahr). Und die Zigarette, die man sich auf Umwegen besorgt oder stibitzt hatte (oder konnte man noch, wenn man genug Geld zusammen hatte, bei einem kleinen Händler eine einzelne kaufen?): diese Zigaretten waren nur noch Halbzigaretten, zur Hälfte ein weißes, leeres Röhrchen aus festem Papier, das als Mundstück diente. Aber für die ersten Versuche war das wohl gerade die richtige Größe.

Diese Versuche fanden stets gemeinsam statt, zu zweit, zu dritt, und nie waren Mädchen dabei. Aber an die Gesichter, die Namen kann ich mich nicht erinnern. Hatte man, zurückgezogen in den Winkel einer abseits gelegenen Gasse, eine solche kostbare Halbzigarette entzündet, so ging sie im Kreis herum, zwei, drei unsichere Züge mit klopfendem Herzen, und gleich dem nächsten weiterreichen. Und bald schon war ausgeraucht ...

Eine solche Rauchszene ist in meinem Gedächtnis ganz fest angekettet, denn sie erwies sich als folgenreich und fortwirkend. Einem der kühnen Möchte-gern-Raucher war es gelungen, aus dem Elternhaus, von irgendeinem noch versorgten Vater den weit abgerauchten Rest einer Zigarre zu besorgen. Das Anzünden des kurzen Stummels gelang nur nach erheblichen, lange vergeblichen Versuchen, fast schon wollte die kleine Gruppe aufgeben. Da, endlich! Man sah etwas glimmen. Ich hatte eine Gelegenheit mich hervorzutun, den schwachen Brand anzufachen, und so sog ich kräftig an dem kleinen Stumpen. Vor allem freilich tat ich es wohl, um den Gipfel einer ersehnten Bedeutsamkeit zu erklimmen.

Denn die Gestik des bedeutsamen Vorgangs hatte ich oft genug beobachtet, sie hatte hohen symbolischen Wert, zeigte den gelassenen, gesetzten, überlegenen Herrn (mein eigener Vater gehörte mir nicht zu dieser Kategorie, zumal er überhaupt nicht rauchte). Am Anfang stand die Entnahme der gewichtigen Zigarre aus einer eigens dafür vorgesehenen Dose. Ich sehe die grüne Eloxierung eines solchen Behältnisses, einer flachen Schachtel, ganz deutlich vor mir, wie sie auf dem Tisch vor dem Sofa angeordnet, ständig bereitlag, nebst dem silbernen Zigarrenanschneider. Sie lag bereit. (Oder lag sie dort nur als nachträgliches Gebilde der Erinnerung?) Die Entnahme der Zigarre schon war bedeutsam, geschah mit einer gewissen Verlangsamung, Behutsamkeit. Die Zigarre wurde in der Mitte angefasst, an die Nase geführt, berochen, beschnuppert, schließlich für gut befunden. Dann folgte mit der anderen Hand der Griff nach dem Zigarrenanschneider; oft hatte ich quasi im Trockenkurs das Abknipsen an einer imaginären Zigarre geübt; das schwere, lange Gerät liegt mir heute noch deutlich spürbar als Vorgestelltes in der Hand, ich spüre den Widerstand der Feder beim Knipsen. Nach der Ergreifung und Prüfung der erwählten Zigarre dann also das Anschneiden; offenbar eine komplizierte, nie wirklich durchschaute Operation, von Misslingen bedroht. Das Beiseitelegen des spitzwinklig herausgeschnittenen Abschnitts, in den auch dafür bereitgestellten Aschenbecher (auch dieses ein Stück von Bedeutung, längerer Beschreibung würdig). Schließlich das Entzünden einer Flamme – vorzugsweise anhand eines Feuerzeugs, denn es bedurfte ausgedehnter Bemühungen, die Flamme anzusetzen, begleitet von ständig wiederholtem, vorsichtigem Saugen und Paffen, wobei die lange Zigarre, mit der Glutseite nach unten langsam zu drehen und zu beobachten war, bis eine auf Dauer verlässliche Glut erzielt war. Eine schwierige Arbeit, und natürlich nichts für Frauen. Und nichts für Gehetzte.

Wenn endlich erhebliche Wolken angesaugt und ausgestoßen worden waren: das Zurücksinken in den Sessel. Mächtig erhob sich der schwere Duft, ein bißchen süßlich, ja betörend, in Ringen und Wolken den Raum durchmessend und ausfüllend, durchwaltend. Jetzt begann die lange, ruhige und bedeutungsvolle Stunde des Rauchens; allein oder eher in Gesellschaft von anderen Zigarrenrauchern. Keine hastige Geselligkeit freilich, keine angespannten Sätze und Äußerungen, sondern Gelassenes, Angedeutetes; Verständigung mit wenig Worten, Schweigen. Ein Bild befriedeten Daseins, besonders wenn die Zigarrenraucher noch rüstigen Alters waren, in den Vierzigern noch, doch schon würdevoll, die Zeit der emsigen Geschäftigkeit schon hinter sich. Hanseatische Kaufleute, vermögend, man ging am späten Vormittag ins *Office* unten in der Stadt, während zuhause das Mittagessen zubereitet wurde. Ein Bild also befriedeten Daseins, von keiner Arbeitsbesessenheit beherrscht; zum größeren Teil wohl aus eigenen Sehnsüchten zusammenfabriziert ... *mein* Vater war nicht so, ‚hatte immer zu tun‘.

Hanseatischer Herkunft waren sie wohl schon, nicht wenige jedenfalls dieser rauchend imaginierten ausländischen Kaufleute in Kobe, aber ihre Mußе damals war wohl doch eher vom Krieg erzwungene Untätigkeit. Doch Zigarren wusste man sich immer noch zu verschaffen. Dennoch wurde im allgemeinen eher mein eigener Vater bewundert, da es ihm ja gelungen war, auch im Krieg die Geschäfte weiterzuführen, neue Tätigkeitsfelder zu eröffnen, die ihm ständige Aktivität, Anerkennung, und ein beachtenswertes Einkommen sicherten, mitten im Krieg.

Dies alles stand also vor meinem innerem Auge, als ich mich nun, freilich nicht gelassen, sondern hastig, unsicher, fast angstvoll, dem schwierigen Geschäft widmete. Doch – oh Schreck! Es geschah etwas ganz Anderes, gänzlich dem Erwarteten zuwider: äußerst übel wurde mir. Ich ließ das Teufelszeug fahren, suchte nur noch einen Ort, wo ich mich verkriechen, erleichtern konnte. Diesmal hatte das Grüppchen sich aber nicht in eine Gasse zurückgezogen, sondern man war auf der langgestreckt und sehr steil zum Bergwald hinaufführenden Straße im östlichen *Kitano-chô-itchôme*, eigentlich einer Hauptstraße in diesem Viertel, sogar knapp zweispurig, und immer noch musste man hier mit Fußgängern rechnen. Doch auf halber Höhe gab es hier eine kleine Ausbuchtung nach Osten, fast schon ein Platz, begrenzt von einem gewaltigen, hohen, schräg zurückgesetzten, zweiflügeligen Holztor und einigen gepflegten niedrigen Hecken: hier wurde das Unternehmen gewagt. Die Ausbuchtung, eine Einfahrt, war zur Straße mit einer kleinen Buschreihe als Begrenzung bepflanzt. Die Hecken waren erbärmlich niedrig, nicht einmal bis zur Knabenhüfte reichend, aber in meiner Not suchte ich hier Zuflucht, fast kriechend. Damit endet die Geschichte. Aber sie hat noch einen doppelten Nachtrag.

Toreinfahrt zur alten Residenz der Yamaguchi-gumi. Foto 1980 (damals Sitz der Witwe des Ex-Chefs).

Die von dem Zigarrenstummel ausgelöste Übelkeit war derart massiv und nachhaltig, dass sie mich von weiteren jugendlichen Rauchexperimenten ferngehalten hat. Und auch von späteren Versuchungen. Ich war, bin und werde es bleiben: ein Nichtraucher. Das heißt: jahrzehntelang ein Außenseiter, unter Männern.

Auch der Ort des Geschehens war bedeutsam. Damals war mir nur eines klar: ein reicher Mann wohnt hinter dem mächtigen Tor, und zwar kein Ausländer. Denn der dahinter liegende Garten musste sehr groß sein (an diesem steilen Berghang des Rokkô, wo fast alle Grundstücke durch mächtige Stützmauern für die Bebauung hergerichtet werden mussten), und vor allem: man erblickte kein Haus, nicht einmal ein Dach. Nach den traditionellen japanischen Maßstäben hieß das: bedeutend, reich, vornehm. Nur ab und zu würden die Torflügel von Bediensteten geöffnet werden, und eine schwere, lange, schwarze Limousine würde, von einem livrierten Chauffeur gelenkt, einen im Fond sitzenden, von Vorhängen verdeckten *Kanemochi*, einen ganz reichen Mann, langsam und majestätisch an einen anderen, ebenfalls bedeutenden Ort fahren. Und dies mitten im Krieg, wo niemand sonst mehr in einem Benzinauto fuhr.

Jahrzehnte später erfuhr ich dann: das war die Villa des Chefs der *Yamaguchi-gumi*, der auch heute noch größten *Yakuza*-Gruppe Japans. Sie ist ungefähr der *Mafia*, der *Camorra* oder der *N'drángheta* in Italien zu vergleichen, doch verhält sie sich insgesamt weniger klandestin, ist stärker japan-national orientiert, hat meist mehr mit Staatsautorität und Polizei kooperiert, gesetzte Grenzen eingehalten, dem normalen Geschäftsleben näher. Erst seit einigen Jahren sind – wie auch in Italien – Versuche zu entschlossenerer staatlicher Eindämmung zu beobachten, an denen man aber doch immer wieder auch Zweifel hat. In den achtziger Jahren lebte in jenem Haus die Witwe des alten Chefs, während der nunmehrige Chef in einem modernen Haus weiter unten in der Stadt wohnt, unauffällig aber wirksam gepanzert (im Hinblick auf die nach der Kriegszeit möglich gewordenen Überfälle der Konkurrenz).

Vor wenigen Jahren hatte ich einmal Gelegenheit – ausgerechnet in *Ise*, dem traditionellen Zentrum des *Shintôismus* – in den Morgennachrichten des öffentlichen Fernsehens einen recht ausführlichen Bericht über eine ‚überraschende' morgendliche Durchsuchung dieses neuen Hauses zu verfolgen, wohl wegen des Verdachts von Anlagenschwindel. Die Kräfte der Staatsmacht, etwa 40 Mann an der Zahl, unbewaffnet, begaben sich ohne Rennen und unziemliche Hast, ohne Sirenen u. dgl., von ihren 200 bis 300 Meter entfernt geparkten Lastwagen an die eher enge Pforte, um dort zu läuten. Es wurde sogleich geöffnet, höflich wurden sie eingelassen. Man ahnte, dass sie im Hause längst erwartet wurden. Als der Anmarsch der nicht uniformierten, jedoch mit einer Weste deutlich als ‚Kräfte der Ordnung' gekennzeichneten Männer gezeigt wurde, hatten die Fernzuschauer Gelegenheit, ausführlich die aus gewaltigen Granitblöcken errichtete Mauer um Haus und Garten zu bewundern ... Eine Mauer, wie sie heute eigentlich nur noch, freilich in weit gewaltigerem Maßstab, um den riesigen Park des Kaiserlichen Palasts im Zentrum von Tôkyô zu sehen ist, und hier nicht ohne breiten und tiefen Wassergraben (es handelt sich um den riesigen Palastpark des *Shôgun*, des ‚Militärbefehlshabers' und wahren Herrn Japans im Zeitalter vor der japanischen ‚Revolution von oben' seit 1868). Hier in Kobe aber, das ist die symbolische Aussage dieser Mauer um das Haus des *Yakuza*-Chefs, wohnt ein kleiner Kaiser, mit Untertanen treu bis in den Tod, und zum Zeichen bedingungsloser Treue sind sie am ganzen Körper blendend schön tätowiert. Einmal habe ich einen erblickt, in der Sauna, Original finnisch ... ich zog mich diskret zurück.

Ein wichtiger Geschäftszweig der *Yamaguchi-gumi* in Kobe sollen im *Kitano*-Viertel mit gewaschenem Geld erworbene und zur touristischen Attraktion ausgebaute Häuser sein (unter dem Markennamen *Ijin-kan*, Fremdmenschen-Villen). Dass dort auch immer noch einzelne Westmenschen in europäischen Häusern leben (wann werden sie ausgestorben sein?), ist nicht etwa als Störung, vielmehr als eine angenehme und kostenlose Steigerung der Attraktivität des Viertels zu sehen. Das gleiche Gefühl ereilt jene Westmenschen wie mich, die sich dort etwa auf den Straßen bewegen: kostenlose Statisten. Das in ganz Japan bekannte, ‚exotische' *Kitano*-Viertel zieht seit vielen Jahren besonders junge Japaner an, ganze Schulklassen sieht man durch die Straßen und Gassen ziehen. Sie bezahlen die gesalzenen Eintrittspreise in den *Fremdenhäusern* und erholen sich in einem der zahlreichen und eigens ‚originalgetreu' errichteten Cafés, Bierhäuser usw. Damit die Erwartungen noch besser getroffen werden, die teuren Grundstücke noch mehr Rendite abwerfen, sind manche jener *Fremdenhäuser* als Repliken in verkleinertem Format und in modernen Materialien, aus Stahl und Kunststoffen farbenprächtig und spitzgiebelig errichtet worden, einzelne auch in

zeitgenössisch-modernem Stil. Daher sind sie auch nicht so ungemütlich geräumig, sondern eng und heimelig. *Kitano-chô*, eine Kulisse.

8. Stätten mit Aura: *Mitchan*, die Schreine

Die Worte finde ich nicht, um die Atmosphäre solcher Orte zu beschreiben, ihre Ehrfurcht einflößende Stille, mochten auch Kinder darin spielen, was oft vorkam, oder eine Autostraße in unmittelbarer Nähe vorbeiführen. Am nächsten scheint mir noch das englische Wort *awe* zu liegen: es drückt beide für uns heute meist getrennte Seiten aus, die ‚objektive' und die ‚subjektive' Seite. Doch auch Worte wie *Atmosphäre*, *unheimlich* umfassen in der deutschen Sprache beide Seiten; auch wohl: *Übermacht*, *Erhabenheit*, *Schrecken*, aber auch: *Erschrecken*, *Ehrfurcht*, *Verehrung*. Ich schreibe diese Wörter nieder, aber zugleich spüre ich: es ist wie Wasserschöpfen mit einem Sieb. Diese, ‚unsere' Sprache, diese ‚Hochsprache', sie reicht hier nicht aus; oder reicht mein Sprachvermögen in dieser Sprache nicht aus? Was kann ich überhaupt schreiben, gar beschreiben in dieser Sprache? In dieser sauber entwickelten, vernünftig geregelten Sprache, wie ich sie in vielen Jahren gelernt und studiert habe, besonders anhand der ‚alten', der ‚toten', nur noch geschriebenen Sprachen, des antiken Latein und Griechischen? Vermögen Dialekte, vermögen gesprochene Sprachen mehr als Schriftsprachen? Oder die Sprache der Poesie, die Bilder von Dichtern, ihre Beschreibungen von Bildern, Situationen? Was bleibt uns verborgen, wenn wir nur jene Schreibsprache der Vernunft, der Rationalität oder gar des platten Schematismus gebrauchen? Eine Fragestellung, die mich seit langem in meiner wissenschaftlichen Arbeit begleitet hat.

Nüchtern betrachtet, in jener vernünftigen Sprache benannt: bei jenen Orten mit Aura handelte es sich um Schreine, auch Haine (wobei die meisten Schreine mindestens andeutungsweise auch Haine sind, und die bedeutenden inmitten von ausgedehnten Hainen liegen, z.B. im Falle des zentralen Schreins von *Ise*). Also um *Shintô*-Schreine jener traditionellen japanischen ‚Naturreligion'[48], im Unterschied zu buddhistischen Tempeln, die freilich in Japan oft viel aus der *Shintô*-Tradition angenommen haben. *Botchan*, ich also habe sie an der Hand meiner *Amahsan* kennengelernt, die bei den von der Mutter gewünschten Spaziergängen einen Schrein aufsuchte und dort ein rituelles Gebet verrichtete – Verbeugung mit auf die Oberschenkel gelegten Handflächen, dann mehrmals in die Hände klatschen (die Handflächen sollen dabei mit den Fingern nach oben aufeinandertreffen), etwas verharren, abschließende Verbeugung, vielleicht ein bescheidenes Münz-Opfer in einen großen hölzernen Kasten werfen (dieser ist oben mit quadratischen, dicht nebeneinander angeordneten und auf die Kante gestellten Leisten so abgedeckt, dass nur dünne Gegenstände wie Münzen hindurchfallen und auch niemand hineinfassen kann). Weit vom Wohnhaus zu einem Schrein war es nie, in Okamoto nicht und nicht in Kobe.

---

[48] Das Wort *Religion* ist dem japanischen *Shintô* (wörtl.: *Weg der Götter*) kaum angemessen, viel zu unsystematisch, lokal, vielgestaltig, pragmatisch geht es hier zu. Vor allem geht es um viele Zeremonien und Gesten, wichtig bis heute etwa das Gelegenheitsgebet vor einem Schrein, an Zweigen aufgehängte Wunschzettel u. dgl., oder auch *matsuri*, das von der Nachbarschaft getragene Fest des lokalen Schreins. Vgl. insgesamt die unterhaltsam lesbare, ausführlich aufs Fortleben in modernen Medien eingehende Darstellung von *Buruma 1985*; systematischer und wissenschaftlich streng *Lokowandt 2001*; kurz und aus eigener Naherfahrung in japanischer Ehe *Sano-Gerber, 1964;* aus umfassender Kenntnis der europäischen hochkulturellen Tradition: *Singer 1991, II.5: Arcana Imperii, S. 207 ff.*

Vom Kobe-Haus aus, von meinem sechsten Lebensjahr an, habe ich drei Schreine regelmäßig besucht. Einer ist in meinem frühen Wortschatz in verballhornter, also zuverlässiger Form bis heute stehen geblieben: *Sampomatsu.* Das Wort hieß mir: *Spaziergang zu den Kiefern*, und zwar regelmäßig mit *Mitchan*, der wichtigsten Amahsan meiner mittleren Kindheit. Am häufigsten nahm sie mich zu einem winzigen Schrein ganz in der Nähe mit, vielleicht 200 Meter nach Osten an der wiederholt genannten zweispurigen, hangparallelen Autostraße: tatsächlich hieß der Schrein *Sambonmatsu*, d.i. *Drei Kiefern* (es war ein Schrein mit drei Kiefern, wie ich heute weiß). Als *Botchan* hörte ich das als *sampomatsu*, d.h. Spaziergangskiefer(n), und so blieb das in meinem Gedächtnis stehen. ‚Sachliche' Einzelheiten, ‚Fakten' sind mir von jenem Ort sonst kaum in der Erinnerung erhalten, außer dass es ein sehr kleiner Schrein und Hain mit wenigen Kiefern war, und eben der oft gegangene Weg dorthin, auf der schmalen, wenig befahrenen Autostraße am Hang entlang. Erhalten ist mir vor allem die ‚Atmosphäre', die in Worte so schwer zu fassen ist. Aufs engste ist sie mit *Mitchan* verknüpft, mit ihrer Haltung und Ehrerbietung, mit der Nähe zu ihr, mit der engen Beziehung. Doch war der tägliche Umgang mit *Mitchan* keineswegs dominiert von dieser Atmosphäre; der Alltag war pragmatisch, direkt, nüchtern; sie war eine durchaus fordernde, eine energische Frau.

Für meine leibliche Mutter waren jene Schreinbesuche hingegen etwas ganz anderes: *Spaziergänge*, wünschenswert für die Gesundheit, nützlich: Licht, Luft, Sonne, Bewegung. Und sie erweiterten wohl auch ihren eigenen Spielraum im Haus, zum Einkaufen u. dgl. Schließlich war sie in der Weimarer Republik groß geworden, hatte dort entscheidende Prägungen erfahren. Das zeigte sich z.B. am sachlich-nüchternen Stil der Möbel, die sie anhand von 1933 und 1940 nach Kobe mitgebrachten Bildern und Maßskizzen von japanischen Schreinern hatte anfertigen lassen, aus massivem Edelholz, ohne das in Japan noch unbekannte Furnier.

Mitgebracht hatte sie auch: *Das Lexikon der Gesundheit. Ein praktischer Ratgeber für gesunde und kranke Tage. Im Verlag Ullstein, Berlin 1933, 420 S.* Und ein ebenso von einem Wissenschaftler nach dem neuesten Erkenntnisstand verfasstes *Handbuch für die Säuglingspflege*, sowie die entsprechende Reform-Ausrüstung: Leukoplast und elastische Binden; eine Verbandschere, mit einem Griff in die zwei Teile zu zerlegen, zwecks vollkommener, hygienischer Reinigung. Auch ‚*Ichthyol*', ‚*Delial*' und ähnliche heilende und pflegende Salben, dazu natürlich das Desinfektionsmittel ‚*Lysol*'. Und auch das Einlaufgerät aus metallgefasstem Glas, mit langem, roten Gummischlauch, schwarzem Bakelit-Drehventil und ebensolchem Mündungsstück: gefürchtete Drohung, wenn man nicht ‚aufs Töpfchen konnte' oder mochte (weißes Emaille, blaugerändert). Längst gab es auch ein ‚*Paidi*'-Kinderbett mit herabschiebbarem Stabgitter in hygienischer, abwaschbarer Lackierung, Farbe Elfenbein, nebst ‚*Paidi*'-Flachkopfkissen mit gesunder, fester Rosshaarfüllung: es war schon für *Botchan* in Gebrauch gewesen.

Eigentlich hatte meine Mutter ja Ärztin werden wollen, doch hatte ihr durchaus zahlungsfähiger Vater gemeint, „d' Mädle heiratet ja doch", seine beiden ‚Blaustrumpf'[49]-Schwestern gründlich vergessend. Charakteristisch für die Orientierung meiner Mutter auch die praktische Frisur jener Epoche: Bubikopf, glattes kurzes Haar. Und der Stil ihrer Kleidung: nüchtern, modern, nicht ohne Eleganz. Und im übrigen auch: Wanderstiefel, Skistiefel, Skiausrüstung (dieser Sport kam damals auch in Japan auf). Alles auf dem neuesten Stand. Sie war vernünftig, aufgeklärt, modern, und stolz

[49] Veraltetes Wort, heute ‚Emanze'.

darauf. Auf dem neuesten Stand. Es war eine zusammenpassende Welt: die Geräte, die Bücher, und die vernünftige Lebensauffassung. Mit den *Amahsan* vertrug sie sich nicht so gut, besonders wenig mit *Mitchan*.

Die drei Kinder mit Mitchan (ganz rechts: U. K.), vor der Flügeltür des Wohnzimmers, ca. 1942.

Mitchan war sehr anders, wie alle *Amahsan*; aber anders als die meisten von ihnen ungewöhnlich ausdauernd, ja hartnäckig, nicht zuletzt in ihrer geschickten Selbstbehauptung. Wie die meisten Japanerinnen und Japaner jener Zeit von erheblich schmächtigerer Statur als ihre Herrin, und außer bei ‚Ausgang' stets im fast knöchellangen, indigoblau gemusterten *kimono* aus Baumwolle, darüber eine weiße Schürze, welche die langen Ärmel des Kimonos zusammenraffte (meist *êpuron*, von englisch *apron*; oder auch *maekake*). Die langen schwarzen Haare sorgfältig gekämmt und gebürstet, mit Knoten (der Frisierspiegel, mit zwei Schubläden, auf dem Boden des eigenen Zimmers, war ihr Stolz). Diese Frauen waren – vom Westen her gesehen – sichtlich vormodern, meistens kamen sie vom Lande. Das zeigte sich auch in der Art ihres Gangs: leicht schlurfend mit etwas einwärts gekehrten Füßen (das kam vom lebenslangen Sitzen auf dem Boden, den Stroh-Tatami), die *zôri* oder *geta* (aus Stroh bzw. Holz) zogen sie hinter sich her, mit kurzen Schritten, denn mehr erlaubte der *Kimono* nicht. Auch ihre religiöse Praxis war sichtbar anders. Zum Leben gehörte der regelmäßige Gang zum Schrein und das regelmäßige heiße Bad, mit Aspekten ritueller Reinigung.

Die drei Kinder mit Mitchan, ca. Oktober 1943 (Aufnahme beim Photographen, das war damals wohl ratsam …).

Und besonders *Mitchan* ging immer wieder zu einem der in der Nähe gelegenen Schreine. Vielleicht brachte ihr das Erleichterung, oder sie flehte um Hilfe. Viel später erfuhr ich von meiner Mutter, dass sie, nach heftigen Misshandlungen, die Narben im Gesicht bezeugten es, schließlich ihrem Mann davongelaufen sei – ein damals vollkommen unverzeihliches Verhalten, ständig musste sie mit Attacken ihres Ehemanns rechnen; doch die Begleitung durch ein westliches Kind konnte sie schützen.

Ein weiteres Indiz fürs Anderssein: die Sprache, mit ihrer deutlich anderen Beziehung zur Welt. Ein anderes Verhältnis von Innen und Außen, im seelischen Sinn wie auch etwa im Sinne der Unterscheidung des sozialen Raumes, in dem man sich jeweils aufhielt, was sich auch im Sprechstil ausdrückte: etwa in der elementaren Unterscheidung von *zuhause* (*uchi*) oder *draußen* (*soto*). Und die wenig ausgeprägte Unterscheidung von *objektiv* und *subjektiv*. Sagt eine Schülerin von ihrem Lehrer *sensei*

ga kowai, so muss man im Deutschen eine von zwei Übersetzungen wählen: *der Lehrer ist sehr streng*, oder *ich habe Angst vor dem Lehrer*. Diese Nichtunterscheidung habe ich mir erst viele Jahre später und auf Umwegen begrifflich klargemacht, zuerst anhand der frühgriechischen Sprache, anhand von *Homer* und *Aeschylus*. Im Deutschen gibt es durchaus vergleichbare Formen solcher fehlender Unterscheidung, aber eher in den gesprochenen Dialekten als in der korrekten Schriftsprache. (Vgl. auch die eingangs zu diesem Kapitel gemachten Bemerkungen zu einzelnen Wörtern, wie *awe*, *Atmosphäre* usw.)

Die drei Kinder beim Aufbruch, mit Mitchan und Mutter, vor dem Hauseingang Nr. 65, ca. 1942.

Jenen *Sambonmatsu*-Schrein habe ich bei späteren Besuchen in Kobe regelmäßig aufgesucht und ihn kaum verändert vorgefunden. In *sachlicher Deskription*, mit dem Mittel unserer auf Objektivität orientierten Hochsprache und unter Heranziehung der dort angefertigten Fotografien, etwa nach Art der von *Baedeker* verfassten Reiseführer, lassen sich folgende *Fakten konstatieren*. Das Schreingelände ist ein Geviert von circa 10 auf 8 Metern, einschließlich eines kleinen, doppelstöckigen Wohnhäuschens für den Priester auf der Ostseite. Von den drei Kiefern ist noch eine übrig, was die ‚Heiligkeit' des Orts aber offensichtlich nicht weiter beeinträchtigt; auch ist inzwischen ein großer Laubbaum hinzugewachsen. Von den beiden nur noch als Stümpfen erhaltenen Kiefern ist der eine Stumpf durch einen genau auf Maß gefertigten Blechdeckel sorgsam gegen Regen geschützt und durch ein zweifellos zu jedem Neujahrsfest erneuertes Strohseil als heilig gekennzeichnet. Davor steht auf dem Boden eine kleine Lampe aus einem gemeißelten runden Steinsockel und einem kunstlosen, kegelförmigen Dach aus verzinktem Eisenblech. Bei der anderen der beiden Kiefern ist der gesamte mächtige Wurzelschaft bis zur Höhe von etwa 80 cm in Zement nachgebildet und nach oben durch eine kreisrunde Betonplatte geschützt, die auf fünf Betonpfeilern ruht. Auch hier ist um den Stamm ein Strohseil gehängt; davor steht ein kunstloser, nach vorn offener Blechkasten, um brennende Räucherstäbchen zu schützen.

Weiterhin befindet sich auf dem Gelände ein aus Granit gehauenes und geglättetes *torii*, oben mit rituellem Strohseil, direkt dahinter ein steinerner Fuchsaltar, der Fuchs mit rotem Latz um den Hals, zwei Nahrungsopfertöpfchen vor sich. Sodann ein kleiner Holzschrein, etwa kubisch von etwa einem Meter Seitenlänge, weiter ein roter Holzschrein, verschiedene gänzlich unbehauene, offenbar als heilig angesehene Steine verschiedenster Größen. Weiter dann ein Holztor mit Schindeldach, mit Stützen von quadratischem Querschnitt aus unbehandeltem Zedernholz, nach der Verwitterung zu urteilen, vielleicht 20 Jahre alt, davor ebenfalls ein Blechkasten für Räucherstäbchen. Der Boden der Anlage ist mit feinen Kieseln bedeckt und gerecht oder gefegt; am Rand steht ein Reiserbesen sowie ein halbgefüllter Plastiksack mit Kehricht. Alles fast ärmlich, aber gepflegt. Da es in Japan keine zentralen, staatsnahen Organisationen für die verschiedenen ‚Religionen' gibt (also Körperschaften des öffentlichen rechts, Kirchen), verrät der Zustand dieses Schreins eine fortdauernde Unterstützung durch

Anwohner, die auch einen Priester, vielleicht mit Familie mitunterhalten (ein nebenberufliches Priesteramt ist wahrscheinlich).

Sanbonmatsu-Schrein: ein Bild des ziemlich wohlgeordneten Eingangsbereichs mit Torii hätte die westlichen Seherwartungen besser getroffen; ‚wahrer' ist wohl der Blick auf die chaotische Vielfalt kleiner und kleinster, oft selbstgebastelter Schreine aus Holz und Blech.

Ich breche sie ab, die *sachliche Beschreibung*, die zuständigen Wissenschaftler, die Religionswissenschaftler mögen sie korrigieren und fortführen – sie dürfte fast nichts von dem enthalten, was mir an jenem Schrein wichtig war. Für mich ist jener Schrein ein Ort früher Erfahrung von, ja, von was? von Religiosität? Jedenfalls untrennbar mit der Beziehung zu einer Person, mit *Mitchan* verbunden, die mich hierher und zu anderen Schreinen ‚mitgenommen' hat. Wenn es hier um Religiosität geht, dann wohl um jene, die bei den Bauern entstanden, mit den Übersiedlern in die Städte gekommen, an den dort aus bäuerlicher Vergangenheit vorhandenen heiligen Stätten weitergepflegt worden ist. In der Gegenwart nimmt sie ab, doch macht es auch heute gar keine Mühe, auch mitten in den großen Städten solche Orte zu finden, ganz abgesehen von den gerade dort neu entstehenden Formen religiöser Praxis und Organisation, welche die alten aufgreift, umformt, ans Neue adaptiert.

Der *Sambonmatsu*-Schrein war nicht der einzige in der Umgebung, zu dem *Mitchan* mich mitnahm. Noch näher lag ein Schrein am Berg; heute lese ich auf der Stadtkarte den Namen *Kitano-tenman*, aber ich erinnere mich an keinen Namen. Der Weg dorthin: das sehr steile Sträßchen vor unserem Haus vielleicht noch 50 Meter den Berg hinauf. Dort stand ein *torii*, ein für *Shintô*-Schreine charakteristisches Tor aus Holz oder (wie hier) aus Stein, und dahinter führte eine Steintreppe von vielen Stufen hoch in den steilen Bergwald, hinauf in die Höhe zur Schreinanlage, deren mehrere Ebenen ihrerseits verbunden durch kürzere Treppen. Wohl weil die Steintreppe so steil war, begnügte sich *Mitchan* oft mit der Andacht vor dem *torii*, das natürlich auch mit einem dicken Strohseil geschmückt war, das zu jedem Neujahrsfest erneuert wurde. Wenn wir aber doch die Treppe hinaufstiegen, fand sich gleich rechts ein kleiner Weiher, in dem große Goldfische schwammen, vom grünlichen Wasser ins Unklare verhüllt, auch von Bäumen überschattet; und manchmal eine Schildkröte. Sie besonders hat sich in meiner Erinnerung eingegraben. Irgendwie war sie wundersam, zauberhaft, geheimnisvoll, mit undurchschauten Kräften versehen. Ein Lied über sie konnte ich singen. Nur diese erste Strophe ist mir bis heute geläufig geblieben:

Moshi moshi kamesan, kamesan yo,
sekai no uchi ni o-mae hodo
ayumi no norui mono ga nai.
Dôshite sonna norui no ka?

Hallo, hallo, Herr/Frau Schildkröte, Herr/Frau Schildkröte da,
auf der ganzen Welt gibt es im Vergleich zu Ihnen
Nichts von Ihrer Weise des Gehens.
Weshalb haben Sie denn eine solche Art?

Die Schildkröte (*kame*) wird wegen ihres langsamen Gangs angesprochen, und das nahm ich einfach unmittelbar auf. Viel später bin ich zu der Vermutung gekommen, dass dieses ‚altjapanische' Lied eine Adaptation aus einer Fabel von *Aesop* oder auch *La Fontaine* sein könnte ... eine Adaptation womöglich in modernisierender Absicht, zur Lächerlichmachung derart ‚altmodischer' Langsamkeit.

Viel weiter als bis zu dem Weiher sind die Spaziergänge selten gegangen. Jedenfalls sind mir die Schreinbauten auf den höheren Etagen aus meiner Kindheit allenfalls in schemenhafter Erinnerung. Die heutigen Bauten sehe ich auf mehreren aufwendigen, durch Treppen verbundenen Terrassen stehen. Noch weiter oben nach rechts stehen mehrere neu errichtete moderne Gebäude. Dagegen sind ein Sandkasten und eine Schaukel nahe dem Eingang unten seit ein oder zwei Jahrzehnten nicht mehr zu sehen.

Ein dritter Schrein verbindet sich für mich ganz deutlich mit der intensiven Erinnerung, dass der längere Gang dorthin, vielleicht eine halbe Stunde zu Fuß, von *Mitchan* als ein bedeutungsvoller Ausflug bezeichnet wurde. Doch nur ein unbestimmtes Gefühl von Ehrfurcht ist mir geblieben, auch die Erinnerung an den Weg und ein Name: *Nunobiki*-Schrein. Das Wort hatte mir fast etwas Unheimliches, etwas Bedeutendes, Erhabenes.

Ob es der richtige Name des Schreins ist, das wusste ich lange nicht, ja nicht einmal, ob es ein Schrein oder ein Tempel ist, zumal es ganz in der Nähe einen von alters her berühmten Wasserfall dieses Namens gibt. Von einem der letzten alteingesessenen Kobe-Deutschen (*Dirk Van der Laan.*) habe ich schließlich seinen Namen erfahren: *Nunobiki Bentenjinja*, also ein Schrein, *jinja*. Und es ist nicht einer, es sind vier Wasserfälle, ganz oben der weitaus größte, namens *ontaku*, ‚männlich'. Der Wasserfall und vermutlich auch die ganze Schreinanlage gehören zum ‚kulturellen Erbe' der Region. Sie werden in alten Sammlungen von Holzschnitten als *meisho* vorgestellt, als berühmter und sicher auch heiliger Ort, den man bei der Reise durch die Region aufsuchen sollte. Der Schrein ist im übrigen hervorragend erhalten, verschont von den Feuersbrünsten der Bombardements von 1945, wohl weil im Bergwald den Bränden in

Nunobiki-Wasserfall: ein „Berühmtort" der alten Zeit am Waldrand des heutigen Kobe.
(Holzschnitt, HASEGAWA Nr. 9)

der Stadt entrückt. Und auch heute liegt er verschont und abseits – quasi geschützt durch den paradoxen Umstand, dass der ganze Bereich samt dem Wasserfall seit etwa 1965 durch den hoch durch das Tal angelegten Kobe-Bahnhof der *Shinkansen*-Hochgeschwindigkeitsbahn von der Stadt sozusagen abgeriegelt ist. (Nur an dieser Stelle überhaupt tritt die Strecke für wenige hundert Meter aus dem über 30 Kilometer langen Tunnel durch den *Rokkô*-Bergzug heraus, der die Stadt Kobe auf der Nordseite säumt – war es eine Verbeugung vor der geographischen Lage, dem Reichtum, dem Einfluss der bedeutenden Hafenstadt, welche keine Führung der Bahnlinie durch das zwischen Bergzug und Meer schmal und lang ausgestreckte Stadtgebiet zuließen? Oder war es dort wirklich zu eng? Würde man heute die Strecke eher mit Brücken über die seither im Meer aufgeschüttete Kette von Inseln führen, die jetzt die Stadt über den schmalen Küstenstreifen hinaus ins Meer ausdehnen?)

Die Schreinanlage selbst steht in einer kleinen Talsenke, die mit hohen Bäumen besetzt, einen wirklichen Hain darstellt; dazwischen verteilt die einzelnen Gebäude des Tempels. Alles wirkt überaus gepflegt und ruhig, still, erhaben. Und etwas weiter hinauf im Berg (der zur Kette des *Rokkôsan* gehört) findet man den aus großer Höhe in dünnem, langem Strahl herabstürzenden großen *Nunobiki*-Wasserfall. Man kann ihn von unten betrachten, oder von einem bescheidenen Teehaus auf halber Höhe. Das Häuschen und vieles andere atmet noch den Geist einer anderen Welt, meiner der Welt meiner Kindheit. Und fast immer findet man tief unten am Wasserfall stumm Staunende, oder Andächtige, die sich vom Anblick der herabstürzenden Naturgewalt ergreifen lassen, einer lebendigen, einer beseelten Natur. Denn japanisches Naturerleben ist – immer noch? – ‚religiös' tinguiert, man spürt den Geist, die Gottheit des Wasserfalls, des Berges, man scheut ihre Macht. (Und es waren sicher Erfahrungen solcher Art, die deutsche Gelehrte wie *Karl Löwith* und *Kurt Singer*[50] in den dreißiger Jahren zur überraschten Einsicht kommen ließen, erst in Japan hätten sie einen unmittelbaren Eindruck von der vorchristlichen Religiosität der griechischen und römischen Antike gewonnen.) Hart neben dieser als beseelt erfahrenen Natur das gnadenlos utilitaristische Verhältnis zur ‚Natur', das sich in Japan fast aufdringlich in den Blick drängt, wenn man aus Europa, zumal aus Deutschland, Großbritannien, Skandinavien oder der Schweiz kommt. Hart nebeneinander, auch in der subjektiven Erfahrung derselben Person.

Bei einem Besuch in *Nunobiki*, in meinem 70. Lebensjahr, habe ich folgendes in meinem Tagebuch notiert:

> Zwei Uhr. Ich sitze unten am Nunobiki-Wasserfall. Die unaufhörliche Kaskade, recht schlank, nur unten breit ins erste runde Becken, dann überlaufend in ein zweites, von Bäumen völlig verschattetes. Irgendwo tiefer der Shinkobebahnhof, man nimmt

[50] Vgl. *Löwith 1960, S. 579*: „Wer von Europa kommt und aus Schulbüchern weiß, daß es in Rom und Griechenland eine heidnische Religion ab, die das gesamte öffentliche Leben prägte, wird mit Erstaunen feststellen, daß dasselbe urwüchsige Heidentum und seine Heiligung der alltäglichen und natürlichen Dinge in Japan so präsent und lebendig ist, als habe es ein Christentum gar nie gegeben. Die volkstümliche Konsekration betrifft das Größte wie das Geringste:" und es folgt eine lange Liste von Erscheinungen und Dingen, die konsekriert werden können: die Phasen des Mondes, Berge, Wasserfälle, große Steinblöcke, Tiere, alles zur Nahrung Gehörige, Ahnen, verdiente Minister und Gelehrte sowie auch Reislöffel; es fiele mir nicht schwer, sie durch allerhand Bemerkenswertes aus der Gegenwart zu erweitern. – Vgl. weiter *Singer 1957, S. 594*, sowie wiederholt im Buch *Singer 1991, S. 207 ff.* – Löwith und Singer haben beide als Emigranten mehrere Jahre in *Sendai* gelebt und hier einigen Austausch gepflegt. Löwith betont in späteren Schriften eher die Distanz zu Singer, doch ist die Nähe jedenfalls in einer Reihe von Gedanken über japanische Verhältnisse und eben auch über die quasi vorchristlich-antike Religiosität ganz unübersehbar; beide waren genaue Kenner der Schriften *Max Webers*.

> nichts davon wahr. Der Himmel mit einigen weißen Wolken, auf der vielfältig gestalteten Felswand des Wasserfalls liegt die Nachmittagssonne hell, inmitten des Rahmens von Bäumen, Sträuchern. Vor allem das Unaufhörliche, Mächtige. In der Nähe, auf und an dem kleinen Platz zwischen den beiden Becken viele kleine Shintoschreinchen, oft nur eine Blechkiste mit flachem Giebel, ein kleiner Stein darin, Gaben davor: Blumen, Wasser in Plastikflaschen, Schälchen, Räucherwerk. Auch Besen und anderes Gerät, um alles reinzuhalten. Eine Quelle der ‚Naturfrömmigkeit'; man spürt den ‚Geist' des Wasserfalls. Aus der Ferne, von oben habe ich dort einen Menschen länger mit betenden Händen gesehen, zuletzt Klatschen. Andere sitzen, wie ich. Mehrere versuchen Fotos zu machen. Es ist kühl hier unten.

Das waren also die Schreine meiner Kindheitserfahrung, mit Aura: mit ‚Ehrfurcht einflößender Stille', und waren sie auch von Lärm umtost. Bei anderen nahm ich so etwas nicht wahr, ich passierte den Schrein oder auch einen Tempel einfach auf irgendeinem Weg, ohne ihn weiter zu beachten. Sie waren einfach da, bezeichnet durch ein *torii*. Beim *Sannomiya*-Schrein im Hafengebiet etwa war mir das nebenan gelegene große, geradezu vornehme Warenhaus *Daimaru* viel wichtiger; immer wieder durfte ich meine Mutter dorthin begleiten. Und außerdem gab es dort das einzige ‚Rote Licht', das in meiner Erinnerung erhalten ist (in der bundesdeutschen Sprache ist das eine ‚Ampel', ein Wort, das ich mir bis heute nicht zueigen zu machen vermochte).

Auch der *Ikuta*-Schrein war mir vor allem deshalb wichtig, weil unmittelbar davor eine traditionelle Ladenstraße mit zahllosen kleinen Geschäften in zweistöckigen Häusern gelegen war; in krassem Gegensatz zum damals ultramodernen Warenhaus *Daimaru*. Diese Ladenstraße hieß *Ikuta-mae*, ‚*Vor-Ikuta*'. Sie lag in der sich zum Hafenbereich erstreckenden Ebene, unmittelbar unterhalb des halbeuropäischen Wohnquartiers *Kitano-chô*. Von der westlichen Seite dieser Straße aus konnte man in den Schreinpark mit seinen Gebäuden und Teichen gehen, und sicher habe ich das einige Male getan. Doch ist mir daran keine Erinnerung geblieben. Jedenfalls: der *Ikuta*-Schrein ist mir vor allem als Namensgeber für die Einkaufstraße im Gedächtnis. [51]. Sind nicht schließlich die *Shintô*-Anhänger immer auch geborene Händler, wie man im Zentrum des Shintoismus, in der großen Stadt *Ise*, gar nicht übersehen kann? Dagegen, bis heute spürbar, die höfisch-vornehme, auf Etiquette und verfeinerte Sprache bedachte Einstellung in der Haupt-Stadt des Buddhismus, in *Kyôto* ...

So hatte der *Ikuta*-Schrein auch eher etwas mit meiner einkaufenden Mutter zu tun, und gar nicht mit *Mitchan*. Was nicht heißt, dass sie hauptsächlich in frommer Andacht und Ergebenheit dahinlebte. Sie war vollkommen pragmatisch im Alltag, und sie war auch zur nationalen Hingabe fähig, zumindest in ihrer erklärten Absicht. Einige Jahre zuvor hatte ich von ihr einen patriotischen Sing-Kurzvers gelernt: *Nippon katta, Nippon katta, Rôsha maketa*. *Japan siegte, Japan siegte, Russland ist besiegt!* Das war der Krieg von 1905 gewesen, und durch den Ton, die triumphierende Melodie (bei *besiegt* ging sie ganz tief hinunter) bekam ich den Stolz vieler Japaner mit, ihren Stolz auf diesen allerersten, diesen ungeheuerlichen Sieg eines nichtweißen ‚Entwicklungslandes' über eine der europäischen imperialistischen Großmächte – in Russland löste die Niederlage die erste Revolution aus.

---

[51] Oder die Erinnerung ist zugedeckt durch den Bericht eines damals in Kobe anwesenden, etwas älteren Kobe-Deutschen (*W. R.*): in den Teichen hätten bei dem Bombenangriff vom Juni 1945 viele Menschen vor den Flammen des Feuersturms Schutz gesucht, und sie seien darin umgekommen … Bunker, Keller u. dgl. gab es nicht.

Und nun war ja wieder ein solcher Krieg, und so ließ mich *Mitchan* im Frühjahr oder Sommer des Jahres 1945 wissen, durchaus mit dem Ausdruck entschiedener Entschlossenheit, dass auch sie sich mit scharf angespitztem Bambusspeer auf einen der amerikanischen Eindringlinge stürzen und ihn mit in den Tod nehmen werde. Ich sehe sie vor mir: im blau bedruckten Baumwollkimono, mit beiden Händen den *takeyari* gepackt und nach vorne gerichtet (und ich wusste, wie äußerst scharf man diese Speere anspitzen konnte). Das Bild vom Zweikampf mit dem Bambusspeer ist noch aus einem anderen Grund interessant: in Japan war die Phantasie noch weit mehr als in Europa noch von dem Bild des Nahkampfs zwischen einzelnen Soldaten beherrscht, mit Handgranate und Gewehr, dann mit dem Bajonett (vgl. Bild in Kinderbuch, unten VI.3). Dass die Wirklichkeit spätestens seit dem amerikanischen Civil War der nahezu automatische Maschinenkrieg, ja nun vor allem der Bombenkrieg war, diese schreckliche Realität war in Japan noch nicht in die Kriegsphantasien der Menschen eingedrungen. Umso schrecklicher das entsetzliche Erwachen durch die US-Bomber im Frühjahr und Sommer 1945; und daher auch ein in den Gefühlen tief verankerter Pazifismus (der in den jüngeren Generationen allmählich schwinden dürfte ...).

Mitchan aber hatte keine Gelegenheit zum Kampf mit dem Bambusspeer: nach der feierlichen Kapitulationsansprache des Kaisers vom 15. August 1945 zogen die amerikanischen Truppen vollkommen friedlich ein. Und im September schon wechselte *Mitchan* ihre Stelle, ging zu ‚Amerikanern', der nicht weit entfernt wohnenden Familie *Wolf*. Frau *Wolf* war naturalisierte Amerikanerin, sie war ebenso wie ihr deutscher Mann nicht lange zuvor etwa ein halbes Jahr von der *Kempeitai* (der Militärpolizei) als Spionin verdächtigt und im eiskalten Winter-Gefängnis gequält worden ... soviel sprach sich zu den Kindern herum. War es *Mitchans* chinesischer Freund, von ihr bei uns zeitweise als Koch ‚untergebracht', der ihr diesen zeitgemäßen Rat gab?

9. Aura und Aufklärung: *Herr Bohner*

Dr. Hermann Bohner, 1884-1963, an seinem Schreibtisch in Nishinomiya.

In unserem Haus in Kobe hat sich mir sicher kein Gast so nachhaltig eingeprägt, mit keinem habe ich so viele sonntägliche Familienwanderungen erlebt, wie mit *Herrn Bohner* aus *Nishinomiya* (einer eine halbe Stunde weiter östlich gelegenen Stadt unweit von *Ôsaka*), meist zusammen mit seiner Frau. *Herr Bohner* – so hieß er in der Familie – war eine in jedem Sinne eindrucksvolle Gestalt: großer, schon etwas sparsam behaarter Schädel, mit einer Nickelbrille auf der Nase, die sich tief in den Nasenrücken eingegraben hatte und die häufig zum Putzen mit dem Taschentuch abgenommen wurde – die Augen wirkten dann irgendwie unklar, fast gebrochen. Er studierte viel ...: gebeugt an seinem Schreibtisch sitzend, in seinem Arbeitszimmerchen neben dem Wohnzimmer, und mit einem Füllfederhalter schreibend, ein richtiger Gelehrter eben.

Herr u. Frau Bohner (m. Verf. auf Schoß, beide lachend), Gretel Müller, Rudolf Hochstetter.

Herr und Frau Bohner, Herr und Frau Müller, in Weinplantage (hinten Verkäufer).

Meine Mutter m. Frau Bohner, hinten rechts: Herr Bohner, in Feigenplantage. (Alle Bilder 30er Jahre).

Sozusagen unzertrennlich gehörte für uns dazu seine Frau: *Hanna* geb. *Blumhardt*. Sie stammte aus dieser bedeutenden württembergischen, an der Gründung der Basler Mission beteiligten Theologenfamilie aus *Bad Boll* (bei *Göppingen*); die *Ev. Akademie* verweist dort heute auf ihre Wirkung. Frau Bohner war in China aufgewachsen; sie half ihrem Mann bei seiner Arbeit, indem sie ihr kleines japanisches Häuschen mit winzigem Vorgärtchen in Ordnung hielt und sie beide versorgte. Sie selbst vertiefte sich in japanische Künste: besonders in die Kunst oder den ‚Weg' (*dô*) des Blumensteckens, eine auch heute von Millionen ausgeübte, hochentwickelte und in verschiedene Schulen geteilte Kunst mit viel Neben- und Hintersinn, die zugleich die Vergänglichkeit zelebriert. Weiterhin in die Kunst des Malens und Schreibens mit dem Tuschpinsel (beides in der japanischen Sprache ein einziges Wort und Zeichen), auch eine der heute noch weit verbreiteten, von vielen Laien ausgeübte Kunstform; und schließlich ins Einfärben von traditionell japanischen Pflanzen- und Blumenmotiven in Tücher, oder des Malens solcher Motive auf Porzellanteller. In nicht wenigen deutschen Kobe-Familien finden sich ihre Kunstwerke, z.B. in der Familie *Van der Laan* (einer der wenigen Familien von ‚Alt-Residenten', von der wenigstens einige Abkömmlinge noch in Kobe leben).

Herr Bohner war überaus gelehrt; wichtig vor allem aber für uns Kinder: er konnte erzählen – drastisch und anschaulich, unheimlich und beeindruckend. Meist geschah das auf den gemeinsamen Ausflügen in die Umgebung von Kobe, wandernd durch Täler und über Berge, auf schmalen Pfaden an Reis- und Trockenfeldern entlang. Und meist ging es um die Mythen und Sagen, um die Helden und Gottheiten, die mit diesen Orten verbunden waren. Die Rede war von Fluss- und Feldgeistern, auch von Geistern Verstorbener, die an einem der durchwanderten Orte ‚herumgeisterten' und keine Ruhe finden konnten – vielleicht weil sie etwas im Leben versäumt hatten, oder weil man ihnen den vorgesehenen Ritus vorenthielt, ein Totenopfer eben (vielleicht nur ein Glas mit etwas Sake und etwas zu essen). Oder es ging um einen Helden, einen *Samurai*, der an diesem oder jenem Ort den Tod gefunden hatte, sicher in bedingungsloser Treue zu seinem Herrn. Schließlich spielten auch Tiere eine Rolle, die oft mit menschlicher Stimme sprechen konnten und überhaupt recht menschlich waren. Das alles fügte sich wie selbverständlich in die Welt der japanischen Märchenbücher, die *Botchans* Hauptkost in den frühen Kindheitsjahren gewesen war, und ebenso in die Lieder und Schreinbesuche von *Mitchan* ...

Die Einzelheiten jener Erzählungen sind mir nicht in Erinnerung geblieben, von einzelnem abgesehen, umso kräftiger aber eine Atmosphäre der Intensität, der Bedeutsamkeit, auch des Unheimlichen – das waren nicht irgendwelche fernen, unterhaltsamen Geschichten, zu beliebiger Zeit aus einem immer verfügbaren oder wieder in den Bücherschrank abzustellenden Buch vorgelesen, sondern das alles hatte sich *hier und jetzt*, in diesem einsamen Tal zugetragen, trug sich immer weiter zu, die Erde atmete es geradezu aus. Und *Herr Bohner* lieh diesen anrührenden oder unheimlichen Geschichten seine Stimme: eine tiefe, sonore, leicht kehlig krächzende Stimme, die mir unvergesslich im Ohr liegt. Erst viel später habe ich begriffen, dass er das Schriftdeutsche mit einem leichten Basler Akzent sprach; das ging auf seine Zeit als Schüler zurück, als er an einer Anstalt der *Basler Mission* die Schule besuchte. (Für die solcher Aussprache unkundigen Bundesdeutschen: ähnlich klang es, wenn die politische Journalistin *Franca Magnani* im Fernsehprogramm des Bayerischen Rundfunks viele Jahre lang ihre Kommentare aus *Rom* vortrug – als Tochter politischer Emigranten aus Italien war sie in *Zürich* aufgewachsen.)

Vom Inhalt seiner Erzählungen ist mir also nichts Genaues im Gedächtnis geblieben. Wenige deutschsprachige Texte Bohners können von diesen mündlich vorgetragenen Erzählungen und der zugehörigen Atmosphäre einen matten Eindruck vermitteln. (Vgl. *Bohner 1942*, ein Märchen oben II. 2.5.1: *Schwarzwurzel, Rettich und Rübe*; auch etwa die von *Kurt Meissner* in der Kriegsgefangenschaft auf der Insel *Shikoku* gesammelten, übersetzten und später publizierten Erzählungen vom *tanuki*, dem in der japanischen Mythologie sehr bedeutsamen Dachs; vgl. *Meissner 1932*). Wichtig erscheint mir, dass sich Bohner in seinem Studium intensiv mit der Volkskunde (der Kunde vom *eigenen* Volk) beschäftigt hatte (im Unterschied von der damaligen „Völkerkunde“ oder Ethnologie (diese hatte als ihr Forschungsobjekt die ‚fremden‘, die ‚eingeborenen Völker‘). So hatte er als einer von sehr wenigen Deutschen in Japan ein wissenschaftlich aufgeklärtes Verständnis für diese ‚niedrige‘ Seite der japanischen Alltagskultur, die damals noch durchaus in Blüte stand, vor meinen eigenen Augen und Ohren gewissermaßen, und der Bohner mit eben dem Respekt begegnete, den er zuvor gegenüber der deutschen Volkskultur entwickelt hatte. Jene japanische Alltagskultur, die mir zeitlebens weit näher geblieben ist als die im Westen viel besser bekannten Kunstformen einer buddhistisch inspirierten Hochkultur, die ‚Wege‘ des Tees, der Blume, des Bogens und der sonstigen Kampfsportarten.

Nach Japan verschlagen hatte es Herrn Bohner eher zufällig. Kaum hatte er als Lehrer bei der *Baseler evangelischen Missionsgesellschaft* in China angefangen, war er im August 1914 zu den Fahnen geeilt, um in der deutschen Kolonie *Tsingtau* (heute: *Qingdao*) das Vaterland zu verteidigen. Nach dreimonatiger japanischer Belagerung ergab sich die Festung, und die Soldaten wurden fast fünf Jahre lang in Japan interniert. Und zwar in einer häufig sehr großmütigen Weise, die es z.B. in den Lagern *Matsuyama* und seit 1917 in *Bandô* (an der Nord- bzw. Ostküste der großen Insel *Shikoku*) Leuten wie Bohner ermöglichte, ihre Kenntnis des Chinesischen zu vertiefen und außerdem das Japanische zu erlernen. (Dies übrigens unter Anleitung jenes oben genannten *Kurt Meissner*, der zu diesem Zweck die Lektionen eines zunächst auf Wachsmatritzen vervielfältigten Lehrbuchs verfasste, das später zahlreiche Auflagen erlebte; vgl. Literaturverzeichnis, B. Meissner war im übrigen der Prinzipal der Firma, in der mein Vater seit 1927 angestellt war – für diesen sicher eine wichtige Anregung, seinerseits das Japanische gründlich zu erlernen.)

Seine akademischen Vorkenntnisse hatte sich *Dr. Hermann Bohner* im Rahmen seiner durch die Basler Missionsgesellschaft unterstützten Ausbildung erworben. Geboren war er 1884 in *Abokobi/Ghana* als Sohn eines Missionars der *Basler Mission*, gestorben ist er 1963 in Kobe. Er studierte Theologie, mit theologischer Dienstprüfung in der Pfalz 1907, und war dann als Lehrer tätig. Weiterhin aber hatte er, und mit vielleicht größerem Eifer, Philosophie, deutsche Literatur und Geschichte studiert; 1914 promovierte er und begann im Sommer in Tsingtau als Lehrer an einem Seminar der Mission. Nach seinem fünfjährigen Studium des Japanischen im Lager (nicht zuletzt der sinojapanischen Schrift mit ihren Tausenden von Zeichen) und der japanischen Kultur insgesamt war Bohner, nach vorübergehender Wiederaufnahme seiner Tätigkeit in Tsingtau, zu dem Entschluss gekommen, nicht weiter im Rahmen der Mission in China zu arbeiten. Seine Begründung war längst gereift: wie können wir den Menschen dieser hochentwickelten Kulturen unser westliches Evangelium verkündigen, und wissen doch in unserer Überheblichkeit so wenig von *ihrer* Kultur? So nahm er die Einladung zur Tätigkeit als Lehrer der deutschen Sprache an der *Ôsaka Kôtôgakkô* an, einer Studienanstalt zur Vorbereitung auf den Eintritt in eine der kaiserlichen Universitäten, wo die deutsche Sprache eine bedeutende Rolle spielte, jedenfalls bis 1945. Zur

Lebensaufgabe aber machte er sich, die Kenntnis der japanischen Kultur in Europa zu verbreiten. Er wurde ein hervorragender Kenner und Übersetzer des *Nô*-Dramas (vgl. z.B. *Bohner 1956).* Sein langjähriger Kollege in Japan, Dr. Robert *Schinzinger* (vgl. am Schluss dieses Kapitels) sagte über ihn geradezu, dass er zu den Begründern der deutschen Japanologie gehöre. Manches an Bohner, besonders an seinen Motiven, erinnert mich übrigens an seinen Zeitgenossen, den Elsässer *Albert Schweitzer*.

Nach 20 Jahren Forschung und Publikationen (meist auf eigene Kosten oder mit geringen Zuschüssen im Rahmen der auch als Verlag tätigen *Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens* in *Tôkyô*) unternahm er 1938 den Versuch, sich um einen Lehrstuhl in *Leipzig* zu bewerben. Davon nahm er jedoch fluchtartig Abstand, als er dort einige ihm – politisch unerfahren wie er war – unverständliche Dinge erlebte, nach über 20 Jahren Abwesenheit ohnehin wenig über das ‚neue Deutschland' im Bilde. Und dies, obgleich er an der zweiten Stelle der Berufungsliste stand; tatsächlich wurde ihm dann ein nicht auf der Liste stehender, sehr wenig durch Publikationen ausgewiesener Schwager Hitlers vorgezogen. (Vgl. *Worm 1994, 174-78)* Er hielt sich jedenfalls dem Nazismus fern; auch bat er darum, ihn nicht mit dem ihm 1941 von Hitler ehrenhalber verliehenen Professorentitel anzusprechen. Den Rest seines Lebens verbrachte er an jener – nach 1945 in eine Fremdsprachenhochschule umgewandelten – Lehranstalt. Als er in hohem Alter 1963 nach Deutschland übersiedeln sollte, um eine ihm dort vom Auswärtigen Amt in Aussicht gestellte Pension in Anspruch zu nehmen, verstarb er in Japan an einem „Nervenfieber" (wie uns seine Frau mitteilte, die nach seinem Tod noch einige Jahre im Haus der *Blumhardt* in *Bad Boll* lebte, umgeben von den in einem langen Leben in Japan gesammelten und selbstgeschaffenen Kunstwerken).

Fast ein halbes Jahrhundert hat *Hermann Bohner* in und bei *Ôsaka* verbracht. Seine zahlreichen japanischen Schüler haben ihm einen eindrucksvollen Grabstein errichtet – einen Stein im wörtlichen Sinn: einen gewaltigen grauen Felsstein an prominenter Stelle nahe dem Portal des *Futatabi*-Ausländerfriedhofs in den Wäldern hoch über Kobe. Einmal jährlich versammeln sich seine Schüler dort zu seinem Gedenken. Nun werden sie immer weniger.[52]

Herr Bohner war wohl in Verbindung mit meinem Vater gekommen, weil dieser – angeregt sicher durch seinen Firmenchef – einer der wenigen deutschen Kaufleute war, der sich intensiv und ausdauernd in die japanische Sprache eingearbeitet und daher auch Respekt vor der japanischen Kultur gewonnen hatte, und auch vor denen, die sich professionell mit ihr befassten. Und so war ich, anders als die meisten Residentenkinder, nicht nur auf der Alltagsebene der *Amahsan* nachhaltig von der japanischen Umgebung geprägt, sondern es haben auch japankundige Deutsche, die nicht die verbreitete kolonialistische Überheblichkeit gegenüber dem Gastland teilten, einen erheblichen Einfluss auf mich ausgeübt.

---

[52] Vgl. zu Bohner auch *Gundert 1964, Meissner 1963.* Zur Bibliographie vgl. *Bohner 1955;* weit darüber hinausgehend, insbes. nach 1955: *N.N. [Meyerhofer?], Hermann Bohner (1884-1963) Arbeiten und Veröffentlichungen Ostasien betr.:* http:freenethomepage.de/bohnerbibliographie/bw2_htm/bw2_son.... Eine beachtliche Passage von Photographien von Dr. Hermann Bohner finden sich in dem Fernsehfilm *Furyotachi no shinfoni* der halbstaatlichen japanischen Rundfunkgesellschaft: *Nippon Hôsô Kyôkai (NHK) ca.1993*, vorhanden im Archiv der *NHK*. (Der Titel des Films bezieht sich auf die von den deutschen Kriegsgefangenen im Lager *Bandô* zum ersten Mal in Japan aufgeführten IX. Symphonie von Beethoven und ihre alljährliche Wiederaufführung dortselbst vor dem eigens errichteten Museum. Es soll die Erinnerung an jenes Lager und seine langfristige Wirkung unter der einheimischen Bevölkerung wachhalten, und nicht zuletzt auch an den großherzigen japanischen Lagerkommandanten. Ein diskret pazifistisches Denkmal).

Früh gehörten auch ‚japanologische' Namen sozusagen zu meinem Wortschatz: wie *Donath* (von mir oft besuchte Nachbarn im Sommer 1937 in *Karuizawa*: fünf Kinder ...), *Schinzinger*, *Schwalbe* (Nachkriegsbeziehungen auch in *Stuttgart, Offenburg, Tôkyô, München* seit 1948); früher oder später habe ich sie auch persönlich kennen gelernt.[53] *Dr. Robert Schinzinger* (1898-1988, seit 1923 in Japan[54]) habe ich 1983 in seinem Haus in *Yokohama* aufgesucht und von ihm wichtige Hinweise für das Verständnis meiner Kindheitszeit erhalten. Und das von ihm mitverfasste, überaus verbreitete *Wörterbuch der deutschen und japanischen Sprache* (*Schinzinger u.a. 1980*) ist mir seit 25 Jahren in fast täglichem Gebrauch. Immer wieder bin ich auch auf japanische Schüler von Schinzinger und Bohner gestoßen. *Hermann Bohners* Grab auf dem Ausländerfriedhof *Futatabi-san* hoch über Kobe habe ich mehr als einmal besucht, zuletzt 2007.

Grabmal Hermann Bohner auf dem Futatabi-san über Kobe, deutsch-sprachige Seite.

Grabmal Hermann Bohner, japanische Seite.

---

[53] Zur Einschätzung der beiden Erstgenannten vgl. auch *Löwith 1940/1986, S. 117-119 bzw. 123 f.*

[54] Aus einer alteingesessenen Freiburger Familie stammend, promovierte *Schinzinger* bei *Ernst Cassirer* in *Hamburg* in Philosophie. Er nahm 1923 an der *Ôsaka Kôtôgakkô* eine Lektorenstelle an; 1942 erhielt er einen Ruf an die damals *Kaiserliche Tôkyô-Universität* und war zugleich Lehrer am ebenfalls sehr renommierten Adelsgymnasium *Gakushûin* (der später sehr bekannt gewordene Schriftsteller *Mishima* war dort einer seiner Schüler); die Wohnung auf dem Schulgelände entzog seine rassistisch diskriminierte Frau den Begegnungen mit den ‚rassisch reinen' Deutschen. (Vgl. auch *Löwith 1940/1986, S. 123 f.*) Er hat sich durch mehrere Publikationen (z.B. *Schinzinger 1983*) um das Verständnis japanischer Philosophie verdient gemacht, besonders auch durch Übersetzungen von Werken von *NISHIDA Kitarô* (1870-1945). Diese Arbeiten erschienen in der *‚OAG'*, der *Dt. Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens* in *Tôkyô*, deren Präsident er von 1959 bis 1969 war. Später arbeitete er an einem weitverbreiteten Lexikon der deutschen und der japanischen Sprache mit, das vielen anderen durch die idiomatische Angemessenheit der deutschsprachigen Einträge überlegen ist, vgl. *Schinzinger u.a. 1980*.

Warum habe ich nicht Japanologie studiert, gewissermaßen auf den Fußspuren jener Autoritäten? Der Hauptgrund, glaube ich: die Japanologie in Deutschland war mir zu hochkulturell orientiert, es fehlten wesentliche Aspekte, die in Japan zu meiner Alltagsumwelt gehört hatten, nicht zuletzt durch die vielseitige Geschäftstätigkeit meines Vaters: Wirtschaft, Alltag, Gesellschaft – das *moderne* Japan. Vielleicht hatten mich ja auch die von *Herrn Bohner* erzählten Geschichten auf das andere Japan verwiesen, das ‚kleine Japan' der Bauern und Taglöhner, der Handwerker und Händler, in dem vom hochkulturellen *Nô* und *Dô* kaum einmal die Rede war. Schließlich wusste ich auch ein bisschen von der Welt der Frauen und Kinder. Und außerdem hatte ich ja 1947 beschlossen, ein guter Deutscher zu werden ... sehr weit hatte ich es aber zum Beginn meines Studiums in den 50er Jahren noch nicht gebracht, dessen war ich mir sicher.

VI Die Sommerhäuser und die Ordnung von Zeit und Ort

1. Einleitendes

Oft ist mir aufgefallen, wie genau meine Erinnerung an den Ablauf der Jahre und der zugehörigen Erfahrungen und Ereignisse ist, mindestens seit dem Alter von dreieinhalb Jahren, dem ersten Verlassen Japans im Frühjahr 1938. Jahr für Jahr kann ich deutlich unterscheiden und die vielen Einzelerinnerungen mit großer Sicherheit einem bestimmten Jahr zuordnen, und sei es ‚nur' anhand einer lebhaften Erinnerung von Atmosphäre, von Geschmack, von Geruch, die einem Jahr, einer Jahreszeit oder einem bestimmten Ereignis eigen war. Nach langem Überlegen glaube ich, die Basis dieser Chronologie der Jahre in den häufig wechselnden Schauplätzen und daher besonders den vielen Häusern entdeckt zu haben, in denen wir gewohnt haben, den Gravitationszentren der frühen Jahre. Und zwar ganz besonders in den Sommerhäusern: denn in jedem Jahr verbrachten wir die drei Sommermonate in einem anderen Haus.

Bei diesen Überlegungen bin ich sicher durch mein wissenschaftliches Arbeiten an den Kategorien *Raum* und *Zeit* unterstützt worden, grundlegend wie sie für das rationale, das ‚moderne' Denken, ja moderne Lebensgestaltung überhaupt zu sein scheinen. Einerseits gelten sie, schon seit der griechischen Philosophie, als Grundkategorien für vernünftige Aussagen, besonders deutlich formuliert bereits von *Aristoteles* (andere seiner Kategorien sind *Quantität* und *Qualität*, *Ursache/Wirkung*, in der Neuzeit verengt auf *Kausalität*). Andrerseits sind mir stets auch die Verengungen und Verluste bei diesen Fortschritten und Erweiterungen des Zugriffs auf die Welt ein Thema gewesen. Ich habe also gegenüber diesen ‚*Kategorien* der *Rationalität*' (wie sie meist genannt werden, als ob es nur *diese* Rationalität gäbe und keine andere) einige Vorbehalte. Besonders bin ich dazu durch das Studium der grammatischen Struktur und der Entwicklung verschiedener Sprachen, und nicht nur europäischer Sprachen gekommen.

So fällt bei *Raum* und *Zeit* auf, dass sie in den verschiedenen Sprachen und Gesellschaften recht unterschiedlich aufgefasst werden. *Zeit* etwa mag in dem Sinn, wie wir sie heute unmittelbar auffassen und geradezu als grundlegend fürs Leben überhaupt verstehen, gar nicht besonders interessieren, mag ganz nebensächlich sein. In der frühgriechischen Dichtung und Philosophie sei „das Interesse für die Zeit so gut wie inexistent", schrieb der bedeutende Homerforscher und klassische Philologe *Schadewaldt*. „Die Zeit, die uns in unserer philosophisch durchstrukturierten Bewusstseinsform so wichtig erscheint ..., als physikalische, biologische, subjektiv seelische Zeit – das alles ist zunächst gar nicht gesichtet, fällt nicht in den Blick." (*Schadewaldt 1978, S. 146*)

Stattdessen können durchaus andere Formen der Auffassung von Welt und des Umgangs mit ihr im Vordergrund stehen. Und dies sogar bei jenen Formen (‚Endungen') des ‚Zeitworts' oder Verbs, die für uns klare Indikatoren der Zeit sind (wie *gebe/gab*). So wird etwa im Altgriechischen oder im Japanischen gerade mit den Formen, die wir als ‚*Tempora*' (oder ‚*Zeitformen*') in der Grammatik kennenlernen, ganz anderes ausgedrückt. Also etwa statt *Gegenwart*, *Vergangenheit*, *Zukunft* vielmehr bestimmte ‚*Aspekte*': wie das *Andauern* eines Geschehens oder einer Handlung, oder aber deren *plötzliches* Eintreten, oder auch deren Abschluss (*durativ* versus *punktuell*) (vgl. einführend das Standardwerk von *Comrie 1976*). Im Japanischen: wie viele Klagen

von Übersetzern japanischer Texte in westliche Sprachen würden sich erledigen, wenn nicht die streng normative Vorstellung von den ‚Tempora' durch viele Sprachlehren und Köpfe geisterten! Auch die in der modernen japanischen Gesellschaft von Staats wegen verordnete westliche, chronometrische Zeit wird nach mehr als 100 Jahren in der Lebenswirklichkeit der Individuen merklich anders aufgefasst und praktiziert als man es in westlichen Ländern unterstellt (*vgl. Gabbani 2006*). Vermutlich waren für solche Interessen meine japanischen Kindheitserfahrungen aus einer anderen Welt nicht ohne Bedeutung.

Was nun meine Beobachtungen zu den Erinnerungen an meine Kindheit und meinen geschärften Sinn für Chronologie angeht, so bin ich durch jene Studien auch auf die Nähe zwischen den Aussageformen für *Ort* und für *Zeit* aufmerksam geworden; auf die Nähe, die Unterstützung, den Austausch, welche diese beiden Kategorien miteinander verbinden, auch wenn sie in der Philosophie und im modernen Bewusstsein so strikt getrennt sind. (Die Nichtunterscheidung beider Kategorien ist übrigens in der deutschen und anderen Sprachen in manchen Ausdrücken aus älteren Zeiten noch zu erkennen: *davor* z.B. kann sowohl örtlichen wie zeitlichen Sinn haben, *davor stehen*, und etwas *davor tun*, nämlich *vorher*; und vielleicht ist das im Hintergrund heute noch so.)

Weil ich in meiner Kindheit so oft den Ort gewechselt habe, so meine Überlegung, war es mir leichter, die verschiedenen *Orte* von Erfahrungen auch als aufeinanderfolgende Phasen, also *zeitlich* zu benennen. Am deutlichsten hat sich mir das bei den Sommerhäusern gezeigt. Denn fast bis zum Schluss waren wir jeden Sommer drei Monate lang in einem anderen Sommerhaus (nicht immer an neuen Orten), und so ist es mir leicht geworden, in der Erinnerung ein bestimmtes Sommerhaus mit einem bestimmten Jahr zu verbinden. Und wenn nicht sofort, dann im Rückblick, beim Einordnen der erinnerten Ereignisse.

So möchte ich in diesem Abschnitt einen Überblick über meine japanischen Kindheitsjahre geben, der sich auf die Erfahrungen und Erlebnisse bezieht, die ich in diesen jährlich wechselnden Sommerhäusern gehabt habe. Es geht dabei aber doch nicht ausschließlich oder in erster Linie um eine Erörterung der chronologischen Ordnung von Erinnerungen und der Bedeutung relativen Bedeutung von Zeit und Raum, sondern diese Erinnerungen haben selbst ihr eigenes Gewicht – bis zu den Details und Valeurs der unmittelbaren, der unerörterten Eindrücke, und sie sollen in ihrem *eigenen* Sinn auftreten. Doch geht es auch wiederum nicht einfach ausschließlich um diese Erinnerungseindrücke im Umkreis der Sommerhäuser. Sondern es geht um beides – das eine soll am anderen deutlicher, oder auch eher kritischer Erörterung zugänglich werden. Daher werden auch immer wieder Zweifel an der ‚richtigen' Einordnung eines Ereignisses, einer Erfahrung mitgeteilt und erörtert. Das gibt dann auch Anlass zu Erwägungen über die Zuverlässigkeit des Gedächtnisses überhaupt (dies übrigens auch in den anderen Abschnitten), und das kann auch zur Erörterung jener Vorstellung eines linearen, kontinuierlichen, homogenen Ablaufs führen, der uns im Begriff der Chronologie, ja der Zeit überhaupt so unentbehrlich geworden ist, und dem so viele nicht hineinpassende Erinnerungsstücke geopfert werden, meist ohne dass wir es bemerken.

Zunächst einmal allgemein zu den Sommerhäusern. Einmal im Jahr, in der heißesten Zeit, fuhr ‚man', also die bessergestellten Westausländer, in die Sommerferien. Im Juli, August und September machte die *Deutsche Schule Kobe* für 10 oder 11 Wochen zu, und wohl auch andere ausländische Schulen. Viele Väter freilich blieben während der

Woche und in jedem Fall tagsüber ‚im Office'. Die Frauen hingegen mit den Kindern und einer *Amahsan* verbrachten drei Monate im Sommerhaus (eine weitere *Amahsan* musste den Vater versorgen). Meist war dieses Haus gemietet, eine leichte Behausung aus Holz, mit mehreren Zimmern, japanischem Bad; für mehrere Jahre, oder nur für die Dauer eines Sommers. So jedenfalls in meiner Familie: sie fuhr sogar ohne den Vater Jahr für Jahr in ein anderes Sommerhaus, und oft auch an einen anderen Ort. Auf diese Weise also wurde mir das alljährlich wechselnde Sommerhaus zum Kalender, etwa: ‚im Jahr wo wir auf dem *Rokkô* nahe der *Ropeway*-Station wohnten' (also der Bergstation der Seilschwebebahn).

Diese *Rokkô*-Bergkette hinter der an der Küste entlanggestreckten Großstadt Kobe, bis auf fast 1000 Meter über den Meeresspiegel ansteigend, war beliebter und naheliegendster Ort für einen weniger von der feuchten Hitze geplagten Sommeraufenthalt – Klimaanlagen wurden erst seit den 50er Jahren bekannt. Es gab dort auf einer kleinen, waldigen Hochebene eine kleine Nachbarschaft von nicht weit auseinander gelegenen Häusern, oft mit gegenseitigen Begegnungen, Beziehungen, Besuchen. Hier herauf konnten die Väter allabendlich in die kühle Bergluft kommen, hier konnten sie eine erholsame Nacht verbringen. Doch war der tägliche Auf- und Abstieg mit Bahn, Bus und Seilbahn umständlich und anstrengend, und so blieb mancher auch öfter unten im Stadthaus.

Andere hatten ein Häuschen am Meer gemietet, etwa in *Tarumi* oder *Maiko*, nur 20, 30 Minuten mit der Schnellbahn an der Küste entlang nach Westen. Dort war es nicht so kühl wie auf dem *Rokkô*, aber man konnte sich im Meer erfrischen, sich am Abend in der frischen Brise abkühlen, vielleicht mit dem Boot fahren. Es gab aber auch viel weiter entfernte Ziele, in den japanischen Alpen etwa den vornehmen Ferienort *Karuizawa*, bevorzugt von den in *Tôkyô* Ansässigen aufgesucht, denn von dort in nur zwei Bahnstunden nach Nordosten zu erreichen; von Kobe aus war es eine Tages- oder Nachtreise. Doch es gab auch nicht wenige, die im Sommer in oder bei Kobe blieben, teilweise bleiben mussten, nicht zuletzt unter den nach Japan eigentlich nur zur Durchreise nach Deutschland gekommenen Familienangehörigen der seit Mai 1940 in Niederländisch-Indien internierten deutschen Männer.

Jedenfalls: es waren diese jährlich wechselnden Sommerhäuser, diese Orte also, durch die sich mir allmählich ein handfestes Gerüst der Zeit entwickelte. Diese chronologische Struktur wurde ergänzt durch die Einschnitte der Hin- und Rückreise nach Deutschland, durch die wechselnden Aufenthaltsorte dort. Schule und Versetzung haben für mich dagegen nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Wichtiger waren die beiden Wohnhäuser meiner frühen Kindheit, auch sie schon durch punktuelle Spuren in der Erinnerung befestigt. Die Verbindung zu den Jahreszahlen der kalendarischen Zählung hat sich erst allmählich hergestellt, auch zur japanischen Zählung nach Regierungsjahren des Kaisers (also z.B. *Shôwa nijûnen*, 20. Jahr der Shôwa-Ära; wobei der Shôwa-Kaiser im Westen unter seinem Eigennamen *Hirohito* bekannt ist; *Shôwa 20* entspricht 1945 nach Christi Geburt). Die Vielfalt und Genauigkeit der bildlichen Erinnerungen und ihre Verankerung nicht nur in den Interieurs der Häuser, sondern allmählich auch in der weiteren räumlichen Umgebung hat sich mit zunehmendem Alter entwickelt. Andrerseits ist die Intensität der atmosphärischen Valeurs, ist die Erinnerung an Farben und Gerüche, an Wetter und Temperatur, ist ein mit Worten schwer fassbarer Gesamteindruck schwächer geworden.

2. In den japanischen Alpen: Nojiri, Karuizawa (1942, 1943)

In der Erinnerung am deutlichsten hervorgehoben sind mir die Sommerhäuser in *Nojiri* (1942) und in *Karuizawa* (1943). An diesen Orten war ich schon älter, fast acht, neun Jahre alt, und die Reise zu diesen Orten in den *Japanischen Alpen* war weit, vor allem aber reich an neuen Eindrücken (die sich freilich nicht immer sicher der einen oder der anderen Reise zuordnen lassen). Vom Sommerhaus 1937 (in *Karuizawa*, mit drei Jahren) sind hingegen nur noch schwache Ahnungen vorhanden, die überdies mit Misstrauen zu betrachten sind, da gerade dieser Aufenthalt durch einen 8 mm-Film und Briefe meines Vaters an meine Mutter ungewöhnlich gut dokumentiert ist.

Gut erinnere ich mich an eine Fahrt im Schlafwagen. Zu beiden Seiten des Mittelgangs waren die Kojen in Fahrtrichtung angeordnet, und wenn man in seiner Koje lag, zog man die Vorhänge zum Gang zu und konnte gemütlich für sich sein, und sogar zum Fenster hinausschauen. Aber gab es nur diese einzige Fahrt im japanischen Schlafwagen? Schwerlich, denn schon 1937 war ich mit meiner Mutter in Karuizawa gewesen, und Anfang 1942 wiederum mit ihr auf einem Ski-Urlaub in *Shiga*, ebenfalls in den ‚Alpen'. Und von diesem ganz gut erinnerten Aufenthalt ‚diktierte' ich ihr, noch nicht selbst zum Schreiben fähig, einen Brief an meinen Schulfreund *J. S.*, mit dem Vorschlag, eine Eisenbahnlinie auf den Straßen unseres Viertels *Kitanochô* anzulegen. Mit kleineren Wagen natürlich, die Schienen würden wir in den Beton der Straßen hauen (ich sah voraus, dass sie doch etwas uneben werden würden, nicht so eben und glatt wie richtige Eisenbahnschienen). Das Wichtigste waren dabei die kleinen Schlafwagen, in denen man es sich gemütlich machen würde – in Längsrichtung schlafend, mit Vorhängen, und Blick aus dem Fenster; diesen Träumen hing ich noch oft nach. Der Brief, mein erster Brief wohl, ist mit diesen Einzelheiten in der Erinnerung fest verankert. Im übrigen sind vermutlich die früheren Schlafwagenfahrten von der jüngsten Erinnerung ‚überschrieben' worden, wie es vielfach bei Erinnerungen geschieht. Geht daher die zuerst genannte Erinnerung auf 1943, auf die letzte Fahrt zurück, nach *Karuizawa*? Die Richtung aller dieser Reisen war jedenfalls klar: von Kobe weg nach Osten.

Shiga-Hotel, mit einem ersten Brief (an die Schwester), Februar 1942.

Ein starker Reiseeindruck war auch eine überaus lange Einfahrt in die Riesenstadt Tôkyô, am Vormittag, von Norden her, schließlich endend in dem nördlichen Kopfbahnhof Ueno, offenbar auf der Rückfahrt nach Kobe, aber auf dem Umweg über Tôkyô. Ganz unvergesslich die nicht enden wollende Fahrt auf der hochgelegten Trasse, mit dem Blick auf die ein- oder zweistöckigen Häuser beiderseits des Zugs; da ich auf der linken Seite des Wagens saß, ging mein Blick nach Osten. Es war wie ein Meer von schwärzlichen Dächern und dunkelgrauen Hauswänden aus Holz. So etwas hatte ich noch nicht gesehen (obwohl es doch auch in Kobe und auf der Strecke nach Ôsaka und in Kobe selbst solche ‚Meere' gab). Es war wohl im Frühherbst 1943 – zwei Jahre später war von diesen Häusermeeren kaum noch etwas da. (Vgl. Anhang: Brief Ernst Fraenkel, Jan 15, 1946, und weiteres dort.)

Ein anderer starker Eindruck, ebenfalls auf einer Rückreise, wahrscheinlich im Jahr zuvor: ein morgendlicher Halt des Zugs, vermutlich auf dem Bahnhof *Nágano*, Hauptstadt der gleichnamigen Präfektur in den japanischen Alpen. Auf dem Bahnsteig wurden Tonkännchen mit eben aufgegossenem grünem Tee verkauft, abgedeckt mit einem Trinkschälchen; in großer Zahl standen sie auf Tabletts. Vermutlich eine der vielen Formen, mit denen Bauern ihre armseligen Lebensumstände aufzubessern suchten, also durch häusliche Produktion dieser Kännchen – einige haben sich jahrzehntelang in unserem Haushalt erhalten. War das 1942, wegen der doch noch friedensnahen Umstände dieser Versorgung mit heißem Getränk?

Die Armut vieler Bauern zeigte sich mir auch auf einer Rückreise, vermutlich derselben, am Meer entlang, nämlich am *Japanischen Meer* an der Nordwestküste der Hauptinsel. (Von dieser Armut wusste ich durch Bemerkungen meines Vaters, hatte daher einen Leitfaden zur Interpretation des Gesehenen. Auf diese Armseligkeit verwies nach des Vaters Worten auch die äußerst bescheidene Lebenshaltung unserer *Amahsan*, die in aller Regel Bauerntöchter waren; oft kamen sie, nach einem Hinweis von *W. Galinsky*, aus der Präfektur *Wakayama* südlich von Kobe, jenseits der Ôsaka-Bucht. Einen beträchtlichen Teil ihres sehr bescheidenen Lohns schickten sie an ihre von hohen Steuern oder auch Schulden bedrückten Familien.) Denn die auf dieser Tagesbahnfahrt immer wieder vor dem Auge auftauchenden Bauernhäuser waren strohgedeckte und offensichtlich ärmliche Hütten, in vielfach wildbergiger Landschaft, vor heftig wogender Meeresflut (vielleicht der Vorbote eines Taifuns, es war die Jahreszeit dafür). Das verband sich mir durchaus auch mit einem Gefühl von heimeliger Geborgenheit: vor Wind und Wellen Zuflucht finden im Hüttchen. Aber war dieses Bild nicht vielleicht auch angeregt von klassischen Tuschbildern? Oder von der zwar bescheidenen, aber kinderbehütenden japanischen Umgebung? Jedenfalls: ich sah diese Hütten und die Szenerie lange deutlich vor meinem inneren Auge, und ich sehe sie immer noch, aber doch allmählich verblassend, schematischer, detailärmer, kopfnäher.

Bei erneuter Bahnfahrt längs dieser Küste, Jahrzehnte später, war davon freilich nichts zu sehen ... enttäuschenderweise – fürs romantisierende Gemüt? Einfach eine Folge der von der Besatzungsmacht ausgelösten Bauernbefreiung nach 1945? Hat der seither, auch durch eine bauernschützende Preispolitik, erheblich gesteigerte bäuerliche Wohlstand all diese Strohdächer verschwinden lassen, sie ersetzt durch weniger pittoreske, zweckmäßigere Bauten?! Immerhin haben nicht wenige größere Bauern denn doch ihre geschwungenen Strohdächer konserviert, unter einer sorgfältig gebogenen und gelöteten Blechabdeckung, die der Gestalt dieser Dächer getreulich folgt. In der traditionellen Architektur sind die Dächer mit ihren wogenden Bögen, neben den bedachten Eingangspforten, fast das Wichtigste an einem Haus, und Bauern am ehesten

haben in den letzten Jahrzehnten noch an dieser Form der Repräsentation festgehalten. Bei Reisen über Land kann man sie noch oft vorfinden.

Die Häuser dieser beiden Sommer, 1942 und 1943, unterschieden sich von den bisherigen in sehr charakteristischer Weise: sie waren vollständig ausgestattet, dazu auch geschickt und liebevoll bis ins kleinste Detail ausgestaltet. Auf ihre unbekannten, keineswegs armen Bewohner und Eigentümer verwiesen sie ganz unübersehbar: Tintenfässer und Stahlfedern zum Schreiben, Federhalter dazu, Hefte, Schreibtische zum Aufklappen und Bücherregale, Wandschränke, schwere Stühle, aus Stoffresten geflochtene Matten auf dem Holzfußboden. Also ganz westlich eingerichtet.

Besonders beeindruckt war ich im ersten Haus, in *Nojiri* 1942, von einem flachen, aufklappbaren ‚Käfig' aus feinem Maschendraht mit Stiel. Man konnte grünen Kaffee einfüllen und auf dem Holzkohlenöfchen rösten. Man konnte ihn aber auch als Käfig für demnächst ausschlüpfende Larven von Zikaden (*semi*) verwenden: in ein, zwei Stunden waren ihnen aus winzigen Stummeln zarte, in vielen Farben schillernde Flügel gewachsen. Ließ man sie frei, so erhoben sie sich, eben noch hässliche, braune Käfer, in die Lüfte und erfüllten sie mit ihren charakteristischen Sinfonien: *seeee mi, mi, mi, mi* ... – bei der ersten Silbe ging das Stimmchen in die Höhe, bei den weiteren Silben allmählich wieder hinunter. Die Gesänge dieser *semi* (das Wort *Zikade* habe ich erst viel später kennengelernt) gehen mir bis heute nach, und sogar mitten in Tôkyô haben sie mich Jahrzehnte später wieder begrüßt.

Hinter diesem ersten Haus war sogar ein veritabler Eisschrank angelegt: eine auf der Schattenseite des Hauses tief nach unten in den ansteigenden Berg hinein gegrabene Höhle. Dahinein war im Winter der dort reichlich fallende Schnee geschaufelt und festgetreten worden; im Sommer schmolz er langsam weg. Verschlossen war dieses Höhlenloch mit einer mächtig dicken Isoliertür, die so geneigt war, dass sie von selbst zufiel, wenn man sie nicht festhielt. Um Nahrungsmittel kühl aufzubewahren, ließ man sie an einem Seil zu dem unten noch vorhandenen Schnee hinab. Erstaunliche, praktisch orientierte Findigkeit aus einer fremd anmutenden, jedenfalls nicht japanischen Kultur.

Die Eigentümer waren nicht mehr da, und daher konnte das Haus auch gemietet werden: Missionare aus *USA*, die dort bis 1941 in jedem Sommer der Hitze entflohen waren und ihre Häuser mit eigener Hand ausgebaut hatten. Entweder hatten sie rechtzeitig vor dem japanischen Überfall auf *Pearl Harbor* im Dezember 1941 das Land verlassen, oder aber sie waren nach dieser ‚Kriegserklärung' interniert und wohl ausgetauscht worden. Diesen Hintergrund begriff ich freilich nur nebulös. (Überhaupt war vom neuen Feind USA bei den Deutschen nur wenig die Rede, vielleicht weil viele von ihnen diesen Krieg mit Unbehagen sahen, durch ihre Berufskontakte und Reisen über die enorme produktive und technologische Überlegenheit der USA unterrichtet. Und vielleicht auch wegen nicht weniger ‚gemischter' Ehen. Auch hatten meine Eltern über das große Versandhaus *Montgomery Ward* bis zum Kriegsausbruch in Japan nicht erhältliche Kleidung bezogen, besonders auch für uns Kinder, die wir ständig ‚aus den Kleidern herauswuchsen'. Der dicke, farbig und verlockend üppig illustrierte Katalog war mir und meinen Schwestern in unserem Kinderzimmer ein eindrucksvolles Bilderbuch gewesen. Gegen Ende 1944 erschien dieser Feind dann am blauen Himmel, zuerst in großer Höhe, silbrig glänzende Formationen von Flugzeugen, lange weiße Streifen hinter sich herziehend ...)

Jene Hauseigentümer waren auch in anderer Hinsicht noch präsent, vor allem in *Nojiri* 1942: täglich kamen Bauernkinder, vielleicht fünf oder sieben Jahre alt, in traditioneller japanischer Kleidung, und boten stumm wunderschöne Blumensträuße an – diese Berglandschaft war reich an Blumen, die in Meeresnähe unbekannt waren, den Eltern aber vielfach aus Deutschland vertraut. Und mit einigen *Sen*-Münzen traten die neuen Sommergäste die Nachfolge jener Verschwundenen an ...

Nojiri: die ganze Familie mit Mitchan im Ruderboot, Sommer 1942.

Auf die ehemaligen amerikanischen Sommergäste verwiesen auch allerhand Ausrüstung für den Wassersport am Seeufer: Ruderboote, Kanus, Bootshäuser, Kleiderschränkchen in langen Reihen mit Umkleidekabinen. Von manchem konnten wir Gebrauch machen; so gab es gelegentlich auch Bootsfahrten auf dem See.

Mancher Artikel, in Kobe schon von den Ladentischen verschwunden, war hier im *inaka*, in der ländlichen Provinz, noch zu haben. Besonders stieg mir der Geruch von frisch gebackenen weichen Wecken in die Nase, unübertroffen und verlockend bis heute ... Um sie zu bekommen, musste man allerdings von *Nojiri* einen längeren Fußmarsch über die staubige Landstraße nach *Kashiwabara* bewältigen, einen größeren Ort und zugleich die Bahnstation; man musste auch noch rechtzeitig dasein, und mehr als ein Stück gab es nicht pro Person. An anderer Stelle (aber war das nicht vielleicht bei *Karuizawa*, 1943?) gab es ‚noch' Milcheis, in kleinen rechteckigen Schachteln, zum Auskratzen mit kleinen, flachen Holzstäbchen, ein erstes und letztes Mal für Jahre.

Ein weiterer Ort von Vorkriegsfülle im Krieg: ein Stoffhändler öffnete sein Speicherhaus, üppig bestückt mit sonst nicht mehr erhältlichen Stoffen, vielleicht von Status und statusgemäßer sprachlicher Gewandtheit meines Vaters verlockt, sowie auch von guter Bezahlung: weil er noch nicht die weiteren Folgen des Krieges begriffen hatte, die mein Vater aus deutscher Inflationserfahrung nach 1918 nachhaltig in der Erinnerung hatte. Rollen und Ballen in vielfältigen Farben und Mustern, sicher auch aus

Seide, die aus dem auf allen vier Seiten von den Holzschiebetüren befreiten Haus herausschauten, eine unwirkliche Pracht. In dem Staunen darüber zeigte sich wohl die bereits spürbare Atmosphäre von Einschränkung und Mangel im ersten Jahr des Pazifischen Krieges, 1942.

Diese Üppigkeiten sind in der Erinnerung an *Nojiri* gebunden. *Karuizawa* im Jahre 1943 war nüchterner, weit weniger ländlich, vielmehr moderner und auch ausgedehnter, mit eigenem Bahnhof und Eisenbahn-Direktverbindung nach *Tôkyô*. Hier war die Versorgung schon ‚großstädtischer', also sehr karg geworden. Umso unvergesslicher, wie ein Bekannter namens *Kempiak* eines Tages mit einem schweren Rucksack voller Pfirsiche im Sommerhaus erschien – ein Ereignis, eine Sensation, ein *event*! Noch spüre ich den Duft, den Saft des reifen weißen Pfirsichfleischs zwischen den Zähnen. Und ich bin daher verdorben für die heute unter demselben Namen angebotenen, von weither herantransportierten Früchte: hart, grünlich-weiß, sauer; vielleicht ja sehr gesund.

Mag auch die Versorgung schon karg gewesen sein – ein für den Jungen *Botchan* bedeutendes Ereignis ist doch an den Sommer in *Karuizawa* gebunden. Im Hinblick auf die zahlreichen Europäer und Nordamerikaner, die dort gewöhnlich ihre Ferien verbrachten, gab es dort eine Anzahl von Vergnügungs- und Beschäftigungsangeboten; bedeutsam für mich vor allem: Fahrräder! Viele dieser Räder kamen mir sehr eigenartig vor: in lebhaften Farben lackiert, und mit kühn hochgeschwungenen Lenkstangen, aber ganz ohne Handbremshebel, weder links noch rechts! So etwas hatte ich noch nicht gesehen! (Höchstwahrscheinlich waren sie nordamerikanischer Herkunft.) Diese Masse unbenützter Räder führte offenbar zu dem Entschluss, dass ich das Radfahren lernen sollte – die Zeit war reif, äußerlich wie innerlich. Hatte ich doch vor nicht langer Zeit ein dreifältiges Gelübde getan, was ich zu erlernen hätte, um ein richtiger Junge zu sein: 1. Radfahren, 2. mit den Lippen pfeifen, 3. Schwimmen.

So wurde denn ein Fahrrad für diesen Zweck gemietet, zum Glück ein normales, japanisches, mit einem Bremshebel auf jeder Seite der fast geraden Lenkstange. Der Hebel auf der linken Seite führte über ein Gestänge zum Vorderrad, der auf der rechten zum Hinterrad. Mehrere Tage wurde täglich geübt, das heißt, ich wurde geschoben und musste treten. Auf Autos musste ich nicht achten, die gab es nur noch ganz vereinzelt. Und einmal geschah es: ich wurde losgelassen, und siehe: ich fuhr allein! Das durfte nun keinesfalls unterbrochen werden, denn dann wäre ich nicht mehr in Fahrt gekommen. So fuhr ich also weiter, immer weiter. Aber es musste doch auch irgendwie umgekehrt werden! Zum Glück fand sich auf dem breiten Waldweg nach einiger Zeit eine Art von Wendekreis, und es gelang mir auch, ihn zu durchfahren, ohne zu stürzen. Und so gelangte ich schließlich zum Ausgangspunkt zurück. Der erste Punkt des Gelübdes war eingelöst. Das bei weitem denkwürdigste Ereignis des Sommers. Und die sichtbarste Überwindung jenes Zustands von Geschwächtheit und Verzagtheit, in die ich durch die zweijährige Abwesenheit von Japan gefallen war. Von nun an war ich ein richtiger Junge. Zu meinem neunten Geburtstag, ein, zwei Monate später, bekam ich denn auch ein Jugendfahrrad als Geschenk, eine außerordentliche Rarität in jenem zweiten Kriegsjahr, 1943.

3. Auf den Bergen über Kobe: der *Rokko* (1940, 1941, 1944)

Die meisten Eindrücke der Sommer 1942 und 1943 sind klar, deutlich, ja sachlich, fast immer an einen der beiden Orte gebunden: *Nojiri*, oder *Karuizawa*. Das gilt noch stärker für die folgenden Jahre: 1944 wieder auf dem *Rokkoberg,* und 1945 und 1946 ohne Sommerreise, aber in verschiedenen Wohnhäusern *Shioya, Maiko*. Es sind in diesen Jahren oft drastische Eindrücke von den Kriegs- und Nachkriegsumständen, die fest in der Erinnerung verankert sind, oder es scheinen. Die mit Orten, vor allem mit Sommerorten verbundene Chronologie kann sich fest etablieren.

Weit weniger ist das der Fall bei den beiden Jahren zuvor, 1940 und 1941, im Alter von fünf und sechs Jahren, beide Male in Häusern auf dem *Rokkôberg*. Hier muss ich mich heute immer wieder fragen: sind das authentische Erinnerungen, oder sind sie nicht vielmehr nachträglich aus Photographien oder auch Berichten geschöpft, dann nach und nach weiter ausgestaltet? Manche Indizien können bei der Beurteilung helfen.

Ein Beispiel: der Molch. In einem ganz flachen Rinnsal kriecht er, ziemlich langsam, anders als die längst vertraute Eidechse, in der Gestalt freilich ähnlich, nur etwas fülliger, und nass. Auf dem Rücken ist er gefleckt, mittelbraun, auf der Bauchseite aber intensiv rot, ein eher helles Rot, ganz anders als bei Eidechsen. Und *Botchan* kauert davor. Dass es im Sommer und auf dem *Rokkô* ist, das ist mir auch heute überhaupt nicht zweifelhaft; ahnungsweise liegt das Sommerhaus nicht weit entfernt, nach Nordosten, hinter Gebüsch, die Sonne scheint mir auf den Rücken. Und dass es nicht etwa eine Photographie war, das belegt wohl der zentrale Eindruck: das Staunen über das intensive Rot – Farbfilme waren damals noch äußerst selten, zumal in Japan, und jedenfalls für normale Menschen außerhalb jeder Reichweite. (Dennoch ist es nicht ausgeschlossen, dass das Erinnerungsbild aus verschiedenen Zutaten zusammengebastelt, in diesem Sinne nicht authentisch ist.) Jedenfalls kann die

Auf der östlichen Hälfte des Rokkô-san, mit Seilbahn, 30er Jahre. Heute steht noch das „Rokkôsan Hotel“ (Fachwerk, daneben moderner Erweiterungsbau), davor auf Pfeilern über der Tiefe , langgestreckt: “ RESTAURANT“.

Erinnerung nicht 1944 lokalisiert werden – da hätte ich nicht mehr über den roten Bauch eines Molchs gestaunt; aber war es 1940, oder 1941? Dies bleibt unentscheidbar; in beiden Jahren war die Familie auf dem *Rokkô-Berg*.

Die Erinnerungsspuren an die Häuser dieser beiden Jahre sind eher unbestimmt (fast nur ahnungsweise auch an das *Rokkô*-Haus 1936; aber kann das sein? Im Alter von noch nicht einmal zwei Jahren?). So zum Beispiel, eher im zweiten Haus von 1941, an die Glätte und Dunkelheit des Holzfußbodens auf dem langgestreckten Gang, mit einer Seite offen ins Freie, wie oft in japanischen Häusern; in der Erinnerung in Richtung Norden oder Nordwesten, was den späteren Kenntnissen über die Ausrichtung dieser überdachten, veranda-artigen Gänge widerspricht. (Denn die waren vor allem nach Süden orientiert, zur Abschattung der Sonne im Sommer und um die wärmende Wintersonne hereinzulassen – die Sicherheit in der Bestimmung der Himmelsrichtung ist mir bis heute selbverständlich, auch wenn sie inzwischen schwächer geworden ist. Sie mag mit der Bedeutsamkeit der Himmelsrichtung in der japanischen Tradition zusammenhängen; weiter auch mit der geographischen Lage der sehr langgestreckten Großstadt Kobe: von Westen nach Osten, das Meer im Süden, die Bergkette des Rokkô im Norden. Ich wusste immer, in welcher Richtung ich stehe, liege oder sitze.)

Im Fall der drei Häuser auf dem *Rokkô* (1940, 1941, 1944; aber erst recht schon 1936, 1937) sind vielfach die älteren Bilder von den jüngeren überlagert, verdeckt, oder ‚korrigiert'. Und mit zunehmendem Alter werden die Bilder zahlreicher, präziser, und manchmal mit nun lesbaren Aufschriften versehen (z.B. RESTAURANT – aber das Lokal war längst geschlossen, der Sinn des Worts musste mir erklärt werden). Die Bilder werden auch nach Ort und Zeit besser lokalisierbar (ich konnte die Wörter in Druckbuchstaben lesen, also einige Zeit nach meinem Schuleintritt im Herbst 1941, als die Fibel zunächst mit lateinischer Schreibschrift begann). Aber die Bilder werden auch abstrakter, schwächer in ihrer sinnlichen Qualität. – Zwei Beispiele, beide mit deutlicher Fundierung in der älteren Zeit.

Der *Garbenteich*. So wurde er vor allem von den Deutschen genannt, weil von Herrn *Garben* schon in den 30er Jahren durch Aufschütten eines Damms quer durch ein schmales Tal aufgestaut, damit seine Frau sich beim Schwimmen erquicken konnte. Ich sehe Frau *Garben* vor mir, wie sie, mit grauem Haar, etwas betulich, aufrechten Haupts, mit ruhigen Brustschwimmzügen in dem Teiche schwimmt. *Gâben-ike* (*Garben-Teich*), so hieß er noch auf den Karten, bis 1995 das Große Erdbeben den Damm hinwegriss. Eigentlich ein ziemlich sumpfiger Tümpel, mit einem Durchmesser von vierzig, vielleicht fünfzig Metern. Dafür von stiller Schönheit, auf allen Seiten von vielfältigem Wald und Buschwerk umgeben; was ich damals nicht hätte sagen können, aber vielleicht etwas spürte. Wo dieser Teich zu den Ufern in kleine Täler auslief, da wuchsen allerhand Wasserpflanzen, bei denen mir nicht geheuer war – oder war es, weil es dort Wassergetier gab? Besonders bedrohlich: Wasserschlangen! Das wusste ich ganz sicher...

Der „Garben-Teich“ (Gâben ike): Blick auf östliche Hälfte, April 1986.
Der Damm und der Teich sind seit dem Erdbeben 1995 zerstört.

Aber habe ich je eine gesehen, als sie durchs Wasser sich schlängelte? (Meine Schwester *B.* sagt: *ich* bestimmt! Aber ich: kannte ich sie bloß vom Hörensagen, aus dem Munde eines ersten Urhebers durch viele Ohren und Münder auch auf mich gekommen? Ein Gerücht also? Für mich und die anderen Kinder stand jedenfalls fest: hier gab es Wasserschlangen. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich mich vom Ufer an der Dammseite, die als relativ schlangensicher galt, mehr als ein, zwei Schritte weit ins Wasser gewagt hätte – gespielt wurde am sandigen Ufer, im Wasser begann bald der Schlamm. Aber ob nun wirklich vorhanden oder eingebildet, auf mich wirkte sie nachhaltig, sogar mit nachhaltigem Erfolg: erst 1944, schon fast zehn Jahre alt, habe ich das Schwimmen gelernt, aber nicht im *Garbenteich*, sondern in einem Meerwasserschwimmbecken. Dort gab es keine Schlangen ...

Der *Garbenteich* kann auch mit Erinnerungen aufwarten, die bestimmt nicht in den frühen Jahren begründet sind. Um den Teich herum gab es ein Labyrinth schmalster Pfade durch tiefes, dunkles Dickicht, so eng, niedrig und gewunden, dass Erwachsene dort nie zu sehen waren. Hier irgendein Ziel anzustreben, oder einfach nach Art der Eisenbahn ‚herumzufahren‘, anderen zu begegnen, das war ein Hauptvergnügen. Und sicher hätte ich mit fünf oder sechs Jahren, gerade geschwächt und verzagt aus Deutschland heimgekehrt, dazu nicht den Mut gehabt. Diese Kinderwelt hatte manche Ähnlichkeit mit den Gassen und Gängen, die ich aus Kobe, aus *Kitanochô* kannte.

Zu dieser 1944, mit neun, fast zehn Jahren, schon kräftig ausgeprägten Freude an der Expansion in den Raum passen auch die präzisen Erinnerungen an die Verkehrsverbindungen auf den *Rokkô-Berg*, teils in ihrer technischen Faszination, teils in ihrer durch den Krieg bedingten Einschränkung und ihren Folgen. 1940 und 1941 war die Verbindung auf den Berg noch ‚friedensmäßig‘ gewesen: von der Bahnstation *Rokkô*, nach etwa 15 Minuten Fahrt mit der vom Zentrum von Kobe nach Osten führenden *Hankyû*-Bahn. Ein erster Anstieg dann mit dem Bus zur Talstation der *Ropeway*, einer um 1930 erbauten Drahtseilbahn. In der schaukelnden Kabine dann

hinauf ins Zentrum der kleinen Nachbarschaft im Wald verstreuter Sommerhäuser, auf der westlichen Seite der Gipfelebene des Bergs, in nächster Nähe des *Rokkô-Hotels*.

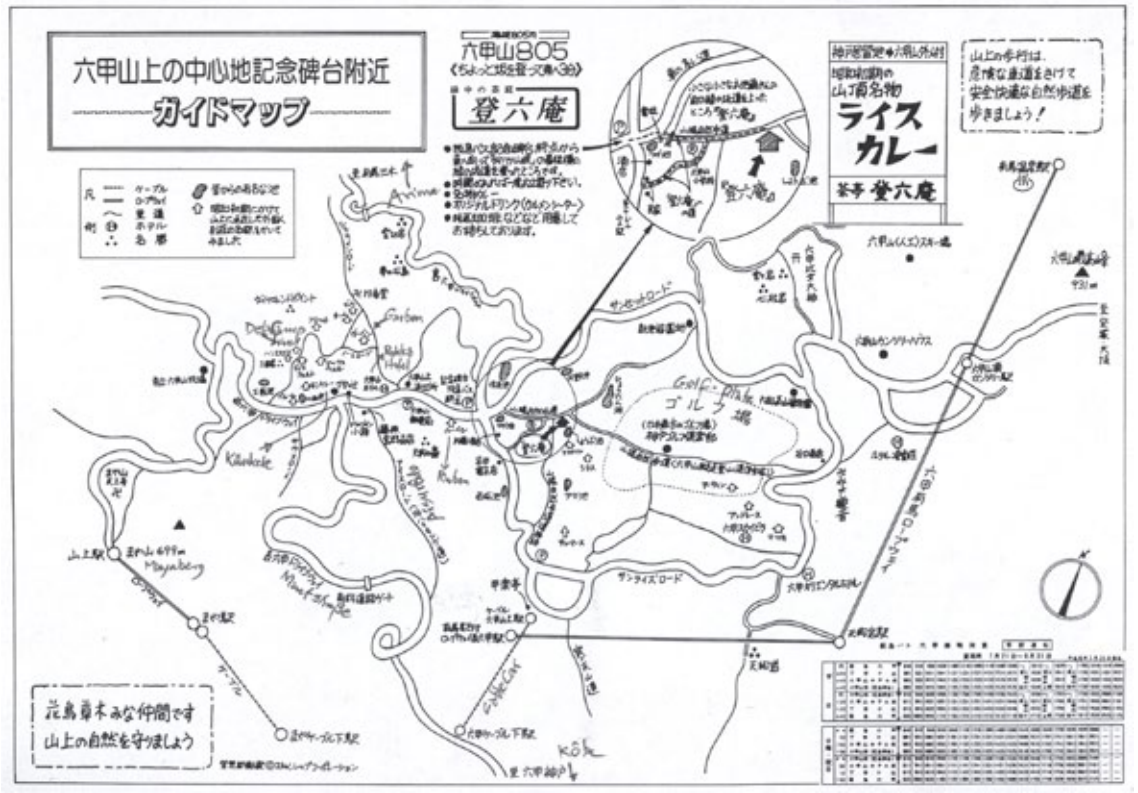
Diese kleine Kabine war der Ort eines regelmäßigen Angsterlebnissses. Auf der Hälfte der Strecke begegnete man der anderen Kabine, an der man den gewaltigen Haltebügel mit den zahlreichen auf dem Hauptseil laufenden und leise schnurrenden Rollen ins Auge fassen konnte – ‚in Deutschland hergestellt', wie man mir beruhigend und nicht ohne Stolz auf die‚deutsche Wertarbeit' versicherte. – Aber wenn das Seil riss? – Da war ja dann noch das andere Seil da, das Zugseil! – Das war aber doch viel dünner ... Und vor allem: wenn der Fußboden durchbrach? Die Kabine war doch oft so voll! Der Fußboden so dünn! Und unten ging es tief hinunter, man sah die Schluchten, die Sturzbäche, die Felsen, die Spitzen der Bäume dort unten ...

Seit 1944 brauchte ich diese Angst nicht mehr zu haben, aus inneren (ich war ja nun groß!) und aus äußeren Gründen: die Kabinen waren fort, das mächtige Seil abgebaut, es lag aufgerollt zu Füßen der Stütztürme, wie ich von oben deutlich sah. Es sollte für den Krieg verwendet werden. (Von dem hatte ich nur sehr begrenzte Vorstellungen. Aus Bilderbüchern wusste ich nur von tapferen japanischen Soldaten, die mit Schwertern kämpften (s. nächstes Bild), oder mit auf die Gewehre aufgepflanzten Bajonetten vorwärtsstürmten, so ähnlich wie meine aus Deutschland mitgebrachten Linoleumsoldaten. Und seit Ende 1942 lernte ich einige jener mutigen ‚Seeleute' von den ‚Blockadebrechern' der deutschen Kriegsmarine kennen. Hier erfuhr ich etwas von explodierten oder versenkten Schiffen, vom Ertrinken, vom Überleben in Rettungsbooten, von schweren Verwundungen; und hier hat die Erinnerung auch intensive Angst bewahrt.)

Japanische Soldaten im Nahkampf mit Schwert, marschierende Knaben (Rückumschlag eines Kinderbuchs, ca. 1937).

Jedenfalls musste man seit 1944 die andere, etwa eineinhalb Kilometer weiter östlich gelegene Bahn benutzen, die als Konkurrenz-unternehmen etwa gleichzeitig erbaut worden war, die *Cable Car* (eine ‚Standseilbahn'). Hier erschien ein Absturz irgendwie nicht so bedroh-lich, denn es war eine auf Schienen rollende und an einem Seil gezogene ‚richtige' Bahn – hier hing man also nicht in der Luft! Freilich fuhr der Bus von der Bahnstation in der Stadt nach oben zur Talstation damals nur noch sehr selten. Da musste man eben zu Fuß laufen. Glücklicherweise lag die Talstation der *Cable Car* näher an der Bahnstation *Rokkô* als die *Ropeway*, zu Fuß wohl ‚nur' eine knappe Stunde auf der Straße, auf einer Höhe von etwa 300 Meter über dem Meer, sodass es bis auf die Höhe des *Rokkô*-Bergs ‚nur' noch ein Höhenunter-schied von 600 bis 700 Meter war.

Freilich: an der Talstation endlich angekommen, war die Bahn nicht selten gerade abgefahren, und damals fuhr sie nur noch alle zwei Stunden, aus Mangel an Strom, oder später noch seltener .. Das war mir einmal passiert im Sommer 1944. Aber ich war ja schon fast zehn Jahre alt, und mutig entschloss ich mich, auch den restlichen Aufstieg zu Fuß zu unternehmen; vertrauensvoll folgte mir meine sechs Jahre alte Schwester *G.* Den Weg zur höher gelegenen, nun stillgelegten Talstation der *Ropeway* kannte ich ja noch von früher – einfach der Straße folgen. Dann freilich, dann wurde es recht unwegsam: enge, sehr steile Schluchten, Bachtäler, riesige Felsen. Der Aufstieg dauerte weit länger als vorgestellt. Nur die Richtung war klar: hinauf, hinauf, immer weiter. Ich hatte drei Lasten zu tragen: meinen Rucksack, die körperliche Anstrengung, und die Last der Verantwortung für meine Schwester, die von meiner Erschöpfung und von meiner allmählich aufsteigenden Angst nichts merken durfte – ich war der Große Bruder (das war in Japan noch gewichtiger als in Deutschland, besonders damals). Ich musste sie anleiten, ermuntern, antreiben ... Doch endlich dann, nach langem Bangen, die Erlösung: oben! gerettet! Auf der am Bergrand entlanglaufenden Autostraße, nur wenige hundert Meter von den vertrauten Häusern entfernt, zufällig genau richtig ...



Karte zum Aufstieg auf den Rokkô (ca. 1980): aisurôdo/Ice Road (d.h. zur Abfuhr von Eis im Winter). Mit den Namen einiger längst dort nicht mehr ansässiger Deutscher (die mir bekannten: Künkele, Garben, de la Camp).

Im Vergleich dazu war der zweite mutige Fußweg geradezu harmlos. Wieder fuhr die *Cable Car* unabsehbar lange nicht, aber diesmal wollte ich *hinunter*, und so stieg ich eben zusammen mit einem Freund (*R. J.* – ihm verdanke ich auch obige Karte) auf dem Bahnkörper abwärts. Immer auf den Stufen neben den Schienen, das war ja sicher, man konnte sich da nicht verirren. Aber es waren sehr, sehr viele Stufen. Ich erinnere mich,

wie mir die Knie zitterten, und wie rostgefärbt die Betonstufen waren. Angst vor einer etwa fahrenden Bahn hatten wir nicht.[55]

Sommerhäuser getrennt sind, in einer weit entfernten, großartigeren Landschaft: in den japanischen Alpen und mit dem majestätischen und auch heute noch durchaus tätigen Vulkan *Asama-san* in Sicht- und Hörweite (der *Asama* stieß nicht nur häufig weiße Wolken aus, sondern donnerte auch weithin hallend).

4. Am Meer nahe Kobe: *Shioya* 1945

Mit dem Sommerhaus des Jahres 1944 auf dem *Rokkô* ging die Epoche der Sommerhäuser zuende – der Krieg rückte in bedrohliche Nähe. Dafür fanden sich in den nächsten beiden Jahren andere Häuser als Anhaltspunkte fürs chronologische Gerüst: 1944 im Frühsommer der Umzug aus der Stadt in den Vorort *Shioya*, am Meer, weiter weg von den zu erwartenden Bombenangriffen; und zwei Jahre später nach dem Ende des Kriegs wieder ein Umzug, in ein Haus direkt Meer, in *Maiko*, zwei Bahnstationen weiter weg von Kobe.

Shioya: das höchst moderne Bad in unserem Haus, Nr. 32 (Aufnahme 1980).

Aus diesen letzten Jahren, im Alter von fast 10 Jahren bis über 12 Jahren, hat sich mir eine große Zahl von Erinnerungen erhalten, oft von großer, geradezu photographischer Präzision, und auch von beachtlicher zeitlicher und örtlicher Genauigkeit. Dennoch nicht ohne erhebliche Lücken, wie ich immer wieder beim späteren Vergleich mit den Berichten von Schul- und Spielkameraden festgestellt habe. Jeder findet bestimmte Dinge wichtig und der Erinnerung wert, andere hingegen vergessenswert, vielleicht auch weil sie zu unerfreulich waren ...

Die Präzision der Erinnerung zeigt sich etwa beim Umzug aus Kobe. Da war etwa der Lastwagen, der rückwärts bis in unmittelbare Nähe unseres Hauses herauffuhr, auf der sonst von Autos nicht befahrenen steilen Zufahrtstraße. Er hatte hinten Zwillingsreifen, und er fuhr so knapp an den Rand der schmalen Straße, dass der eine der beiden Reifen in der Luft hing, nämlich über der ‚Gosse' am Straßenrand. Das war mir tief beeindruckend. Ich bekam dann auch mit, dass diese Lastwagen Fahrzeuge der japanischen Kriegsmarine waren und nur ganz früh am Morgen andere als militärische

[55] Der in dem Bericht genannte Freund (*R. J.*; er wird weiter unten noch einmal erwähnt, beim Besuch auf der Insel *Awaji* nach dem Krieg) hat mir nach der Lektüre dieses Berichts noch interessante Ergänzungen zukommen lassen. Der mutig unternommene Aufstieg auf den *Rokkô* sei höchstwahrscheinlich der auch heute noch so genannten *Aisurôdo* (*Ice Road*) gefolgt, auf der heutigen Touristenkarte als „alter Wanderweg" bezeichnet (vgl. Abbildung). Als Ursprung dieses Namens vermutet er, dass früher auf diesem Weg „im Winter ersägtes Eis in die Stadt gebracht worden" sei, für die auch mir wohlvertraute *ice box* (Holzschränke, innen mit Zinkblech ausgeschlagen, zweifellos eine quasi koloniale Errungenschaft der Europäer in Japan) – bis heute vermag ich nicht das moderne Wort ‚*Kühlschrank*' in mein Vokabular aufzunehmen. Ich sehe noch die etwa ½ Meter langen Eisstangen vor mir, die der *Eismann* täglich vors Haus legte, und das Tauwasser, das unten aus dem Schrank herauslief. – Die Touristenkarte von der Gipfelfläche des Rokkô-Bergs bezeichnet übrigens eine ganze Reihe von Sommerhäusern mit den Namen früherer deutscher Kôbe-Residenten, einige davon mir noch gut vertraut, wenn nicht sogar ständige Korrespondenten: *Derakanpu* (*de la Camp*), *Gâben* (*Garben*), *Kinkerê* (Künkele).

Transporte durchführen konnten, mit Benzin! Wo doch sonst fast nur noch Fahrzeuge mit Holzvergasern fuhren, und selten genug. Erst viel später wurde mir klar, wie ungewöhnlich ein solcher Umzug angesichts der Kriegslage war, wie sehr darin die bevorzugte Stellung meines Vaters zum Ausdruck kam. Von einer eng befreundeten Familie erfuhr ich, dass sie ihren Umzug in einen Vorort mit einem geliehenen Handwagen selbst bewerkstelligte, über mehrere Kilometer durch die Stadt, zum Glück ohne Steigungen.

„Unser Haus“ in Shioya, James Compound 32. Foto 1980: schon ausgeplündert, oder unbewohnbar gemacht. Zur dichteren Bebauung.

Schon damals wurde mir das militärtechnische Detail bekannt, und ich behielt es im Gedächtnis: dass nämlich dieser verbreitete Typ des japanischen Militärlastwagens nach deutschen Zeichnungen hergestellt war. Und in Deutschland 1947 sah ich dann das Original, und lernte auch den Namen dieses LKWs kennen: *Opel Blitz*. Auch eine Zigarettenmarke dieses Namens gab es damals in Deutschland ... nach dem Erfolg der Blitzkriege 1939 und 1940. Es war der für die Wehrmacht auch von anderen Unternehmen als den Opelfabriken produzierte Einheits-LKW mit Benzin-Motor. Nur in einer Hinsicht unterschied sich die japanische Version deutlich: das Führerhaus war gänzlich aus Holz – so knapp war Stahl in der japanischen Kriegswirtschaft. (Vgl. auch *Pauer 1994).*

Aus Kobe, *Kitanochô*, ging es also im Mai 1944 nach *Shioya*, auf ein bergiges Gelände, vielleicht 150 Meter hoch über dem Fischerdörfchen am Meeresstrand. Hier war der *James Compound* angelegt, eine elegante und auch räumlich sehr großzügige Wohnsiedlung ganz in neuestem nordamerikanischen Stil, weit weg von der japanischen Kleinräumigkeit. Sie war in den 30er Jahren von einem kanadischen Unternehmer errichtet worden, wohl ausschließlich für Ausländer, mit *Country Club*, zwei *swimming pools* sowie breiten, zweispurigen Straßen für den Privatautoverkehr, mit eigener Wasserversorgung und viel Bäumen und Büschen zwischen den Privathäusern; jedes Haus mit je etwa sechs bis 10 Zimmern, teilweise sogar Garagen, und in jedem Fall mit separatem Dienstbotenhaus.

Was die ‚Sommerferienerlebnisse‘ in *Shioya* 1945 betrifft, ist hier wenig von Ferien zu berichten. Im Sommer 1945 war der Krieg auf seinem schrecklichen Höhepunkt. Die verheerendsten Luftangriffe auf Kobe, nach kleineren Angriffen auf Rüstungs- und Hafenanlagen, fanden im März und im Juni 1945 statt; beide Daten sind fest im Gedächtnis verankert (vgl. auch unten VII. 5, Fußnote). Beim ersten Mal wurde eher der westliche Teil der langgestreckten Stadt vom Feuersturm ergriffen, bis hin zum Nachbarort *Suma*. Beim zweiten Mal war es der östliche Teil, wobei auch *Sannomiya* und *Kitanochô* schwerste Schäden erlitten. Doch erreichte dort der Feuersturm die in der Nähe des Bergwaldes gelegenen, locker stehenden Häuser – darunter die Europäerhäuser – nur zu einem Teil. Zur Anzahl der Opfer hörte ich zum zweiten

Angriff Angaben im fünfstelligen Bereich (also weit mehr als beim Erdbeben im Januar 1995). Die Reihe der Dörfer westlich von *Suma* (vor allem *Shioya, Tarumi* und *Maiko),* sowie die Höhe der dünn besiedelten *Rokkô*-Kette, wohin sich viele Europäer zurückgezogen hatten, blieben überhaupt so gut wie völlig verschont.

Bedrückende Ereignisse und Gerüchte häuften sich, besonders seitdem im Mai 1945 ‚die Deutschen kapituliert hatten, feige wie sie waren – jeder Japaner würde vor seinem eigenen Tod einen der gelandeten Amerikaner totstechen!' (Ähnliche Äußerungen höheren Orts: *Shillony 1981, S. 151*) Ohne für sie erkennbaren Anlass wurde meine Mutter am Fahrkartenschalter des Bahnhofs *Shioya* von einem Unbekannten geohrfeigt, wie sie erst viel später erzählte. Hielt der Mann sie für einen *supai* (Spion, von engl. *spy*)? Als ich selbst im Fischerdorf einen Fahrradanhänger ausleihen wollte, wurde ich – ganz anders als bis vor kurzem – brüsk abgewiesen. Und als sich einmal die Abendsonne in der einsetzenden Dämmerung in einem Westfenster unseres Hauses spiegelte, entstand bei einigen Japanern aufgeregtes Geschrei, ebenfalls: *supai*. ‚Ein Signal an den Feind!' In diesen letzten Wochen des Krieges war mein Vater sehr bedrückt, weil er von Absichten der japanischen Regierung erfahren hatte, alle Deutschen als unerwünschte Ausländer auf die weit entfernte Nordinsel *Hokkaidô* zu deportieren – über eine Meerenge von etwa 40 km hinweg, die Fähren bereits durch einen großen Angriff zerstört, bei totaler Beherrschung von See- und Luftraum durch US-Unterseeboote und Tiefflieger. *Das* wussten wir allenfalls ahnungsweise, mein Vater wahrscheinlich mehr. Der Vater meines Freundes *R. J.* hatte bereits einen edlen Tisch zu einer großen Transportkiste umgebaut …

Da fand am 15. August 1945 jene kaiserliche Radioansprache statt, die den Krieg durch die bedingungslose Kapitulation scheinbar urplötzlich beendete (tatsächlich waren dem langwierige interne Auseinandersetzungen innerhalb der japanischen Oligarchie vorausgegangen). Dieses Datum, dieser heiße Tag mit einem klaren blauen Himmel ist in meiner Erinnerung geradezu eingebrannt. Am Vormittag schon herrschte eine feierliche Ruhe, bis ich – nur an mich selbst erinnere ich mich – um 12 Uhr aus dem Radioapparat im sonst ziemlich leergeräumten Esszimmer die *Kimigayo* vernahm, die Nationalhymne (vgl. Anhang), und dann die von einer dünnen, hohen Stimme vorgetragene Ansprache, an der ich nur Bedeutsamkeit und Erhabenheit begriff. Dieses Erlebnis teilte ich mit vielen Millionen Japanern – die Ansprache war in der gehobenen Diktion des kaiserlichen Hofs formuliert, wie er allenfalls Gebildeten verständlich war, die dann den wesentlichen Sinn der Masse der andern mitteilen konnten.

Nach der Ansprache herrschte wieder Ruhe. Und zwar auch an den folgenden Tagen. Es wurde nie mehr verdunkelt, und es erschienen nie mehr die dröhnenden Geschwader am Himmel über der Bucht. Und im September dann die ersten amerikanischen Soldaten: stets im Auto, meist in *Jeeps*; riesengroß und gutmütig erschienen sie, Spender von *candy* an Kinder. Militärisches kam nur in der Gestalt der Jeeps vor, höchstens noch in der Gestalt sehr langer Antennen für die Funkgeräte. Die absolut friedliche Besetzung eines Landes, ohne jeglichen Widerstand, ohne jegliche Übergriffe. Seine Erhabene Majestät hatten geruht, Ihre Erhabene Stimme vernehmen zu lassen: „... *das Unerträgliche ertragen* ..." . Nur einzelne Versprengte auf Inseln im Südpazifik erfuhren nichts von der Botschaft, ‚hielten durch', wie es befohlen war; die letzten tauchten erst in den 70er Jahrent aus dem Dschungel auf, und viele sicher nie.

Diese Friedlichkeit, die Wohlversorgtheit und Lässigkeit dieser Soldaten, nach einem halben Jahr von Feuerstürmen in den Städten, von Unversorgtheit, Hunger und

Erschöpfung, von Verhungern und Tod. (Vgl. *Nosaka 1967/1990*) Ein bleibender Eindruck für Japan, für die meisten Japaner. Und vielleicht eine der Grundlagen für eine durchaus unpolitische, aber tief verankerte pazifistische Grundhaltung – zumindest bei jenem Teil der Japaner, der die extremen Folgen jenes Krieges in Japan selbst mitgemacht hat, der vom japanischen Militär 1931 in der Mandschurei angezettelt und der nach und nach auf ganz China und die Inseln und Anrainer fast des gesamten westlichen Pazifik ausgeweitet worden war. –

Ein für mich sehr wichtiges Ereignis jenes Sommers 1945 in *Shioya* ist nachzutragen: der dritte Punkt meines Gelübdes von 1943 wurde erfüllt: das Schwimmen. (Nach dem ersten Punkt, dem Radfahren 1943 in *Karuizawa*, war der zweite, dass ich nämlich pfeifen konnte, 1944 abgehakt worden, und gleich doppelt: sowohl mit gespitzten Lippen, als auch zwischen den Zähnen, jeweils auch voll melodiefähig. Diese drei Punkte: wichtige Ereignisse für die kindliche Chronologie.) Denn was im Sommer 1944 im *Garbenteich* nicht möglich war, das gelang mir fast von selbst ein Jahr später in einem ganz anderen Wasser, in einem Wasser ohne Wasserschlangen, im *warmen* Meerwasser: erst im *Pool* des Ausländerclubs in *Shioya*, und dann dort am Strand.

An irgend eine Anleitung erinnere ich mich nicht, nur dunkel an einen wohl mit Kapok gefüllten Schwimmgürtel, mit dem ich mich im *Babypool* des Ausländerclubs in Shioya versuchte. Die dazu notwendigen Bewegungen sah ich dem kleinen Bruder meines Klassenkameraden *J. S.* ab, dem etwa fünfjährigen *P. S.*: man musste Arme und Beine nach Art der Hunde schnell bewegen, dann ging man nicht unter und bewegte sich sogar langsam vorwärts (Bewegung war in dem winzigen und oft überfüllten ‚*Babypool*' ohnehin nebensächlich). Mit dem Schwimmen im großen Pool kam ich freilich nicht weit. Denn im Juni oder Juli 1945 war der *Pool* wegen Verschmutzung unbenützbar geworden – wehmütig sah ich die letzte Wasserfüllung trübe schäumend und zuletzt laut gurgelnd abfließen; für eine frische Füllung aus dem Meer gab es keinen Strom mehr. Ein trauriges Ereignis. Nicht lange zuvor hatte ich noch eine Heldentat vollbracht: vom Dreimeter-Sprungbrett in die Tiefe, kerzengerade, mit den Füßen voraus. Ich erhielt die dafür in Aussicht gestellte Belohnung: eine Konservendose mit zuckriger Kondensmilch, *Marke Goldschluessel* ([sic]: diese japanische Ware war für den Export nach Deutschland bestimmt gewesen, der nach dem Juni 1941 unmöglich geworden war). Es war damals die einzige Form von Zuckerzufuhr, äußerst verlockend.

Nach der Schließung des *Pools* zog ich dann fast täglich, zusammen mit meinem Spielkameraden *J. S.*, dessen Bruder *P.* und anderen Kindern hinunter an den Strand von Shioya, sicher bis weit in den Oktober hinein, denn die Schule fing nicht wieder an (und das Wetter an der japanischen Pazifikküste ist in diesen Monaten fast immer sonnig und heiß). Hier war es, wo ich wirklich schwimmen lernte, zum gewandten Schwimmer wurde, und das sehr schnell. Der auch gern tauchte, weit und tief. Gelübde, Punkt Nr. 3. Das Salzwasser beeinträchtigt meine Augen bis heute nicht. Vor allem aber: es war die Vollendung meiner ‚Wiederherstellung' in Kobe seit 1940, eine leiblich-seelische Entfaltung, die den ganzen Menschen einschloss. Und so ist mir Schwimmen bis heute weit mehr als Sport, oder gar als Leistung: Schwimmen kräftigt und regeneriert mich als ganzen Menschen! (Das soll freilich auch schon *Thomas von Aquin* erkannt haben – er erwähnt es als Mittel gegen Depression.)

Das Schwimmen im Meer war damals – bis zum 15. August 1945 – übrigens nicht ungefährlich: Tiefflieger waren unterwegs – aber die sah *ich* damals nicht, erinnere sie bis heute nicht. Doch verschiedene Klassenfreunde haben mir in diesen Jahren davon erzählt, und recht detailliert. Der alte Freund *Jörgen Riessen* sprach noch kurz vor seinem Tod, klar bis zuletzt, von „Leichen am Strand in Shioya", erwähnte „Tiefflieger über dem Strand", vermutete „Kontakt mit Spionen" am Strand (vielleicht damals umgehendes Gerücht ...?). Und auch die ebenfalls altvertraute, in *Tarumi* nahe dem Strand wohnende Freundin *H. M.* hat mir in diesen Jahren berichtet: „Wie oft schwammen Leichen am Strand ... bis sie stanken, mit aufgetriebenem Bauch", sie sprach von dem merkwürdigen Ton, den man vernahm, wenn man kleine Steinchen daraufwarf: „das machte blubb". Ich selbst erinnere mich nur ganz unbestimmt und dunkel an eine Leiche am Strand, und dass ich auf Abstand blieb. Lange habe ich die Leichen eher für ein Gespinst aus Gerüchten gehalten, aber die Gespräche mit den Freunden haben mich von ihrer Realität überzeugt. Und auch an den Tieffliegern habe ich keine Zweifel mehr.

„Blubb" machte es nach der Erinnerung der Freundin auch, wenn eine von ‚den Amerikanern' abgeworfene Seemine explodierte und das Wasser plötzlich auf den Bauch drückte. (Ich erinnere mich immerhin an den Druck aufs Trommelfell, wohl weil ich viel tauchte.) Sie bestätigt ausdrücklich die Tiefflieger – wenn sie erschienen, hätten sie sich an die Steinmauer am Meer pressen müssen. Die Minen-Explosionen gingen auch in den Nachkriegsmonaten weiter, weil ‚die Amerikaner' ihre eigenen Minen wieder abschossen. Die Freundin meinte, bei den Leichen könne es sich nur um Fischer gehandelt haben, den einzigen, die sich mit ihren Holzbooten noch aufs verminte Meer wagten, um Fische zu fangen, denn Minen mit magnetischem Zünder reagierten auf Holz nicht.

Manchmal schwammen auch eigenartige dunkle Ballen im Wasser herum, etwa tennisballgroß, glitschig und schmierig lagen sie in der Hand. Zuerst versuchten wir diese Bälle wie Schneebälle aufeinander zu werfen. Doch die schwärzlichen Schmierspuren auf der Haut waren kaum zu entfernen, man musste lange mit Sand reiben, Seife gab es ja nicht mehr. Da ließen wir davon ab. Es waren Reste von ausgelaufenem Öl aus versenkten Schiffen.

Das Jahr 1945 stellte jedenfalls – um zur Ausgangsfrage zurückzukehren – für die Vorstellung eines sukzessiven Ablaufs der Zeit eine beachtliche Reihe von einschneidenden Erfahrungen zur Verfügung, auch ohne Sommerhaus, und sogar monatsweise unterscheidbar. Das letzte, bei weitem beeindruckendste Kriegsjahr zeigte sich auch durch allerhand anderes, für ein Kind Wichtiges belebt. Insgesamt nimmt die Exaktheit zu, die Unmittelbarkeit aber und die sinnliche Qualität der Eindrücke lässt eher nach, ihre Atmosphäre, ihr Dunstkreis, wo Innen und Außen noch nicht recht getrennt sind.

VII Im Krieg

Vorbemerkung

Immer wieder musste ich in der bisherigen Darstellung einzelne Ereignisse des Kriegsgeschehens erwähnen, so sehr drängten sie seit spätestens 1943 in den Alltag hinein. Im folgenden möchte ich zusammenhängend über die Situation im Krieg berichten, in erster Linie, wie *ich* sie erlebt bzw. heute in Erinnerung habe, dabei aber die Normalität des Alltagslebens nicht ausblenden, wie sie besonders für Kinder weiterhin stattfindet, ja charakteristisch ist.

1. 1942: *Kaji! Kaji!* Ein Haus brennt

Kaji! Kaji! (Es brennt! Es brennt!) Aber wo? Halb bange, halb neugierige Frage. Und so suche ich von einer erhöhten Stelle aus einen Blick auf die Häuser zu werfen, auf die ganze Stadt. Denn ein Feuer in der Nähe bedeutet Gefahr, besonders wenn der Wind in die eigene Richtung bläst; ein Feuer in der Ferne, das ist vor allem faszinierend: die flackernden hellroten und gelben Flammen, der wild nach oben steigende Rauch. Vielleicht schnell hinlaufen, um mehr zu sehen, mehr zu erfahren, ja zu löschen?

Solche Ereignisse waren in Friedenszeiten nicht so selten. Die allermeisten Häuser waren ja aus Holz gebaut und hatten höchstens zwei Stockwerke; außen waren sie mit einer oft stark verwitterten, grauen Schicht von sehr dünnen Brettern bedeckt, geradezu eine Einladung für ein Feuer. Nur zwischen dem Fachwerk hinter diesen Brettern waren die Wände mit Lehm ausgefüllt, durch Bambusgeflechte zwischen den Balken gehalten; über die sandige Oberfläche dieser ockerbraunen Wände im Innern der Räume fuhr ich gern mit den Fingerkuppen.

Bei den Häusern im europäischen Stil (es war vor allem britischer Kolonialstil, einige wenige kann man heute noch in *Kitanochô* sehen) waren die Wände auf beiden Seiten mit stärkeren Holzbrettern verschalt; im übrigen aber waren sie in der gleichen Weise gebaut. In den – deutlich höheren – Zimmern waren Tapeten aufgeklebt, und außen waagrecht übereinander kragende und mit grauer, grüner oder beiger Ölfarbe gestrichene Bretter aufgenagelt. Doch ohne Rücksicht auf den Stil – alle diese Holzhäuser galten als sehr feuergefährdet, auch wegen ihres oft sehr geringen Abstands. Das vergrößerte die Gefahr eines Flächenbrands; für Fahrzeuge der Feuerwehr waren die allermeisten Straßen nicht befahrbar, es waren ja bloß schmale Gassen. Der Ruf *Kaji!* hatte daher immer etwas Alarmierendes. Ich erinnere mich noch gut an den allabendlichen Laut des Brandwächters, der durch Straßen und Gassen ging und mit zwei Holzscheiten jeweils zweimal aufeinanderschlug, als eindringliche Warnung „Sind alle offenen Feuer gelöscht?“ (Vom alten *Tôkyô* – als es noch *Edo* hieß – wird überliefert, dass es in der Riesenstadt immer irgendwo brannte; das waren die „Blüten *Edos*“, die man abends vom Dach aus zu betrachten liebte ...).

Aber vor allem an *einem* Brandfall haftet meine Erinnerung. Die Atmosphäre liegt mir immer noch in der Nase, auf der Zunge; eine Atmosphäre, die gewissermaßen auch Jahr und Jahreszeit und dazu noch die Tageszeit in sich aufgenommen hat. Oder hat die

Erinnerung etwa manches hinzugefügt, aus anderen Erfahrungen? Sie ist jedenfalls deutlich verblasst, seitdem ich diese Erinnerung zum ersten Mal niedergeschrieben habe. An einem späten Nachmittag muss es gewesen sein, im Herbst, wohl im Oktober (der sehr gleichförmige Verlauf des Jahres und des Wetters, mit wenig heftigen Überraschungen, ist ein charakteristischer Unterschied gegenüber dem vom Atlantik aus hin und her gewirbelten Wetter im westlichen Europa). Der Himmel klar, die Luft trocken, aber doch schon etwas vom nachlassenden Licht, vom beginnenden Abendrot, von sich ankündigender abendlicher Feuchtigkeit abgeschattet. Südwestlich des *Tor Hotels*, einem gehobenen Hotel westlichen Stils auf halber Höhe zwischen Hafenebene und dem steilen, ins *Rokkô*-Gebirge übergehenden Rand der Stadt, dort brannte ein Haus, ein zweistöckiges – nach meiner Erinnerung hatte es einen Eckturm, und war jedenfalls ein europäisches Haus ... In einer Gegend, wo ich niemand kannte, auch kaum einmal gewesen war. Dort „unten" wohnten ja auch nicht wenige Europäer, nach meiner Ahnung „andere" Europäer, Weißrussen; und wohl auch Chinesen. Eine strenge Trennung gab es nirgends in der Stadt, nur einige von bestimmten Fremden bevorzugte Gegenden, am sichtbarsten die *China Town,* und *Kitanochô*.

Ich sehe, ich höre, ich rieche das Haus brennen, lodernde Flammen, Rauchwolken, vor dem schon etwas abendlichen Himmel; nur dieses eine Haus inmitten der vielen anderen Häuser, inmitten des Meers der mit grauen Ziegeln gedeckten Dächer. Ich war in Richtung des Brandherds gelaufen; und um mehr zu sehen, ins Haus meines Freundes *Jörgen Riessen*, wo ich oft war, unmittelbar unterhalb des *Tor Hotels*, und mit einem guten Blick über die Stadt. Vor allem erinnere ich mich der Stimmung, einer Stimmung der Aufgeregtheit, einer irgendwie bedrohlichen, ja unheimlichen Aufregung. Es war ein besonderer Brandfall. Warum? Vielleicht wegen der Tageszeit?

Oder war etwa der Brand durch Bombenabwürfe ausgelöst? Abgeworfen von jenen wenigen Flugzeugen des *Colonel Doolittle*, mit denen die *USA* eine Ankündigung zukünftigen Schreckens über *Japan* verbreiten wollten? Und um zugleich an der Heimatfront einen ersten Erfolg vorzuweisen? (Das sind natürlich alles Informationen, Einschätzungen aus der Zeit nach dem Ende des Kriegs.) *Doolittles* Staffel flog, von Nordosten kommend, über die Großstädte an der Pazifikküste: *Tôkyô*, *Yokohama*, *Nagoya*, *Ôsaka*, *Kôbe*, um überall einige Bomben abzuwerfen. Noch harmlos, nur ein *kaji*, ein Brandfall. Noch kein Feuersturm, noch keine dumpf dröhnenden Geschwader von *Flying Fortresses* über dem Holzhäusermeer der Großstädte. Die Staffel flog dann weiter, bis nach China, wo die Besatzungen dann mit Fallschirm absprangen – für einen Rückflug hätte die Reichweite bei weitem nicht ausgereicht, und selbst der Flugplatz zum Landen wurde verfehlt. Ein Husarenstück in propagandistischer Absicht, und eine finstere Drohung – dass es Amerikaner waren, hatte sich bald herumgesprochen. *Wir werden kommen. Remember Pearl Harbor.* so hieß die Lektion.

Wann war das nur gewesen? Meine Erinnerung verweist auf 1942, auf den *Herbst 1942*, mit der besonderen Luft, dem besonderen Licht des herbstlichen Spätnachmittags, mit der ganzen Atmosphäre: noch ist die Stadt belebt, lebhaft, laut; noch nicht gelähmt und leer, wie zunehmend seit 1943. Meine Erinnerung weist auf den Herbst ... Aber der Angriff des Colonel Doolittle war im *April 1942*, im Frühjahr, keine fünf Monate nach dem japanischen Luftüberfall auf die US-Pazifikflotte in *Pearl Harbor*. Hat meine Erinnerung den Brand und die Gerüchte von Bomben nachträglich in ein einziges Bild gefasst? Als den ersten Blitz des Kommenden?

2. 1942: *Shônan*: Der Blick auf die See im Süden

Eine andere Erinnerung aus jenem Jahr hat die frühen Spuren des Kriegs, des *Pazifischen Kriegs*, deutlicher aufbewahrt als jener Brandfall. Halb mit Sicherheit, ja Zuversicht aufgeladen, halb von Unheimlichkeit und Bedrohung bedrückt, spielt das zweideutige Bild in einem kleinen Ess- und Wohnzimmer, im Hause des deutschen Kaufmanns *P.* Ihm war die Frau kurz nach der Geburt ihrer ersten Tochter gestorben. Meine Tante *Hanna,* gelernte Säuglingsschwester und in den ersten eineinhalb Jahren seit Frühjahr 1940 und später zeitweise wieder bei uns im Haus, war daher bei Herrn *P.* beschäftigt. Sie hatte mich an diesem Nachmittag zu sich eingeladen; nach Schule und Mittagessen zuhause war ich mit der Bahn zu ihr gefahren.

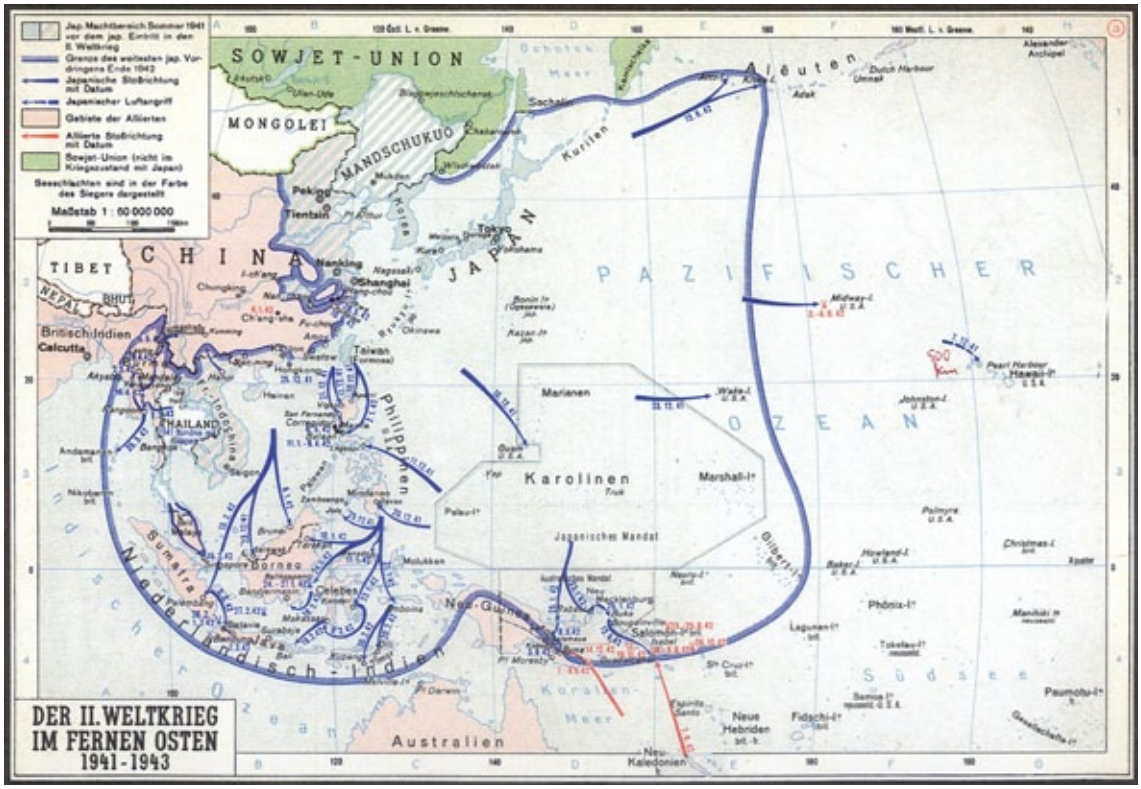
Hanna Müller in Rotkreuztracht (1909-1956; sieben Jahre in Kobe und Tôkyô; Tante des Verf.).

Jenes kleine Zimmer dort ist fest in meinem Gedächtnis aufbewahrt: der Boden bedeckt mit *tatami*, wie wohl in allen Zimmern in diesem japanischen Haus; es lag hoch an der steilen Küste über dem Fischerdorf *Shioya*, einem Vorort von Kobe. Das Zimmer war deutsch möbliert: ein runder Esstisch mit vier Stühlen in der Mitte; nach rückwärts die Tür (eine Schiebetür) zum Flur; neben der Tür sehe ich die Standuhr schlagen, laut, aber ohne Hall in der gedämpften Atmosphäre des Zimmers; links ein gepolsterter Sessel, rechts ein Büfett, auch nach vorn ein Polstermöbel – war es ein kleines Sofa? Alles recht dicht gedrängt, japanische Holzhäuser in den Städten waren und sind fast immer kleiner, enger als europäische. Die Strohtatami waren zum Schutz vor den Füßen der schweren Möbel und den Schuhen der europäischen Bewohner mit Teppichen abgedeckt. Das kannte ich aus anderen von Deutschen bewohnten Häusern. Alles etwas eng, gedrängt und gedämpft, die Decke niedrig, die Möbel massiv, voluminös, anders als bei uns zuhause.

Das Wichtigste an dem Zimmer war mir das Fenster, mit einem Vorhang aus quadratischem Netzwerk davor. Denn es blickte aufs Meer hinaus, auf ein sehr bewegtes Herbstmeer. Der Wind, der da draußen blies, war schon ein Sturm. Allein, aber sicher und geborgen in dem Zimmerchen, sah ich die mit weißen Kämmen sich überschlagenden Wellen, die heftig schaukelnden kleinen Schiffe und Fischerboote, ihre hin und her tanzenden Masten; viele waren es nicht. Der Himmel war dunkel, von schweren grauen Wolken unheimlich, das Meer noch dunkler, grau, ja schwarz, bedrohlich. Herbst, Herbststurm. Werden die Fischer in ihren Booten heil nach Hause kommen? So etwas hatte ich noch nicht gesehen. In unserem Haus in Kobe war das Meer viel weiter entfernt, der Hafen mit seinen Becken und Molen milderte den Seegang, der den großen Schiffen dort auch wenig anhaben konnte. Hier aber war das ganz anders, man war an steilem Hang unmittelbar über dem bewegten Meer.

Meine Tante hatte für Beschäftigung gesorgt, denn sie musste gerade den ihr anvertrauten Säugling versorgen, und das tat sie mit Hingabe – sie war stolz auf die Frühgeburten, die sie gut „durchgebracht“ hatte. Sie hatte mir ein großformatiges „Malbuch“ gekauft, zum Ausmalen vorgedruckter Figuren. Aufgeschlagen war ein patriotisches, ein ganz aktuelles Bild: die *Südsee*, von Japan aus gesehen, und ich

wusste ja, wo Süden ist. Japan lag am unteren Bildrand, nah am Körper des Malkinds, ‚ich und wir, wir sind hier oben zuhause'. Zum entfernteren Bildrand hin, oben auf dem großen Blatt, da lag eine Welt von großen und kleinen Inseln: die von Japan kürzlich eroberten *Philippinen*, *Niederländisch-Indien* und andere Inselgruppen, vielleicht auch rechts der Rand des chinesischen Festlands, *Französisch-Indochina*, und gewiss die anschließende Halbinsel, mit *Britisch-Malaya* und *Singapore*; an *Australien* kann ich mich nicht erinnern, und ganz sicher waren die *Vereinigten Staaten von Amerika* nicht mehr im vorgedruckten Bild. Es war ein Blick *von oben nach unten*. Und das da unten, das war jetzt japanisch. Von den tapferen japanischen Soldaten erobert. Es war mit Buntstift rot auszumalen, jede einzelne Insel, und ebenso die japanische Heimat hier oben. Eine recht mühselige Arbeit, so viele Inseln! Und so viele kleine dabei! *Japan* war stark und groß, *Dai Nippon Teikoku*, *Kaiserreich Groß-Japan*. Die Malaufgabe war eindrucksvoll, bedeutsam, mühselig, verlangte Ausdauer. Fürs erste begnügte ich mich mit dem Nachzeichnen der Inselküsten mit dem Rotstift; dass ich damit weit gekommen wäre, davon berichtet das Gedächtnis nicht.



Karte der Südsee und japanische Eroberungen, 1942.

Nur ein bestimmter Punkt in der ganzen ortlosen Inselwelt ist mir deutlich herausgehoben: *Shônan* (‚*Helligkeit/Leuchten des Südens*', oder: ‚*im Süden*'). Das war der neue japanische Name für *Singapore*, für jene als uneinnehmbar geltende britische Festung an der Straße von *Malakka*, nächst *Pearl Harbor* das herausragende Symbol des japanischen ‚Blitzkriegs' im *Pazifik*; in jenem *Großen Ozean*, der nun (wenigstens in seiner westlichen Hälfte) ein Großjapanischer Ozean geworden war. Für mich gab es vielleicht einen wichtigeren Grund für einen besonderen Platz dieser großen Hafenstadt in meinem Gedächtnis: mit dreieinhalb Jahren war ich mit meinen Eltern nebst Schwesterchen dort gewesen, und zu meinen festen Erinnerungen gehört bis heute der Spaziergang durch einen tropischen Park, das Bild einer paradiesischen Landschaft mit hohen Bäumen, nie gesehenen, duftenden Blüten, Wege am Wasser entlang, in linden Lüften und Düften ...

Ob nun Paradies oder gefallene Festung – das Malbild mit schwarzen Linien und roter Ausmalung hält die naiv aufgenommene Stimmung des Jahres 1942 fest: Japan auf der Höhe seiner militärischen Erfolge, seiner überlegenen Stärke, der Blick nach Süden gerichtet, auf ‚unser neues Reich'; *Mitchan* wird mir von den herrschenden Gefühlen japanischen Stolzes genug mitgeteilt haben. So wie sie mir durch einen melodischen Kinderreim den Stolz auf Japan, auf den ersten, unerhörten Sieg eines asiatischen Staates über eine westliche Großmacht beigebracht hatte: *Nippon katta, Nippon katta, Rôsha maketa*! (Japan siegte, Japan siegte, Russland ist besiegt! Das war 1905 gewesen. Erst mit gleichmäßiger Tonhöhe, bei *Rô* einen Ton höher, dann die Tonleiter hinunter, immer im Marschrhythmus: *besiegt!*). Und jetzt der Blick aufs Bild, und immer wieder aus dem Fenster nach Süden, aufs sturmbewegte Herbstmeer, auf die schaukelnden Nussschalen von Schiffchen ... Zwar war es nicht die Südsee, sondern nur eine große Bucht, die *Ôsaka*-Bucht, die sich nach Süden auf den pazifischen Ozean öffnete. Aber in der Erinnerung fallen die beiden Blicke in einen einzigen zusammen: der helle Blick der Identifikation mit der Macht, von oben nach unten; zugleich der Blick nach Süden, auf die dunkle, aufgepeitschte, die bedrohliche und unheimliche See.

3. 1941-1945: Ruinen des Friedens

Im Frühjahr 1940 nach Japan zurückgekehrt, und mich ganz allmählich wieder aus körperlich-seelischem Rückzug hervorwagend, begann ich erst seit dem Jahr darauf nach und nach die Umgebung des Zuhauses zu mustern, zu ertasten, zu erforschen.

Da gab es eine Dampfwalze, keine hundert Meter von Zuhause entfernt, auf der am Hang entlang laufenden Straße unterhalb des Hauses. Sie stand dort auf Dauer, wohl 1941 eng am Straßenrand abgestellt, ein kaltgestelltes Ungetüm aus schierem Eisen, dahinter ging eine mehrere Meter hohe Steinmauer in die Höhe, Stützmauer für ein Grundstück. In den ersten Monaten meinte man wohl: bald wird sie wieder fahren, eine Straße walzen. Aber dafür bestand kein Bedarf mehr. Am Anfang war sie noch ein beliebter Anlaufpunkt für Kinder, sie ließen die Dampfwalze im Geiste fahren. Sie spürten die Bewegung, das langsame Rollen der mächtigen, tonnenschweren Räder mit den dicken, flachen Stahlreifen; hinten zwei eher schmale, hohe Räder, dazwischen hoch oben der Fahrer, vorne eine nach links und rechts drehbare, breite und niedrige Walze. Vor allem sahen und hörten sie den Dampf, wie er in weißen Wolken zischend aus dem Rohr vorne am Kessel entweichen und in die Höhe steigen musste. So konnte man es ja bei den Lokomotiven der Schnellzüge sehen, die stündlich die Stadt durchfuhren, von *Tôkyô* und *Ôsaka* ‚herunterkommend', oder in der Gegenrichtung, ‚hinauf' nach *Tôkyô,* nach Osten.

Langsam erlosch auch dieses Interesse, jeden Tag ging ich auf dem Weg in die Schule daran vorbei. Die Dampfwalze wurde zum leblosen Monument. Sie rostete vor sich hin und wurde allmählich ein braunrotes Ungetüm; es schien, als sei sie immer schon rot angestrichen gewesen; oder war es vielleicht wirklich so? Als man sich schon ganz und gar an sie gewöhnt hatte, festgewachsen wie sie schien, da war sie eines Tages nicht mehr da. Es war wohl bei der Rückkehr von einem der jährlichen Sommerurlaube, von *Karuizawa* vielleicht, im September 1943. Unter der US-amerikanischen See-Blockade war der Mangel an Stahl für die Kriegführung immer bedrohlicher geworden. Man hatte ja auch die *Yamato* gebaut, das größte Schlachtschiff aller Zeiten, bei der Fertigstellung Ende 1941 schon veraltet – Flugzeugträger und U-Boote waren *die*

Waffen der Epoche. Die *Yamato* wurde 1945 zum Schlachtplatz von Tausenden von Marinesoldaten. Ihre letzten Schreie waren *kâ-chan! kâ-chan!* (*Mami!*), nicht das vorgesehene *banzai!* auf den Kaiser.

In jenem Herbst war es auch, dass ich eine andere Ruine des Friedens kennenlernte, den Hafen von Kobe. In *Karuizawa* hatte ich endlich das Radfahren gelernt, und zu meinem 9. Geburtstag bald darauf erhielt ich als Geschenk ein 24-Zoll-Jugendrad, passend zu meiner Körpergröße, schwarz lackiert, mit goldenen Zierlinien, so gut wie neu. Damals war das bereits eine wirkliche Kostbarkeit, in keinem Laden zu haben. Ein Hinweis auf das erhebliche Geldeinkommen meines Vaters zu jener Zeit, und auch darauf, dass andere Väter sich von solchen gehobenen Gütern trennten, um zu Geld zu kommen. Und da ich inzwischen groß genug war, um von dem für meine Schwestern weiterhin obligatorischen Mittagschlaf verschont zu werden (unter der Bedingung freilich, die Mittagsruhe auch der Mutter nicht durch Lärm zu stören), fasste ich das als Genehmigung auf, die frühe Nachmittagsstunde zu Fahrradausflügen zu benützen, besonders gern hinunter zum Hafen.

Dorthin ging es zunächst bergab: das steile Sträßchen am Haus, dann, weniger abschüssig, die von den Deutschen „Club-Straße“ genannte Straße, die gerade hinunter führte, am „*Club Concordia*“ vorbei, damals längst „Deutscher Klub“ der gesäuberten „Deutschen Gemeinde“. Am Ende jener „Klubstraße“ überquerte ich die in ost-westlicher Richtung durch Kobe hindurchgeführte *Kokudô* (Staatsstraße), und durch einige Gassen und Straßen des von hier an ebenen Stadtgebiets kam ich bei der – wie in Berlin als Hochbahn geführten – Staatsbahnlinie an, um diese beim Zentral-Bahnhof *Sannomiya* zu unterqueren. Dann fuhr ich noch einmal eine fast ebenso lange Strecke, wo mehrstöckige Betongebäude nicht selten waren; nicht ohne einigen Abenteurergeist, denn hierher war ich noch nie allein vorgedrungen. Nach insgesamt vielleicht zwei Kilometern erreichte ich die ersten Hafenbecken, wo noch vor wenigen Jahren Jahren die Übersee-Passagierdampfer an- und abgelegt hatten, am *meriken hatoba*, *American Pier*.

Denn nur die Becken waren es, die dort noch zu sehen waren – an irgendwelche Schiffe kann ich mich nicht erinnern. Die waren alle irgendwo im Kriegseinsatz, vielleicht bereits von einem amerikanischen Unterseebot versenkt[56]. In Kobe, dem neben *Yokohama* größten Handelshafen, waren sie jedenfalls nicht mehr. So stand ich also am Rand eines der Becken, blickte in der warmen, ja heißen Nachmittagssonne in das glitzernde, von leichten Wellen kaum gekräuselte Wasser hinab, von bräunlicher bis hell-olivgrauer Farbe, nur leicht trübe. Es war kein von Öl, Schaum und Schmutz geadeltes Hafenwasser mehr; nicht gerade kristallklar, aber man hätte wohl darin schwimmen können, warm genug war es sicher. Es gab auch keinen Verkehr mehr, nicht von Lastwagen und Kränen, nicht von Fußgängern, nicht von Hafenarbeitern mit ihren Rufen *ooraito*! (*all right*) oder *stoppu*! Nur ich ganz allein war dort mit meinem Rad; niemand sonst war da.

Ich wusste wenig davon, wie lebhaft hier noch vor wenigen Jahren der Schiffsverkehr gewesen war, zum Beispiel die vom *meriken hatoba* nach *Hawaií* und den Häfen der amerikanischen Westküste abgehenden Dampfer. Immerhin, vor etwa

---

[1] „American submarines, although constituting only 2 per cent of US Naval personnel, were responsible for over half the Japanese tonnage sunk during the war – some 1300 warships and merchantmen.“ In: *David Reynolds, Too Proud to Fight. The London Review of Books, 28. 11. 2002, S. 31*. Vgl. auch *Bateson 1968, S. 375*.

drei Jahren noch hatte ich vom Kinderzimmer aus auf diese Hafengegend geschaut, mit den Augen einen hinausfahrenden Dampfer bis weit jenseits der Hafenmauer mit ihren Leuchttürmen verfolgt. Vielleicht war es das „Boot nach *Shanghai*“ (so hieß das in der Sprache der Kobedeutschen; diese riesige Stadt war inzwischen, bis auf die französische Konzession, von japanischen Truppen besetzt worden). Und nun bloß noch dieses leise an die Wände der leeren Hafenbecken klatschende Wasser ... Nur nach rechts hin, wo das Land weiter ins Meer hineinreichte, hinter der Staatsbahnstation Kobe, da war etwas zu hören, was man immer hörte: die Presslufthämmer auf der großen Werft, die als Silhouette eines langgestreckten, gewaltigen Gitterwerks aus Stahl schräg in den Horizont ragte, die *Mitsubishi*-Schiffswerft. Dort, nur dort wurde gehämmert, genietet und gebaut, Tag und Nacht.

Und dafür wurde nun auch jede Art und die kleinste Menge von Eisen und anderem Metall gebraucht, dringend gebraucht; denn Eisen aus eigener Produktion gab es in Japan fast gar nicht. Und so musste eingeschmolzen werden, was nur einzuschmelzen war, jene Dampfwalze, auch die Drahtseilbahn auf den *Rokkô*-Berg, auch das zweiflügelige Gartentor zuhause. Das war nach einer Sommerfrische nicht mehr da; 1942, oder eher 1943? Denn das Tor war aus Metall gewesen, grün gestrichenes Blech auf geschmiedetem Säulenwerk; und dafür hatten wir nun ein Tor aus Holz, von gleicher Höhe, sodass Fremde nicht in den Garten schauen konnten, ebenso hoch und undurchdringlich wie der grün gestrichene, oben in Spitzen auslaufende Holzzaun, der den Garten von der Straße und Nachbargrundstücken trennte. Das neue Tor aus Holz (noch 2007 habe ich es an Ort und Stelle gesehen) war nun *weiß* gestrichen, mit Ölfarbe, nur am Fuß mit breitem schwarzen Streifen, wegen der Ansehnlichkeit, wegen der von heftigen Regengüssen hochgepeitschten Spuren von Sand und Schmutz. Grüne Farbe gab es wohl nicht mehr, nur jene weiße Ölfarbe, mit der in Friedenszeiten die Passagierdampfer in der hellen Sonne vor dem grauen oder blauen Meer gestrahlt hatten. Jetzt waren alle Schiffe grau gestrichen und zogen so ihre Wege durchs graue Meer.

So musste denn auch die „Ropeway“ verschwinden, eine Drahtseilbahn, die neben der „Cable-Car“, einer Schienenseilbahn, den Verkehr auf den *Rokkô*-Berg bewältigte. 1944 im Sommer war die Ropeway demontiert, doch abtransportiert wurden die Teile nicht mehr. Außer diesen beiden Bahnen gab es damals nur Fußwege auf den fast 1000 Meter hohen Berg, auf der Rückseite vom Dorf und Kurort *Arima* her, und auf der Meerseite von Kobe herauf. Auf dieser Seite hatte es auch eine Autostraße gegeben, aber davon waren vor längerer Zeit schon Teile nach heftigen Regengüssen in die Tiefe gestürzt, wahrscheinlich bei der Flut vom Sommer 1938. Gelegentlich sah ich die ins Leere ragenden Reste der Straße, und im Geiste hörte und höre ich, wie der Busfahrer *daijôbu deshô!* ausruft, wenn er an solchen, halb abgerutschten Stellen mit Vollgas vorbeifuhr: „Das wird schon gut gehen!“ Ein unverwüstlicher Optimismus selbst in sehr bedrohlichen Situationen, der mich doch nur halb beruhigen konnte. Vielleicht auch deshalb, weil diese Straße nicht repariert wurde; mitten im Krieg gab es natürlich Wichtigeres zu tun.

Zum Beispiel eben die Demontage jener „Ropeway“. 1944, bei unserem letzten Sommeraufenthalt auf dem *Rokkô*-Berg, sah ich ihre einzelnen Teile noch herumliegen, die tragenden Masten in die einzelnen Winkelträger zerlegt, tief unten im waldigen Tal, oder auf einem schmalen Grat, neben ihren Fundamenten aus Beton. Dort unten sah ich auch die beiden gewaltigen Trageseile, säuberlich aufgerollt, und ebenso die Zugseile für die Kabinen; und dort blieben diese kostbaren Teile – die Technik sei aus *Deutschland*, war mir gesagt worden – als Schrottstücke liegen. Auch 1946 sah ich die

demontierten Seile immer noch am gleichen Ort liegen. Vielleicht hatte es an Fahrzeugen und Benzin zum Abtransport aus dem unwegsamen Gelände gefehlt. Oder vielleicht war es nur eine der vielen ins Leere gehenden Kraftakte, mit denen das Unvermeidliche vermieden werden sollte; Anzeichen von Desorganisation, Chaos, Zusammenbruch.

Ganz in der Nähe der mir wohlvertrauten Bergstation der „Ropeway“ und talwärts gegenüber dem *Rokkô*-Hotel gab es noch eine andere Ruine des Friedens, und von ihr nahm ich schon Kenntnis, als ich meine ersten Wörter buchstabieren konnte, Jahre früher. Es handelte sich um ein an den Rand der Aussichtsstraße am Bergrand fast angeklebtes, schmales und langgestrecktes, einstöckiges Gebäude, auf der Talseite gestützt von in die Tiefe gehenden Mauern. Es war verlassen und verschlossen, doch konnte man durch die Fenster die zusammengestellten Tische und Stühle sehen. In großen Buchstaben, am Dach befestigt, wurde mitgeteilt: RESTAURANT. Ich buchstabierte die Buchstabenfolge getreulich, und ich sprach sie deutsch aus, mit AU wie im deutschen Wort BAU, und ohne Nasenlaut am Ende. Was war das: RESTAURANT? Was mochte das bedeuten? Ich rätselte lange, fragte niemand. Erst Jahre später wurde mir klar, was das war, ein Restaurant. Und Jahrzehnte später habe ich dann dort das getan, mit meiner Frau und später mit meiner Schwester, was man dort eben tat: ein kleines Essen zu sich nehmen, und dabei den Blick in die Tiefe genießen, auf Stadt und Hafen Kobe, tief unten, klar oder im Dunst. (Vgl. Bild in VI.3)

Noch einige andere solche Ruinen des Friedens, Rätselstätten und Rätselwörter hatte ich im Kopf. Da war in Kobe ein Eckgeschäft an jener *Kokudô*, die ich auf dem Weg zwischen Zuhause und der Zentralstation *Sannomiya* so oft überquert hatte. Schmal ragte das Haus mit dem Geschäft zwei- oder sogar dreistöckig hinauf – lief es nicht sogar spitzgieblig zu? Das Ladengeschäft unten hatte anfangs noch einige Waren im Schaufenster, einige zu einer kleinen Pyramide hochgeschichtete Konservendosen; auch das Bild einer angeschnittenen Hartwurst stellt sich ein – 1941? 1942? Oben an der Fassade die Aufschrift blieb, die Buchstabenfolge DÖRR´S DELICATESSEN. Was mochte das bedeuten? Lange rätselte ich, aber auf die Lösung musste ich nicht bis nach dem Krieg warten; mein wachsender Wortschatz erlaubte mir die Entschlüsselung: Delicatessen? Delikates Essen, Delikat-Essen! Im übrigen habe ich in Japan auch nicht ein einziges Mal eine solche ‚Delikatesse‘, irgendeine Wurst etwa, gegessen. Das gehörte zumindest damals nicht zum japanischen Speiseplan, war ein den West-Ausländern vorbehaltenes, kostspieliges Exotikum, wie Rind-Fleisch (*gyû-niku*) und Rinder-Milch (*gyû-nyû*), und im Krieg war es auch für sie verschwunden. Solche Geschäfte gab es in Kobe, in *Yokohama* und *Tôkyô*, und natürlich in *Shanghai*, aber sonst nirgendwo. Früher jedenfalls, in Friedenszeiten. Und jetzt vielleicht auf dem Schwarzen Markt? Auf alle Fälle aber im sagenhaften *Shanghai*![57]

Schon dem Krieg, dem Bombenkrieg viel näher ist die letzte Erinnerung an „die *Ikuta-maë*“ (so sagten die Kobe-Deutschen). Eine wohl ziemlich authentische Erinnerung. Im Herbst 1944 (vor kurzem waren wir in das Dorf *Shioya* vor der Stadt umgezogen) sollte die etwa sechs Meter breite Ladenstraße durch Abriss aller Häuser zur ‚Brandgasse‘ erweitert werden. So hofften die Behörden die demnächst durch Bomben befürchteten Flächenbrände aufzuhalten. Die Läden mussten eilig ihre Waren verkaufen, auch die für bessere Zeiten gehorteten. Mein Vater gab mir einen Hinweis, und so konnte auch ich mir einige Kostbarkeiten besorgen. Vor allem: einen kleinen

[57] Zu *Shanghai* im Pazifischen Krieg vgl. *Ballard 1984.*

Transformator, in genau demselben Gehäuse wie die ‚echten', die großen, die ich an den Leitungsmasten für die Stromversorgung hängen sah, genauso grau lackiert, mit zwei Ausgängen für die Sekundärspannung von 6 Volt, wie ich sie für meine Versuche mit Strom brauchte (Batterien gab es seit Jahren nicht mehr, und so hatte ich mir bei Versuchen am Netz manchen 100-Volt-Schlag geholt). Und danach kam dann die Demolierung der Häuserzeilen: das zu großen Bergen aufgehäufte Holz der niedergerissenen zweistöckigen Häuser, die grauen Ziegel, die Verwüstung, aus den Trümmern aufsteigend Wolken aus sandigem Staub, aus den zerborstenen Lehmfüllungen des Holzfachwerks. Habe ich dieses Bild wirklich gesehen? Oder mir aus Ängsten eingebildet? Aus Berichten?

Weit gewisser bin ich mir eines anderen Bildes aus diesem Jahr 1944: wo Gehwege überhaupt vorhanden waren, an den wenigen großen Hauptverkehrsstraßen, da waren Splittergräben von Personenbreite ausgehoben. Und dazwischen noch kleine Beete, für etwas Gemüse. Eine Vorbereitung für den Ernstfall, die ich aber nur atmosphärisch aufnahm; ebenso wie die straffe Organisation der Kriegsproduktion, mit dem entbehrungs- und opferreichen Einsatz der älteren Schüler und Schülerinnen (vgl. *Saegusa 1990*), der Evakuierung der jüngeren.

Ein weiteres rätselhaftes Wort: SHELL. Es stand in großen Buchstaben oben an der Wand eines kleinen, zweistöckigen Betongebäudes, das an der *Kokudô* stand, an einer von ihr südlich abzweigenden Gasse, wo man vorbeimusste, wenn man zum Bahnhof *Sannomiya* wollte. Unter der Schrift war ein halbrundes, senkrecht gestreiftes Gebilde zu sehen, das mir wenig sagte. Nach einigem Rätseln erhielt ich aber Aufklärung von meinem Freund aus dem Kindergarten, *J.S.* Er war aus *Hong Kong*, sein Vater war dort geblieben, und er brauchte nie einen Hut in der Sommersonne zu tragen, denn er war das ja gewöhnt. In *Hong Kong* war es ja sehr sehr heiß (wie meine Mutter mir erklärte: ich hingegen sollte natürlich meinen weißen Sonnenhut *immer* aufsetzen, obwohl mir das gar nicht gefiel!). Und *J. S.* wusste auch, was SHELL bedeutete. Da gab es nämlich *Gasolín* (er sprach das Wort in deutscher Aussprache, mit stimmhaftem *s* und Betonung auf der letzten Silbe), das brauchten die Autos zum Fahren; jetzt freilich gab es das nicht mehr. Und das halbrunde Gebilde war eine Muschel, denn *shell* bedeutet Muschel, die gibt es am Meer.

1944 ging ich für einige Wochen im Sommer noch täglich an jenem Betongebäude vorbei, auf meinem Weg vom Bahnhof in die Schule. Was später mit jenem Gebäude geschah, das war wahrhaftig die Verwandlung aus einer *Ruine des Friedens* zu einer schrecklichen *Ruine des Krieges*. Das weiß ich freilich nur aus der viel späteren Erzählung eines älteren Mitschülers (*W. R.*), er hatte bei den großen Angriffen im März und im Juni 1945 in der Stadt bleiben müssen, von der deutschen Kriegsmarine – er ist etwa sieben Jahre älter als ich – eingezogen und für sie als Dolmetscher tätig. Das kleine Shell-Gebäude aus Beton verglühte beim Juni-Angriff im Feuersturm, wie viele andere Gebäude. Aber nicht das war das Schreckliche an seiner Mitteilung: in diesem Gebäude kam viele Menschen um, die darin, wie in anderen Betongebäuden, Schutz gesucht hatten. Denn Luftschutzkeller, überhaupt Keller oder gar Bunker, gab es in Kobe nicht. Nur jene wenigen Splittergräben, ausgehoben und schon wieder zusammenrutschend auf den wenigen Gehwegen, z.B. am Rand der *Kokudô*, oder in Parks. Gegen die Hitze des Feuersturms half in all den großen Städten nur die Flucht, aber zum Glück war in Kobe die Bergkette des *Rokkô* nirgends sehr weit. Doch, wie mir jener Mitschüler ebenfalls berichtete: den Flüchtenden wurde von Luftschutzwarten in der Nähe der Bergkette befohlen, in die Stadt zurückzukehren und dort tapfer den

Kampf gegen die Flammen aufzunehmen. Sie wussten noch nicht, was ein Feuersturm ist. (Vgl. Anhang, mehrere Beiträge, sowie Literaturverzeichnis *Nosaka*.)

4. 1943-1945: ‚*Hilfskreuzer Michel*' und die Seeleute

Seit etwa 1942 kam eine beträchtliche Zahl von ‚Blockadebrechern'[58] aus Deutschland nach Japan – seitdem die Landverbindung zwischen den Verbündeten durch den deutschen Angriff auf die *Sowjetunion* unterbrochen war. Mir blieb vor allem *ein* Schiff, oder vielmehr einzelne seiner Besatzungsmitglieder in lebhafter Erinnerung, weil sie immer wieder beim Landgang im Haus meiner Eltern aufgenommen wurden, nicht anders als viele andere von anderen Kobe-Deutschen: die ‚Seeleute' vom *Hilfskreuzer Michel*. Mit diesen Seeleuten wurden in unserem Haus sogar Feste gefeiert, in dem sonst fast immer verwaisten Wohnzimmer, und der neu erworbene elektrische Plattenspieler trat in Aktion, ja es wurde getanzt – niemals hatte ich in dem stillen Zimmer soviele Menschen erlebt! Auch Photos wurden gemacht, bis heute in meinem Besitz. Meine *Tante Hanna* begann vorsichtig eine Beziehung zu einem der ‚Seeleute', einem ruhigen, zurückhaltenden Mann, wohl im Rang eines Unteroffiziers, mit entsprechender Mütze; eine Beziehung, aus der keine dauerhafte Verbindung entstanden ist (wie hingegen gelegentlich in anderen Fällen, mit bis heute bestehenden Ehen). Mir ist von diesem zierlichen, dunkelhaarigen und zurückhaltenden Seemann besonders der gewählte Gruß zur Nacht in Erinnerung geblieben: „Wünsche angenehme Ruhe!".

Von einzelnen Seeleuten haben sich mir die Gesichter besonders nachdrücklich eingeprägt, die meisten kamen ja nicht nur einmal. Da war *Jupp (Schütteler)*, hellhäutig, mit rotem, leicht gewelltem Haar, hoch aufgeschossen, wortkarg, etwas scheu und unbeholfen, aber gutmütig und freundlich, wohl nicht über 20 Jahre alt. Aber er war nur beim ersten Aufenthalt des *Michel* da, vor der erneuten Ausfahrt. Denn bei der Torpedierung des Schiff gehörte er zu den über 260 ums Leben gekommenen Angehörigen der Besatzung; „er flog an die Decke und blieb am Kleiderhaken hängen", wie ein hilflos-drastisches Bild in meinem Gedächtnis festgehalten hat, nach dem Bericht eines der Überlebenden.[59] Diese, nur 116 Mann, strebten in Booten und Flößen tagelang der nicht sehr weit entfernten japanischen Küste zu.

---

[58] *Blockadebrecher*, *Hilfskreuzer* u. ä. sind in der damaligen Sprache der Kôbe-Deutschen gebräuchliche Ausdrücke. Der genaue Sprachgebrauch der deutschen Kriegsmarine kennt *Blockadebrecher* als reine Handelsschiffe, mit ziviler Besatzung unter ziviler Führung. Deren Routen und Reisezeiten wurden jedoch vom Oberkommando der Kriegsmarine bestimmt, denn diese musste diese Schiffe in der Biskaya gegen britische Angriffe sowie unterwegs gegen Angriffe eigener U-Boote schützen; ein Problem der Information, die gelingen oder auch nicht gelingen konnte. Dagegen waren *Handelsstörkreuzer* (Abkürzung *HSK*) eigens zu diesem Zweck gebaute und entsprechend bewaffnete Kriegsschiffe, doch mit dem Erscheinungsbild von Handelsschiffen. Der o.g. *Michel*, 1942 in Danzig fertiggestellt, war ein solches Schiff. Auf seiner Fahrt von Frankreich um das Kap und über den Indischen Ozean lief er am 1. März 1943, nach Versenkung von Schiffsraum von fast 100.000 Tonnen, in Kobe ein. Nach erneuter Ausfahrt unter einem neuen Kommandanten in den Südpazifik wurde das Schiff bei der Rückkehr, im Herbst 1943, nur eine Nachtfahrt von Kobe entfernt, von einem U-Boot der US Navy mehrfach torpediert und versenkt. (Nach *Carr 1984*, *Brice 1981/1984*, sowie *Mansfeldt*, in: *Ehmcke u.a. (Hg.) 1999*, *S. 160-179*, und besonders *W. Osterfeld*, brieflich an den Verf., 20. 12. 2006; von hier auch das Zitat und die Begriffsbestimmung. Vgl. auch Anhang, Bericht *Vermehren*, und *Martin 1969 158 u. ö.*)

[59] Zu den Überlebenden gehörte kein einziger der etwa 80 alliierten Kriegsgefangenen an Bord, „gerettete Besatzungen der beiden im Süd-Pazifik versenkten Schiffe". Möglicherweise seien sie schon bei der Detonation der ersten Torpedos im Vorschiff umgekommen. (*W. Osterfeld*, brieflich an den Verfasser, 20. 12. 2006.)

Erläuterung v. Wilhelm Osterfeldt, von Stefan Sommleitner: Bildrückseite

Bierabend bei Familie Müller in deren Haus in Kobe,
aufgenommen in Kobe, Japan, im April 1943,
anläßlich des Aufenthalts des HSK "Michel" im Hafen

Stehend, von links: Herr Vorländer, Krebs,
Herr Müller, Boldt, Herr Kempiak, Meißner,
Kind Gisela Müller schulternd, Wiegand, Böbs.

Sitzend, von links: Kreymann, Frau Vorländer,
Hetze(?), Jander, Frau Kempiak, Lycharts, Kehr,
Frau Müller, Schütteler.
Kind neben dem Faß: Wolfgang Müller.

„Bierabend bei Familie Müller ... im April 1943“, mit einigen Besatzungsmitgliedern des Handelsstörkreuzers Michel, mit Erläuterungen von W. Osterfeldt (HSK Michel).

Die beiden älteren Kinder, „Tante Hanna“ (Müller) und drei Besatzungsmitglieder des “Michel”, *Frühjahr 1943. Der Seemann Jupp Schütteler (rechts) kam bei der Versenkung des Schiffs (kurz vor dem Einlaufen in Kobe) im Oktober 1943 um.*

Aus ihrem Notproviant habe ich eine dunkelblau lackierte Büchse mit australischem *Corned Beef* aus einem gekaperten Schiff bis heute aufbewahrt. Einer der Überlebenden war der Funker *St. S.*, ein drahtiger, dunkler Typ aus Österreich.

Er stellte jenes lebhaftere und gesellige südliche Naturell dar, das meiner Mutter aus ihren oberbayerischen Jahren sympathisch war, und das mich selbst an jene Bauern und Knechte auf dem *Storrhof* in *Geitau* nahe der österreichischen Grenze erinnerte, wo ich den Winter 1939/40 verbracht hatte. Die Familienbeziehung zu *St. S.* setzte sich nach dem Krieg fort, und gelegentlich ist es zu Begegnungen gekommen. Im August 2008 ist *St. S.* in seiner Heimat gestorben.

Gretel und Wilhelm Müller, Stefan Sonnleitner (ganz links unbekannt) (Hinten das 1943 durch Metallabgabepflicht notwendig gewordene neue Holztor, noch heute erhalten).

Der stärkste Eindruck für mich damals in Kobe waren aber sicher diese vielen jungen Männer aus Deutschland, die gewöhnlich in ihrer dunkelblauen und sehr gepflegten Ausgehuniform auftraten. Hier hatten es mir besonders die runden blauen Kappen angetan, einer Baskenmütze nicht unähnlich, aber gerade auf dem Kopf getragen, von einem breiten, schwarzen Band umfangen, das hinten zusammengeknotet war und mit den beiden Ende ein Stück weit auf die Schultern herunterhing. Vorne trug das Band in goldgewirkten Frakturlettern die knappe Aufschrift *Kriegsmarine*, also ohne den Namen des Schiffs. Irgendwie bin ich in den Besitz eines solchen Bands gekommen und habe es bis heute sorgsam verwahrt, wie so viele andere ‚Reliquien' ...

Einfach durch die Präsenz und die Äußerungen dieser ‚Seeleute' (der von meinem Vater bevorzugte Ausdruck), dieser ‚Soldaten' bekam ich etwas von deutschem Militär, vor allem aber vom Krieg mit, vom Seekrieg. In krassem Unterschied zur siegorienterten Energie und Entschlossenheit der japanischen Propagandabilder kam das Heroische kaum zur Geltung, und die ‚Soldaten' traten auch in keiner Weise militärisch auf; von Heldentaten war schon gar nicht die Rede. Eher vom Tod einzelner, mit Namen Genannter, und von den Umständen des eigenen Überlebens, von den Strapazen in den Rettungsbooten, dies oft in einer rauhen, das Schlimmste auslassenden oder glättenden Sprache.

Ein solcher Bericht, zum Bild verdichtet, stammt von einem dieser Überlebenden, vielleicht auch von einem Dritten. Jedenfalls konnte jener Überlebende sich nur durch einen Kopfsprung in das brennende Öl retten, das aus seinem torpedierten Versorgungstanker auslief, und dann weiter durch Tauchen unter dem Öl hindurch, mit kurzem Auftauchen zum Luftholen. Über einen anderen, mir bekannten, bei einer Schiffsversenkung Davongekommenen hörte ich, dass er nach schwersten Brandverletzungen in der Klinik von *Dr. Schmidt* und *Dr. Zirn* lag (ebendort, wo ich selbst im Frühjahr 1942 am Blinddarm operiert worden war). In meinem Erinnerungsbild war der „Verwundete" (dieses Wort scheint heute ausgestorben) am ganzen Körper in weiße Binden gewickelt, selbst im Gesicht; nur durch ein Strohröhrchen konnte er ernährt werden. Er litt Qualen. Die Erinnerungen mögen von

den Ängsten meiner kindlichen Phantasie ausgeschmückt und zu drastischen Bildern verdichtet worden sein; in ihrem Kern trafen sie sicher zu.

Das waren die zugespitzen, die angstmachenden Bilder, besonders aus dem Jahr 1943. Insgesamt aber waren solche Bilder von allerhand kleinen Alltagserlebnissen mit den Seeleuten umgeben, ja übertönt. Von ihnen stammten die meisten von anderen Schiffen als dem *Michel.* (Nur von Überwasserschiffen – von U-Booten hörte ich nur gerüchtweise, anders als z.B. mein Klassenkamerad *J. S.*, wo Besatzungsmitglieder im Hause verkehrten. Seit 1944 kamen nur noch U-Boote aus Deutschland durch, die Rückkehr ist keinem gelungen; und auch die Handelstörkreuzer kehrten nicht mehr nach Europa zurück – sie hatten angesichts einer dichten Kontrollkette alliierter Schiffe und Flugzeuge zwischen Südamerika und Afrika keine Chance mehr[60].) Diese Gemengelage von Kriegsängsten und Alltagssituationen rührte vor allem daher, dass sich in der Nähe des Hauses in *Shioya*, dem Wohnort der Familie seit Sommer 1944, zwei sog. Soldatenhäuser befanden, mit jeweils 20, 30 Mann belegt, für die im Seekrieg infolge der Schiffsversenkungen und der Blockade durch die alliierten Kriegsmarinen keine Verwendung mehr war.

Zu den kleinen Alltagserlebnissen gehörten etwa zufällig angehörte Unterhaltungen, wenn ein Schiff zu sehen war: Schiffstyp, Tonnage; allmählich lernte ich, sie recht genau zu schätzen. Oder das Zuhören, wenn einer ‚Schifferklavier' (Ziehharmonika) spielte, die andern dazu sangen: das Lied (das Wort *Schlager* kannte ich noch lange nicht), das Lied also von *Erika*, vom *Heideröslein*, oder „Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern – keine Angst, keine Angst, Rosmarie!" (eigentlich ist das nur der Refrain). Es gab auch ganz Ziviles, wie die Reime von *Bolle* (Refrain: „und dennoch hat sich Bolle ganz köstlich amüsiert"), jener Berliner Großmolkerei mit ihren durch die Stadt fahrenden Wagen, die ich viel später dort kennenlernte. Am meisten prägte sich mir *Lilli Marleen* ein, gesungen von *Lale Anderson*, mit den Gefühlen von Nähe, Vertrautheit, und von Trennung, ja Angst. Und mit seiner versteckten Sehnsucht nach Frieden – wie man heute wohl sagen kann:

Vor der Kaserne, vor dem großen Tor,
steht eine Laterne, und steht sie noch davor.
So wolln wir uns da wiedersehn,
Bei der Laterne wolln wir stehen,
Wie einst Lilli Marleen, wie einst Lilli Marleen!
... Und sollte mir ein Leids geschehen ...

Jedenfalls wurde das Lied (der Schlager?) seit Mai 1941 jeden Abend vom „*Soldatensender Belgrad*" der Wehrmacht gesendet, auch auf der Südseite des Mittelmeers von britischen und US-Soldaten empfangen und verbreitete sich dort. Ebenso auch auf der Ostsee, z.B. auf dem *Michel*, in *Danzig*, noch vor der ersten Ausfahrt, wie mir ein Besatzungsmitglied (*Wilhelm Osterfeld*) berichtet hat (1998). Dem Reichspropagandaminister *Goebbels* gefiel der Schlager wenig – vermutlich zu wenig Heldenpose, zu viel Sehnsucht nach friedlicher Nähe; im März 1944 ließ er ihn für den Sender Belgrad verbieten[61]. Auch stammte der Text ja aus dem I. Weltkrieg –

---

[60] Auch waren die Westallierten durch die Erbeutung und Entschlüsselung der verbesserten deutschen Chiffriermaschine *Enigma Triton* (für den U-Boot-Funkverkehr) in der Lage, die für sie äußerst bedrohlichen Versenkungsziffern durch deutsche U-Boote seit Ende 1942 radikal zu verringern und den Atlantik weitgehend unter ihre Kontrolle zu bringen, was die Überwasserschiffe wie HSK noch stärker traf.

[61] Nach *W. Burkhardt*, in: Musik der Stunde Null. CD-Veröffentlichung, *Die Zeit*, Hamburg 2002, S. 14.

und da war es seit 1917 zu Streiks in Rüstungsfabriken, zur Meuterei der Hochseekriegsflotte gekommen, und schließlich zu Revolution und Rätebewegung ...

Manches andere mit Ursprung bei den Seeleuten hat mich nur als düsteres Gerücht erreicht, von Kindermund zu Kinderohr, sicher oft verzerrt. Von einer drohenden Meuterei auf einem Schiff war die Rede, weil der Kapitän die Rettung von Frauen und Kindern verboten habe, die im Wasser um ein soeben von ihm torpediertes Schiff vor Südafrika trieben. (Vielleicht eine Bezugnahme auf den ersten Kommandanten des *Michel*, Kapitän *Ruckteschell*, der nach dem Krieg in Hamburg wegen zweier Vorfälle aus dem I. und aus dem II. Weltkrieg von einem britischen Militärgericht angeklagt und verurteilt wurde. *Vgl. Carr 2004*) – Vom Selbstmord eines Manns aus einem der ‚Soldatenhäuser' hörte ich mit manchen Details (z.B. der Verwendung eines Rasiermessers); es geschah wohl im September 1945, kurz vor dem Einmarsch „der Amerikaner"; wie es hieß, aus Angst vor einer Auslieferung an „die Russen". Der Ort der Tat in *Shioya* ist bis heute fest in meinem Bildgedächtnis vorhanden, dichtes Gebüsch an einem steilen Hang, der verblutete, mit den Füßen bergab liegende Tote ... Ich könnte heute hingehen, den Ort zeigen. In solchen Fällen ist sich mein Gedächtnis jedes Details sicher, obwohl ich doch das alles nur gehört habe ... Wer weiß, wie trügerisch viele Details sind? Natürlich konnte ich auch nicht einen zuverlässigen Bericht von einem Gerücht unterscheiden; selbst das Wort *Gerücht* kannte ich wohl noch gar nicht, ebenso wie solche Wörter wie *Schlager*, *Tonnage*, u. dgl.

Fruchtsaftflasche von Nakayama (Nagano-ken), mit Rohkaffee gefüllt und mit Wachs versiegelt, für schlimmere Zeiten. Bis heute aufgehoben.

Auch unbekannte Gewürze, Gerüche, überhaupt exotische Früchte des Südens lernte ich durch die Seeleute kennen. Einige von ihnen waren in dem deutschen Marinestützpunkt in *Penang* (*Britisch-Malaya*, seit 1942 japanisch besetzt) stationiert und brachten beim Rückzug nach Japan solche Dinge wie Muskatnüsse, Nelken, Zimtstangen, grünen Kaffee mit. Ich lernte das Kaffeerösten in der Pfanne auf offenem Feuer. Und ich half mit, als der grüne Kaffee 1944 als Vorrat für schlechte Zeiten konserviert wurde: durch Abfüllen in leere Saftflaschen, denen die Kronkorken wieder aufgesetzt und diese sodann durch Eintauchen in heißes Wachs feuchtigkeitsfest gemacht wurden. Einige dieser Flaschen wurden 1947 für Zeiten der Not ins Gepäck nach Deutschland getan. Und so haben sich denn zwei dieser Flaschen erhalten. Die eine habe ich vor 40 Jahren nach Berlin mitgenommen, in einer Eisenpfanne kräftig geröstet (der Rauch hielt sich für Tage in Möbeln und Decken), gemahlen und mit der Familie mit Genuss getrunken. Die andere wurde zu den ‚Reliquien' getan, und ist heute noch dort. Zusammen mit der blauen Dose *Corned Beef* aus *Australien* (Kapergut) und dem schwarzen, goldbestickten Mützenband *Kriegsmarine.*

Am meisten und am nachhaltigsten haben mich wohl die Zeugnisse der handwerklichen und technischen Geschicklichkeit der Seeleute beeindruckt und fürs Leben beeinflusst. Einiges war bei ihnen sehr anders als bei meiner ersten Initiation ins Handwerkliche seit 1940, durch jenen *Daiku-san* in seiner kleinen Schreinerwerkstatt in

der Nachbarschaft. Denn von den deutschen Seeleuten wurde Metall bearbeitet, und mit einer stark ins Technisch-Funktionale gehenden Intelligenz.

Hier sind wohl wichtige Weichen für meine weitere Entwicklung gestellt worden. Denn es handelt sich um eine Gestalt der Intelligenz, die zwar durchaus aufs praktische Gelingen orientiert ist, sich aber nicht mit der handwerklich angesammelten Erfahrung begnügt, sondern mit den abstrakten Resultaten der neuzeitlichen Naturwissenschaften umzugehen versteht. Ganz besonders anregend für mich waren wohl die Funker der Kriegsmarine, von denen ich besonders den oben genannten *St. S.* bei uns zu Hause kennenlernte (auch der wiederholt zitierte *W. Osterfeld* war Funker). Denn Funker sind theoretisch besonders qualifizierte Praktiker, sozusagen bastelnde Theoretiker. Zwar war – damals jedenfalls – noch viel in ihrer Tätigkeit praktisch-anschaulich, das Verlöten von Drahtverbindungen z.B. Aber die meisten Vorgänge kann man ‚nicht sehen'. Man muss sie aus gewissen Effekten und theoretischer Kenntnis erschließen. Und das ist ein der Logik ähnlicher Vorgang, und das Denken muss entsprechend geschult worden sein. Auf viel weiter entwickelter Stufe ist das in der Gegenwart in der digitalen Datenverarbeitung beherrschend geworden. Dieser Datenverarbeitung liegen einfache logische Schlüsse zugrunde, die in erst im 19. Jahrhundert von der mathematischen Logik (oder Logistik) aus der traditionellen Logik in formaler Eindeutigkeit herausgearbeitet worden sind. Formal eindeutig: d.h. natürlichen Sprachen kaum noch zugänglich, aber wegen ihrer Eindeutigkeit in Maschinenoperationen übersetzbar, wie ‚Strom fließt/fließt nicht'; ‚Ja/Nein'; 1/0. (Hingegen sind z.B. in der traditionellen japanischen Sprache solche *eindeutigen* Unterscheidungen nur mit Schwierigkeiten möglich; immer noch werden im Alltagssprachgebrauch Formulierungen wie „Ja ..., aber ...", „Das mag schon sein, doch würde ich meinen ..." bevorzugt.)

"Echter Herd" mit Spiritusbrennern, z.B. zum Pfannkuchenbacken. Weihnachtsgeschenk von Überlebenden des "Michel" für die drei Kinder, 1943: Sehnsucht nach Häuslichkeit?

Einige Beispiele für meine ‚Erinnerungen an solches handwerklich-technische Geschick im engeren Sinn. Etwa wie Seeleute in der Endphase des Krieges in der Küche unseres Hauses in *Shioya* einen Starkstromzähler, den die Behörden zwecks Stromsparens ausgebaut hatten, mit starkem Kupferdraht einfach überbrückten. Den etwa 20 cm langen Draht isolierten sie in Ermanglung von Besserem, indem sie ihn durch ein Bambusrohr steckten, nur die blanken Enden blieben frei. Oder: ein Auto, ein alter *Studebaker*, den Seeleute noch vor Kriegsende in einen *Pick-up* oder Lieferwagen umbauten, zum Transport in ihre neue ‚Kaserne', das Rokkô-Hotel; statt der hinteren Sitzbank bauten sie eine weit nach hinten reichende Ladepritsche ein. – Oder – das war wohl zu Weihnachten 1943 für die Eltern bestimmt – eine aus etwa 1 mm starkem Neusilberblech gehämmerte, konkave Obstschale, der Rand konvex zurückgebogen, mit drei aus Hartgummi

gedrehten schwarzen Kugelfüßen, eingeschraubt in drei mit dem Versenkkopf angelötete Schrauben, und mit eingravierter Widmung auf der Unterseite. Ich entfremdete die Schale später in meiner Kammer in Stuttgart als Deckenleuchte. Auch sie gehört zu den ‚Reliquien'.

Das für mich aber damals (1943, mit neun Jahren) eindrucksvollste Weihnachtsgeschenk: ein aus schwarzlackiertem Stahlblech genieteter Puppenherd, mit blanker Herdplatte sowie kleinem, spitz überdachtem Kaminrohr und inwendig Spiritusbrennern, insgesamt kaum größer als ein hoher Schuhkarton, alles Handarbeit. Dazu kleine Töpfe, und eine Pfanne mit Stiel, auf der ich meine ersten, noch sehr kleinen Pfannkuchen buk, im Durchmesser von vielleicht fünf Zentimetern. Wohl nur dieses eine Mal: der Krieg rückte immer näher heran, und Spiritus gab es auch nicht mehr. Aber es war doch eine Art von *wirklicher* Initiation ins Kochen, mit der ich meine ersten Anfänge in der Küche in *Okamoto*, unter den Augen der *Amahsan*, auf eine höhere Stufe brachte. Damals, etwa 1937, war das Kochen noch ganz *fiktiv* gewesen: bloßes Rühren und Klopfen in leeren Töpfen. Hier aber waren es wirkliche Pfannkuchen, die man dann „in echt" essen konnte! Später habe ich mich in der Pfannkuchen-Kunst zum Meister entwickelt: mit dünnem Teig sehr schnell gebraten, fast so dünn wie *Crêpes*, nicht zerreißend, und mit allerlei Füllungen aufgerollt, geschmortem Spinat zum Beispiel, oder Salatblättern und selbst komponierter Salatsauce (aus Olivenöl, Weinessig, Salz und Knoblauch). Oder mit Himbeeren: das unsterbliche Lieblingsgericht meiner Enkel.

Die Freude an Küchenarbeit, am Kochen (und auch am Essen) ist also in zwei Welten begründet. In den Ermutigungen der Anfänge: die *Amahsan* in *Okamoto*. Und in der praktischen Ermunterung durch das Werk einiger Seeleute vom *Michel* (es handelte sich um die Überlebenden der Versenkung vom Oktober 1943!): der Herd und die Pfanne. Und der gleiche ‚Doppelcharakter' steht auch hinter meinem handwerklichen Schaffen (herabsetzend nennt man es ‚Basteln'): der *daiku-san* (spr. *daixan*), und die Seeleute. Und es war nicht nur das handwerkliche Tun: auch meine Vorstellungen von geistiger Erkenntnis waren zutiefst von einem einerseits alltagspraktischen, andrerseits technisch-naturwissenschaftlichen Hintergrund geprägt; und jahrelang war daher mein Berufsziel der Ingenieur. In meiner reiferen Jugend freilich trat allmählich die sprachlich und literarisch bedingte, die philosophisch-begriffliche, die hermeneutische Erkenntnisweise hinzu, wofür sicher auch die halbbewusste Erfahrung eines Lebens in zwei verschiedenen, aber doch nicht berührungslosen Welten bedeutsam war. Was mir freilich erst sehr allmählich bewusst geworden ist.

5. 1945: Tage und Nächte des Krieges: der Bombenkrieg

Was waren für mich die *wirklich* einschneidenden Eindrücke aus der Zeit des nahe Kobe unmittelbar erlebten Krieges, der sog. Kampfhandlungen und ihrer Folgen? War es das Einsetzen der allmählich zunehmend schweren Bombardements seit Ende 1944, mit den zwei größten Luftangriffen auf Kobe im März und im Juni 1945?[62] In jenem

[62] „Am 17. März, in der Nacht, griffen etwa 100 Fernbomber der US-Airforce erstmals Kobe mit Brandbomben an. [Bei *Bateson 1968, S. 374* wird ein erster Brandbombenangriff vom 4. 2. 1945 „in the south-western section of Kobe" erwähnt, mit Zerstörung oder schwerer Beschädigung von über 1000 Gebäuden.] ... Der Stadtteil Kitanocho ... der Club und die Deutsche Schule waren nicht betroffen. ... Am 5. Juni vormittags, griff die US-Airforce mit etwa 400 B-29-Bombern das Zentrum von Kobe großräumig mit Brandbomben an. [Es brannte *nicht* nieder] die Turnhalle der Schule und deren Kellerräume, eine

Jahr, in dem ich zehn Jahre alt war. Oder war es das junge Mädchen, wohl 16 Jahre alt, das mit schweren Brandwunden am rechten Oberschenkel aus der brennenden Stadt entkommen, von ihrer Verwandten, einer von unseren beiden *Amah-san*, für einige Tage in deren Zimmer im Nebenhaus aufgenommen wurde? Das war nach dem zweiten Angriff. (Aber: habe ich das Mädchen, gar ihre Verwundung wirklich gesehen?) Oder war es die nicht zu vergessende, schwerste je gespürte Explosion einer Bombe, wie ein leichteres Erdbeben? Die Kundigen sprachen von einer Eintonnensprengbombe, und als Ziel wurde das *Kawasaki*-Rüstungswerk in der mehrere Kilometer entfernten Stadt *Akashi* genannt.[63]

Oder war es der rote Nachthimmel im Osten, über der *Ôsaka*-Bucht und jenseits der Ausläufer der *Rokkô*-Gebirgskette: brannte da *Kobe*? Oder *Ôsaka*? Oder *Sakai*? Ich vernahm die Mutmaßungen der Erwachsenen: 20, 40 Kilometer entfernt, und doch so hell, dass man in dem Licht vom Himmel Zeitung lesen konnte. Oder die nach einem der großen Angriffe in Kobe zu Tausenden aufgestapelten Leichen, von denen ich hörte? Von zwanzigtausend Opfern beim Juni-Angriff war die Rede. Oder der Feuersturm in *Nagoya*, von dem ein deutscher Geschäftsfreund meines Vaters berichtete (Herr *Etter, Fa. Voith, Heidenheim/Brenz*)? So stark sei der Orkan selbst in dem bereits früher abgebrannten Quartier gewesen, dass niemand sich auf den Beinen halten konnte, dass nur noch Kriechen möglich war. Von solchen Einzelheiten habe ich nur gehört, sie nicht gesehen, schon gar nicht: sie erdulden müssen. Auch davon, dass der Feuersturm brennende Teile, *tatami* aus Stroh zum Beispiel, in große Höhen trug, und dass dieser Sturm mit einem Aschenregen den Himmel auch auf dem fast 1000 Meter hohen *Rokkô*-Berg an der Nordseite der Stadt verdüsterte, auch davon hörte ich nur.[64]

Oder – und *das* habe ich gesehen und gehört – war es der massive, der unheimliche Eindruck der viermotorigen B-29-Bomber, in exakten Formationen am hellen Tag am Himmel vor mir, gut sichtbar und gut zählbar: jeweils 50 Maschinen, von Westen her

---

Betonkonstruktion ... so blieben die in der Turnhalle lagernden Lebensmittelvorräte erhalten. ... Die Einrichtungen des Deutschen Clubs blieben funktionsfähig, das Gebäude überstand den Angriff mit einem nur geringfügigen Schaden“ [und ich habe das Haus 1980 noch angesehen – es war Standort einer kleinen Fabrik. Inzwischen ist es abgerissen; vgl. Bild oben IV.1]. „... alle öffentlichen Verkehrsmittel [standen still], auch die Bergbahn (= Cable Car) ... Am zweiten Tag setzte die Stromversorgung wieder ein; damit dann auch die elektrisch betriebenen Verkehrsmittel.“ *(*Vgl. Anhang: *Osterfeld, Wilhelm: Eine Zusammenstellung der Ereignisse ... Kriegsmarine 1945-1947, S. 1 f.).* Beim Juni-Angriff wurden vor allem Zentral- und Ost-Kôbe (die Stadtbezirke *Fukiai*, *Ikuta*, ganz *Nada*) sowie weiter westlich der Stadtbezirk *Suma* schwerstens getroffen. Während der Angehörige der Kriegsmarine *Osterfeld* sich auf die militärisch-sachlichen Fakten beschränkt, wird dieser Angriff geschildert aus der Sicht von zwei Geschwisterkindern von dem damals 14-jährigen *Nosaka, 1990, S. 7 ff.*. Schulfreundin *I. d.l.C.* kehrte mit anderen Schülern am frühen Morgen nach dem Angriff mit dem Zug aus Yokohama zurück, wo sie das deutsche Abitur abgelegt hatten. Mit einem Handwagen von Frau *Sch.* abgeholt, fiel ihr besonders auf, dass die japanischen Überlebenden in stoischer Ruhe nach Wellblechstücken für Nothütten (Regenzeit im Juni!) suchten; die Chinesen seien dagegen sehr aufgeregt gewesen. (Mündl. Bericht Sept. 2008)

63 Dieser Angriff (wohl am 6. Juli) und diese Bombe werden auch erwähnt in dem stark autobiographischen Roman von *Kazuko SAEGUSA: Der Sommer an jenem Tag (1990), S. 22.* Man erfährt dort auch einiges über die Welt der fabrikdienstverpflichteten jungen Mädchen in jenen Monaten.

64 Von meinem Schulkameraden *R. J.* – Eine detaillierte Schilderung vom Aussehen eines Stadtbezirks von *Tôkyô* (*Shinjuku*) nach einem Angriff findet man als Brief in dem Roman von *Otohiko KAGA: Die Hand des Riesen, S. 131 ff.* (Vgl. Anhang) Es geht darin um die Folgen der nach der Zahl der Umgekommenen größten Katastrophe der gesamten bisherigen Kriegsgeschichte, in der Nacht 9./10. März 1945, und im Roman insgesamt um die Binnenwelt von zwei durchhaltebegeisterten Militärkadetten in der letzten Kriegszeit. Zu diesem Angriff vgl. knapp *Sayle, in: Bird & Lifschultz, S. 29;* „Most of the people in the target area [16 square miles, dem Gebiet des Feuersturms] were incinerated or suffocated.“ Zum Gesamteindruck des bombenzerstörten Tôkyô und Yokohama wenige Monate nach Kriegsende, wie er sich einem eben aus USA Eingereisten darstellte, vgl. auch *E. Fraenkel, Bf. Jan 15,1946,* vgl. Anhang.

über dem Meer der *Ôsaka*-Bucht einfliegend? Ein dicht gedrängter Pulk, gleich einem Gebäude in mehreren Stockwerken übereinander angeordnet, nur wenige Kilometer entfernt. In nie zu vergessendem dumpfen Dröhnen. Unerbittlich, unwiderstehlich, grau, todbringend: das Verhängnis. Das Ziel: *Kôbe*, *Ôsaka*, *Sakai*, oder *Kyôto*? Und doch auch irgendwie faszinierend, ein Schauspiel ... und wohl auch ein Stück Identikation mit der Großen Macht. Sie flogen nicht mehr in großer Höhe, in dieser Endphase des Krieges, sie hatten nichts mehr zu fürchten, ‚Fliegende Festungen', von Jägern begleitet, in nur etwa 2000, 3000 Meter Höhe, und über dem zuvor gründlich verminten Meer. Nach kurzem Abstand die nächste Formation, dann die nächste, und so fort. Der Himmel war hellgrau, die Bomber etwas dunkler.

Ende 1944 waren die ersten gekommen, noch in großer Höhe und scheinbar sehr langsam fliegend, winzig klein und silbrig blitzend, lange weißliche Kondensstreifen hinter sich her ziehend am blauen Himmel. Das war nicht unheimlich. Das war einfach neu, interessant. Dass sie später immer tiefer flogen, das wurde von den Kundigen mit der begrenzten Reichweite der japanischen Flak erklärt – reichte sie bis 7000 Meter, ja dann flogen ‚die Amerikaner' eben auf 8000 Meter. Und es dauerte nicht sehr lange, da war von japanischer Flak nichts mehr zu hören; von Jagdflugzeugen sowieso nicht, 'zum Schweigen gebracht'. Nur von der einsamen Heldentat einer deutschen U-Boot-Besatzung im Hafen von Kobe hörte ich, die mit ihrer Bordkanone „eine *P 51*" (einen Jagdbomber) „heruntergeholt" haben sollte, natürlich den Japanern an Tapferkeit und technischer Perfektion eindeutig überlegen.[65]

Noch vom blauen Himmel, also im Winter, im Dezember, Januar fielen Splitter von Flakgranaten herunter, bläulich-dunkel verfärbte, leicht gerundete, zu scharfkantigen Splittern zerrissene Stücke von etlichen Millimetern Stärke und wenigen Zentimetern Durchmesser, ehrfürchtig von Hand zu Hand gereicht. Und nicht viel später auch das erste Stück von einer Stabbrandbombe, vom Durchmesser eines Oberarms, im Sechskantprofil der graue, aluminiumartige Guss, nicht von tadelloser Qualität, sondern mit deutlichen Resten von Luft- oder Gasbläschen im Metall. Waren es bloße Fehlabwürfe in *Shioya*, dem doch dünn besiedelten, noch ländlichen Randbezirk von Kobe? Oder Abwurf nicht mehr benötigter Bomben vor dem langen Rückflug?

Zu den ehrgeizig gesammelten Trophäen gehörte auch das „Lametta", dünne, schmale Streifen aus Aluminium-Folie, von den Bombern zur Störung japanischer Ortungsversuche abgeworfen. Ob es solche Versuche überhaupt gegeben hat? In jedem Fall wirkten diese Streifen nicht ganz geheuer, nie zuvor erblickt, waren aber, wie sich schnell zeigte, dem Anfassenden ungefährlich. Bedrohliche Trophäen waren dagegen jene explosiven oder vergifteten Füllfederhalter, überhaupt kleine Spielzeuge, von den US-Flugzeugen abgeworfen, um neugierige Kinder zu verderben, daher auf keinen Fall in die Hand zu nehmen – höchstwahrscheinlich existierten sie nur in der von der Propaganda aufgeheizten Gerüchteküche, also in der Phantasie. Doch das Bild des Füllfederhalters sehe ich noch heute vor mir: im Gras liegend, am Rand eines Reisfelds,

---

[65] Dieser Unterton durchzog den Diskurs der Kobe-Deutschen seit langem, nicht erst in dieser Phase des Krieges (doch habe ich von meinem Vater auch ausdrückliche Warnungen vor einer solchen Haltung gehört). Merkwürdig war, dass im Vokubular der Seeleute die amerikanischen Bezeichnungen der Flugzeuge existierten: B 29, in deutscher Aussprache; P 51, in englischer Aussprache. Etwas wie BBC gab es in Japan nicht zu hören. Waren vielleicht die Funker unter den Seeleuten der deutschen Kriegsmarine mit ihren empfindlichen Empfangsgeräten die Quelle derartiger, von mir sicher erinnerter Informationen? – Was den o g. Abschuss selbst betrifft: von W. Osterfeld habe ich erfahren (mündl. Sept. 2008), dass er nicht im Hafen von Kobe stattgefunden habe, wie meine Bilderinnerung will, sondern nahe *Shioya*, wohin das U-Boot (Uit 25) sich aus dem Hafen zurückgezogen habe.

an dem ich damals oft auf dem Weg zur Schule entlangging, in verschiedenen Farben dunkel leuchtend, lila, bläulich, verlockend. Doch nie habe ich einen gefunden.

In diese Wintermonate gehört auch der Bau eines behelfsmäßigen Luftschutzbunkers, 30 oder 40 Meter von unserem Haus entfernt, durchgeführt von den im näheren Umkreis wohnenden deutschen Männern. Das in einer großen Villa wohnende Trio dreier Junggesellen aus Österreich (*M., S., U.*) stellte die zum Haus gehörige Garage zur Verfügung. Zwei ihrer Wände waren in den Berg gebaut, auf dem das Haus thronte. Das Flachdach wurde mit den Betonpfeilern eines in der Nähe durch den Wald verlaufenden Zauns armiert und mit einer Erdschicht bedeckt. Und vor dem Garagentor wurde ein ebenfalls mit Betonpfeilern befestigter, übermannshoher Erdwall errichtet, gegen mögliche Splitter und Druckwellen. Das Ganze war ein anregendes, eher Beruhigung als Angst einflößendes Gemeinschaftswerk. Bei den schweren Angriffen versammelten sich die in der Nähe Wohnenden in der dunklen Garage Davor hielten einige Männer Wache, einzelne trugen sogar japanische Stahlhelme; sie tauschten ihre männlichen Lageeinschätzungen aus, die als Gerüchte ins Innere der dunklen Garage sickerten ...

Außerdem gab es vor unserem Haus, im eigenen Garten, noch eine Art von privatem Splittergraben, vielleicht drei Meter lang und weniger als einen Meter breit. Die Abdeckung bestand aus Baumstämmen und Erde. Auch die Klassenfreundin *H. M.* berichtet von einem solchen Graben im Garten. Während ihre Familie ihn aber bei jedem Angriff benützte, kann ich mich nicht daran erinnern, dass in dem unseren je ein Mensch gewesen wäre; nur von Koffern weiß die Erinnerung, und von Wasser, das sich am Boden sammelte. Und vom teilweisen Abrutschen der Grabenwände – der Graben wurde unbenützbar, obwohl er auf der Konstruktionszeichnung des genialen Ingenieurs, Nachbarn und Hausfreundes *Dr.-Ing. P.* beruhte, wie mit leisem Spott vermerkt wurde.

„Luftschutzbunker-Garage“ unter dem Haus (rechts oben) der österr. Junggesellen S., U., M. (Aufnahme 1980; die Garage rechts der Straße, mit kleiner Luke).

Etwas näher kam ich an die Wirklichkeit des Bombenkriegs heran, als der Vater mir, wahrscheinlich nach dem schweren Angriff im Juni, den Auftrag gab, *Hasunuma-san*, den Ehemann einer der beiden *Amah-san*, auf dem Fahrrad nach Kobe zu begleiten. Schon im ersten Stadtteil von Kobe, in *Suma*, wurde das Unternehmen abgebrochen: tief auf die breite *Kokudô* herabhängende Fahrdrähte der Straßenbahn, niedrig liegend Asche und Schutt auf beiden Seiten, einzeln emporragende Pfähle und Stangen, Glassplitter und Trümmer aller Art auf der Fahrbahn – es war abzusehen, dass die ohnehin schon recht erschöpften Fahrradschläuche bald die Luft lassen würden. Bei einem dieser schweren Angriffe wird es wohl gewesen sein, wovon die Freundin *H. M.* berichtet: von „Klumpen von brennender, gummiartiger Masse, die in unseren Garten fielen"; also wohl das in USA neuentwickelte Napalm (Mischung Gummi und Benzin).

Der Ernst der Lage heftete sich für mich besonders an den Ton der Luftschutzsirenen und an die Durchsagen im Radio: sie klangen mir in ihrer monotonen Wiederholung zutiefst unheimlich. Erst der Voralarm-Befehl: *keikai keihô hatsurei*, und dann: Hauptalarm-Befehl: *kûshû keihô hatsurei*. Immer wieder diese Worte, beim angespannten Abhören der Durchsagen, wobei jeweils geradezu litaneihaft die Präfekturen folgten, für welche die Bekanntmachung galt: *Wakayama-ken, Tokushima-ken, Ôsaka-fu, Hyogo-ken, Kyôtô-fu, Fukui-ken* ... – nie mehr aus dem Gedächtnis gewichene Namen, ihre Lage im weiteren Umkreis von Kobe bis heute vertraut. Und dies alles vom Sprecher verkündigt mit tiefer, ernst-gewichtiger, fast düsterer Stimme, der Stimme der ernsten, der ergebenen Pflichterfüllung. Bis heute so fest im Ohr verankert, dass ich die Ansage erneut herunterbeten kann, bis hin zu den auch heute noch deutlich gefühlten Unterschieden der Anspannung, je nach dem, ob es Voralarm oder Hauptalarm war. *Kûshû keihô hatsurei*: jetzt wurde es ernst. Für mich, großes Glück, nur als Atmosphäre.

Die Angst also, das Unheimliche. Aber ich habe überlebt, und ich blieb auch von den konkreten, oft lebenslang traumatisierenden Auswirkungen des Bombenkriegs zu meinem großen Glück fast ganz verschont. Nie verloren wir das Dach über dem Kopf, und ich erinnere mich nicht an eine einzige Situation, wo die regelmäßige Versorgung mit Nahrung und Getränk ausgeblieben wäre. Ich blieb erschreckter *und* faszinierter Zuschauer in sicherer Entfernung, nicht anders als die meisten meiner deutschen Altersgenossen. Fast alle deutschen Familien hatten ja um 1944 das eigentliche Stadtgebiet verlassen, sich in ländlichere Orte der Umgebung oder auf den *Rokkô*-Berg zurückgezogen. Nicht dazu gehörten drei unserer allernächsten deutschen Nachbarn, die Familie *F.*, mit vier kleinen Kindern, die sich erst im Mai 1945 in ihr Sommerhäuschen auf dem *Rokkô*-Berg zurückzog, den März-Angriff also noch erlebte. Auch das weiter in der Höhe, im Bergwald schon, in einem großen Haus wohnende Ehepaar *Sch.*, mit Tochter *E.* – da sie auch zu den oben (Fußnote) erwähnten Abiturienten aus *Yokohama* gehörte, wurden diese mit Handwagen am Bahnhof *Sannomiya* abgeholt und mit Tee gestärkt … Und die noch etwas weiter, nach Westen, wohnende, uns ebenfalls gut bekannte Familie *S.*: der Vater – mein Patenonkel – als Beamter des Deutschen Generalkonsulats hatte zu bleiben. Seine Tochter *U.* hat mir viel später erzählt, wie sie aus dem beim Juni-Angriff in Brand gebombten Haus floh und in der Panik eine kostbareSandale verlor .... Und dann auch die Familie *van der Laan* im Vorort *Okamoto*, in dem ein Teil des Orts verbrannte; sie suchte Schutz im *kura* ihres japanischen Hauses, dem gemauerten ‚Schatzhaus', in dem sich heute die Bibliothek der *OAG Kansai* befindet. Solche Erlebnisse sind mir im einzigen wirklich spürbaren Kriegsjahr, von Dezember 1944 bis August 1945, ganz erspart geblieben. Wahrscheinlich war für mich der erste

Abschied von Japan mit 3 ½ Jahren 1938, mit der einschneidenden Veränderung der Umwelt und der Lebensumstände, ein viel nachhaltigerer Einbruch.

6. Der Bombenkrieg: Hintergründe, und andere Aspekte

Nicht nur für die in vieler Beziehung privilegierten Deutschen gab es auch eine ganz andre Seite am Bombenkrieg, am Krieg überhaupt: die Neugier, besonders die technische Neugier, die Faszination. Aufmerksam geworden bin ich darauf Jahrzehnte später durch den bekannten, mir fast gleichaltrigen Schriftsteller *Makoto ODA*. In den späten 80er Jahren berichtete er mir in Kobe das fast Unglaubliche: dass männliche Jugendliche beim letzten Großangriff auf die Dreimillionenstadt *Ôsaka*, Tage *nach* den Atombomben, den sehr niedrig fliegenden US-Bomberverbänden geradezu zugeklatscht hätten, in Anerkennung der schieren technologischen Leistung und Überlegenheit, der Perfektion, der Macht. Kaum glaublich, jene Episode, doch von einem Glaubwürdigen als Augenzeuge berichtet. Bewegten sich die Bomber nicht ebenso exakt und pünktlich, so genau auf die Minute und den Meter berechnet, wie die japanische Bahn, die auf Minute und Meter genau in den Stationen ankommt und wieder abfährt? Die Bomber noch dazu in der Luft, ohne Gleise, wie von Geisterhand exakt gesteuert und koordiniert, und mit Treffsicherheit die Bomben abwerfend, auch durch Wolkendecken hindurch, nach Tausenden Kilometern Anflug. Und hat nicht gerade in dieser Hinsicht Japan den Krieg dann doch in gewisser Weise fortgesetzt, friedlich: in ökonomischer Konkurrenz den ehemaligen Feind in vieler Hinsicht eingeholt, überholt? Und zwar gerade auf dem Gebiet, wo USA und Großbritannien im 2. Weltkrieg am eklatantesten überlegen waren, in der *Intelligence*: das heißt: in der umfassenden, hochorganisierten Sammlung, der systematischen Auswertung und folgenreichen Anwendung von exaktem Wissen, aus allgemeinen und aus geheimdienstlichen Quellen. Was heute, u.a. als Informations-Technologie, ganz groß geworden ist, auch die zivile Welt umfassend umstürzt.

Eine Bestätigung für eine solche Haltung bei männlichen ‚Jugendlichen' fand ich in dem Büchlein des US-Militärhistorikers *Charles B. Burdick (1996)*. Es geht hier um den Schweren Kreuzer *Prinz Eugen*, wohl das einzige der deutschen Großkampfschiffe, das 1945 im Hafen von *Kopenhagen* fast unversehrt in die Hände der Alliierten fiel. Nachdem die Briten das Schiff von seiner Besatzung nach *Wilhelmshaven* hatten überführen lassen und gründlich untersucht hatten („we are not capable of building a ship of this quality"), wurde es nach einer Art von Lotterie zwischen britischen, sowjetischen und US-Admirälen an die US Navy übergeben. Bei der Überführung nach *Boston* erhielten die deutschen Geschützmannschaften Gelegenheit, ihr technisches Können bei einem Zielschießen auf See vorzuführen – und auf ihre dabei vorgeführte Perfektion waren sie überaus stolz ... der Zweck solcher schwerer Schiffsgeschütze und die eigene enorme Gefährdung beim ‚perfekten Funktionieren' im Seegefecht traten dabei völlig in den Hintergrund. Durch die *Faszination der Technik*, durch neuestes technisches Gerät (‚*Tiger*-Panzer', ‚*Stukas*' u. dgl.) hat man viele männliche ‚Jugendliche' fürs Militär begeistert und gewonnen, in Deutschland, und nicht nur in Deutschland, damals, und nicht nur damals.

Nur die männliche Seite? Nicht ganz ausschließlich, meine ich. Der deutsche Jesuit *Erlinghagen* berichtet in seinem Augenzeugenbericht vom Atombombenangriff auf *Hiroshima* (*1982, S. 81*) von einer verletzten Frau, die er auf seinem Karren aus der Stadt herausfuhr. Dahindämmernd, „beim Fahren über die Schlaglöcher hin und her gestoßen ..., öffnete [sie] unversehens die Augen und sagte zu meiner Überraschung:

‚War das aber ein tolles Ding! Wenn wir das gehabt hätten!'" (Gemeint war die Atombombe!) Diese ethische Desensibilisierung, diese Faszination vom scheinbar neutralen technischen Funktionieren hielt der Berichterstatter für die gefährlichste Folge der beiden Weltkriege.

Etwas von der von *Oda* berichteten Erfahrung kann ich aus eigener Erinnerung bestätigen. Es gab so etwas wie Angstlust. Einerseits war da die Angst, die Angst vor unbestimmter Gefahr, die man sich nur ganz diffus vorstellen konnte. Noch am bildhaftesten, und zugleich der Realität technischer Kriegführung sehr fern: die am Strand gelandeten amerikanischen Soldaten, die mit äußerst scharf angespitzten Bambusspeeren, *takeyari*, niedergestochen werden würden (ich sehe die scharfen Spitzen vor mir, und ich habe die Schärfe solcher schräg geschnittener Stämme noch im Gefühl). So wie es mir meine geliebte Kinderfrau, *Mitchan*, mit tatentschlossener Stimme mitteilte: vor dem eigenen Tod noch einen Feind in den Tod schicken!

Und andrerseits, neben der Angst, neben dem Unheimlichen: die Neugier und Faszination, besonders vom Technologischen; diese grauen Flugzeuge im perfekten Formationsflug. Die Macht selbst. *Sie kann alles*. Damit verband sich wohl der *Wunschtraum von eigener Macht*, von vollständiger Macht über alles Unklare, Nichteindeutige, Verschwommene, gerade in diesem Jugendalter. Die Faszination durch das maschinenhaft Ablaufende, durch die in der *sichtbaren Wirklichkeit* erfolgreich gelungene *technische Berechnung* – nicht also nur in einer *virtuellen Realität*, die man jederzeit abschalten kann (um sich vielleicht schnell ‚eine Cola reinzuziehen'). Der Hintergrund waren wohl zum einen die Wunschphantasien von Jugendlichen, besonders von männlichen Jugendlichen. Zum andren die ungeheuerliche Überlegenheit der wie ein Uhrwerk funktionierenden amerikanischen Vernichtungsmaschinerie.

Meine späteren Jugendphantasien scheinen mir dieses Fasziniertsein vom technischen Funktionieren zu bestätigen. In Japan noch baute ich mir eine unterirdisch verlaufende, elektrische Miniatureisenbahn, die von dem damaligen Haus am Meer in *Maiko* zu dem einige hundert Meter entfernt liegenden Haus meines Kindheitsfreundes *Jörgen Riessen* führte – als dieser bereits mit der ganzen Familie in die Heimat seiner Mutter, nach *Stockholm*, ‚zurückgekehrt' war. In meiner Phantasie besuchte ich ihn also weiter, und das Mittel dafür war eine *technische* Phantasie!

Und ebenfalls in der Phantasie baute ich, ein halbes Jahr später selbst nach *Deutschland* ‚heimgekehrt' worden, eine direkte Verbindung mit ferngelenkten, viermotorigen Miniaturflugzeugen quer durch Sibirien nach *Japan*. Sie konnten sich mit Maschinengewehren gegen Angreifer verteidigen ... winzige *Flying Superfortresses*. Besonders während einer Krankheit im Haus meiner Tante *Hilde* in *München* spielte ich dieses Spiel ... imaginäre Heimkehr ...

Auch der oben (Schluss von IV.6) beschriebene und abgebildete Überland-Schlafwagen-Sattelschlepper, aus einer vom Freund *Jörgen* aus *Schweden* nach *München* geschickten Pralinenschachtel angefertigt, verdient in diesem Zusammenhang erneute Erwähnung. Denn sein Vorbild, die voluminösen Sattelschlepperungeheuer der *US Army*, erwiesen auf ihre Weise die machtvolle Überlegenheit des Siegers, indem sie alle japanischen Maße sprengten: es gab damals in Japan nur sehr wenige Straßen, auf denen sie überhaupt verkehren konnten..

Den Bombenkrieg über *Japan* konnte die US-Luftwaffe erst recht mit machtvoller Überlegenheit, mit relativ sehr geringem Risiko führen[66], anders als in Deutschland. Denn in *Europa* hatte eine fünf Jahre währende, eine systematische wissenschaftliche Erforschung, Erprobung und Evaluation der optimalen Strategie zum Erfolg geführt: zur zieladäquat geplanten Entfesselung von Feuerstürmen. Diese einmalige Sturmerzeugung in Städten mit holzreichen Altstädten als Initialzündung (wie in *Köln* und *Hamburg*, auch in *Pforzheim*, *Hildesheim* und anderen kleineren Städten[67]) ließ sich zwar nicht in allen Städten durchführen, z.B. auch nicht in *Berlin*: zu wenig Holz im steinernen Zentrum, zu viele Brandmauern und breite Repräsentationsstraßen.[68] Die fast ganz aus Holz gebauten japanischen Großstädte hingegen waren optimal, ja man konnte kostengünstiger operieren: die teuren und schweren Sprengbomben und Luftminen zum Aufreißen der Bauten und zur Behinderung der Feuerwehr in zugeschütteten Straßen ließen sich einsparen; nur für moderne Fabrikanlagen aus Beton und Stahl blieben sie unentbehrlich. Bis zur systematischen Anwendung dieser Methode vergingen allerdings einige Wochen der Erprobung Ende 1944, mit anschließendem Kommandowechsel (dieser vermutlich auch, weil der *systematische* und nicht nur beiläufige – bei der Bombardierung von Rüstungszielen – Angriff auf die Zivilbevölkerung der ursprünglichen Ethik des US-Militärs widersprach; diese Ethik zeigte sich auch noch bei den erheblichen Bedenken gegen die Atombombe, vgl. unten Kapitel 8). In dieser frühen Phase hatte man in erster Linie die Bombardierung von militärisch wichtigen Zielen aus großer Höhe versucht, mit nur beschränkten Erfolgen. Nach Kommandeurswechsel (und nach einem ersten Angriff auf Kobe) kam es dann zu den zahlreichen Massenangriffe auf große Städte aus *niedriger* Flughöhe, darunter auch zum „most destructive air raid of the entire war, either in Europe or the Pacific“ [und damit der bisherigen Kriegsgeschichte überhaupt], dem Angriff auf Tôkyô am 10. März 1945.[69]

Die über Japan abgeworfene Bombenlast machte nur ein Neuntel der über Deutschland abgeworfenen aus, doch es wurden damitetwa 440 qkm Stadtgebiet zerstört, mehr als doppelt so viel wie in Deutschland, ohne Atombomben. Allein in Tôkyô war diese Fläche sechsmal größer als in Hamburg. Insgesamt kam dabei in Japan eine ähnlich große Zahl von Menschen um wie in Deutschland. (Zahlen: F. Litten, FAZ 20. 5. 2005)

In Deutschland hatte anders als in Japan die Technologie der Produktion von Zerstörung, Vernichtung, Tod[70] und ebenso der korrespondierenden Härtung und

---

[66] Geradezu in ein Bild gefasst stellt sich diese Risikolosigkeit in der Erinnerung dar, die mir von meinem Klassenfreund *E. T.* bei einem Gespräch in diesen Jahren mitgeteilt worden ist: „Tiefflieger“ seien mit „Licht in der Kanzel“ in der Nähe von *Tarumi* übers Meer vor *Kobe* geflogen.

[67] Vgl. die bekannte, halb dokumentarisch-kühle, halb literarisch-biographische Darstellung von *Alexander Kluge (2008), Halberstadt* betreffend.

[68] *Vgl. Friedrich 2002, bes. S. 21 ff.*

[69] *Vgl. Bateson 1968, S. 374 f.:* „On March 10 [1945] over 300 Superfortresses, surprising the Japanese defences by sweeping in at low altitude, dropped more than 1,600 tons of bombs, mainly incendiaries, on Tokyo. At little cost the raid wrought tremendous destruction. It burnt out an area of 15,8 square miles [40,9 qkm], razed 267,171 buildings – a quarter of the number in Tokyo – killed 83,793 people, injured 40,918 and left 1,008,005 homeless.“ Diese überaus exakten Zahlen, wahrscheinlich nach eher zu niedrigen japanischen Quellen, gehen an den Realitäten solcher Angriffe vollkommen vorbei – auf weiten Flächen gab es nichts mehr zu zählen. Die Methode wurde an 66 japanischen Städten exekutiert.

[70] „In Guernica [im April 1937] wurde Flächenbombardement geübt“, bewusst gegen die Zivilbevölkerung gerichtet, daher „überraschend beim Morgengrauen“. Unter der Leitung von *W. Freiherr von Richthofen* (dem Stabschef der von Hitler geschickten „Legion Condor“) wurden im spanischen Bürgerkrieg verschiedene neue Bombentypen der deutschen Industrie und Abwurftaktiken höchst systematisch erprobt. Nach *Hannes Heer, Straße um Straße. Vor 70 Jahren zerstörten deutsche und italienische Flieger die baskische Stadt Guernica. Ihr Ziel war es, den totalen Bombenkrieg zu testen.* In: *Die Zeit, 19. 4. 2007, S. 98.*

Abhärtung der eigenen Städte und ihrer Bewohner früh begonnen. Anfangs war man darin überlegen gewesen, sprichwörtlich z.B. in *Coventry* (stolze deutsche Wortschöpfung: „*coventrisieren*"), und auch die Ressourcen hatten einige Jahre für schwere Angriffe in *Polen*, in den *Niederlanden*, vor allem auf viele britische, dann auch sowjetische Städte ausgereicht, wie auch für eine für den einfliegenden Feind oft sehr verlustreiche Abwehr auf dem von Deutschland besetzten Gebiet. Und jenseits von „Flak" oder „Tag-" und „Nachtjägern" hatte die deutsche Führung auch die „Heimatfront" früh und systematisch auf den Bombenkrieg vorbereitet: Bauvorschriften für Neubauten, Tarnbemalung von Privathäusern, Luftschutzkeller und Notausstiege in jedem Haus, Tief- und Hoch-Bunker in den Innenstädten, Verteilung von Gasmasken, bis hin zu gassicheren Behältern für Säuglinge (hier erfolgte die Luftversorgung mit handbetriebenem Blasebalg plus Gasfilter ...); weiter die „Wohnraumzwangs-bewirtschaftung" zur Unterbringung der Bombenopfer, überhaupt die „Organisation" des „Luftschutzes" durch Parteiorganisationen wie *NSV* (unter Einschluss der Verteilung von Schokolade- und Schnapsrationen an die „Ausgebombten"). Die sozialstaatliche Tradition und die Bedrohung durch Streiks und Aufstand im I. Weltkrieg erwiesen sich als durchaus fruchtbar. „*Organisieren, das können wir Deutschen, das muss man uns lassen!*" In Kobe oft gehört damals.

In allen diesen Punkten hatte *Japan* so gut wie nichts aufzubieten, nichts vorbereitet. Mit dieser Form des Krieges im eigenen Land hatte man nicht gerechnet, auf die isolierte Lage gebaut. Beim Angriffskrieg gegen die weit entfernte *USA* war es im wesentlichen nur zu dem Überraschungsangriff gegen die Flotte der Schlachtschiffe in *Pearl Harbor* gekommen – die Flugzeugträger waren gerade zum Manöver auf hoher See ... Dass sie gerne mehr zustandegebracht hätte, zeigt die japanische Kriegführung gegen China: so wurde *Shanghai* bombardiert, auch andere Städte, und durchaus auch Wohnbezirke; und das zeigen auch die spät aufgedeckten Versuche zur Erforschung bakteriologischer Kriegführung in der Mandschurei unter 'Verwendung' von Gefangenen – dieser Krieg hätte sich gegen die weit entfernte USA richten sollen.

Die US-Luftwaffe bombardierte *Japan* zunächst von den sehr weit entfernten *Marianen*-Inseln aus. Als dann aber die materiell völlig überlegene US-Gegenoffensive unter dennoch sehr großen Opfern bei den Angreifern (und viel mehr noch bei den Verteidigern) im ersten Halbjahr 1945 zwei den japanischen Hauptinseln näherliegende Inseln erobert hatte, *Iôjima* (*Iwojima*) und *Okinawa* (je knapp 2000 km von den großen Städten entfernt), da gab es auf der japanischen Seite im Bombenkrieg keine ernsthafte Abwehr mehr, bei vergleichsweise sehr geringen US-Verlusten. Dazu kam die grundlegende materielle Unterlegenheit, sowie die ausbleibende Zufuhr aus den Überseegebieten, z.T. Folge der erfolgreichen Seeblockade. 1944 sollen sechzig Prozent der neugebauten japanischen Jagdflugzeuge schon beim ersten Flug abgestürzt sein, etwa wegen unzureichender Qualität des Flugbenzins.[71] Aus dieser hoffnungslosen Lage soll dann der Rekurs auf die ‚letzte Waffe' wesentlich entstanden sein, auf den vor allem ‚menschlichen' Einsatz: die *Kamikaze*-Flieger mit dem *Yamato-damashii*, dem Geist Ur-Japans. Als Gegenstück zu der Maschinerie, die Meer und Himmel beherrschte.

[71] *Hinweis Prof. Dr.* B. Martin, *Histor. Seminar, Universität Freiburg (2004).*

7. 1945: Tage und Nächte des Krieges – das Leben geht weiter

Das Militärische am Krieg war imposant oder furchtbar, selbst für uns Kinder, selbst für mich. Aber daneben ging doch auch die Normalität irgendwie weiter, mehr oder auch weniger beeinträchtigt oder verzerrt. Wenn man so will: fast in jedem Alltagsdetail konnte der Krieg präsent sein, oder plötzlich erscheinen, aber in jedem Detail des Krieges konnte auch das Alltägliche, das Banale enthalten sein. Und wiederum war es ganz verschieden da, für die Einzelnen, auch für die verschiedenen Gruppen: für die Soldaten, für die einfachen und für die Offiziere, für die Städter, für die damals noch sehr große und sogar wieder anwachsende Zahl der Landbevölkerung (die Flüchtlinge vor den Bomben!), für die Männer und für die Frauen, für die Kinder; für die Reichen, für die Privilegierten, für die Angehörigen der Verbündeten – solange sie es waren (die Italiener wurden im Herbst 1943 interniert, unter armseligen Umständen, sofern sie nicht ein Lippenbekenntnis zur Mussolini-Regierung im deutsch besetzten Norditalien ablegten), für die Japaner und für die Koreaner, für die Gefangenen – darunter auch einige Deutsche – und für die Zwangsarbeiter.

Manche meiner Erfahrungen und Erinnerungen haben fast groteske Züge, eigentlich nur ganz äußerlich mit der Situation *Krieg* verbunden. So etwa wie ich einen Teil meines linken Schneidezahns einbüßte, belanglos-denkwürdige Folge eines beachtlichen Kriegsereignisses; ich möchte das nicht unerwähnt lassen.

Von dem Haus meiner Familie aus sah man nur einen Ausschnitt des Meers, der Rest war durch hohe Berge zur Linken und einen weniger hohen Hügel rechts verdeckt. Eines Tages im Frühsommer 1945 erblickte ich dort etwas damals sehr Ungewöhnliches. Einen richtigen Dampfer nämlich, der in etwa zwei Kilometer Entfernung von der Küste, von Kôbe kommend, langsam nach Westen fuhr, vermutlich durch die Meerenge von *Akashi* mit dem Ziel *Inlandsee*, um dort in einer der zahllosen Buchten Schutz zu suchen. Aber ‚die Amerikaner' hatten vorgesorgt, und davon wusste auch ich: die *Ôsaka*-Bucht war durch nächtliche Abwürfe dicht vermint. Wie weit würde der Dampfer, vielleicht 8000 Tonnen groß, wohl noch fahren? Würde er es schaffen?

Schon war das Schiff hinter dem Hügel verschwunden, da hörte ich eine mächtige Explosion, und wusste sogleich, was das war. In raschem Lauf legte ich die drei-, vierhundert Meter bis auf den Rücken jenes Hügels zurück, um zu sehen, was zu sehen war. Ich sah den Dampfer mit etwas verändertem Kurs, aber nur einen Teil davon, der Rest verdeckt durch Bäume oder Dächer. So versuchte ich, auf einer niedrigen Mauer stehend, bis auf die Zehenspitzen emporgereckt, mehr zu erspähen. Da glitt ich auf der Mauer aus, sie war nur eine gute Hand breit, und stürzte, wobei das eine Bein links, das andre rechts von der Mauer den Boden erreichte. Vor allem aber stürzte ich mit dem Gesicht auf die Mauer, die Lippen bluteten, und aus dem linken Schneidezahn war ein Stück von etwa zwei Millimetern im Quadrat herausgeschlagen – scharf konnte ich den Bruchrand mit Finger und Zunge spüren. Und das durch Jahre hindurch, bis sich der Rand abgestumpft hatte. An irgendeine Behandlung war in jenen Jahren nicht zu denken.

Tatsächlich war ich erst mit zwanzig Jahren zum ersten Mal bei einem Zahnarzt: der fast totale Mangel an Zucker in meiner japanischen Kriegskindheit, und wohl auch eine gute Konstitution, die lange Stillzeit hatten diese überaus gesunden Zähne zur erfreulichen Folge. War es in den Anfangsjahren meine Mutter gewesen, so hatten im Krieg die amerikanischen U-Boote uns und die japanischen Haupt-Inseln wirksam von

der Kolonie Taiwan und den Zuckerrohrplantagen dort abgeschnitten. Und die Zahnlücke habe ich behalten. Eigensinnig habe ich mich allen zahnärztlichen Verbesserungsvorschlägen widersetzt. Der Zahn ragt grau und vorzeitlich aus der Reihe der weißlich-gelblichen Zähne heraus; ein Andenken an jenen Augenblick. Und an das Diktum des Philosophen und kaiserlichen Erziehers *Seneca*: *cottidie morimur*, täglich sterben wir ein Stück.

Jener Dampfer blieb übrigens an jener Stelle, wo er noch eine Sandbank erreicht hatte, jahrelang liegen, in zwei Teile zerbrochen. Mutige deutsche Jünglinge (darunter *W. O.*, später General der Bundeswehr) wagten nach Kriegsende im Ruderboot den Ausflug dorthin; und ich ergänze: auch die Klassenfreundin *H. M.* Sie berichteten Märchenhaftes: im Innern holzgetäfelte Räume, auch allerhand Mobiliar; es habe sich um ein den Amerikanern durch Kaperung abgenommenes Schiff gehandelt. Teile des Schiffs waren vom Wasser überflutet, wie sie berichteten, von Algen, Tang und anderen Meerespflanzen grünlich bewachsen. Ich freilich war noch zu klein für solche Abenteuer. Doch nahm ich den Ausflug in mein Programm fürs Großwerden auf. Die ‚Repatriierung' ließ es nicht mehr dazu kommen.

Viel drehte sich in jenen Tagen und Wochen vor dem Ende des Krieges ums tägliche Weiterleben, ums Beschaffen (damals auf deutsch ‚Organisieren' genannt) alltäglicher Lebensnotwendigkeiten. *Feuer, Wasser, Licht* und *Nahrung*: um diese Dinge vor allem drehte sich das meiste im Alltag von damals.

Das Beispiel des Feuers. Stadtgas hatte zur normalen Ausstattung mindestens der ‚besseren' Haushalte in Städten wie Kôbe gehört, ‚in Friedenszeiten'. Aber Gas gab es schon lange nicht mehr; was jedoch nicht so schlimm war. Denn ein Großteil der japanischen Bevölkerung benützte ohnehin noch den quasi aus der Steinzeit ererbten *hibachi* (‚Feuerkasten'; so der in meiner Kindheitserinnerung bewahrte Ausdruck; tatsächlich heißt das Gerät aber *shichirin*). Das war ein mit Holzkohle gespeistes Öfchen von der Größe eines Eimers, aus Ton gebrannt, unten ein kleines Schiebetürchen zum Regulieren der Luftzufuhr, in der Mitte ein Rost, obendrauf der bauchige Kochtopf. (Selbst noch die frühmorgendlichen Büroputzfrauen im *Tôkyô* der 60er Jahre benützten diese Öfchen auf den schmalen Straßen, um sich ihre Morgenmahlzeit zu bereiten.)

Sollte mit mehr als einer Flamme gekocht werden, wie es die von meiner Mutter als deutscher Hauswirtschafts-Lehrerin verwendeten Rezepte erforderten, so musste eben ein zweiter *Hibáchi* unter Feuer gesetzt werden: ich sehe sie beide noch stehen in der Küche in Kôbe, nicht direkt auf dem mit groben Granitplatten abgedeckten Boden, sondern auf einem niedrigen Gestell unter dem Fenster (vielleicht damit dort dieVerbrennungsgase leicht entweichen konnten, und überhaupt damit man sich nicht so tief bücken musste; das war freilich für die von moderner, Refa-geschulter Frankfurter Küchen-Rationalisierung noch ganz unbeeindruckten, dafür aber gelenkig kauernden Japanerinnen vom Land kein Problem...). Der Geruch der heißen Flammengase, die aus der rotglühenden Holzkohle im *hibachi* aufstiegen, ist mir bis heute in der Nase. Sehnsüchtig atme ich sie heute noch ein, wenn ich den Stab aus pulverisierter Holzkohle in meinem Handöfchen (*kairo*) anzünde, um dieses bewährte Wärmemittel auf meine Schulter oder eine andere verspannte Stelle zu legen.

Das Anzünden jener *hibachi* hatte ich gut gelernt, mit einem kleinen Gerüst aus Kleinholz unter den Holzkohlestückchen, die ich mir aus dem tonnenrunden Strohsack

holte, in denen sie geliefert wurden. Wichtig war vor allem eine heftige Luftzufuhr am Anfang, mit einem Fächer, oder auch mit gut dosiertem, kräftigem Blasen (dies alles tief auf dem Boden kauernd, oft im Freien). Doch in jener Endzeit des Krieges hatte sich das Problem verschärft: Holzkohle war kaum noch zu bekommen! Zum Glück hatte aber mein Vater (Kriegskind des Ersten Weltkriegs) rechtzeitig große Mengen Koks für die Zimmeröfen ‚organisiert' (Beziehungen zur Kaiserlichen Marine?). So musste ich nun versuchen, den Koks – mit einer viel höheren Entzündungstemperatur – im *hibachi* in Brand zu setzen. Mit viel Ausdauer und Geschick, vor allem kräftigem Blasen war es zu erreichen; und ich musste mit viel Gefühl und angepasstem Fächeln die gesunde Mitte zwischen Abkühlung mit raschem Erlöschen und weißglühendem Schmelzbrand erhalten. Diese Prozedur hielten die armen Öfchen allerdings nicht sehr lange durch, zu oft kam es zu Überhitzung. Auch war die Frist fürs Kochen, anders als bei der leicht zu regulierenden, bei Bedarf auch durch Zugaben zu verlängernden Holzkohlenglut, knapp bemessen. Und doch: ich war zum Meister dieses Feuers geworden.

Besonders unentbehrlich wurde meine Kunst, als das Betreiben einzelner elektrischer Kochplatten (elektrische Kochherde waren unbekannt) unmöglich wurde. Eigentlich war zu dieser Zeit der Betrieb dieser Kocher, wo die rotglühenden Heizspiralen offen in einer spiralig gestalteten Schamottplatte lagen, streng verboten. Aber zumindest zum Entzünden eines Papierfidibus verwendete man sie doch noch, denn Zündhölzer waren auch schon zur Rarität geworden, wie die allermeisten Artikel eines bequemen Alltagslebens (darunter erfreulicherweise auch Seife und Zahncreme ...). Und immer wieder wurde eben doch noch auf diesen Kochern gekocht, nur ein bisschen wenigstens – bis die Leitungen für Kraftstrom von Beauftragten des Elektrizitätswerks durch Demontage des Zählers unterbrochen wurden. Hier wussten freilich die kundigen Seeleute der deutschen Kriegsmarine Rat: wo einst der Zähler war, klinkten sie zwei dicke Überbrückungsdrähte ein, mit Bambusrohr isoliert,. Sie konnten rasch ausgeklinkt werden, wenn sich etwa Kontrolleure, auf der Suche nach dem Leck in der Leitung, auf der Straße blicken ließen (wir hatten einen weiten Blick ...) Aber auch dieses Mittel versagte, als Überlastung und Zerstörung weiter fortgeschritten waren und die Stromversorgung für Stunden oder Tage überhaupt zusammenbrach. Da blieben nur noch die Koks-*hibachi*.

Das Beispiel des Wassers. Der ausfallende Strom hatte weiteres zur Folge: es fehlte am Wasser. In ‚Friedenszeiten' wurde es in der *James*-Siedlung in *Shioya* aus einem Tiefbrunnen in einen Betonhochbehälter auf den höchsten Hügel gepumpt und versorgte so die gesamte Siedlung zuverlässig. Damit war es in der Endphase des Kriegs vorbei. Und so erlernte ich eine andere Kunst, bei der ich lange bloß zugeschaut hatte: das Tragen von Traglasten an einer in der Mitte breiten und abgeflachten Holztragestange, die bei nach vorn geneigtem Kopf auf dem Nacken auflag und elastisch schwingen sollte. Die an beiden Enden aufgehängten Lasten – z. B. eben Wassereimer – mussten gleich schwer sein. Und man musste einen rhythmisch wippenden Schritt erlernen, der die Lasten im gleichmäßigen Takt leicht in die Höhe und nach unten schwingen ließ. Der richtige Takt war schwer zu erreichen, vor allem durfte das Wasser nicht in Schwingung geraten und aus den Eimern schwappen; es durfte daher nicht zu viel eingefüllt sein. Ein Hilfsmittel: man legte abgebrochene Äste in das Wasser, um dessen Aufschaukeln zu bremsen. Diese Kunst der Lastträger lernte ich also, freilich nur einigermaßen, auch weil meine Kräfte mit meinen schmächtigen zehn Jahren nur notdürftig ausreichten, lag doch das kleine Brunnenhaus vielleicht zweihundert Meter entfernt und vor allem deutlich tiefer im waldigen Tal. Dennoch war ich stolz auf meine

Leistung, denn sie war wichtig. Auf dem Höhepunkt des Sommers, im Juli 1945, die Sonne steil am Himmel, ganz ohne Wasser leben?

Das Problem der Nahrung. An wirkliche Entbehrungen, an Hunger erinnere ich mich nicht. Es ist wahrscheinlich, dass die Versorgung aus dem sehr kümmerlich gewordenen japanischen *haikyû* (Zuteilung), zusammen mit der deutschen Zusatzversorgung und der Vorsorge durch den Vater (Hühnerhaltung, Garten, viele Kisten mit Obstkonserven, Kondensmilch, Corned Beef u. dgl.) bis zum Ende des Krieges wirkliche Entbehrung nicht aufkommen ließen. Und bald nach der US-Besetzung im Herbst gab es eine substantielle Zusatzzuteilung aus Beständen der *US Army*, für alle Ausländer – aber wohl nur für die Westmenschen unter ihnen. Für die große Mehrheit der japanischen Bevölkerung, besonders die noch in den Städten verbliebene, sah es dagegen armselig aus.

Die eben erwähnten Hühner waren schon 1943 im Kôbe-Haus aufgetaucht, ein Hahn und etwa vier weiße und zwei *Leghorn*-Hennen, in einem aus dünnen Bambusstangen gefertigten Laufkäfig, und darin einem mit Schiebetür verschließbaren Stall für die Nacht. Sie begleiteten die Familie bis zum Ende ihres Aufenthalts, bis Januar 1947. Die Aufzucht von Küken war ein die Kinder beeindruckendes Geschäft, besonders ihr Schutz gegen *tobi*, schwarze Raubvögel, die blitzschnell aus der Luft herniederstürzten, um sich einzelner Küken zu bemächtigen (nach dem Lexikon handelt es sich um den *Roten Milan*, lateinisch *Milvus migrans*). Ich widmete dem *Tobi* mein erstes Gedicht, Verse in Reimen.

Weiter spielte im Sommer 1945 der Garten eine wichtige Rolle. Dass es ihn überhaupt gab! Jedes der Häuser im *James Compound* hatte einen ausgedehnten Ziergarten: Rasen, Büsche, Bäume! Genug Platz jedenfalls, um einen Gemüsegarten anzulegen, ganz unvergleich viel größer als die wenigen, armseligen Beete, die ich in Kôbe gesehen hatte, angelegt auf einer Seite der Gehwege, die es am Rande einiger, sehr weniger großer Straßen gab. Eine sehr begünstigte Situation also für uns, besonders angesichts des Klimas, das zwei, ja drei Ernten im Jahr zuließ. Die maßgebliche Anregung kam wohl von meinem Vater, aus der Familie eines Hausschlachters, wo der alltägliche ‚Nahrungserwerb' ein Geschäft für die gesamte Familie war. Ich sehe ihn deutlich vor mir, wie er in einem altmodischen, schwarzen Ganzkörperbadeanzug, und solcher Arbeit ganz ungewohnt, schwitzend mit schwerer Hacke die Beete von der Rasengrasnarbe befreite. So hatte ich ihn noch nie erlebt, vielmehr immer nur im Maßanzug mit Hut, Schirm und Aktentasche, oder auch in Knickerbockern. War das an Sonntagen? Oder *nach* dem August 1945, nach der raschen Beschlagnahmung der deutsch-japanischen Firma, in welcher der Vater 20 Jahre gearbeitet hatte, durch die US-Besatzungsmacht?

Ein Jahr zuvor schon hatte der Vater dafür gesorgt, dass ein kräftiger Helfer für die Feld-Arbeit ins Haus kam: ein Weinbauer aus *Elba*, interniert seit dem Übertritt der italienischen Regierung auf die alliierte Seite im Herbst 1943. Die Deutschen, treugebliebene Verbündete, hatten das Privileg, solche Italiener für sich arbeiten zu lassen, sozusagen als Sklaven – die darüber dennoch froh waren, denn ihre Ernährung musste der Patron übernehmen. Ich erlebte diesen Bauern sehr aus der Nähe, eben weil er bei uns mittags im Schatten des Hauses mit am Tisch saß: ein leutseliger Mann, aus dessen Aussehen und Worten gewissermaßen seine gebirgige Weinheimat ins Zimmer trat. Seine Hauptaufgabe war, mit schwerer Spitzhacke und anderem Werkzeug ein Stück Land tief unterhalb des Hauses der Wildnis zu entreißen, Beete anzulegen, zu

bepflanzen, zu pflegen, bis zur Ernte. Zu ernten gab es freilich nicht viel: die schweren Regengüsse und Bergrutsche infolge eines schweren Taifuns im September nach Kriegsende ließen nur eine Wüstenei zurück und rissen auch Teile des eigentlichen Gartens hinweg, beinah noch das Haus selbst.

Welche Feldfrüchte wurden am Haus gepflanzt? Meine lückenhafte Erinnerung weiß von Gurken (ich hatte sie zu gießen, und sie sind mir seither zuwider), von Tomaten (wunderbar, wenn frisch von der Staude, sonnendurchglüht, reif und streng duftend), weiter von Kürbissen, Auberginen und besonders von Süßkartoffeln. Die letzten drei Gemüse existierten mir ausschließlich unter ihren japanischen Namen: *kabocha* (zugleich als Schimpfwort gebräuchlich), *nasubi* (bis heute mein liebstes Gemüse) und *imo*, auch *satsuma-imo* (Süßkartoffeln, Hauptnahrung auch der japanischen Bevölkerung in jenen Jahren). Ein großer Teil der Ernte auch dieses Gartens wurde freilich ebenfalls Opfer jenes Taifuns im September 1945, der neben den gewohnten Regengüssen auch gewaltige Schleier von Salzgischt vom einen vollen Kilometer entfernten Meer zu uns in die Höhe trug, die Pflanzen völlig versengte, die Fenster dicht mit Salz bedeckte, und auch viele Häuser am Strand zerstörte. Das Kraut der Tomaten und Süßkartoffeln musste ausgerissen werden. Und dennoch dürfte der Garten einiges zur Ernährung beigetragen haben. Und dazu ein immaterieller, doch dauerhafter Effekt: eine gewisse Vertrautheit mit der Gartenarbeit und mit der Haltung von Hühnern – bis heute kann ich mich mit ihnen glaubwürdig unterhalten, besonders mit den Hennen: sie beachten meine Äußerungen in ihrer Sprache.

Das Leben bestand nicht aus ständigem Luftalarm, es flogen nicht ständig Bomber (in Japan etwas anders als in Deutschland: nach wenigen großen Angriffen war auch von Großstädten nicht mehr viel übrig). Es gab mehr oder weniger Normales, das Schwitzen und Schaffen unter sengender Sonne zum Beispiel, so etwa das Gießen der Gurkenpflanzen. Es gab Gerüchte, und es gab recht glaubwürdige Nachrichten, dem Vater zuverlässig zu Ohren gekommen, dass die japanischen Behörden planten, die Staatsangehörigen des nach dem 8. Mai nicht mehr vorhandenen Verbündeten zu evakuieren, nach *Hokkaidô*, der nördlichsten der vier großen japanischen Inseln, über eine Meerenge von -zig Kilometern hinweg. Vielleicht auch um unerwünschte Beobachter oder vermutete Spione von möglichen Landungsplätzen der US-Armee zu entfernen. Dem Vater machten diese Pläne große Angst, und die ständigen Sorgen oder auch das, wie er meinte, sehr unbekömmliche Schweineschmalz führten zu schweren Furunkeln. Aber zum Glück kam es nicht mehr dazu – am 15. August war es zuende.

Das mehr oder auch weit weniger Normale, im letzten Jahr des Krieges. Ein Gedicht über den *tobi*, s.o. Nachbauten aus der Erinnerung an die Doppeldeckerbusse im Berlin von 1938/39: aus jeweils zwei Zündholzschachteln, beklebt mit Buntpapier, zur Bezeichnung von Fenstern, Türen, auch mit Papp-Rädern, die sich ‚wirklich' drehten. (1994 habe ich noch einmal einen für meine Enkel nachgebaut, auch sie kamen ja aus Berlin ...). Das Bauen von Höhlen zusammen mit Gleichaltrigen, am Rande des Gartens von *J.* u. *P. S.* So tief in den Hang hinein, dass zuletzt eine Höhle einstürzte, zum Glück ohne errnsthaft Verschüttete. Es wurde eben auch einfach gespielt. Und sozusagen en passant, doch nicht ohne nachhaltigen Eindruck: die Nachricht vom „Heldentod des Führers, mit der Waffe in der Hand, auf den Stufen der Reichskanzlei". Mutmaßungen über die Herkunft von Fleisch bei einem deutschen Nachbarn, in Verbindung mit den Nachrichten über das Verschwinden eines Hundes (die Verdächtigungen richteten sich gegen den chinesischen Koch). Vorher war auch unser Hund schon verschwunden, übernommen von den französischen Vormietern des Hauses. Spekulationen der Kinder

darüber, wie es die von der japanischen Geheim- und Militärpolizei, der *kempeitai*, als ‚Spionin' verhaftete Nachbarin (*W.*) wohl geschafft haben konnte, ihren Geheimsender zu verstecken? Im Spülkasten des WCs? Dass sie in ihrer Zelle – über ein halbes Jahr, im Winter 1944/45 – sehr gefroren habe, drang auch an unsere Kinderohren. Und sicher allerhand anderes, im Gedächtnis nicht mehr Aufgefundenes.

8. 1945, August: die Atombomben – Fehlanzeige

Wann immer man in Unterhaltungen in Deutschland auf den Krieg in Japan zu sprechen kommt, ist von diesem Krieg vor allem *eines* bekannt: die Atombombe in *Hiroshima*, am 6. August 1945 abgeworfen – die drei Tage danach in *Nagasaki* „erprobte Bombe" dagegen kaum, und erst recht nicht die Tatsache von schwersten Brandbombenangriffen auf die Zivilbevölkerung in den Großstädten, die im Einzelfall mehr unmittelbar verbrannte Opfer zur Folge hatten als in *Hiroshima*.

Und weiteren Unglauben erregt die Tatsache, dass ich damals und noch lange später darüber so gut wie nichts erfahren habe. Ich weiß nichts davon, dass in den Tagen danach irgendeine der spärlich noch erscheinenden Zeitungen davon berichtet hätte.

Einzig ein Detail hat sich mir eingeprägt, wohl weil ich den Bericht meines Vaters darüber gehört habe, mit größter Wahrscheinlichkeit aber erst Wochen später. Denn da er noch täglich mit der Schnellbahn durch *Kôbe* hindurch nach *Ôsaka* in sein Büro und wieder zurück fuhr (mit Halten auf freier Strecke bei Luftangriffen usw.), beobachtete er bei einem Zwischenhalt auf einem größeren Bahnhof (war es *Sannomya*?), oder selbst als Insasse dieses Zuges: dass nämlich in dem Schnellzug von *Tôkyô* über *Ôsaka* und *Kôbe* nach *Shimonoseki* eine größere Zahl von hohen Offizieren reiste, die außerordentlich ernst dreingeblickt hätten; der Zug passierte auf seiner Fahrt nach *Shimonoseki* am Ende der Hauptinsel *Hondo* auch *Hiroshima*, knapp 300 km von *Kôbe* entfernt. Ich sehe jene Offiziere vor mir auf dem Bahnhof, aber ich habe sie nicht gesehen. Darüberhinaus habe ich bis nach der „Repatriierung" nach Deutschland im Februar 1947 von einer Atombombe nichts gehört. Und von meiner Mutter erinnere ich die Bemerkung, aber Jahre später, von in *Hiroshima* ansässigen deutschen Jesuiten habe man erste Nachrichten erhalten. Einen dieser Jesuiten habe ich in den 80er Jahren kennengelernt, auch sein letztes Buch herausgegeben (*vgl. Erlinghagen 1982 und 1994*).

Dass ich lange Zeit so ahnungslos war, das lag nicht an meiner kindlichen Unschuld. Eher schon an der zurückhaltenden Vorsicht meiner Eltern. In den letzten zehn Tagen von dem Abwurf der ersten Atombombe bis zur Kaiserlichen Proklamation der Annahme der bedingungslosen Kapitulation am 15. August 1945 herrschten zweifellos Ratlosigkeit, Unkenntnis und weiterhin Angst vor jeder Äußerung, die gefährlich werden könnte ...

Nach dem 15. August wird sich das langsam gelockert haben, aber auch nach dem sichtbaren Auftreten der Sieger seit September blieb die Unkenntnis die dominante Tatsache: denn die Sieger verhängten über ‚das' Ereignis eine umfassende Nachrichtensperre, die grundsätzlich bis zum Friedensvertrag von *San Francisco* von 1951 fortbestand. Auf der einen Seite haben sie an den Orten des Geschehens eine wissenschaftliche perfekte und unmenschlichliche ‚Aufklärung' der ‚Ergebnisse' unternommen (exakte Tatsachenerhebung, bis zur Farbfilmung vieler Opfer, völlig entblößt und in verschiedenen Körperansichten, demütigend; aber keine

Erste Hilfe, zu der die japanischen Mittel nur noch in engen Grenzen ausreichten). Auf der anderen Seite haben sie die zulässigen Nachrichten auf der Ebene der veröffentlichten Meinungen, Bilder wie Worte, aufs sorgfältigste gesteuert. So entstanden in der japanischen Bevölkerung die verschiedensten Gerüchte. Unter anderem verbreitete sich die Meinung, die in *Hiroshima* und *Nagasaki* Überlebenden seien Träger einer ansteckenden Krankheit, zu denen man jeden Kontakt meiden müsse ...

Im übrigen habe ich mich weit später mit dieser sog. Bombe ebenso wie andere deutsche Zeitgenossen befasst, anhand von Büchern und Artikeln. Allenfalls mit einem zugespitzten Interesse wegen meiner damaligen Anwesenheit im Lande des Abwurfs. Aus den in Deutschland dominanten Quellen fügte sich mir die Auffassung zusammen, die zahlreichen Opfer seien zwar eine furchtbare Tatsache, aber angesichts der andernfalls vorauszusehenden noch viel größeren Zahl der Opfer bei der zu erwartenden Invasion, weiteren Bombardements und sich ausbreitendem Hunger usw. sei es das geringere Übel gewesen. Und für uns als in Japan lebende Ausländer fügte ich noch das nicht unwahrscheinliche Ereignis eines Ausbruchs einer japanischen Massenhysterie gegen Ausländer hinzu; dergleichen hatte nach dem großen Kantô-Erdbeben 1923 in *Yokohama* und *Tôkyô* viele Koreaner das Leben gekostet. Diese Erwägungen hielten sich ganz außerhalb moralischer Überlegungen im engeren Sinn – ob nämlich der Einsatz einer solchen Massenvernichtungswaffe gegen Menschen, und noch dazu gegen unbewaffnete Zivilisten, gegen Mütter, Kinder, Säuglinge überhaupt zu rechtfertigen sei.

Allmählich habe ich durch meine zunehmende Kenntnis von den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen vor allem in USA selbst meine Auffassung differenziert, wie ich meine. Die wohl bedeutungsvollste Gegenposition ist, dass von den beiden Hauptparteien in der japanischen Oligarchie von der einen eine Kapitulation befürwortet worden sei und auch bereits ‚Friedensfühler' u.a. über die noch neutrale Sowjetunion ausgestreckt worden seien; es sei eigentlich nur noch um die Anerkennung der Institution des Kaisertums gegangen (die auch von führenden Politikern in USA empfohlen wurde).

Außerdem wird auf die internen Differenzen in USA selbst schon vor dem Abwurf der Bomben verwiesen. Statt eines ins einzelne gehenden Überblicks über diese Erörterungen in USA möchte ich nur die beiden damals vertretenen Hauptargumente gegen den Abwurf anführen (wegen der Geheimhaltung waren vor dem Abwurf nur engste Kreise eingeweiht). Danach habe sich die Mehrzahl der höchsten US-Militärs[72] *gegen* die Verwendung der Atombombe ausgesprochen. Und zwar einerseits aus *moralischen* Gründen (‚haben wir nicht die Kriegführung Deutschlands, Italiens und Japans gegen die Zivilbevölkerung abgelehnt, daraus unsere moralische Legitimation bezogen?'). Andrerseits sei es die *militärische* Einschätzung gewesen, dass Japan ohnehin völlig am Ende sei.[73] Die Entscheidung für den Abwurf sei von dem nach

---

[72] Nach *Bird & Lifschultz 1998 (Introduction)* der Fünfsternegeneral *Eisenhower (S. XXXIII)* sowie der Admiral *Leahy* (*S. XXXIII f., vgl. auch folgende Fußnote*), etwas weniger entschieden der Fünfsternegeneral *Marshall (ebd. S. XXXIV, XXXVI)*, weiter auch die Generäle *Chester Nimitz*, *Douglas MacArthur*, *Henry Arnold (S. XXXVI).* Ganz zu schweigen von einer sehr erheblichen Anzahl der an der Entwicklung der Atombombe beteiligten Wissenschaftler, u.a. *Albert Einstein*.

[73] Beide Auffassungen zusammengefasst in der Äußerung von Flottenadmiral *William D. Leahy*, Chef der Vereinigten Generalstäbe unter den Präsidenten *Roosevelt* und *Truman*: „It is my opinion that the use of this barbarous weapon at Hiroshima and Nagasaki was of no material assistance in our war against Japan. The Japanese were already defeated and ready to surrender. ... My own feeling was that in being the first to use it, we had adopted an ethical standard common to the barbarians of the Dark Ages. I was not taught to make war in that fashion, and wars cannot be won by destroying women and children." *Bird*

Roosevelts Tod im April amtierenden bisherigen Stellvertreter, dem Präsidenten *Truman* gefällt worden, stark beeinflusst vom Außenminister *Byrnes* (und übrigens auch gestützt vom britischen Permierminister *Churchill*). Wichtig dafür seien auch Gründe gewesen, die mit Japan nur am Rande zu tun hatten: sich als *die* Weltmacht mit dem absolut überlegenen Machtmittel vorzustellen, nicht zuletzt gegenüber der Sowjetunion, und *vor* deren Kriegseintritt gegen Japan, der für den 9. August versprochen war und tatsächlich stattfand.[74] Wäre die Entscheidung auch von dem verstorbenen Präsidenten *Roosevelt* ebenso gefällt worden?

& Lifschultz, S. 3 und 11. Die Argumentation steht im letzten Satz der von *Graf Claus von Stauffenberg* nahe, mit der er sein Bombenattentat am 20. Juli 1944 gegen Hitler rechtfertigte.

[74] Vgl. *Gar Alperowitz: Historians Reassess: Did We Need to Drop the Bomb?* In: *Bird & Lifschultz, S. 5-21.*

VIII Nachkrieg

1. *Denwa wo kakeru* – Das erste Telefongespräch

Tarumi jûhachiban onegaishimasu! Bitte Tarumi Nr. 18! Diese Worte sprach *Botchan* zum Fräulein vom Amt. Ich sprach in einen kleinen Trichter aus glänzendem Messingblech, das Mikrophon; es ragte aus dem Wandgerät heraus, einem flachen Kasten aus dunkelbraunem, mattpoliertem Holz. Mit der linken Hand hielt ich den altertümlichen Hörer ans Ohr, eine Hörmuschel mit faustgerechter Verlängerung. Zuvor hatte ich eine große Ein-Sen-Münze aus Kupfer eingeworfen (aus der Vorkriegszeit; vom Metallwert abgesehen, eigentlich nichts mehr wert in dieser Zeit der Nachkriegsinflation). Ein solches Gerät wie dieses hier in der öffentlichen Telephonzelle am Ausgang des kleinen Bahnhofs von *Maiko*, einem kleinen Fischer- und Feriendorf am Westrand von Kobe, kannte ich auch von zuhause, wo ich eben angerufen hatte. Es stand dort nicht auf irgendeinem Tisch, sondern befand sich in Kopfhöhe an der Wand einer kleinen Kammer, einer *Telephonzelle* (aber das Wort kannte ich noch gar nicht). Man konnte sie nur vom Zimmer des Dienstmädchens aus betreten; den Geruch und den Dämmer des recht geräumigen Zimmers hatte ich im Gefühl bei meinem Anruf. Und bei diesem ‚Dienstmädchen' rief ich also an – das war auch der Zweck solcher Anrufe aus der Stadt in der Villa am Meer: die Erteilung eines Auftrags. Das ‚Mädchen' war eine nicht mehr junge Kriegerwitwe ohne Kind, froh über diese Anstellung mit Unterkunft. Sie kümmerte sich aufopfernd um verlassene Katzen und war daher in der Nachbarschaft als *Neko-obasan* bekannt, etwa: Katzentante, ganz ohne herabsetzenden Unterton. (Nur diese Anrede kannte ich von ihr, beim anderen ‚Dienstmädchen' aber durchaus den Namen: *Hasunuma-san*, Frau Hasunuma. Diese war mit einem nun arbeitslosen Arbeiter der Werft in Kobe verheiratet, kinderlos zu beider Leidwesen – daran ist die Ehe Jahre später zerbrochen.)

Der Anruf war ein plötzlicher, ein kühner Einfall: es war mein allererster Telephonanruf. Beinahe zwölf Jahre war ich alt, der Pazifische Krieg war schon über ein Jahr zuende. Viele Telephone gab es wohl nicht mehr in Kobe, nach den verheerenden Bombenangriffen des Jahres 1945, und ohnehin waren es nicht viele gewesen. Vor allem Firmen hatten solche Geräte, und sehr wohlhabende Privatleute. Und meine Familie wohnte nun zum ersten Mal in einem Haus mit Telephon, in einem repräsentativen Haus im europäischen Stil, und direkt am Meer. Erbaut hatte es Anfang des Jahrhunderts der Gründer der bedeutenden *Kanebô*-Seifen- und Kosmetik-Fabrik; nach seinem Tod war es als Firmenheim für Gruppenausflüge von Angestellten genutzt worden.

Der *Neko-obasan* nun sagte ich, *Botchan*, meine Bitte, einen eigentlich geradezu übermütigen, fast an den Haaren herbeigezogenen Wunsch – tatsächlich ein Vorwand dafür, einen solchen Apparat ausprobieren zu können: man möge mich bitte am Bahnhof mit einem Schirm abholen". Ich war soeben auf dem Heimweg von der Schule mit der Bahn angekommen, und plötzlich hatte es heftig zu regnen angefangen, ein Schauer an einem warmen, fast noch heißen Tag im September 1946, die schweren Tropfen schlugen kleine Trichter in den trockenen heißen Sand. Der Sand erstreckte sich mehrere Hundert Meter von dem kleinen Bahnhof bis zum Haus, auf einem

Küstenstreifen, eigentlich nur einem kaum hundert Meter breiten Übergang vom Meer ins festere, hier fast flache Land.

Auf diesem Sandstreifen standen viele uralte, hohe, Schatten spendende Kiefern; es war eine aus Literatur und Geschichte berühmte Stätte, von unheimlichen Sagen umgarnt (die Erinnerung spricht mir von einem *Samurai*, an eine der mächtigen Kiefern gefesselt). Es war also ein *meishô*, ein ‚Berühmt-Ort', in manchem alten Holzschnitt verewigt. Zum Meer hin ging der Streifen in den schmalen, im Wasser bald sehr abschüssigen Strand über, teilweise durch Steinmauern abgestützt und geschützt; es war die Meerenge von *Akashi* mit ihren reißenden Gezeitenströmungen. Gegenüber ragte die ganz und gar bewaldete Insel *Awaji* auf, und nach rechts, nach Westen schaute man in die ‚Inlandsee' (*Setonaikai*), durch drei große Inseln vom Pazifik abgegrenzt; auch sie in der Poesie, im frühen Tourismus für ihre Schönheiten berühmt; in der Hochwachstumsepoche von Industrieabwässern verseucht. Die Aura dieses Landstrichs am Eingang zur Inlandsee war durch einen etwas landeinwärts gelegenen, von einem gepflegten Park umgebenen Sommerpalast eines kaiserlichen Prinzen hervorgehoben; etwas weiter zur Stadt hin die monumentalen Reste einer frühen fürstlichen Grabanlage.

„Maiko-Strand" mit Kiefern-Hain, ein mythischer und historischer Ort: Holzschnitt d. bekannten HIROSHIGE Ando ca. 1850.

Diese Aura war zu dieser Zeit noch spürbar, aber schon stark angenagt. Denn die ‚Modernisierung' hatte längst ihren ‚Tribut' gefordert: *Kokudô*, die zweispurige ‚Staatsstraße', und *Kokuden*, die Staatsbahn, zogen ihre Spuren der Länge nach durch den schmalen Sandstreifen mit den Kiefernriesen und den mittelalterlichen Legenden. Für den neuen Staat waren Bahn und Straße lebenswichtige Verbindungsadern zwischen den Städten an der Inlandsee, wie *Okayama*, *Hiroshima*, *Shimonoseki*, und den Zentren an der *Ôsaka*-Bucht, weiterhin *Nagoya* und der Hauptstadt *Tôkyô*. In den Monaten vor der erwarteten amerikanischen Invasion und auch noch danach war diese Bedeutung sehr offensichtlich geworden: diese Verkehrsadern, vor allem die Eisenbahn, waren entscheidende Nadelöhre geworden. Denn den Seetransport hatte die *US Air Force* durch den Abwurf von Minen auch in der *Ôsaka*-Bucht und in der Inlandsee fast völlig zum Erliegen gebracht; nur noch Holzboote wagten zu fahren, auch sie gefährdet durch Tiefflieger. Gelegentlich explodierten diese Minen; nach dem Krieg wurden sie abgeschossen – ein höchst sinnenfälliges Erlebnis: den Druck auf die Ohren hatte ich beim Tauchen im Meer immer wieder erfahren.

Inzwischen ist von den Resten jener Aura, auch vom ländlich Sommerfrischlichen kaum noch etwas übrig. Die Bahn ist vierspurig ausgebaut, die kaiserliche Sommervilla mit Garten ist durch ein Hochhaus-Hotel *Maiko Villa* ersetzt, nur die Kiefern des Gartens im Hotelgarten im Ganzen noch erhalten. Der Strand war längst kilometerweit mit riesigen, ineinandergreifenden Tetraedern aus Beton gegen die nagenden Strömungen befestigt worden; ein wenig schöner Anblick, und wandeln kann daher dort schon seit Jahrzehnten niemand mehr. Erst recht nicht seit einem weiteren ‚Einbruch' der Moderne: Ende des 20. Jahrhunderts ist dort eine Hängebrücke erbaut worden, der Welt größte (bis auf weiteres), hinüber zur Insel Awaji, über die reißende und tiefe Meerenge. Dieses Monument japanischer Bautechnologie und Konjunkturförderung hat, noch nicht dem Verkehr übergeben, das große Erdbeben von 1995 unbeschädigt überstanden. Inzwischen rollen Last- und Personenwagen über gewaltige Auffahranlagen – ihnen mußten viele Häuser weichen – hinüber auf die Insel; von deren Südspitze dann über eine weitere, schon früher fertiggestellte Riesenbrücke nach Shikoku, der Vier-Provinzen-Insel, deren rückständige Ländlichkeit nun endlich durchgreifend vom hochentwickelten Großraum Ôsaka-Kyôto-Kôbe aus der Entwicklung geöffnet werden kann. ‚Natürlich' mussten für die Brückeneinfahrt nicht nur die Häuser, sondern auch die alten Bäume weichen. Auf einem Restbestand des Uferstreifens sind dafür kleine Kiefern angepflanzt worden.

Akashi Kaikyô Ôhashi, Großhängebrücke über die Meerenge zur Insel Awaji. Hier der Brückenkopf auf der anderen Seite, in Maiko (Hauptinsel Honshû): ihm musste Strand und Kiefernhain geopfert werden, und fast alle Häuser.

Ein Bild zeigt sich vor meinen Augen, das diese Entwicklung zur Modernität in ihrer unerbittlichen (wie es heißt) Notwendigkeit andeutet, ja vorwegnimmt. An einer Stelle auf jener *Kokudô*, unmittelbar vor dem Haus meiner Familie, hatte man sich beim Bau der Straße offenbar gescheut, einen anscheinend besonders ehrwürdigen oder heiligen Baumriesen zu fällen; die gewaltige Kiefer war am Rande der Asphaltfahrbahn stehen gelassen worden und nahm dem einen Fahrstreifen etwas von seiner vollen

Verkehrstauglichkeit. (Etwas Ähnliches war mir damals auch im Staatsbahnhof *Suma* aufgefallen: Ein Baumriese, ebenfalls eine Kiefer, durfte – durch eine im Dach eines Bahnhofgebäudes ausgesparte runde Öffnung – weiter in die Höhe emporragen.) Mit ihrer ausladenden Krone gewährte die Kiefer vor unserem Haus auch im Hochsommer, unter steiler Mittagssonne, den aus der Stadt mit ihren Ochsenkaren und langen Holzfässern heimtrottenden Bauern, die dort die kostbare Gülle für ihre Gärten und Felder geschöpft hatten, den ersehnten Schatten; und so wurde sie von Mensch wie Ochs zur Mittagsstund gern als Rastplatz gewählt. Der Güllegestank freilich beeinträchtigte das Wohlbehagen unserer Familie. So ließ denn mein Vater ein hölzernes Schild in japanischer Sprache und Schrift mit dem Pinsel und schwarzer Tusche (wie es damals noch üblich war) beschriften und am Baum anbringen (nach japanischer Sitte wies das Schild ein kleines Dächlein auf; noch wirkten ältere Zeiten nach): es sollte die stinkenden Gefährte von diesem Ort fortweisen. Mich beschlich darob, wie ich mich deutlich erinnere, ein leichtes Unbehagen. Waren sich vielleicht die Eltern nicht ganz einig gewesen? Denn der Vater konnte wegen täglicher geschäftlicher Abwesenheit davon nicht viel mitbekommen haben. Irgendwie gehörte sich das doch nicht. Dass der Name des Hauses (*Kanebô Shataku*, Kanebô Firmenheim) heute für kostmetische Wohlgerüche steht, das freilich lag damals allen Beteiligten ganz fern.

2. Erwerbssinn und Wohlhabenheit – im Hungerland

„Das Geld liegt auf der Straße. Man muss es nur sehen und aufheben.“ Mit diesem viel gebrauchten Ausspruch pflegte mein Vater seine Begabung zu umschreiben, in fast jeder Lage einen Erwerb zu finden. Und so wurde er aus einem ‚Kriegsgewinnler‘ nach wenigen Monaten zum ‚Nachkriegsgewinnler‘. Denn die erzwungene Geschäftspause infolge der Beschlagnahmung der deutsch-japanischen Firma, in der er seit 18 Jahren angestellt war, durch die US-Besatzungsmacht im September 1945 währte nicht allzu lange. Nur ein, zwei Monate können es gewesen sein, dass er sich, im altmodischen schwarzen Badeanzug mit Schulterträgern schwitzend, mit dem Anbau von Gemüse in dem Garten des Hauses in *Shioya* beschäftigte, hackend, grabend, gießend. Die Versorgung mit Nahrung war das allererste Gebot der Stunde. Immerhin hatte er längst vorgesorgt. In einem Zimmer des Hauses standen viele Kisten mit Brombeerkompott, eingedickter süßer Milch, Thunfisch, Corned Beef. Teils stammten sie aus japanischer Produktion, ursprünglich zum Export nach Deutschland bestimmt, teils aus Prisenbeständen der deutschen Kriegsmarine, d.h. von alliierten Schiffen, die im Pazifik als Prisen nach Seekriegsrecht gekapert und nach Japan gebracht worden waren. Auf des Vaters Anregung ging auch der im Garten aus dünnen Bambusstangen hergestellte Hühnerstall samt den etwa sechs Hühnern nebst Hahn zurück; sie hatten den Umzug aus Kobe mitgemacht und waren dann später noch einmal ins nächste Haus umgezogen, nach *Maiko.*

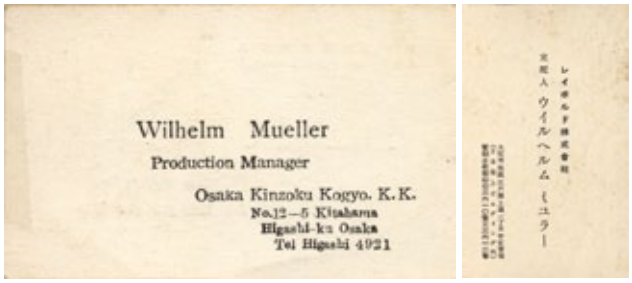
Seit September 1945 rückten die Besatzungsstreitkräfte ein, im südwestlichen Japan einige Wochen später als im Nordosten um Tôkyô. Und da gelang es dem Vater recht bald, mit den neuen Herren ins geschäftliche Gespräch zu kommen, nicht zuletzt durch den amerikanischen Lebenshintergrund seines engen Mitarbeiters *Dr. P*. Dieser hatte während der Fortsetzung seines Ingenieur-Studiums in USA seit der Mitte der 30er Jahre seine amerikanische Frau kennengelernt, eine überaus gebildete Lehrerin der deutschen Sprache, und von untadeliger Abkunft aus altprotestantisch-neuenglischer Familie. Das Paar hatte drei Kinder und konnte in der Tat ein verlockendes Ambiente für US-Offiziere bieten, die nach den Entbehrungen des pazifischen Krieges nichts mehr

ersehnten als ein wenig Zivilität und Familienatmosphäre ihrer eigenen Kultur und Sprache. Und der Zufall wollte es noch dazu, dass ein *old pal* aus *Dr. P.s* Collegezeit Versorgungsoffizier der Division war, die sich an der gegenüberliegenden Küste der großen *Ôsaka*-Bucht nahe der Großstadt *Sakai* ihr *Camp* einrichtete.

DDT-Schachtel , japanische Nachkriegs-produktion. DDT wurde von der US-Armee im Pazifikkrieg viel verwendet; heute nicht mehr zugelassen.

Die Besatzungsmacht hatte vielfältigen und dringenden Bedarf für ihre Versorgung. Nachdem sie in einer ersten Säuberungsaktion die Luft über dem Küstenstreifen der Stadt Kobe von bedrohlichen Keimen befreit hatte (mit Flugzeugen, die das Desinfektionspulver DDT in großen Schwaden eindrucksvoll über die Stadt verteilten), erkannte sie bald, dass auch das Wasser nicht rein war: die öffentliche Wasserversorgung in Japan entbehrte noch der Chlorierung! So bestand dringender Bedarf an *chlorators* zumindest im Bereich der großen Kasernen bzw. *Camps*. (Japan hat die Lektion begriffen: nirgends sonst stinkt es so gesund nach Chlor, sobald man den Wasserhahn laufen lässt.) Mein Vater war hier an der richtigen Stelle.

Denn aus seinen Geschäftsbeziehungen und seiner Tätigkeit in der eben beendeten Kriegszeit war ihm bekannt, welche noch einigermaßen intakten oder reparablen Fabriken für die Herstellung solcher Maschinen in Frage kamen, und wo das erforderliche Material gehortet lag, und wie man an die jeweiligen Besitzer herankam, ihre Kooperation gewinnen konnte. So wurde er zusammen mit *Dr. P.* vermittelnd tätig – nun als Angestellter einer *Ôsaka Kinzoku KK* (Osaka Metall-Verarbeitungs-AG, einer aus dem *Sumitomo*-Konglomerat ‚entflochtenen' Firma *Sumitomo Kinzoku Kôgyô*; vgl. *Koch 1998*). Von dieser Firma wurde ihm vertraglich eine Bezahlung in US-Dollars bewilligt, 250 $ monatlich – im inflationsgeschüttelten Japan war das sehr viel. Zu seinen Vermittlungsaufgaben gehörte z.B. die Lösung eines so elementaren Problems, wie man die wegen des Hungers und ihrer verbrannten Häuser aufs Land geflüchteten Arbeiter wieder an ihre Arbeitsstätten locken könnte. Es wurden ihnen dafür Süßkartoffeln in Aussicht gestellt (diese waren in den letzten beiden Kriegsjahren immer mehr zum ‚Ersatz' für Reis geworden). Und die wurden nun mit Lastwagen der *US Army* vom Land – dort vermutlich mit frischgedruckten oder schon mitgebrachten Besatzungs-Yen bezahlt – in die Fabriken gefahren, um an die Arbeitswilligen ausgeteilt zu werden.


Wilhelm Mueller
Production Manager
Osaka Kinzoku Kogyo. K.K.
No.12—5 Kitahara
Higashi-ku Osaka
Tel Higashi 4921

Namenskarte: W. M. Production Manager, Osaka Kinzoku Kogyo. K.K.(bis 1945 Sumitomo Kinzoku Kôgyô). Nebst japanischer Seite.

An einen Besuch im *Camp* jener US-Division in *Sakai* (genau: des 27. Regiments der 25. Division), zusammen mit meinem Vater und einer meiner beiden Schwestern, erinnere ich mich recht gut. Die Erinnerung ans Wetter sagt mir: es wird im Frühjahr oder Herbst 1946 gewesen sein. Der Weg zum *Camp* führte mit öffentlichen Verkehrsmitteln über Kobe und *Ôsaka* nach *Sakai* (ebenfalls eine alte Handels- und Industrie-Stadt), vielleicht 70, 80 Kilometer um die *Ôsaka*-Bucht herum. Mir war von der Stadt *Sakai* damals nur eines im Kopf: im Dunkel der Sommernacht

der rote Schein über der gegenüberliegenden Küste der großen *Ôsaka*-Bucht: „Das muss *Sakai* sein!“ so hörte ich, nach einem schweren Bombenangriff: es war eine Entfernung von etwa 40 Kilometern Luftlinie. Eine unheimliche, eine düstere Erinnerung, sie ist es mir bis heute, freilich sich abschwächend mit wiederholter Erzählung.

Von dem *Camp* selbst hat sich mir vor allem eines eingeprägt: eine für japanische Verhältnisse ungeheuer ins Weite ausgedehnte Fläche – ehedem vielleicht ein Flugplatz? Nur wenige einstöckige Gebäude, locker herumstehende *jeeps* und *trucks*. Hier gab es viel Platz, hier gab es keine Enge – dies allein schon eine Geste des Sieges. An Einzelheiten, etwa der Bewirtung, erinnere ich mich nicht, ausgenommen an einen *custard* genannten leichten Pudding. Denn meine nachhaltigen Erinnerungen an massive Stühle und Tische, Trinkwasserspender, stark geheizte Räume und die sehr helle Beleuchtung können mir auch aus anderen Zusammenhängen ins Gedächtnis getreten sein – es gab in jenen eineinhalb Jahren nach Kriegsende (und danach in der *US Zone* in Deutschland) manche Gelegenheit zum Kontakt mit Soldaten und Einrichtungen der US-Armee. Nur zwei solcher Gelegenheiten seien hier erwähnt.

Das erste Mal: Weihnachten 1945. In einem großen Haus des *James Compound* in *Shioya* wurde von *GIs* eine Weihnachtsfeier für die europäischen Kinder veranstaltet. Wundersame Dinge gab es dort, nie zuvor erlebt: ein reizvolles und rätselhaftes Getränk namens *Coca Cola*, in ganz eigenartigen Fläschchen. Oder *marshmallows*, mehr als walnussgroße weiße Ballen aus einer pudrig-sanftweichen und süßen Masse. Oder *doughnuts*, in Fett ausgebackene Kringel, Kugeln usw. Und natürlich die schon vertrauten Lutschbonbons *Life Savers*, in Gestalt kleiner Rettungsringe, oder Kaugummi, Marke *Spearmint* oder *Wrigley*, oder auch *Hershey Chocolate*. Und einer dieser GIs, *P. A. C.*, aus einer italo-amerikanischen Familie aus *Neapel*, ist nicht nur auf Dauer in Kobe geblieben (anfangs besonders mit der findigen Beschaffung überlebensnotwendiger Güter für die notleidende und zahlungsfähigen Teile der Bevölkerung befasst, nicht zuletzt auch aus US-Beständen ... ganze Lastwagen sollen die Depots verlassen haben), sondern er hat mich auch 1983 bei einem Besuch im *Kobe Club* wiedererkannt und, nach Vermittlung durch den langjährigen deutschen Generalkonsul in Kobe, *Wolfgang Galinsky*, gerührt begrüßt! Über ihn schrieb mir Herr *Galinsky* in einem Brief: „Mr. C. ..., der den kleinen Müller-Jungen seinerzeit in Shioya mit Schokolade oder Bonbons fütterte und ihn nicht vergessen hat, war im Jahre 1988 der 12.größte Steuerzahler von *Hyogo-ken* [der Präfektur weit um Kobe] mit 1,3 Millionen gezahlter Steuern. Am 1. April wurde er, als die Stadt Kobe ihr 100-jähriges Jubiläum als moderne Großstadt feierte und 100 Einwohner zu ‚verdienten Bürgern (kôrôsha)‘ machte, als einziger Ausländer mit dieser Würde geehrt“, auch wohl wegen seiner Verdienste um das Internationale Krankenhaus und den Ausländerfriedhof auf dem *Futatabi*-Friedhof [75].

Eine andere, unvergessliche Erinnerung war der *4th of July* 1946. Auf Hinweis eines anderen Shioya-Deutschen, von Herrn *Z.*, fuhren wir am Abend als kleine Kindergruppe mit der Bahn zu dem uns wohlvertrauten *Sannomiya*-Bahnhof, dem eigentlichen Zentrum der Stadt. Dort gab es zur Feier dieses Gründungsfests der Nation („*We, The People ...*“) ein von den Feuerwerkern der *US Army* ins Werk gesetztes Feuerwerk, zum Abschluss vorausgehender Festlichkeit. Zwei Bilder ihrer Kunst am dunklen Sommerhimmel über *Kobe* haben sich mir unauslöschlich eingeprägt: *The Starspangled Banner*, und zum triumphalen Abschluss: *Harry S. Truman, President of the United*

[75] Zitat: aus einem Brief von *W. Galinsky* an den Verf., *13. 8. 1989, S. 3.*

States of America, ein vielfarbig flammendes Gemälde desselben im Nachthimmel, nicht ohne Krawatte und Hemdkragen. Der Hintergrund ist mir auch in Erinnerung geblieben – die weite, kahle Fläche, von der kaum beschädigten Hochbahn im Rücken bis zu den Hafenanlagen: alles abgebrannt.

Aus späterer Kenntnis freilich muss ich diese unmittelbare Erinnerung korrigieren: das siebenstöckige Betongebäude des mir wohlvertrauten *Sogô*-Kaufhauses muss am Nachthimmel zur Linken noch gestanden haben, sieben Stock hoch. Denn fast dreieinhalb Jahrzehnte später fand ich es in kaum veränderter Gestalt dort vor, vor allem aber eine seitlich in das Basement hinunterführende schmale Treppe mit einem charakteristisch geschwungenen, ganz glatten Geländer aus Kunststein. Ich konnte mein Gefühl von damals beim Hinabgleiten meiner rechten Hand auffrischen, 40 Jahre später. Und nicht nur einmal: denn die üppige und marktmäßig laut belebte Lebensmittelabteilung dort unten hat mich noch oft gesehen, nicht zuletzt zusammen mit meiner Frau. Und die unverhohlen über uns Fremd-Menschen staunenden Verkäuferinnen an den vielen einzelnen Ständen, die sich lebhaft über unser Interesse an den angebotenen Leckerbissen freuten, japanischen natürlich. (Heute sieht es dort deutlich anders aus: Auslagen ebenso wie Konsumenten und Konsumentinnen wirken weit mehr westlich orientiert. Das Kaufhaus insgesamt hat – wie andre auch – seine ursprünglich eher volkstümliche Orientierung geändert, im Zentrum einer ungeheuer angewachsenen Szenerie des Jugendkonsums um den Bahnhof *Sannomiya*.)

Über diese beiden hier angedeuteten Erlebnisse mit der neuen Besatzungsmacht hinaus gab es noch eine Reihe von anderen Begegnungen, die mir eine gewisse Vorstellung von amerikanischem Leben vermittelt hat (nach der Zeit in Kobe auch in den zwei größten Städten der *US Zone of Germany*). Eine Folge dieser vielfältigen und teilweise regelmäßigen Begegnungen ist meine unbefangene Geläufigkeit in der englischen Sprache, die es mir auch erleichtert hat, mich auf weitere europäische Sprachen einzulassen.

Nicht vergessen sei hier auch der intensive Kontakt mit einigen Angehörigen der australischen Streitkräfte, die am Westrand von Kobe stationiert waren und bei uns ein wenig Familienzivilität fanden. In einem Fall hat sich die Beziehung bis in die Gegenwart fortgesetzt. Einer der damals ganz jungen Soldaten, die damals bei uns im Haus waren, hat uns nach unserer ‚Repatriierung' in die deutsche Armseligkeit tatkräftig unterstützt und uns ein Leben lang stolz über seine zahlreichen Kinder und Enkel geschrieben; ebenso wie seine Brüder war er ein Schaffarmer im Bundesstaat *Victoria*. Im Januar 2006 ist *Colin Legum* gestorben. Zwei seiner Enkel haben uns in Deutschland besucht.

Keine Enge – das war der beherrschende Eindruck bei den Kontakten mit Amerikanern, viel eindrucksvoller noch als solche Dinge wie Trinkwasserspender oder überheizte Räume oder überhelles elektrisches Licht, im ungeheizten und sehr matt beleuchteten *Japan*. Denn Enge, die kannte ich aus japanischen Verhältnissen ganz gut[76], und nach dem Krieg noch in ganz zugespitzten Formen. Etwa bei der langen Fahrt

[76] Enge und Weite – das ist offenbar ein tiefgreifender Unterschied für die Alltagsweltwahrnehmung. Dieser Schluss legt sich jedenfalls nahe, wenn man den Erfolg der japanischen Filmproduktion in Südostasien bedenkt, welche die aus USA deutlich beiseitegedrängt hat. Ein Grund, der dafür von den Filmbesuchern genannt wird, ist die in US-Filmen vorherrschende Weite: Landschaft, Straßen, Gärten und Häuser. Diese Weite gibt es in Südostasien nur ausnahmsweise, in der Enge fühlt man sich

nach *Sakai*, mitten durch eine zerstörte Megalopolis hindurch: mit der Bahn von *Maiko* am äußersten Westrand von Kobe durch die ganze langgestreckte Stadt, weiter nach *Ôsaka*, und auch hier hindurch, mit wiederholtem Umsteigen – und stets entsetzlich überfüllte Züge und Bahnhöfe. Am schlimmsten das Umsteigen an einer Untergrundstation in *Ôsaka*: hinauf an die *Oberfläche*, denn mehr war da nicht – hier trat mir die plattgebombte Stadt so unmittelbar vor die Augen wie nie zuvor: kaum ein Gebäude, nur einzelne Bretterbuden, und viele, viele, weiterdrängende Menschen. Hier herrschte die Enge, eine neue, gesteigerte, beängstigende Enge. Und man spürte förmlich die neue Armseligkeit. Davon bekam ich sonst, in gesicherter Lage, weit draußen vor den dichtbebauten und nun zerstörten Teilen von Kobe, wenig mit. Überdies erschien es mir in Kobe nie so schlimm, auch wenn ich bei gelegentlichen Fahrten nach der mir wohlbekannten Zentralstation *Sannomiya* und dem dortigen Zentrum des Schwarzmarkts heimatlose Heimkehrer in den Unterführungen auf dem Boden liegen sah, zerlumpte Soldaten, oft mit sichtbaren Kriegsverletzungen. Vielleicht war hier für mich alles gemildert, weil sich hinter der langgestreckten Stadt, im Norden, die nie zu übersehende Kette des *Rokkô* ausdehnte? Hier war noch genug Vertrautes da, auch der Bahnhof und die Hochbahnstrecke aus Beton, beide vom Feuer nicht zerstört.

Von großer Bedeutung war für die US-Armee die Versorgung mit gekühlten Getränken, und der erste Besatzungssommer 1946 würde das Problem sogleich drastisch auf die Tagesordnung bringen. *Dr.P.* erkannte als ehemaliger US-Resident die Dringlichkeit dieses Bedarfs früh genug, und so wurde in eigener Initiative der Prototyp einer großen Kältemaschine bei den japanischen Geschäftsfreunden in Auftrag gegeben und wiederum von einem *Truck* zur Qualitätsprüfung gleich auf die oberste Zuständigkeitsebene der Militärbürokratie in der *Kansai*-Region (ein großer Teil Südwestjapans) geschafft, ins Hauptquartier der *Eighth US Army* im unzerstörten *Kyôtô* (quasi das japanische Pendant zu *Heidelberg*). Das versprach sicher größere Stückzahlen bei der Erstbestellung. (Ans kreuzartige, um 45 Grad gekippte Emblem dieser Armee erinnere ich mich noch gut: ein weißes Kreuz auf rotem Rund, die vier Arme des Kreuzes nach außen sich verbreiternd.) Was den Transport nach *Kyôtô* betrifft: zweifellos – so hat die Erinnerung an die Information oder die Phantasie es festgehalten – handelte es sich um einen *ten-wheel truck*, wie wir deutschen Knaben bald sachkundig zu sagen wussten, im Unterschied vom vierrädrigen *weapons carrier* Auftrag geworden ist, habe ich nicht erfahren. Alle diese Aufträge lassen sich auch als die ersten Schritte zur Umstellung von Rüstungs- auf Friedensproduktion auffassen, um *Rüstungskonversion* also (vgl. *Koch 1998*).

Auch ein dritter Auftrag war schon avisiert, ein auf geringen Raum zusammenfaltbares, sehr leichtes und dennoch bequem gefedertes Bettgestell aus Aluminium-Winkelstangen (diese zweifellos Restbestände aus der Flugzeug-Produktion). Freilich war das Bett auch von sehr komplizierter Konstruktion. Denn der Entwurf stammte von *Dr. P.*, und derartige Konstruktionen, die – theoretisch bahnbrechend – im praktischen Gebrauch höchst anfällig und unpraktisch waren, gehörten zu seinem Ruf: genial, aber ... Zur Erteilung dieses Auftrags durch die lokale Beschaffungsstelle der *US Eighth Army* kam es freilich nicht mehr. Vielmehr diente der Prototyp dieses Bettgestells meinem Vater als erste Lagerstatt, nach seiner und unserer ganzen Familie ‚*Repatriierung*' im Frühjahr 1947 („*BY COMMAND OF LIEUTENANT*

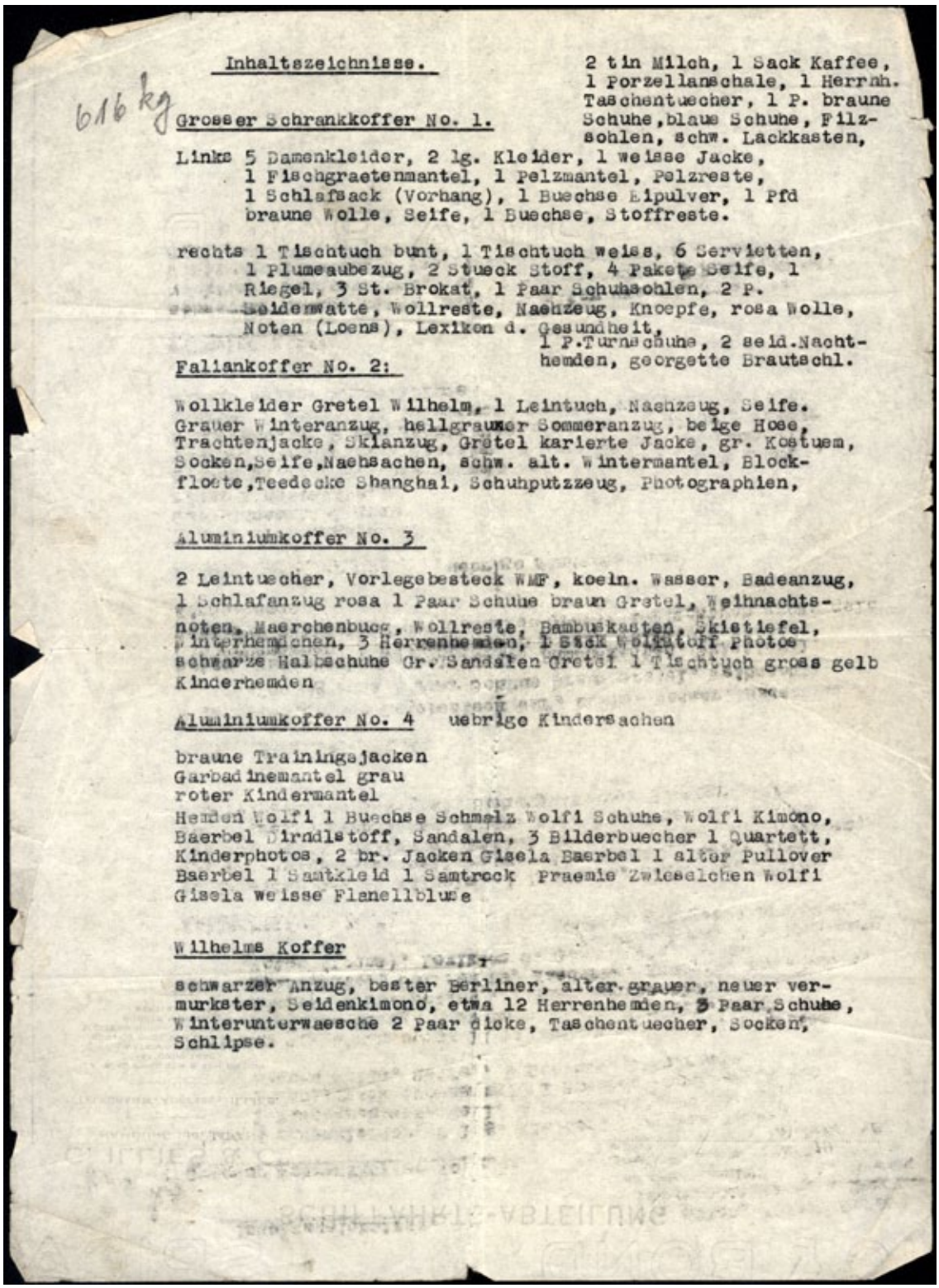
---

aufgehoben. Weshalb auch vielgeschossige Hochhäuser meist kleinteilig eingerichtet werden, lieber viele ‚gemütliche' kleine Lokale als ein großes.

GENERAL EICHELBERGER[77]*, COMMANDING GENERAL, HEADQUARTERS EIGHTH ARMY*“).

Denn das Bett war ein weise (oder eher besorgt, angstvoll) ausgewählter Bestandteil des zugelassenen Familiengepäcks von maximal 1500 lbs (also englischen Pfund, à 454 Gramm), ebenso wie Unter- und Oberfutons (d.h. dünne Matratzen und Bettdecken) für jedes Familienmitglied, Kleidung, einige Konserven, auch eine Holzsäge, ein scharfes japanisches Fischmesser, Schmuck unserer Küche bis heute, und der Oberteil der Nähmaschine – alles nützliche Dinge für die voraussehbare Not im ‚Vaterland‘... (Übrigens sind die 1500 lbs wohl nicht unerheblich überschritten worden, wie ich dem Verzeichnis entnehme („616 kg“); dieses enthält bei weitem nicht alle mitgenommenen Gegenstände, z.B. die Futons, die Nähmaschine, und eben das Bettgestell. Vermutlich hat mein Vater mit der Unlust oder Nachsicht der amerikanischen Kontrolleure gerechnet. Nicht die gnadenlose deutsche Gründlichkeit ...).

[77] *Sprich:* Íklböaga.



Inhaltszeichnisse.

616 kg

Grosser Schrankkoffer No. 1.

Links 5 Damenkleider, 2 lg. Kleider, 1 weisse Jacke, 1 Fischgraetenmantel, 1 Pelzmantel, Pelzreste, 1 Schlafsack (Vorhang), 1 Buechse Eipulver, 1 Pfd braune Wolle, Seife, 1 Buechse, Stoffreste.

rechts 1 Tischtuch bunt, 1 Tischtuch weiss, 6 Servietten, 1 Plumeaubezug, 2 Stueck Stoff, 4 Pakete Seife, 1 Riegel, 3 St. Brokat, 1 Paar Schuhsohlen, 2 P. Seidenwatte, Wollreste, Naehzeug, Knoepfe, rosa Wolle, Noten (Loens), Lexikon d. Gesundheit, 1 P. Turnschuhe, 2 seid. Nachthemden, georgette Brautschl.

2 tin Milch, 1 Sack Kaffee, 1 Porzellanschale, 1 Herrnh. Taschentuecher, 1 P. braune Schuhe, blaue Schuhe, Filzsohlen, schw. Lackkasten,

Faliankoffer No. 2:

Wollkleider Gretel Wilhelm, 1 Leintuch, Naehzeug, Seife. Grauer Winteranzug, hellgrauer Sommeranzug, beige Hose, Trachtenjacke, Skianzug, Gretel karierte Jacke, gr. Kostuem, Socken, Seife, Naehsachen, schw. alt. Wintermantel, Blockfloete, Teedecke Shanghai, Schuhputzzeug, Photographien,

Aluminiumkoffer No. 3

2 Leintuecher, Vorlegebesteck WMF, koeln. Wasser, Badeanzug, 1 Schlafanzug rosa 1 Paar Schuhe braun Gretel, Weihnachtsnoten, Maerchenbuch, Wollreste, Bambuskasten, Skistiefel, Winterhemdchen, 3 Herrenhemden, 1 Stck Wolltuch Photos schwarze Halbschuhe Gr. Sandalen Gretel 1 Tischtuch gross gelb Kinderhemden

Aluminiumkoffer No. 4 uebrige Kindersachen

braune Trainingsjacken
Garbadinemantel grau
roter Kindermantel
Hemden Wolfi 1 Buechse Schmalz Wolfi Schuhe, Wolfi Kimono, Baerbel Dirndlstoff, Sandalen, 3 Bilderbuecher 1 Quartett, Kinderphotos, 2 br. Jacken Gisela Baerbel 1 alter Pullover Baerbel 1 Samtkleid 1 Samtrock Praemie Zwieselchen Wolfi Gisela weisse Flanellbluse

Wilhelms Koffer

schwarzer Anzug, bester Berliner, alter grauer, neuer vermurkster, Seidenkimono, etwa 12 Herrenhemden, 3 Paar Schuhe, Winterunterwaesche 2 Paar dicke, Taschentuecher, Socken, Schlipse.

Verzeichnis des zulässigen Gepäcks von 1500 lbs. (Durchschlag), mit Maschine geschrieben von Wilhelm Müller zwischen Mitteilung der Ausweisung (20. 1.) und Abreise aus Kobe (10. 2. 1947).

Dieses Leichtbettgestell stellte mein Vater im März 1947 in unserem 1938/39 mit der Unterstützung eines Großonkels in Stuttgart gebauten, von Bomben nicht zerstörten Dreifamilienhaus in *Stuttgart-Vaihingen* auf. Und zwar im II. Stock, in der kleinsten Dachkammer dort, etwa 5 qm groß, nach ‚Antragstellung' zugewiesen vom zuständigen Wohnungsamt (dergleichen sozialstaatliche Einrichtungen gab es in Japan kaum). Die Kammer war unheizbar. Ein Mieter mutmaßte, er benütze dort einen elektrischen Kocher, zeigte ihn daher an. Doch das war *hier* zulässig: keine Möglichkeit zu einer Küchenbenützung. WC im Keller, Wasserhahn (natürlich kalt) in der Waschküche, beide drei Treppen tiefer. Die winzige Schlafkammer war zugleich meines Vaters erstes *Office*, nun ‚*Büro*'. Auf den Knien mit einer Reiseschreibmaschine Marke *Corona*, im Sommer 1939 in *New York* gekauft (daher ohne ä, ö, ü, ß); sie war auch ohne den nicht vorhandenen Tisch zu benützen, auf den Knien.

Für die Familie war in dem Haus vorerst kein Platz. Nach eineinviertel Jahren Warten bei verschiedenen Verwandten in *München* endlich die Zuteilung *eines* Zimmers in der Dreizimmerwohnung im Erdgeschoss, Küchenbenützung zusammen mit zwei weiteren ‚Parteien', genauer: einem Polizeioffizier im Majorsrang mit neuer Ehefrau und Dackel (dieser war sehr gesittet: speiste von einem Tischchen, sprich: Schemel, die Pfoten neben das Schüsselchen gelegt; sowie der vorigen Ehefrau. – Ein Neuanfang.

Und der Schlüsselbund. Vom alten *Office* meines Vaters in *Ôsaka*, von den Brandbomben nicht zerstört (die noch seltenen Betongebäude wurden den vor der Flammenfront Flüchtenden vielfach zum Luftschutzbunker, angesichts fast völlig fehlender Luftschutzkeller). Von seinem *Office* während 13 Jahren also ist mir ein Schlüsselbund mit fast 40 großen und kleinen Schlüsseln geblieben. Ich habe ihn in der schmalen Hinterlassenschaft meines Vaters gefunden, in einer runden, aus Leder handgearbeiteten Schachtel von etwa 12 cm Durchmesser, wie sie damals zur Aufbewahrung jener weißgesteiften Krägen diente, die man auf die meist weißen Hemden mit zwei Klammern hinten und vorn feststeckte. Ein solcher Kragenknopf (Perlmuttscheibe, draufgesetzter, vergoldeter, am Ende auseinanderklappbarer Stift) lag zusammen mit den Schlüsseln in einem Baumwollsäckchen mit dem schwarzen Aufdruck *PURE GRANULATED CANE SUGAR 5 lbs TAIKO SUGAR REFINING CO LTD.*, also *5 Pfund Zucker, Kaiserlich Japanische Gesellschaft für Zuckerraffinierung*. 1947 eine außerordentliche Kostbarkeit. Sicher auch Teil des Repatriierungsgepäcks ...

3. *Maiko*: Das prächtigste aller Häuser

> Meine liebe Schwester, alle gesund wohlauf geniessen braungebrannt taegliches Meerbad erhoffen dringend Antwort auf heutigen dritten Rotkreuzbrief da seit 19 Monaten ohne Nachricht. Müllerfamilie 18. Juli 1946[78]

Die lange Bahnfahrt nach *Sakai* war von *Maiko* ausgegangen, nicht mehr von *Shioya*, dem bombenfernen Zufluchtsort seit 1944. Denn die meisten der im *James*

[78] Dieser ‚Rotkreuzbrief' trägt den Briefkopf: *COMITE INTERNATIONAL DE LA CROIX ROUGE Délégation au Japon*, außerdem genaue Absender- und Empfängeradresse, weiter den Stempel des IRK in Genf sowie den Stempel *19 AOUT 1946*; angekommen in Hildesheim (Britische Zone) spätestens Anfang September 1946. Zulässig waren höchstens 25 Wörter, „family news of strictly personal character".

Compound in *Shioya* ansässigen Ausländer (aber wohl nur Deutsche, Österreicher) waren 1946 von der Besatzungsbehörde aufgefordert worden, ihre Häuser für amerikanische Offiziersfamilien freizumachen. Sie konnten sich dafür in der Umgebung unter leerstehenden Häusern, die vereinzelt zwischen japanisch bewohnten Häusern lagen und von der Besatzungsmacht ebenfalls beschlagnahmt waren, eine andere Bleibe suchen. (Diese Häuser standen leer, weil es kein „Wohnungsamt“ und keine „Zwangseinweisung“ gab – im Unterschied zu Deutschland, das den I. Weltkrieg ‚zu bewältigen‘ hatte, waren die sozialstaatlichen Ansätze in Japan weit schwächer ... ein Nachteil auch für eine lange Zeit ‚durchhaltefähige‘ Führung eines ‚totalen‘ Krieges.

Mein Vater verwandelte den Zwangsumzug in eine Verbesserung, und er erfüllte sich damit wohl einen längst gehegten Traum: ein Haus am Meer! (Meine Mutter hingegen litt unter dem unaufhörlichen Rauschen der schräg an den Strand rollenden Wellen der Brandung.) Und zwar in *Maiko*, einem kleinen Sommerfrischort wenige Kilometer weiter westlich, vor der größeren Stadt *Akashi* und direkt gegenüber der großen Insel *Awaji*, an einer Meerenge mit heftiger Gezeitenströmung, die abwechselnd nach Osten oder nach Westen am Strand entlangströmt.

Das Haus des Kanebo-Gründers in Maiko, links japanisches Haus für Hausmeister usw.

Eine einzigartige Lage, und ein repräsentatives Haus im europäischen Stil, mit sechs großen Zimmern, vom Gründer der inzwischen weltbekannten Kosmetik-Firma *Kanebô* um 1900 erbaut. Es war als repräsentatives Firmenheim für Zusammenkünfte von Gruppen verdienter Angesteller verwendet worden, eine in Japan sehr verbreitete Sitte. Östlich des Hauses war der Garten: ein großer, damals ziemlich vernachlässigter Landschaftsgarten, mit Hügel und Tal, Bäumen und Sträuchern, einst wohl auch einem künstlich gespeisten Bach. In seinem hintersten Winkel fanden die mitumgezogenen Hühner mit ihrem Stall Platz – jeden Abend musste ich den dunklen Weg dorthin bewältigen, um die Türe zum Stall für die Nacht zuzuschieben). Nach Süden führte eine gemauerte Treppe durch die hohe Böschungsmauer zum Meer – ein eigener Zugang zum Strand also! Der Strand war schmal, rasch ging es in die Tiefe, und die Strömung war gefährlich für Schwimmer ... Aber dennoch habe ich im Sommer 1946 die im Jahr davor erworbene Vertrautheit mit dem Meer vertieft, mit einem überaus warmen Meer.

Die damaligen (1946) Bewohner des japanischen Hauses – wo ist der Vater ...?

Es war das prächtigste Haus, in dem die Familie je gewohnt hatte. Von einer Veranda und einer Loggia, die das Haus im Süden und im Osten umrahmten, ein weiter Blick aufs Meer. Nach Osten in die *Ôsaka*-Bucht – unvergesslich eines Sommerabends der Blick auf den Nachthimmel, mit Sternen übersät, darunter dem Sternbild *Orion*, das ich mir bei dieser Gelegenheit einprägte, fast als einziges für mein Leben. Nach Westen ging der Blick in die wegen ihrer Schönheit schon in der mythisch-geschichtlichen Tradition gerühmte ‚Inlandsee' mit ihren zahlreichen Inseln, abends der ins Meer sinkende Glutball der Sonne. Und gegenüber, nach Süden, die dicht bewaldete, hochrückige *Awaji*-Insel, noch ganz ländlich und weder von Industrie noch von Bomben berührt, wie wir bald bei einem zweitägigen Sommerbesuch erleben konnten.

Die Einrichtung des Hauses war freilich recht spärlich, denn ‚die Amerikaner' hatten den Umzug nur in dem Umfang gestattet und mit Militärlastwagen unterstützt, der ihren Anschauungen von ihren oft kontinentweiten Umzügen entsprach: vor allem keine Schränke – denn es gab ja in jedem Haus Wandschränke ... jedenfalls in USA, nicht hier. So hatte die Familie im wesentlichen nur Tisch und Stühle, Betten und Bettzeug mitnehmen können. Auch ein Bad gab es nicht in diesem Haus, nur WC, Waschbecken, ... und ein Pissoir – die Gäste waren ja Männer, Angestellte. Die Heizung war ebenfalls spärlich, sozusagen japanisch im Stil der alten Zeit; nur ein mitgebrachter Ofen im ‚Esszimmer' gab Wärme, der Rauch wurde mit einem Blechrohr durch eine herausgenommene Fensterscheibe ins Freie geleitet. Und die beiden anderen Zimmer im Erdgeschoss? Kein ‚Wohnzimmer', die Möbel dafür waren nicht mehr da. Aber dafür war in dem leeren Zimmer Platz für *jûdô* – wöchentlich einmal kam der Polizeitrainer der Präfektur *Hyôgô*, um Unterricht zu erteilen: mir, meiner Klassenfreundin *H. M.* und der älteren meiner beiden Schwestern. Zuerst einmal mehrere Wochen Fallübungen ... die sitzen heute noch, und sie haben mich wohl mehr als einmal vor einem Knochenbruch gerettet! Danach dann einfache Kampfstellungen, natürlich in den dafür vorgesehenen naturfarbenen Baumwollanzügen, ich habe meinen bis heute in Besitz.

Die meisten Zimmer waren also ziemlich leer. Nur in dem mir zugeteilten Zimmer im ersten Stock war es anders. Denn dort gab es außer meiner einfachen Liegestatt und meinem kleinen Gestell für ein bisschen Kram an allen vier Wänden Bücherschränke, vom Boden bis zur Decke, in dunklem Edelholz. Sie waren vollständig mit Büchern in englischer und französischer, aber nicht japanischer Sprache gefüllt, doch leider sämtlich mit Glastüren gegen Staub und unberufenen Zugriff geschützt und abgeschlossen. Auch meinem bewährten Basteleifer gelang es nicht, mehr als einige wenige Türen zu öffnen. So konnte ich immerhin das einzige Thema der gesamten Büchersammlung ein wenig genauer inspizieren: *Napoleon Bonaparte*! Freilich las ich nicht in den schweren Wälzern, sondern betrachtete die zahlreichen Farbreproduktionen von Gemälden des großen Eroberers: der Große Kaiser Frankreichs zu Fuß, mit oder ohne Gemahlin, hoch zu Ross, auf dem Feldherrnhügel usw. Offenbar war er das

Vorbild des Großen Gründers von *Kanebô* gewesen, in visionärer Vorausschau auf eine Firma, die dann zum Ende des 20. Jahrhunderts als Weltfirma dem Weltreich der großen französischen Namen der Wohlgerüche Konkurrenz machen würde. Vielleicht hatte der Große Gründer ebenfalls einen derart steilen Aufstieg hinter sich? (2005 freilich war die Firma in Insolvenz – wohl kaum das Ende des großen Namens.) Der Name *Kanebô* war mir im übrigen durchaus als bedeutender Hersteller feiner Seifen vertraut. Die letzten Stücke aus Friedenszeiten dürften etwa 1944 aufgebraucht gewesen sein – noch heute habe ich eine Schachtel für drei Seifenstücke in meinem Besitz.

Unser damaliges Dienstpersonal: Neko-obasan, Hasunuma-san, meine Schwestern; im Hintergrund das Meer und die Insel Awaji.

Lesen konnte ich die gelehrten Bücher aus jener Bibliothek also nicht, schon wegen meiner unzureichenden Kenntnisse der englischen Sprache. Flüssig las ich nur deutschsprachige Bücher, von denen es freilich nur wenige gab. Erinnern kann ich mich aus dieser Zeit an Waldemar Bonsels' *Mario und die Tiere*[79], und, noch kaum meinem Alter adäquat, von *Mereschkowskij* an einen Roman über *Leonardo da Vinci* und die italienische Renaissance[80]. Jedenfalls beide Bücher ganz ohne Abbildungen; ich wuchs fern jeder Bilderflut auf. Und vielleicht gerade deswegen haben sich mir beide Bücher mit sinnmächtigen Bildern tief eingeprägt. Ich zögerte nicht, sie an einer ausnahmsweise nicht vollkommen ausgefüllten Stelle der Napoleon-Bibliothek einzuordnen.

Was das Lesen betrifft: weil es in englischer Sprache seit Herbst 1945 genug zu sprechen und zu lesen gab, machte ich hier rasche Fortschritte. Vor allem las ich Zeitungen: die englischsprachigen Ausgaben der japanischen Tageszeitungen *Mainichi* und *Nippon Times*, dann die amerikanischen Wochenmagazine *TIME* und *Newsweek* und die Armeezeitung *Stars & Stripes*, die mein Vater öfter mitbrachte. Manche Einzelheit ist mir noch genau in Erinnerung. Etwa in der *Newsweek* das Bild eines prominenten Goldfasans, namens *Axen*, ganz in zackiger Haltung (vor kurzem noch nachfühlbar vorbildhaft), vielleicht gerade gefasst. Und weiter die Urteile im Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess, im Herbst 1946: *Death by hanging* – hinter den meisten der aufgeführten Namen, von denen mir jedenfalls *Göring* wohlbekannt war.

An den günstigen Umständen des Vaters in der Zeit dieses Hauses nahm auch der Sohn teil. Da waren zunächst einmal die *beefsteaks* (das Wort trat zum ersten Mal in meinen Wortschatz ein; meine Mutter briet die dünnen Scheiben kurz in der Pfanne, zusammen mit etwas Zwiebeln). Weiter das *Spiegelei*, eine bedeutende Delikatesse. Oder für den Bastler, der ich war: eine Flachzange (eine Kostbarkeit, noch heute in meinem Besitz, sorgfältig gehütet; eingeschlagen die Zahl 946, für 1946), und ein

[79] *Bonsels 1927*.
[80] *Mereschkowskij 1902/03*.

Hammer, und zwar die vertraute Form, wie sie die japanischen Schreiner benützten: auf der einen Seite die ‚normale', ebene Schlagfläche (mit rundem Querschnitt), die auf der Gegenseite aber stark konisch verjüngt und abgerundet war, um den Nagel noch ein wenig tiefer ins Holz hineinzutreiben (auch der Hammer ist unverloren und wohlgehütet). Schließlich, wenige Wochen vor der ‚Repatriierung' erworben: ein Drehbleistift, für 27 Yen (Schwarzmarktpreis – Preis für ein Ei damals etwa fünf Yen). Der Stift hielt nicht lang ... noch nicht ‚Friedensqualität'.

Aber es gab noch ganz andere, geradezu prestigiöse Bereicherungen – vermutlich zum 12. Geburtstag 1946: ein großer *Märklin*-Baukasten! Natürlich war er gebraucht, und ich wusste auch den Vorbesitzer, einen inzwischen daraus herausgewachsenen älteren Schulkameraden (*W. K.*). Der hatte aber wohl ziemlich viele der zugehörigen Schrauben und Muttern anderweitig verwendet ..., viele waren jedenfalls nicht mehr da. Aber ein junger japanischer Geschäftsfreund meines Vaters wusste zu helfen, brachte beim nächsten Besuch eine ordentliche Menge davon mit, wie die Originale aus Messing, auch das eine große Kostbarkeit damals. Und danach erneut eine sehnliche Wunscherfüllung, im Herbst 1946: ein elektrischer Motor, von fast Kindkopfsgröße – damit betrieb ich eine Drahtseilbahn aus meinem Fenster hinunter in den Garten.

Banknote 1938: 50 Sen: Dainipponteikoku: Kaiserreich Japan (Vorder- und Rückseite)

Banknote Nachkrieg, o.J.: 100 Yen, Japan-Bank (Vorderseite).

Es ging mir wahrhaftig nicht schlecht in jenem letzten Jahr in Japan, und ich ahnte kaum, *wie* gut. Natürlich nahm ich wahr, dass die Geldentwertung rasant voranschritt; ebenso die Tatsache einer Währungsreform 1946. Es stand nun nicht mehr *Kaiserreich Groß-Japan* (*Dainippon teikoku*) auf den Scheinen, sondern bloß noch *Japan-Bank* (*Nihon Ginkô*, in der bescheideneren Aussprache, die auch heute vorherrscht: nicht mehr *Nippon*, bloß noch das unauffällige *Nihon*). Die Dinge änderten sich eben. Den tieferen Sinn ahnte ich nur, und vollzog ihn dennoch ein wenig mit, etwa durch den Umgang mit den großen, ganz unmilitärisch lockeren Soldaten aus *USA* und *Australien*, durch das Aneignen ihrer Sprache und sehr bald versuchte Gesprächsbeziehungen. Momente von *re-education.*

Blick von der Veranda, vom Kaffeetisch nach Osten: vor allem Segelboote (August 1946).

Die glückliche Familie I (dieses rechteckige Foto von der Mutter gemacht, Rolleicord).

Die glückliche Familie II (mit der Mutter – viele Fotos fehlerhaft: Materialmängel!).

Auch sonst änderten sich die Dinge habhaft. Es gab Eis zum Lutschen: längliche, transparente und gefärbte, leicht gesüßte Eisklötze mit eingefrorenem Holzstiel. Oder bäuerlich-einfache *tempura*: eine Art von Eierpfannkuchen von 10 bis 15 cm Durchmesser, mit eingebackenen Kleinstfischen. So etwas konnte ich mir nun ab und zu leisten. Das friedlichste Erlebnis: eine Hochzeit in *Tarumi*, dem größeren Nachbardorf von *Maiko*. Wohl ein Großbauer des Dorfes. Die Braut ganz traditionell: im kostbaren Seidenkimono, so enggebunden, dass es ihr nur zu kleinsten Schritten reichte, mit nach innen gekehrten Füßen. Vor allem war sie *schön*: der Kragen zurückgezogen am Nacken, traditionell die zentrale erogene Zone, der japanische Ausschnitt sozusagen (haben dort nicht seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden die Säuglinge geschlummert?). Und sie war klassisch frisiert: ein Wunderwerk von aufgebauschten Kugeln aus glänzendem schwarzen Haar, die Arbeit von Stunden. Das Gesicht völlig weiß geschminkt und gepudert, die Augen niedergeschlagen, schwarze Wimpern, auf winzig geschminkte rote Lippen. Viele schauten, bewunderten dieses Werk von Kunst und Ausdauer, vor dem Hauptschrein des Dorfes, im Sommer oder Herbst 1946. Es war wieder Frieden, hier spürte man es. Von Freiheit und Demokratie aber, und ebenso von Hunger und armseligen Behausungen spürte ich, hier im unzerstörten Dorf vor der Stadt, so gut wie nichts. (Immerhin lernte ich von japanischen Kindern einen Text, der anscheinend im Radio als Einleitungslied eines Englisch-Kurses regelmäßig zu hören war: *Wan, tû, heberibodi, inabata hau â yû?* Wohl etwa: *One, two, everybody ... how are you?*)

Die Jüngste, 7 Jahre, ganz in Japan aufgewachsen; Blick nach Westen: Inlandsee.

Dass dieses Haus in *Maiko* das prächtigste von allen bisher bewohnten war, dass wir genug und sogar gut zu essen hatten, dass allerhand gehobene Güter in meinen Besitz kamen – das alles nahm ich wahr und erinnere es gut, aber ich nahm es auch ohne weiteres Nachdenken einfach hin. So war es eben. Erst in der Reflexion, Jahre, ja Jahrzehnte später, erst bei der erneuten Beschäftigung mit jener Kindheit in Japan und aus den Gesprächen mit den damaligen Schulkameraden ist mir klargeworden, wie privilegiert, sogar zunehmend privilegiert gerade unsere Familie bis zum Februar 1947 dort lebte. *Nicht* ausgebombt (wie doch nicht ganz wenige Deutsche), *nicht* in einer bescheidenen Unterkunft, *nicht* unter armseliger Ernährung, ja Unterernährung leidend (wie sehr viele Japaner seit 1944, zumal in den Städten), auch mit Gütern des Wohlstands immer noch und sogar vermehrt versorgt (andere *mussten* sie verkaufen), und bis zuletzt unter der Fürsorge von nicht weniger als zwei japanischen *Amahsan*. So etwas hatten nur sehr wenige.

Am ehesten gab es Probleme bei Kleidung und Schuhen für uns drei heranwachsende Kinder. Aus meiner – von einem chinesischen Schneider etwa 1943 genähten – Winterjacke aus dickem grauen Wollstoff war ich 1946 deutlich herausgewachsen, kaum brachte ich die Knöpfe zu. Seit 1944 lief ich im Sommerhalbjahr barfuß oder in *zôri*, aus Stroh oder Lumpen geflochtenen ‚Sandalen' mit Doppelband nach hinten, beginnend zwischen großem Zeh und den übrigen Zehen (heute aus Kunststoff gefertigt und in der ganzen Welt verbreitet), und dies in einer

Gegend, wo wirklich oder vermutlich giftige Schlangen häufig über den Weg liefen (man jagte sie ‚natürlich', wurde so ein bisschen zum Helden ... oder wenigstens zum ‚richtigen' Jungen: Sozialisation von Jungen).

Dass ich in jenen Jahren so gut wie kein Spielzeug besaß, betrachte ich im Nachhinein geradezu als Gewinn: der Blick fürs Verwendbare, fürs Umfunktionieren von Dingen, überhaupt die Phantasie wurden herausgefordert, auch die Sparsamkeit, die Findigkeit, das ‚Basteln' und der Umgang mit wie immer rudimentärem Werkzeug. Ich meine, dass solcher Mangel auch eine Herausforderung für den bearbeitenden und denkenden Umgang mit der Welt überhaupt sein kann. Das doch vorhandene Spielzeug langweilte mich im Grunde, z.B. eine Armada aus ‚deutschen Soldaten' aus Linoleum, in allen Kampfstellungen der Infanterie, 1940 aus Deutschland mitgebracht, zu besonderen Gelegenheiten hervorgeholt, und im letzten Sommerhaus 1944 auf dem Rokkô verschimmelt, passend zur Zeit. Am ehesten fehlten mir wohl Bücher.

Das *Haus in Maiko* habe ich in den 80er Jahren noch mehrmals gesehen, in langsamem Verfall, die Loggia war erst teilweise, dann ganz abgerissen ... Heute ist es völlig verschwunden. Wenige hundert Meter entfernt ist der nördliche Endpunkt der in den 90er Jahren neugebauten Großhängebrücke, welche die Hauptinsel *Honshû* mit der *Awaji*-Insel verbindet. Die Küste ist in großem Maßstab umgestaltet und auch ein wenig ins Meer hinausgetrieben; statt des schon länger von Beton-Tetraedern ‚geschützten' bzw. unbetretbar gemachten schmalen Strandes besteht sie nun aus senkrechten, sechs oder acht Meter hohen Betonwänden, wie in einem Hafenbecken. Statt der Wohnhäuser gibt es große Hotels, einen Fast-Food-Drive-In u. dgl. Am vermutlichen Standort ‚unseres Hauses' habe ich 2003 mit einem Freund zusammen einen Kaffee eingenommen und die im Westen glutrot im Meer versinkende Sonne auf mich wirken lassen. Auch von dem einst eindrucksvollen Park uralter Kiefern sind nur unscheinbare, neugepflanzte Bäumchen geblieben. Vielleicht können sie nach hundert Jahren wieder etwas von der überlieferten Mythologie dieses Ortes, von den Kämpfen von Samurai an dem berühmten Sandstrand mit seinen riesigen Kiefern ahnen lassen. Doch dann wird daran wohl kaum Bedarf sein, die moderne Mythenindustrie schafft moderne Werke, die den modernen Bedürfnissen, Ängsten und Hoffnungen näher sind; und die japanische Industrie ist geradezu führend auf diesem Markt, sehr profitabel und expansiv in ganz Ostasien, da ‚artnäher' als die US-Variante.

Das Haus in *Maiko* war ein Sommerhaus: das Haus des letzten Sommers in Japan. Es war kein Ferienhaus, und der Vater fuhr täglich zu seiner Arbeit nach *Ôsaka*, kam abends zurück. Und dennoch gab es in diesem Sommer so etwas wie eine kleine Ferienreise ins Unbekannte. Die Besatzungsbehörde hatte zwar den Feindausländern das Verlassen ihrer Wohnpräfektur verboten, in ihrem Fall also der Präfektur *Hyôgo*. Doch die gegenüberliegende Insel *Awaji* gehörte noch zu *Hyôgo-ken*, und so konnte im August ein zweitägiger Ausflug auf diese noch außerordentlich ländliche und von den Bomben unberührte Insel unternommen werden. Die kleine Gesellschaft bestand aus meinen beiden Schwestern und mir, meiner Mutter, einer ihr eng befreundeten Frau und deren beiden etwas älteren Söhnen (den Schulkameraden *Th.* und *R. J.*).

Mit der Fähre ging es von der Nachbarstadt *Akashi* hinüber zum Dörfchen *Iwaya*, von dort in einer längeren und sehr strapaziösen Fahrt in einem überfüllten und glutheißen Bus nach *Sumoto*, einem größeren Ort an der Ostküste der Insel. In einem am Strand unter Kiefern gelegenen, ganz traditionellen Gasthof hatte der Vater eine Übernachtung arrangiert. Es war eine ausgesuchte Lage, an einer kleinen, geschützten

Bucht, mit Blick in die weitgestreckte *Ôsaka*-Bucht und nach rechts auf den Pazifik, und weiter nach links auf die Küste der gegenüber liegenden Präfektur *Wakayama-ken*. Und hinter dem Haus stiegen die Kiefernwälder am Hang in die Höhe. Nach vergnügtem Schwimmen in der flachen Bucht suchten wir gegen Abend das Bad des Gasthauses auf. Es war sehr heiß geheizt, ein Zeichen von aufmerksamer Fürsorge – in der Schlussphase des Krieges und danach hatten wir so heißes Wasser nicht mehr erlebt. Eine Atmosphäre von Stille in dem Baderaum, wenige milchverglaste Fenster, dunkle grausandige Wände, klares Wasser in dem großen Becken, als Verzierung eingemauerte Kiesel. Und danach Abendessen, serviert im eigenen Zimmer.

Mein Vater war nicht dabei, er hatte ein *permit*, sodass er zur Geschäftsvermittlung zwischen Besatzungsmacht und japanischen Firmen täglich nach *Ôsaka* und womöglich *Kyôto* fahren konnte, und musste. Und diese Tätigkeit hatte es ihm zweifellos auch ermöglicht, diesen Ausflug in die Friedenszeit einzufädeln, zu bezahlen. Das konnten damals nur wenige, und vielleicht war der Gasthof deshalb so leer. Gelegentlich hatte ich ja in Kobe die andere Welt zu Gesicht bekommen, etwa zerlumpte Heimkehrer, ausgezehrt und erschöpft in den engen Gängen der U-Bahn liegend. Und ich wusste von den Preisen auf dem Schwarzen Markt, hielt mich dort gelegentlich auf, an der Südseite der Hochbahntrasse im Zentrum, nahe dem Bahnhof *Sannomiya*, nur wenige Betonhochbauten und einige wenige ein- und zweistöckige Holzneubauten erhoben sich dort aus der allgemeinen Aschenwüste.[81]

Der Ausflug nach *Awaji* wurde gekrönt durch eine kleine Dampferreise. Von *Sumoto* – in dem vom Krieg vollkommen unversehrten Städtchen liefen uns staunende Kinder in Scharen nach, Westkinder hatten sie noch nie gesehen – ging die Fahrt durch die *Ôsaka*-Bucht zurück nach Kobe, in den noch wenig belebten Hafen. Da Westausländer jetzt hoch im Kurs standen (die Strahlen der Sieger fielen bei vielen Gelegenheiten auch auf die ähnlich aussehenden Deutschen und auch deren Kinder), durfte ich zum Kapitän auf die Brücke und durch ein Fernglas blicken. Ich richtete das Glas ‚nachhause', auf das Haus in *Maiko*, und ich erblickte dort in der heißen Nachmittagssonne meinen Vater, in weißer Sommerkleidung, neben der Emaille-Badewanne, die als Wasserbehälter neben dem Haus stand. Oder meinte ich nur, ihn zu sehen? Es waren doch fast zehn Seemeilen, über fünfzehn Kilometer. – Der Abschiedsausflug von Japan.

Dieser Ausflug auf die Insel *Awaji* ist mir zum letzten, eindrucksvollen, ja pittoresken Bild einer wohlversorgten und bevorzugten Kindheit im Land meiner Geburt geworden. Ein Jahr später, im Sommer 1947, lebte ich – statt in irgendeinem Flüchtlingslager – bei Verwandten in *München*, bei der Schwester meiner Mutter, ihren beiden erwachsenen Söhnen und ihrem Ehemann, im Rahmen der damaligen Möglichkeiten durchaus gut versorgt, und noch dazu in der *US-Zone*. Aber vielleicht war meine stärkste Erinnerung an diesen ersten Sommer in Deutschland: wie ich bei einem Besuch mit einem meiner Cousins im Isar-Schwimmbad *Maria Einsiedel* unter der hell strahlenden Sonne fror und zitterte. Es war seit vielen Jahren der heißeste Sommer in Deutschland ...

[81] Zu diesem Ort damals vgl. *Nosaka, Das Grab der Leuchtkäfer, 1990.*

IX. Abschiede

1. 1947, 15. Februar: „Der Fuji! Der Fuji!“

„Der Fuji! Der Fuji!“ Aufgeregte Rufe am Morgen, durch die Treppen, durch die Gänge und Schlafsäle des Truppentransportschiffs ‚Marine Jumper‘, das etwa 1500 Deutsche von Japan nach Deutschland „repatriieren“ sollte. Die Rufe kamen von Kindern, die an Deck gegangen waren, dort den Fuji erblickt hatten. Denn früh am Morgen hatte das Schiff offenbar seine Fahrt begonnen, hatte nach etwa fünf Seemeilen die offene See erreicht und war auf Südwestkurs gegangen – zwischen dem Schiff und dem Berg nur noch offenes Meer, im Rücken die gerade aufgegangene Sonne.

Da war Er also erschienen: *Fuji-san*, der Berg Fuji, fast 4000 Meter aus dem ruhigen Meer emporsteigend, 100 Kilometer entfernt, schwebend über dem Dunst auf dem Wasser, hochragend aus morgenrötlichen Wolkengebirgen, in seiner längst vertrauten Pyramidengestalt, leicht geschwungene, schneebedeckte Hänge, oben abgeflacht der Rand des Kraters. Aus so vielen Bildern kannte man ihn, in tausend Varianten, als Motiv auf Stoffen, ganz klein auf Gürtelschnallen und Briefmarken: jetzt ließ Er Selbst sich sehen. In unwirklicher Wirklichkeit, schwebend über Nebeldünsten, eine unirdisch schimmernde Erscheinung. Für viele dieser Kinder zum ersten Mal; und zum letzten Mal.

Von den Eltern hatten manche ihn, zusammen mit Pilgern, leibhaftig erstiegen, in mühseligem Nachtaufstieg, erschöpfend, zur Erhebung von Leib und Seele. Und manche hatten ihn auch in der Nacht der Anfahrt zur Einschiffung erblickt, von der anderen Seite, von dem Zug aus, der sie von Kobe herbrachte und der in einem engen Bergtal auf einer kleinen Station angehalten hatte: da stand er, hoch hinaufgetürmt, der thronende Berg. Sie staunten fröstelnd, aber niemand rief hier „Der Fuji!“. Weil das Meer zu seiner Erhabenheit fehlte? Weil es nicht das Standardbild war?

Nun aber standen sie auf Deck, vor allem viele Kinder, und sie schwiegen im Anblick des heiligen Bergs. Es war der Abschied von Japan; und für viele war es auch der Abschied von ihrer Kindheit.

Doch wem sich der Fuji beim Abschied zeigt, der wird wiederkommen, so heißt es ... Was mich betrifft, so habe ich ihn wiedergesehen, ich bin wieder nach Japan gekommen, nach bald 35 Jahren, und nicht nur ein Mal. Zwei Anblicke des Fuji haben sich mir besonders eingeprägt, gewissermaßen als gerahmte Bilder, eingerahmt in besondere Situationen.

Das eine Mal, Frühjahr 1981: wie jeden Morgen steige ich zum Bahnsteig hinab, um von einem südwestlichen Vorort ins Zentrum von *Tôkyô* zu fahren. Auf dem Absatz nach der ersten Hälfte der breiten Treppe sehe ich, wieder einmal, zwei, drei Leute ruhig stehen, den Blick durch die Verglasung nach Westen gerichtet. Bis zur Ankunft des Schnellbahnzugs habe ich noch etwas Zeit, und so bleibe ich auch stehen und lasse den Strom der Fahrgäste hinter mir vorbeiströmen. Was haben die Stehengebliebenen im Blick? *Fuji-san* – heute lässt er sich sehen. (Das ist nicht mehr alltäglich, seitdem die Großstadtluft so verschmutzt ist; das ist sogar recht selten geworden, selbst nach den Umweltreformen der 70er Jahre. Dass man früher von vielen Stellen auch weiter im Osten und Norden *Tôkyôs* den *Fuji* erblicken konnte, das verraten noch heute viele alte

Ortsnamen mit dem Bestandteil „Fujiblick“, *Fujimi*). Der Fuji ist zu sehen, und die wenigen Stehengebliebenen lassen sich ergreifen. Ich stehe hinter ihnen, blicke mit ihren Augen aus dem Glasgehäuse.

HOKUSAI Katsushika: Fujisan – der Hl. Fuji, bei Südwind und klarem Wetter.

Das andre Mal: 15 Jahre später, auf einem Flug von Nordjapan nach Ôsaka, über dem Japanischen Meer. Ob mich jemand darauf aufmerksam gemacht hat, oder ob durch die Blicke anderer in die Richtung der Backbordfenster veranlasst: durch eines dieser kleinen, fast runden Fenster, hinter den Gipfelketten der japanischen Alpen, über die gesamte Breite der Hauptinsel hinweg, am Gestade des Pazifik ist Er zu sehen. Sehr klein, geradezu winzig, sodass dieses eine Fenster wie eine Vignette den gesamten Berg mit seinen weit ausladenden Hängen umschließt. Als ob Meister Hiroshige selbst es in den Holzblock geschnitten hätte, in einer seiner zahlreichen klassischen Darstellungen ‚des‘ Berges.

Inzwischen betrachte ich den Berg fast täglich. Viele Jahre am Rande der Norddeutschen Tiefebene lebend, begann ich Hügel und Berge immer stärker zu vermissen. Schließlich tröstete ich mich mit dem allmorgendlichen Blick aus einem Dachstockfenster: auf den Kamm der ersten Bergkette am südlichen Rand der Tiefebene, auf den *Deister* blickte ich; auch er nahezu winzig. Ein Blick nicht ohne Ritual; in der Hand einen Becher für die ersten morgendlichen Stärkungsschlucke. Und endlich in den Süden zurückgekehrt, an den westlichen Rand des *Schwarzwalds*, in die einzige deutsche Großstadt mit ‚submediterranem Klima‘, ragt mir im Westen ein hochrückiger Juraberg majestätisch in die Höhe, seine kegelförmige Gipfelpartie vom Fenster meines Arbeitszimmers ausgeschnitten. Ihm widme ich nun täglich dasselbe Ritual. Als ich den Bildausschnitt eines Morgens einem japanischen Freund zeige, bemerkt er: *Fujisan-mitai ne*, er sieht aus wie der Fujiberg, nicht wahr?

Nun wusste ich. Der Fuji in Japan war mir dort wieder erschienen, zuletzt winzig, hinter dreifacher Scheibe des Flugzeugs. Der Fuji hier hatte sich aus amorpher Gestalt

und unscheinbarem Format zu voller Ähnlichkeit, Größe und Nähe entfaltet. Er heißt *Schönberg*, womöglich vom keltischen *Schin-*, d.i. Sonne; also *Sonnenberg*. Jedenfalls hat er den Kelten als Fluchtburg gedient. Beim japanischen Namen Japans, *Nihon* oder *Nippon*, wird die erste Silbe mit einem chinesischen Zeichen geschrieben, das *Sonne* oder *Tag* bedeutet, wie ich seit dem Erlernen der Grundelemente japanischer Schrift mit zehn Jahren nicht vergessen habe.

Drei Nachträge

1. Zum Abreisedatum

15. Februar 1947: dies war das Datum in meiner Erinnerung – aber war sie zuverlässig? Dem versuchte ich nachzugehen. Der meinem Vater als Haushaltsvorstand ausgehändigte Auszug der Ausweisungsverfügung beginnt mit folgendem Briefkopf:

> HEADQUARTERS EIGHTH ARMY, United States Army, Office of
> the Commanding General, APO 343, SPECIAL ORDERS;
> NUMBER 32, EXTRACT, 7 February 1947

Vor der Aufzählung der auszugsweisen Namensliste (von *Meyer, Rudolf* bis *Schuetzler, Hermann*) steht der folgende Absatz:

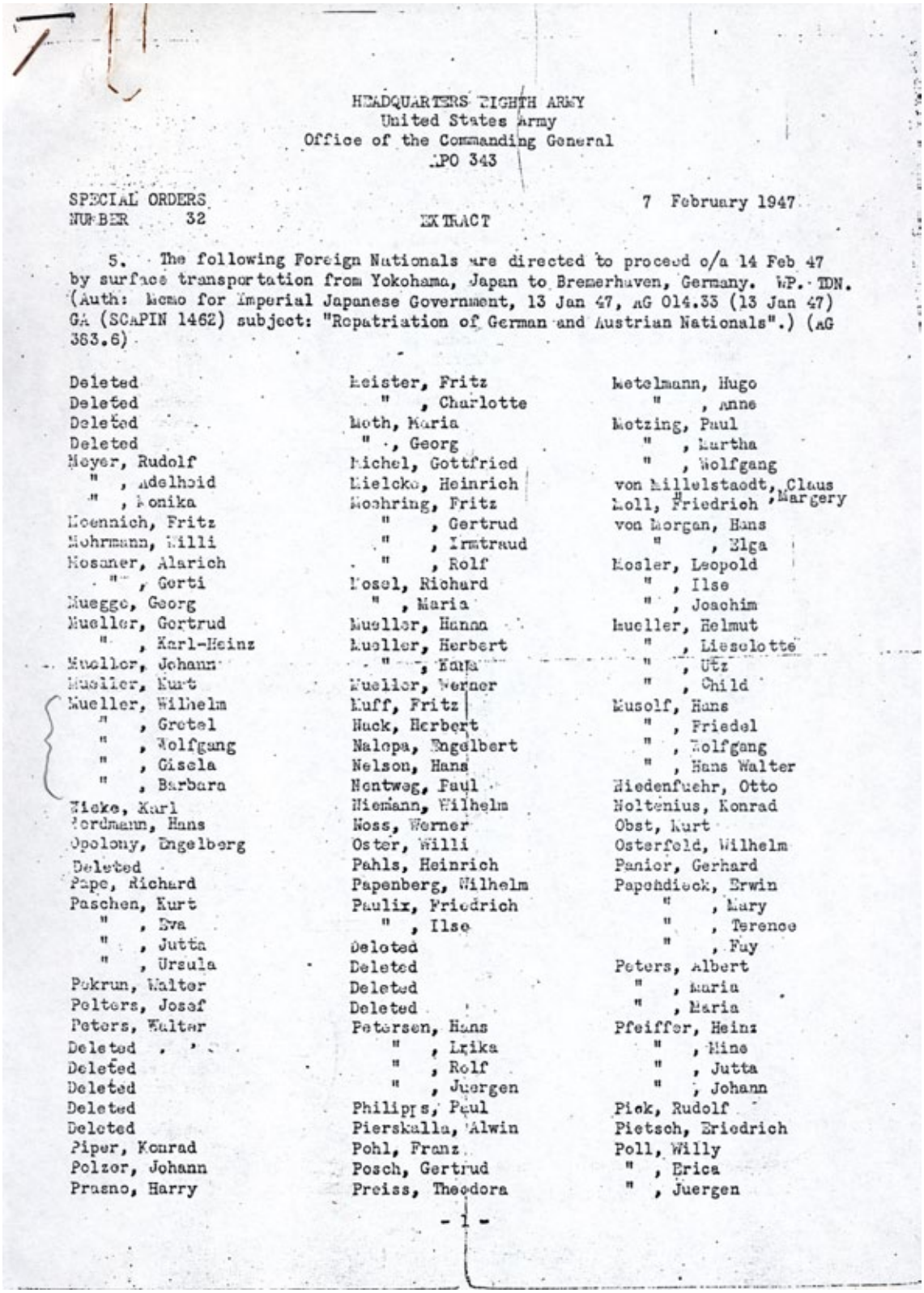
> 5. The following Foreign Nationals are directed to proceed o/a 14 Feb 47 by surface transportation from Yokohama, Japan to Bremerhaven, Germany. WP.TDN. (Auth: Memo for Imperial Japanese Government, 13 Jan 47, AG 014.33 (13 Jan 47) GA (SCAPIN 1462) subject: „Repatriation of German and Austrian Nationals“.) (AG 383.6).

Aus diesen kryptischen Formeln der US-amerikanischen Militärbürokratie ist – den Hinweis verdanke ich *Wilhelm Osterfeld* – zu entnehmen, dass die Abreise befehlsgemäß am 14. Februar 1947 oder danach (*on/after*) stattzufinden hatte, und das passt zu meiner Erinnerung (15. Februar; vgl. dazu weiter unten).

Wegen ihres biographisch für viele der Ausgewiesenen sehr einschneidenden Charakters sei auch noch die Schlussformel der mit der Schreibmaschine geschriebenen Repatriierungsverfügung wiedergegeben (diese ist durch einen Stempel des *ADJUTANT GEN'S OFFICE* von exakt 5 cm (!) Durchmesser geadelt, wonach es sich um eine *Official Copy* handelt; danach folgen noch Hinweise zur Verteilung der hektographierten Kopien):

> BY COMMAND OF LIEUTENANT GENERAL EICHELBERGER:
>
> OFFICIAL: CLOVIS L. BYERS
> Major General, GSC:
> Chief of Staff
>
> J. M. GLASGOW
> Colonel, AGD
> Adjutant General

Meine eigene Erinnerung (15. Februar) wird übrigens auch in der Schrift des US-amerikanischen Militärhistorikers *Charles B. Burdick* (*1996* bzw. *1998*) bestätigt.



HEADQUARTERS EIGHTH ARMY
United States Army
Office of the Commanding General
APO 343

SPECIAL ORDERS
NUMBER 32

7 February 1947

EXTRACT

5. The following Foreign Nationals are directed to proceed o/a 14 Feb 47 by surface transportation from Yokohama, Japan to Bremerhaven, Germany. WP. TDN. (Auth: Memo for Imperial Japanese Government, 13 Jan 47, AG 014.33 (13 Jan 47) GA (SCAPIN 1462) subject: "Repatriation of German and Austrian Nationals".) (AG 383.6)

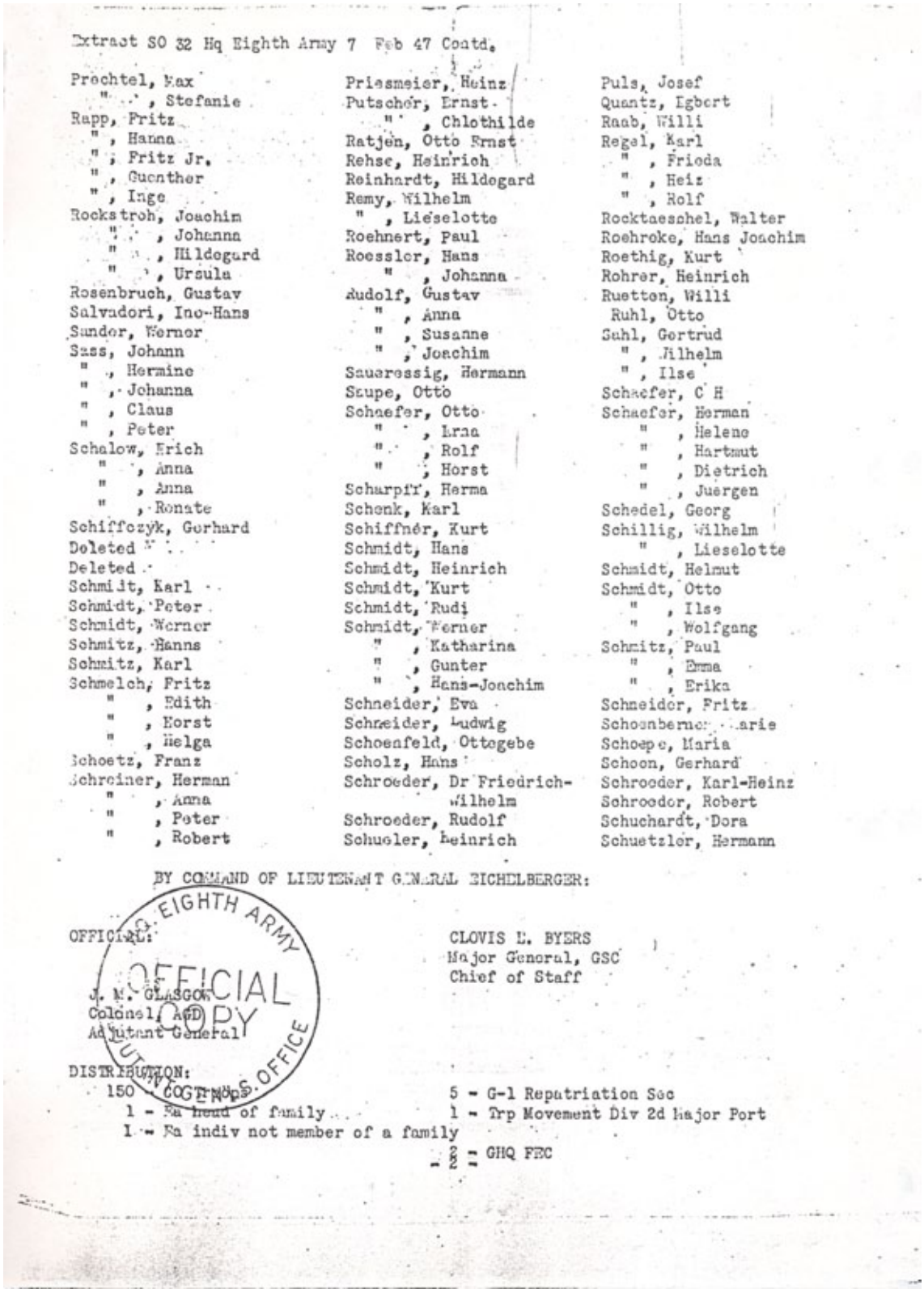
Deleted
Deleted
Deleted
Deleted
Meyer, Rudolf
" , Adelheid
" , Monika
Moennich, Fritz
Mohrmann, Willi
Mosaner, Alarich
" , Gerti
Muegge, Georg
Mueller, Gertrud
" , Karl-Heinz
Mueller, Johann
Mueller, Kurt
Mueller, Wilhelm
" , Gretel
" , Wolfgang
" , Gisela
" , Barbara
Nicke, Karl
Nordmann, Hans
Opolony, Engelberg
Deleted
Pape, Richard
Paschen, Kurt
" , Eva
" , Jutta
" , Ursula
Pokrun, Walter
Polters, Josef
Peters, Walter
Deleted
Deleted
Deleted
Deleted
Deleted
Piper, Konrad
Polzer, Johann
Prasno, Harry

Meister, Fritz
" , Charlotte
Moth, Maria
" , Georg
Michel, Gottfried
Mielcke, Heinrich
Moehring, Fritz
" , Gertrud
" , Irmtraud
" , Rolf
Mosel, Richard
" , Maria
Mueller, Hanna
Mueller, Herbert
" , Kaja
Mueller, Werner
Muff, Fritz
Muck, Herbert
Nalepa, Engelbert
Nelson, Hans
Nentwig, Paul
Niemann, Wilhelm
Noss, Werner
Oster, Willi
Pahls, Heinrich
Papenberg, Wilhelm
Paulix, Friedrich
" , Ilse
Deleted
Deleted
Deleted
Deleted
Petersen, Hans
" , Erika
" , Rolf
" , Juergen
Philipps, Paul
Pierskalla, Alwin
Pohl, Franz
Posch, Gertrud
Preiss, Theodora

Metelmann, Hugo
" , Anne
Metzing, Paul
" , Martha
" , Wolfgang
von Millelstaedt, Claus
Moll, Friedrich
von Morgan, Hans
" , Olga
Mosler, Leopold
" , Ilse
" , Joachim
Mueller, Helmut
" , Lieselotte
" , Ute
" , Child
Musolf, Hans
" , Friedel
" , Wolfgang
" , Hans Walter
Niedenfuehr, Otto
Noltenius, Konrad
Obst, Kurt
Osterfeld, Wilhelm
Panier, Gerhard
Papendieck, Erwin
" , Mary
" , Terence
" , Fay
Peters, Albert
" , Maria
" , Maria
Pfeiffer, Heinz
" , Nino
" , Jutta
" , Johann
Piek, Rudolf
Pietsch, Friedrich
Poll, Willy
" , Erica
" , Juergen

- 1 -

Vorletzte Seite der Ausweisungsorder mit den fünf Mitgliedern der Familie und weiteren Namen, vom 7. Februar 1947, ausgestellt von Generalmajor Clovis E. Byers, Hauptquartier 8. US-Armee.



Extract SO 32 Hq Eighth Army 7 Feb 47 Contd.

Prechtel, Max
" , Stefanie
Rapp, Fritz
" , Hanna
" , Fritz Jr.
" , Guenther
" , Inge
Rockstroh, Joachim
" , Johanna
" , Hildegard
" , Ursula
Rosenbruch, Gustav
Salvadori, Ino-Hans
Sander, Werner
Sass, Johann
" , Hermine
" , Johanna
" , Claus
" , Peter
Schalow, Erich
" , Anna
" , Anna
" , Renate
Schiffczyk, Gerhard
Deleted
Deleted
Schmidt, Karl
Schmidt, Peter
Schmidt, Werner
Schmitz, Hanns
Schmitz, Karl
Schmelch, Fritz
" , Edith
" , Horst
" , Helga
Schoetz, Franz
Schreiner, Herman
" , Anna
" , Peter
" , Robert

Priesmeier, Heinz
Putscher, Ernst
" , Chlothilde
Ratjen, Otto Ernst
Rehse, Heinrich
Reinhardt, Hildegard
Remy, Wilhelm
" , Lieselotte
Roehnert, Paul
Roessler, Hans
" , Johanna
Rudolf, Gustav
" , Anna
" , Susanne
" , Joachim
Saueressig, Hermann
Saupe, Otto
Schaefer, Otto
" , Erna
" , Rolf
" , Horst
Scharpff, Herma
Schenk, Karl
Schiffner, Kurt
Schmidt, Hans
Schmidt, Heinrich
Schmidt, Kurt
Schmidt, Rudi
Schmidt, Werner
" , Katharina
" , Gunter
" , Hans-Joachim
Schneider, Eva
Schneider, Ludwig
Schoenfeld, Ottegebe
Scholz, Hans
Schroeder, Dr Friedrich-Wilhelm
Schroeder, Rudolf
Schueler, Heinrich

Puls, Josef
Quantz, Egbert
Raab, Willi
Regel, Karl
" , Frieda
" , Heiz
" , Rolf
Rocktaeschel, Walter
Roehreke, Hans Joachim
Roethig, Kurt
Rohrer, Heinrich
Ruetten, Willi
Ruhl, Otto
Sahl, Gertrud
" , Wilhelm
" , Ilse
Schaefer, C H
Schaefer, Herman
" , Helene
" , Hartmut
" , Dietrich
" , Juergen
Schedel, Georg
Schillig, Wilhelm
" , Lieselotte
Schmidt, Helmut
Schmidt, Otto
" , Ilse
" , Wolfgang
Schmitz, Paul
" , Emma
" , Erika
Schneider, Fritz
Schoenberner, Marie
Schoepe, Maria
Schoon, Gerhard
Schroeder, Karl-Heinz
Schroeder, Robert
Schuchardt, Dora
Schuetzler, Hermann

BY COMMAND OF LIEUTENANT GENERAL EICHELBERGER:

OFFICIAL:

J. M. GLASGOW
Colonel, AGD
Adjutant General

CLOVIS E. BYERS
Major General, GSC
Chief of Staff

HQ EIGHTH ARMY OFFICIAL COPY ADJUTANT GENERAL'S OFFICE

DISTRIBUTION:
150 - COSTRMOPS
1 - Ea head of family
1 - Ea indiv not member of a family
5 - G-1 Repatriation Sec
1 - Trp Movement Div 2d Major Port
2 - GHQ FEC
- 2 -

Letzte Seite der Ausweisungsorder.

2. Wie eine Flüchtlingsfrau den Tag erinnert

Über zwei Jahre nach der Abfassung meiner so sicheren Erinnerung an diesen Tag lese ich die Tagebuchaufzeichnung von *Herta Tillner* aus *Wien*, der Mutter meines Klassenfreundes *E. T.* – mit Abweichungen und Nähen ... (Mutter und Sohn waren 1942 aus Niederländisch-Indien gekommen). Ich gebe sie in Abschrift ohne jede Änderung wieder; die Ergänzungen in eckigen [...] Klammern sind von ihrem Sohn eingefügt.

15. Feber 1947
Am Morgen kommt der Tanker, bringt Oel, wir bekommen das letzte Wasser, wir liegen vor dem Kriegshafen Yokooska, eine ausgedehnte Barackenstadt ist in den verschiedenen Buchten sichtbar, einige alte verrostete japanische Kriegsschiffe liegen hier, stolz fährt ein amerikanischer Kreuzer ein, manövriert, funkt. Am Nachmittag wird die Abfahrtsflagge gehisst, alles fertig gemacht, klar Schiff. Dann tutet die Sirene ein Mal, zwei Mal, warum fühlt man dabei nichts, früher in Belawan [der Hafen von Medan an der Ostküste von Sumatra] ging dieser Ton einem tief in‘s Herz, in Genua, in Kopenhagen glaubte man diesen Augenblick nicht überleben zu können so weh tat das Herz – und heute ist es wieder ein Abschied, ein ganz großer, von Menschen, einem Leben, einem Land und alles in mir bleibt kalt, ruhig ja gleichgültig. Die Zukunft ist dunkel, ich freue mich weder auf sie noch fürchte ich sie. – Am fernen Horizont hinter den beschneiten Bergen – Japan hat zum Abschied ein Schneekleid angezogen – erscheint zwischen Wolken wie ein Fixierbild der Fuji. Das Deck ist eng und dicht bevölkert, manch einer von denen die nun den Fuji das letzte Mal gesehen, hatte Japan als Heimat, kennen kein Deutschland oder deutsche Väter, oder Mann ist alles was sie dazu verurteilt dahin zurück zu gehen – oft sprechen sie kein Wort Deutsch.

Da das Schiff ein in 1943 gebauter reiner Truppentransporter ist, keine Ladung hat, hoch und kurz gebaut ist, fürchtet man dass es sehr schaukeln wird. Man merkt es dann schon beim Abendessen. Nachher strömt wieder alles an Deck – der Fuji ist klar, eine dunkle Silhouette mit den hellen schimmernden Flächen der Schneefelder. Schön, phantastisch schön, zeitweise schwebt er im Aether, dann steigt er ohne Vorberge aus dem Meer in seine majestätische Höhe an, Japan wie es lebt, wie es in Bildern, in allen Erzählungen uns gezeigt, wie ich es in Nara kennengelernt, erlebt habe, er steht noch einmal vor uns, nimmt Abschied im goldensten Sonnenuntergang. Ueber den Bergen der Izuhalbinsel geht sie unter, den Fuji wundervoll beleuchtend; Atami, die Hakoneberge, den Kamijama und die anderen sieht man von der Küste ansteigen. Viele Erinnerungen werden wach, an diesem und jenem Ort, Stunde, Menschen – sie kamen und gingen. Als wir 1942 die Küste von Akashi bis Kobe entlangfuhren war alles neu, fremd, nicht die kleinste Beziehung bestand zu / diesem Land, heute da wir sie verlassen bestehen so viele, es ist wieder ein kleines Stück Heimat geworden.

Es dämmert als wir an die Spitze der Izuhalbinsel vorbei fuhren, hier kamen sie an Land die geretteten vom 28 [vermutlich Hilfskreuzer 28, „Michel“][82] und draussen ein paar Meilen weiter als wir fahren sind sie gestorben, die anderen, die nie wieder kamen. Warum muss ich diesen Weg fahren, um alles noch einmal zu sehen, um zu fühlen dass auch Jahre nicht vergessen lassen. – Dann wird es Nacht, Schneetreiben hüllt alles ein, kalt, nass und Wind.

[82] Vgl. oben VIII.4. sowie Anhang: *Vermehren*.

16. [II.]
Es schaukelt tüchtig, am Morgen sehen wir die äusserste Spitze von Wakayama und die Einfahrt der Inlandsee, uns gegenüber weit weit liegt Tarumi, unser liebes schönes Haus, alle frühstücken sie dort [gemeint sind die zurückgebliebenen ...]. Gegen Abend kommen die letzten Inseln Japans in Sicht, die südliche Spitze von Kyushu und dann sind wir in der chinesischen See.

(*Herta Tillner, Japan Tagebuch VI, S. 2 f.*).

3. Ähnliches Erlebnis, ein zweites Mal

Am 20. August 1947 verließ ein zweites Schiff mit zu ‚repatriierenden' Deutschen und Österreichern von *Yokohama* aus Japan, die „*General Black*". Die mit diesem Schiff transportierten Schulkameraden haben mir in vergleichbarer Weise von dem ihnen unvergesslichen Erlebnis des *Fuji* bei ihrer Ausfahrt berichtet.

2. Die Aluminiumschüssel: Geschenk des Friseurs

Immer wieder, durch Jahrzehnte meines Lebens, tauchte dieses Bild vor mir auf: eine Waschschüssel, aus gelblichem Aluminium gepresst, achtlos hingestellt auf den Steinboden im Hinterhof meines Elternhauses in *Stuttgart*. Jahre stand sie dort, mal mit Regenwasser gefüllt, mal mit dem Boden nach oben, niemand brauchte sie mehr, niemand warf sie weg, niemand brachte sie in Sicherheit, auch ich nicht. Die Schüssel war nicht sehr groß, vielleicht dreißig Zentimeter im Durchmesser; sich nach unten verjüngend, maß sie am Boden die Hälfte, die alte Form eben einer Waschschüssel. Vom Pressen des Blechs waren Ringe sichtbar geblieben, das Blech war also nicht überall gleich stark – Mängel der japanischen Nachkriegsproduktion? Zugleich war sie sehr haltbar, Beulen konnten ihr nichts anhaben, anders als den weiß emaillierten Schüsseln, die schnell von ihrem Emaille-Überzug einige Splitter verloren. Manche von diesen Schüsseln hatte ich in der Asche verbrannter Häuser liegen sehen, die Hitze hatte das Emaille weggeschmolzen, bläulich-schwarz das Blech übriggelassen.

Dass ich die Schüssel im Hof des Hauses in Stuttgart liegen sah, das war etwa zehn Jahre nach der ‚Repatriierung' aus Japan, ich studierte längst in einer anderen Stadt. Im geringen Repatriierungsgepäck war die leichte Schüssel eine Kostbarkeit gewesen, ebenso wie zwei Kochtöpfe und eine Wasserkanne aus dem gleichen Material (bei diesen war freilich das Aluminiumblech etwas dünner, und ganz tadellos gepresst). Aus Schwertern Pflugscharen: nach der japanischen Kapitulation im August 1945 vorhandene Blechbestände (von knapp ½ Millimeter Stärke) waren von den Fabrikanten statt für den Flugzeugbau für Kochtöpfe und Waschschüsseln verwendet und sicher mit großem Gewinn auf dem Schwarzen Markt verkauft worden.

Vorher hatte es solche gelblichen Schüsseln und Töpfe gar nicht gegeben. Einen solchen Kochtopf, von 25 bis 30 cm im Durchmesser, hatte ich viele Jahre zusammen mit meiner Frau in Gebrauch, zuerst in unserem Studentenhaushalt in *München* und *Tübingen*, und er hat bis in die 70er Jahre gehalten. Besonders haben wir ihn für die Zubereitung von Gemüse durch Dünsten in Olivenöl mit Zwiebeln verwendet, z.B von Sauerkraut, oder Rosenkohl, oder auch anderer Gemüse. Und damit das Gemüse nicht anbrannte, musste es fleißig gewendet werden. Man konnte mit solchen bauchigen

Töpfen nur auf Gas (oder auf Holzkohlenöfchen) kochen. Das Blech war freilich so dünn, dass es nach langjährigem Kochen und Rühren blank wurde. Und zuletzt war es an einer Stelle so dünn geworden, dass ein winziges Loch entstand. Bekümmert musste ich einsehen, dass dieser Topf nicht mehr brauchbar war. Aber wenigstens der Deckel ist heute noch da! Als sein für japanische Töpfe damals charakteristischer Holzknopf zerbrochen war, befestigte ich in dem Loch mit festem Draht einen Flaschenkorken.

Doch mit jener Waschschüssel hatte es eine besondere Bewandtnis: sie zerschliss nicht, sondern wurde beiseitegelegt – in der in unserem Haus schließlich für uns vollständig geräumten Wohnung konnten wir uns wieder in Waschbecken waschen, in fließendem Wasser (lange noch freilich gab es kein warmes Wasser). Man brauchte sie nicht mehr, die Kostbarkeit von 1946, aber man zögerte auch, sie wegzuwerfen. Hing es mit ihrer Herkunft zusammen? Mir, und sicher auch meinen Eltern, blieb diese Herkunft immer bewusst: das Geschenk, die Gabe eines armen alten Mannes, eines Friseurs, klein, schon gebückt, aber ordentlich gekleidet, vor allem mit untadeligem Scheitel, glatt gekämmtem, offenbar schon stark gelichtetem Haar, eher grau als schwarz. Ein rundes, bescheidenes, fast demütiges Gesicht, der Teint eher dunkel, aber vom Alter schon aufgehellt, kleine Augen hinter der Brille. Ein Ausdruck von Gelassenheit, von Fatalismus, oder von Resignation, hingenommener Leidenserfahrung? Wenig Worte, wenig Mimik. So stand er an dem Stuhl, wo man umhüllt von einem Leintuch saß; in einen weißen Mantel gehüllt, ließ er seine Schere klappern, tat seine Arbeit. Was mochte hinter ihm liegen?

Er kam regelmäßig ins Haus der Familie in *Maiko*, am Meer, vom Vater engagiert, dass er allen korrekt die Haare schneide, und besonders mir, der ich immer noch nicht gelernt hatte, dass Ordentlichkeit „an Scheitel und Sohle“ ablesbar sei ... Offensichtlich kannte mein Vater den Friseur aus besseren Zeiten, und wahrscheinlich wollte er ihm einen kleinen Verdienst verschaffen – denn dass sein Laden in Kobe *nicht* verbrannt war, das war recht unwahrscheinlich. Und vermutlich war der Verdienst dann doch großzügig bemessen, der Vater war ja Nachkriegsgewinnler, für kurze Zeit wenigstens.

War die kostbare Schüssel eine Gabe der Dankbarkeit? Oder wollte der kleine Mann den großen Mann zur Fortsetzung der Wohltaten auffordern, verpflichten? (In der römischen Tradition: *do ut des* – ich opfere dir, damit du (die Gottheit) mir meinen Wunsch gewährst.) War die Gabe beides, Dank und Verpflichtung? Das weiß ich nicht, aber ich spüre irgendwie, und mit einem Gefühl brennender Peinlichkeit bis zum heutigen Tag, dass das auf Fortsetzung angelegte Verhältnis abrupt abgebrochen wurde:

Repatriation of German and Austrian Nationals ... directed to
proceed o/a 14 Feb 1947 by surface transportation from Yokohama,
Japan to Bremerhaven, Germany ... Headquarters Eighth Army ...

Zehn Tage Zeit waren gewährt worden zur Vorbereitung der Reise, es wurden dann zwanzig. Das Nötigste durfte mitgenommen werden, in Koffern und Seesäcken, darunter diese Schüssel. Im ersten Jahr ‚daheim‘ diente sie dem Vater als Wasch- und Abspülschüssel, in der kleinsten, unheizbaren Dachkammer seines von den Bomben nicht zerstörten Hauses in Stuttgart. Sie war wertvoll; er hatte keinen Zugang zu einem Waschbecken.

Die Schüssel war sehr wertvoll. Aber was hat der arme kleine Mann in Japan davon erfahren? Und: die Gabe wurde nicht erwidert, konnte nicht erwidert werden. Ein Gefühl der Schuld, der Scham, bis heute. *on*. Eine altjapanische Tugend.

3. Reis und Tee: Geschenk des Bauern

In einem mit einer Klappe verschließbaren Fach im Bücherschrank meiner jüngsten Schwester, nach 1990: zwei fast gleichartige, schlanke, runde Büchsen aus Eisenblech, vom Format japanischer Teedosen, etwa acht Zentimeter Durchmesser und sechzehn Zentimeter hoch. Das Eisenblech ist nicht wie üblich lackiert, und auch nicht verzinkt, vom Alter grau, doch nicht verrostet. Meine Schwester, auf meine Frage: „Die allerkostbarsten Dosen, mit Reis und Tee“. Unsere Mutter habe diese Dosen über 40 Jahre als denkwürdige Kostbarkeiten aufgehoben und sie vor ihrem Tod um sorgsame Bewahrung gebeten. Vom „Arima-Bauern“ seien sie. Im Februar 1947, Tage vor der überstürzten Repatriierung durch die US-Besatzungsmacht, habe dieser der ganzen Familie wohlvertraute Mann sie als Abschiedsgeschenk überbracht.

Ich öffne die erste Dose, indem ich den tief hinunterreichenden und knapp sitzenden Deckel von der runden Dose mit einer leichten Drehbewegung hochziehe, eine vertraute Verrichtung seit der Kindheit. Am Boden eine gute Handvoll von jenem Reis, darauf ein Zettel in der Handschrift meiner Muter: „Rest eines Säckleins Reis vom Bauern bei Arima in Japan zum Abschied vor der Evakuierung aus Kobe 1947 im Febr.-März.“ Ich lasse etwas von dem Reis durch meine Hand rieseln.

Die zweite Dose hat zusätzlich den für Teedosen typischen Innendeckel (aus Blech gelötet damals, heute aus Kunststoff gepresst), sorgfältig in die innere Rundung der Dose eingepasst, darüber erst der haubenartige Außendeckel, ganz knapp und fast luftdicht über die äußere Rundung der Dose passend. Der Tee darin ist fast dunkelgrau geworden – über ein halbes Jahrhundert alt. Darauf liegt ein Zettel, bedruckt mit zwei *kanji*, chinesischen Zeichen: *shincha*, also: Neuer Tee, erster Tee aus der neuen Ernte; die beste Qualität.

Allen in der Familie, im Haus in Kobe ist „der Arimabauer“ in sehr nachhaltiger Erinnerung. Er stand in einem Treue- und Vertrauensverhältnis zum Vater; und damit zum ganzen Haus. Regelmäßig kam jener Bauer aus *Arima*, einem Dorf und Badeort in einem Tal in den Bergen hinter Kobe, in unser Haus zu Besuch. Aber nie betrat er den ‚fremden‘, den europäischen Teil des Hauses, sondern er ließ sich im tiefsten Teil nieder, der geräumigen Küche, wie in allen damaligen japanischen Häusern direkt auf dem Erdboden angelegt (weshalb sie *daidokoro* hieß, ‚Grundort‘; *heute oft* kichin, *von englisch* kitchen, und oft weit über dem Erdboden, in oberen Etagen). Dort unten suchte sein Vater ihn dann auf und unterhielt sich mit ihm ausgiebig (natürlich auf japanisch). Der Bauer tat dies unüberhörbar, denn er hatte ein das ganze Haus selbstbewusst durchtönendes Stimmorgan. Er war wirklich da. Er war kein kleiner Bauer.

Vielmehr besaß er nicht nur seinen Hof, wohl nordöstlich vor *Arima* in Richtung *Takaratsuka* gelegen, sondern auch ein *kura*, ein Schatzhaus. Daran erkannte jeder sogleich, dass der Eigentümer eines Hauses vermögend war und allerhand Kostbarkeiten vor Bränden und Erdbeben bewahren musste, wertvolle Stoffe, Kunstgegenstände, nicht zur Jahreszeit passende oder besonders festliche *kimono*. Auch ganz in der Nähe von unserem Haus in Kobe stand ein solches *kura*: in dem recht großen Garten eines wohlhabenden Hausbesitzers, errichtet aus sehr dicken Mauern, also nicht etwa aus Holz. Es hatte nur kleine Luken, die zum regelmäßigen Belüften dienten, soweit es trockenes Wetter möglich machte; meist waren sie aber mit Läden aus dicken Eisenplatten verschlossen: feuerfest also (ob auch in den Feuerstürmen von 1945, ist mir nicht bekannt). Außen war das *kura* weiß gekalkt, obendrauf ein

knappsitzendes Giebeldach aus grauen Ziegeln. Diese meist nicht sehr großen Mauerhäuser standen neben den herkömmlichen Wohn- und Wirtschaftshäusern aus Holzfachwerk (die Fächer mit Bambusgeflecht und Lehm ausgefüllt), wo auch die Dachstühle aus Holz waren. Außen am Haus schützten dünne Holzbretter die Lehmwände gegen Regen, innen die Decken und Böden waren aus Holz oder gar Strohmatratzen – das Ganze ein leichtes Opfer für Flammen. Jene *kura* kann man auf dem Land auch heute noch häufig finden.

Jenes *kura* bei *Arima* nun bewahrte auch einige Schätze aus unserem Haus. Beim absehbaren Herannahen der amerikanischen Bomberflotten und anlässlich des Auszugs aus dem zentrumsnah gelegenen Haus im Mai 1944 war es dem Vater möglich, in dem *kura* seines Bauernfreundes eine Reihe nicht dringend benötigter Sachen unterzubringen. Und in weiser Voraussicht bezahlte er die Miete für 20 Jahre.

16 Jahre später, die Ende 1944 einsetzenden, fast alle großen Städte vernichtenden Flächenbombardements lagen lange zurück, die US-Besatzungsarmee hatte sich längst in wenige Stützpunkte zurückgezogen und befasste sich nicht mehr mit der Konfiskation von Feindeigentum – im Frühsommer 1960 also unternahm mein Vater seine erste und letzte Japanreise nach jener „Repatriierung“ nach Deutschland. Seine in der Geburtsheimat neu aufgebaute Firma war gerade in Vergleich gegangen. Er wollte nun jene zurückgelassenen Sachen abholen, Beziehungen wieder aufnehmen und womöglich auch eine neue Beschäftigung in der alten Geschäftsheimat finden, wo er 20 Jahre lang erfolgreich tätig gewesen war – lange vor dem Pazifischen Krieg, dann während dieses Krieges, und noch eineinhalb Jahre danach. Und in jenem *kura* in *Arima* nun fand er alle jene Sachen noch vor, vollständig, und unbeschädigt, soweit es in dem feuchten Sommerklima möglich war. So konnte mein Vater den größten Teil dieses Resteigentums, das den Augen der Besatzungsbehörden entgangen war, mit dem Schiff nach Deutschland transportieren lassen. Und zwar mit freundlicher Unterstützung durch seinen 1947 nicht ausgewiesenen Freund *H. van der Laan* – er war nicht in ‚der Partei‘ gewesen, hatte vielmehr während des Krieges einmal Besuch von Beamten der japanischen Geheimpolizei bekommen, die sich höflich erkundigten, warum er denn so selten den ‚Deutschen Klub‘ besuche ...).[83]

So kamen nun einige große Überseekisten ins Haus meiner Eltern in *Stuttgart-Vaihingen.* Darunter in drei langen Kisten aus japanischem Zedernholz, ganz und gar unversehrt: drei mir fast intim vertraute, große chinesische Teppiche, Stätten meiner Kindheit, heute mein gehegter Besitz. Dagegen war völlig vom Rost verzehrt und nicht mehr transportabel gewesen der mir genau erinnerliche deutsche Gasherd: eine Kostbarkeit, Fabrikat *Junkers & Ruh* (er hatte 1943 durch Holzkohleöfchen ersetzt werden müssen, denn die Kriegführung erlaubte nicht mehr die Herstellung von Stadtgas). Stark gelitten hatten auch die vielen Bücher; der letzte Rest von Leim längst aus dem Einband ausgeschwitzt, muss man sie mit beiden Händen vorsichtig halten, damit sie nicht in Blätter, Pappdeckel und Einbandstoff zerfallen. Von diesen wurden daher nur die meinem Vater denkwürdigsten auf die Seereise nach Deutschland geschickt. Darunter einige voluminöse Wörterbücher, japanische und englische,

[83] Nachkommen der Familie *van der Laan*, von denen die ersten Vertreter im späten 19. Jahrhundert nach *Kôbe* gekommen sind, leben noch heute dort, und am alten Ort, im Vorort *Okamoto.* Ein Teil ihres ausgedehnten, in den 20er Jahren von einem Briten erworbenen Besitzes ist heute als Stiftung Sitz des *OAG-Zentrums Kansai* und von dessen *Studienhaus* (vgl. Einleitung, Fußnote 6) – nur wenige hundert Meter vom Ort meiner frühesten Kindheit entfernt. Dort allerdings sind von Bomben und Neubauten alle Spuren jener Zeit zerstört worden.

Zeugnisse seiner Bildungsbemühungen. Weiter einige Publikationen von *Hermann Bohner*, dem Japanologen und Freund der Familie aus *Ôsaka* bzw. *Nishinomiya*, dem jahrzehntelangen Wohnort des Ehepaars, wo es auch nicht ausgebombt wurde; diese Bände stehen heute fast alle in der Bibliothek des *OAG Zentrums Kansai*. Sodann auch „Mein Kampf" von *Adolf Hitler*, und schließlich „Das Weltreich der Cäsaren" von *Theodor Mommsen*, ein Geschenk meines Großvaters für meinen Vater zum Weihnachtsfest in Kobe 1937.[84] Viel gelesen hat der Vater wohl in keinem der Bücher – es gelang ihm, alle diese Jahre voll beschäftigt zu sein. So waren diese Bücher wohl eher ein Programm ‚für später'. Heute sind sie eingereiht in meine übrigen Bücherschätze – Wörterbücher bei Wörterbüchern, *Mommsen* bei den althistorischen Werken, der „irre Wicht" bei den Veröffentlichungen zum Nazismus.

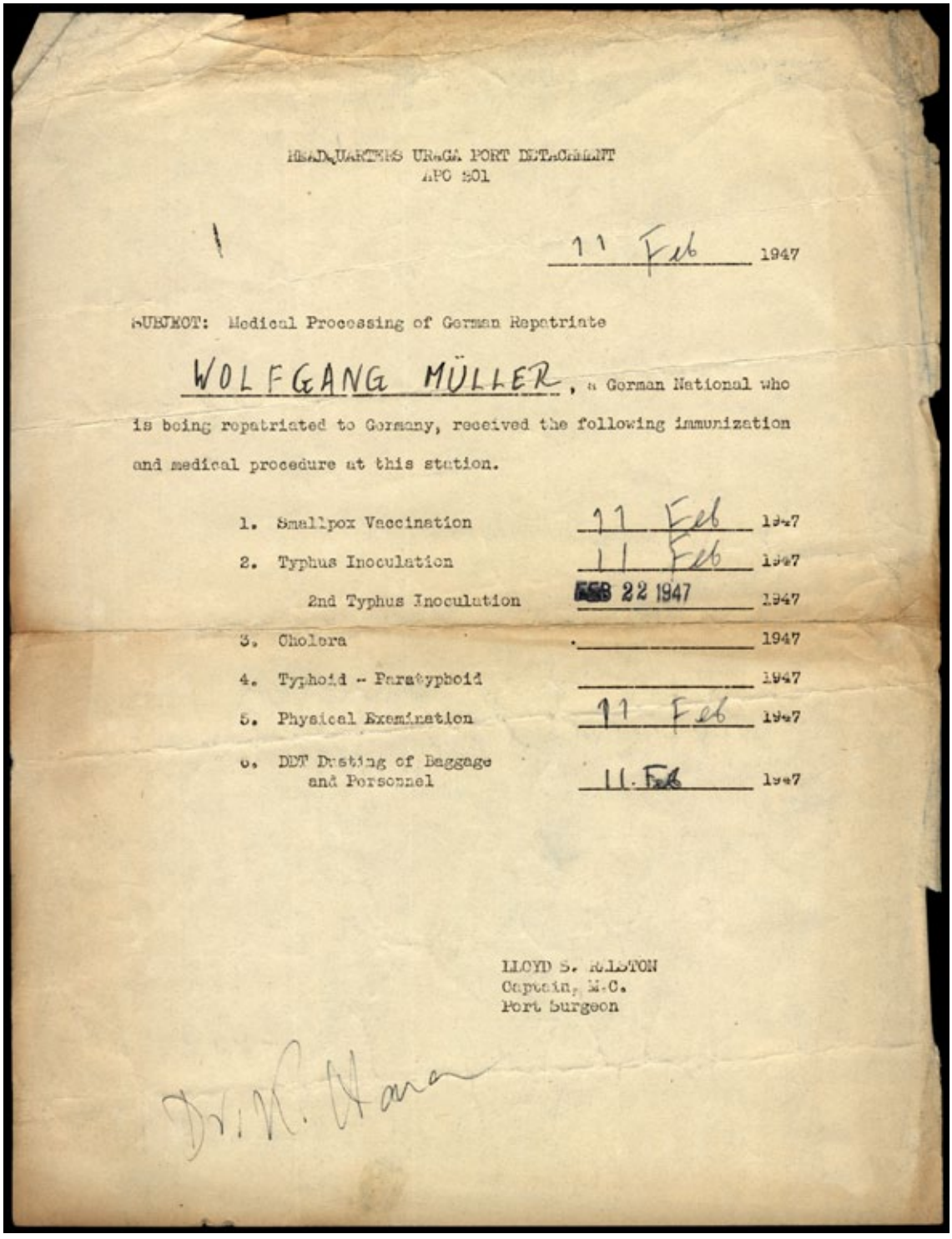
Schließlich waren da noch zwei große und schwere Kisten, die seit 1960 ungeöffnet liegenblieben waren – mit der Gesundheit meines Vaters war es nach seiner Rückkehr schnell bergab gegangen. Erst 1994 nach dem Tod meiner Mutter und vor dem Einzug in unser Haus in *Freiburg im Breisgau* habe ich sie geöffnet. Zum größten Teil enthielten sie Porzellan. Und zwar in einer Weise verpackt, die vollkommen ‚friedensmäßig', fast schon altjapanisch war. Es war wirklich zum Staunen: zwischen losem, festgedrücktem Stroh fanden sich Strohpäckchen, die man getrost an eine Wand hätte schleudern können, ohne dass die feinwandigen Porzellantässchen darin Schaden genommen hätten. Die Tässchen und anderes Zerbrechliches war zunächst in Papier gewickelt (darunter *Kanji*-Schreibübungen meines Vaters mit Pinsel und Tusche), dann in loses Stroh gehüllt und zuletzt mit Strohseil umwickelt worden, dessen einzelne Stränge wiederum untereinander mit Stroh vernäht waren! Und das alles ein gutes Jahr vor dem katastrophalen Ende des Krieges, im Frühsommer 1944! Schon das Auspacken war eine zeitraubende Beschäftigung ... Inmitten all dieser Strohpacken fand sich noch eine schmale Kiste von etwa 80 Zentimeter Länge: nach feierlicher Öffnung durch meine Enkel auf der Einweihungsfeier unseres Hauses, im Kreis von vielen Verwandten, zeigte sich nicht nur eine deutsche *Kienzle*-Schlaguhr (jahrelang hatte sie auf dem Büfett im Esszimmer des Kobe-Hauses die halben und die ganzen Stunden geschlagen und deutsche bürgerliche Behäbigkeit ausgestrahlt), sondern auch ganz unerwartet ein Schwarm kleinster Fliegen, die sich sofort im ganzen Haus verteilten. Ich habe sie den Anwesenden als die in dieser Form überlebenden Geister des *Kobe-Hauses* erklärt, die nun dieses Nachfolgehaus in Besitz nähmen ...

Und ich blicke, indem ich dies schreibe, auf jenen grünen Teppich, den ältesten jener drei vom „*Arima-Bauern*" sorgsam bewahrten Teppiche, der mich schon als kleinstes Kind in *Okamoto* beherbergt hat und der – in einer langen Kiste in Zinnblech eingelötet – die Katastrophenflut in Kobe im Sommer 1938 unversehrt überstanden hat. Den Namen des „Arimabauern" weiß ich nicht. Ich schulde ihm ehrerbietigen Dank. *On*.[85]

---

[84] Dieses sehr verbreitete Buch des großen liberalen Historikers ist auch dadurch bemerkenswert, dass es mit einem Nachwort des bedeutenden Altphilologen *Eduard Norden* noch 1933 im 55. Tausend gedruckt worden war: „Phaidon-Verlag, Wien, Leipzig". Das Copyright lag in Wien, der Druck fand in Leipzig statt. Eine Art von Exportgut aus Österreich. Denn nicht nur wegen des Nachworts passte es nicht mehr ins ‚neue Deutschland'; *Norden* war Jude und ist, ähnlich wie *Thomas Manns* Schwiegereltern *Pringsheim*, 1940 gerade noch in die *Schweiz* entkommen (ein Sohn und ein Enkel (vgl. *Pringsheim 1995*) der *Pringsheims* haben in *Tôkyô* überlebt). *Mommsen* selbst war Ende des 19. Jrhs. nicht nur als Kritiker des militaristisch-imperialistischen Kaiserreichs hervorgetreten, sondern auch mit entschiedenen Äußerungen gegen die „Seuche des Antisemitismus".

[85] *On*: das Wort ist in Japan heutigentags nicht sehr verbreitet, doch nach der klassischen Analyse der Amerikanerin *Ruth Benedict* in ihrem Buch „Chrysanthemum and Sword" (USA 1944) ist es von zentraler Bedeutung für das normative Verpflichtungssystem in der japanischen Gesellschaft, das auch



HEADQUARTERS URAGA PORT DETACHMENT
APO 501

11 Feb 1947

SUBJECT: Medical Processing of German Repatriate

WOLFGANG MÜLLER, a German National who is being repatriated to Germany, received the following immunization and medical procedure at this station.

1. Smallpox Vaccination	11 Feb	1947
2. Typhus Inoculation	11 Feb	1947
2nd Typhus Inoculation	FEB 22 1947	1947
3. Cholera		1947
4. Typhoid - Paratyphoid		1947
5. Physical Examination	11 Feb	1947
6. DDT Dusting of Baggage and Personnel	11 Feb	1947

LLOYD S. [illegible]
Captain, M.C.
Port Surgeon

Dr. K. Hara

Bescheinigung über erfolgte Impfungen einschließlich einer DDT-Besprühung, am 11. 2. 1947 in Uraga.

heute noch stark wirkt und alle Dankesschulden gegenüber bestimmten Personen in der Vergangenheit umfasst. Etwas davon sehe ich auch in mir wirken. Doch habe ich die obigen Zeilen, die obigen drei Kapitel verfasst, ohne an das Wort *on* zu denken.

„The repatriates were now ready to board ship. Japanese attendants approved them with DDT and they moved to the Uraga Port dock." (Aus dem Besitz von Burdick)

„The gangplank swings down and the people moved onto the ship which was to carry them to their homeland." (Mit USS Marine Jumper).

X. Epilog

Heimatland und Fremdland, Repatriierung und Vertreibung

Der Abschied von Japan war für viele der Kinder, die 1947 zusammen mit ihren Eltern ausgewiesen wurden, zumindest die Kinder der ‚Residenten', keine Heimkehr, wie doch von den US-Besatzungs-behörden mit dem Wort "repatriation" in Aussicht gestellt war: *„Ins Heimatland Deutschland heimkehrend, ins sogenannte Heimatland, denn in Kôbe geboren, in Kôbe aufgewachsen, war für diese Kinder jenes Land ein Fremdland."* (*ODA, Makoto, 1987, S. 162*). Und auch die Kinder der aus Niederländisch-Indien nach Japan gekommenen Mütter (die Väter waren in Britisch-Indien interniert) kannten in den meisten Fällen das *Heimatland Deutschland* nicht.

In eine neue Welt fuhren diese Kinder aus Kobe, und sie ließen eine alte Welt, eine vertraute Welt, *ihre* Welt zurück. Die neue Welt war ihnen viel gerühmt worden, vieles sei dort ganz anders, viel besser vor allem, in jenem großen Deutschland. So war auch Erwartung, Neugier da. Für jene der ‚heimreisenden' Kinder, die als Flüchtlinge aus Niederländisch-Indien (und meist auch dort geboren) nur einige Jahre in Japan gelebt hatten, war da immerhin die Aussicht, den seit Kriegsbeginn in Britisch-Indien internierten Vater ‚wiederzusehen' (sofern nämlich überhaupt noch Erinnerung da war), endlich einen Vater zu haben (denn das war ihr Hauptmangel gegenüber den Kindern der ‚Residenten' gewesen). – Dass in jenem großen Deutschland Zerstörung und Entbehrung herrschten, davon wussten bloß die Erwachsenen etwas, doch nur Bruchstücke von Nachrichten hatten sie erreicht, von Gerüchten kaum geschieden; nur wenige Informierte unter ihnen wussten Genaues.

Einzelne der Kinder freilich, vielmehr schon Jugendliche, konnten in Japan bleiben, einige wenige. Sie waren schon mündig, und die US-Besatzungsbehörden respektierten ihren Willen, wenn sie nicht ‚zurück' wollten (und die übrigen Bedingungen erfüllten, z.B. einen Erwerb hatten, etwa als Lehrling). Bei den anderen taten sie das nicht, eben weil sie nach dem Gesetz noch Kinder waren. Ein eklatanter Fall ging als fast geflüstertes Gerücht von Mund zu Ohr unter den Kindern. Es ging um den knapp zehnjährigen *E. v. B.*; ich kannte ihn und seine Schwester *O.* von der Schule. Schon vor dem Repatriierungstermin hatte er oft die Schule in *Shioya* geschwänzt und sich in der japanischen Alltagswelt herumgetrieben, wo er sich offenbar gut auskannte und gut aufgehoben fühlte. War er vielleicht auf der Suche nach dem Vater? Jedenfalls fehlte er, als die aufs Schiff Transportierten Namen für Namen nach den Listen kontrolliert wurden.

Die amerikanische Militärpolizei wurde alarmiert und suchte ihn überall, so sagte es das Gerücht, das unter den Kindern umlief ... Und so sah ich die Militärpolizisten also auf der Suche, ganz deutlich: baumlang aus dem Jeep springend, in heller Sommeruniform (merkwürdig: es war doch Winter!), mit der blauen Armbinde und den Buchstaben MP am linken Arm. Der Entwischte war mit einem fahrenden Händler im Umkreis von Kobe über Land unterwegs, und als er von der bevorstehenden Deportation hörte, versteckte er sich – so hieß es – unter dem zweirädrigen Handkarren des Händlers, wo auf allen Seiten Tücher herunterhingen, wie wir das von solchen Wagen kannten, und wie man es sogar mitten in *Tôkyô* noch heute gelegentlich sehen kann. Aber – von seinem strohblonden Haarschopf schaute eine Strähne unter dem Tuch

heraus, und so entdeckte ihn die MP, packte ihn am Schlawittchen und zog ihn unter dem Wagen hervor! Sie brachte ihn an Bord, gerade noch rechtzeitig vor Abfahrt des Schiffes ... Das Mitgefühl vieler Kinder war ihm sicher. Wo er doch unter dem Wagen so gut versteckt war ...

Das hier nach meiner Erinnerung eines Gerüchts mitgeteilte Ereignis um den Ausreißer *E. v. B.* muss, nach Gesprächen mit mehreren Schulkameraden viele Jahre später, richtiggestellt werden. Sie waren sich einig, dass jenes Ereignis nicht im Februar auf dem Truppentransporter *Marine Jumper* stattgefunden hat, wo ich mitgefahren bin, sondern im August auf der *General Black*, die weitere eineinhalbtausend Deutsche und Österreicher in die ‚Heimat' transportierte. Die Abfahrt dieses Schiffs sei sogar wegen des Fehlens von *E.v.B.* um zwei Tage verzögert worden. Aber alle waren sich einig, dass man den ‚Übeltäter' wegen seines Wagemuts schon bei früheren Gelegenheiten bewundert habe. So war von einer mutigen Tat die Rede, wo er ein vor dem Wagen gestürztes Pferd vor dem wütend peitschenden Fuhrmann in Sicherheit brachte, zum nahegelegenen Haus seiner Mutter; in den Augen der Kinder: als stolzer Besitzer eines Pferdes.

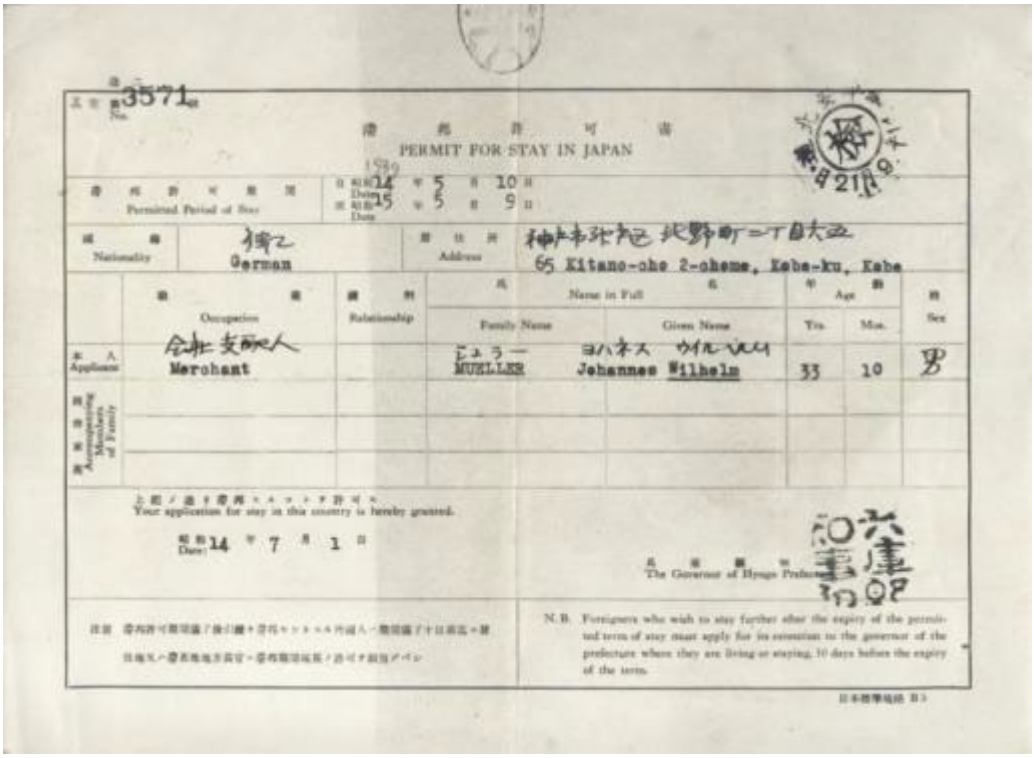
Einmal in dieser Sache im Hinblick auf mein Gedächtnis selbstkritisch geworden, glaube ich eingestehen zu müssen, dass ich das doch so farbige Detail mit der verräterischen gelbblonden Haarsträhne aus einer anderen Quelle, als nur gelesene ‚Erinnerung' hinzugefügt haben dürfte. Denn aus dem 13. Jahrhundert wird eine farbenprächtige und traurige Episode vom König *Enzio* berichtet (er war ein den Vater überlebender Sohn von *Friedrich II.*, jenem bedeutenden Kaiser des Heiligen Römischen Reichs, und auch begabtem Dichter, stolzem Selbstdarsteller und polyglottem Diplomat zwischen Okzident und Orient, in der ersten Hälfte des 13. Jrhs.). Als *Enzio* nämlich, schon als junger Mensch von den Bolognesern gefangen genommen, nach vielen Jahren im Gefängnis in *Bologna*, in einem riesigen Fass zu entfliehen versuchte, da quoll aus dem Spund eine goldblonde Locke hervor – und nur *einer* hatte *solche* Locken! *Il Re Enzo!* schrie eine Frau auf (und nicht wenige Bologneserinnen kannten ja den dichtenden und singenden, den bezaubernden König ...). So musste er für den Rest seiner Tage in sein königliches Gefängnis zurück, in den *Palazzo Re Enzo*, genau in der Mitte der Stadtrepublik Bologna. Vielleicht auch, damit er weiterhin seine melancholischen Lieder den Mädchen, den Frauen und Damen zur Laute singen konnte? Noch heute kündet jedenfalls jener prächtige Palast von der Macht und dem Stolz jener norditalienischen Kommune, die sogar einen Sohn Kaiser Friedrichs II. in Gefangenschaft festzuhalten vermochte, dreiundzwanzig lange Jahre. Nach häufigen Besuchen in Bologna und oft an jenem Palast vorbeigegangen, hat sich mir anscheinend jenes Detail mit der gelben Strähne zu meinem Schulkameraden *E. v. B.* hin verschoben. Was sicher keine unerfreuliche Ausschmückung ist. (Er hat jedenfalls diese Erzählung gelesen und gebilligt; nicht lange vor seinem zu frühen Tod im August 2003.)

Das legendenhafte Bild mit dem Unterschlüpfen unter dem Karren des gutmütigen Händlers und der blonden Haarsträhne drückt ganz gut die doppelte Existenz der in Japan geborenen und aufgewachsenen Kinder aus: hier waren sie zuhause, unter meist freundlichen Japanerinnen und Japanern, und zugleich einer durch ihr Aussehen deutlich kenntlichen Sondergruppe zugehörig, die irgendwo in der Ferne ihre ‚Heimat' hat. (Über diese ferne Heimat lernte sie das Notwendige im Fach „Heimatkunde": „Der Schwarzwald", „Die südlichen Nebenflüsse der Donau", usw.). Eine doppelte, eine *amphibische Existenz*; ein Leben in zwei Welten, mit ständigem Wechsel von der einen in die andere. Freilich bei jedem einzelnen mit vielen Besonderheiten und eigenen

Zügen; eine dieser besonderen Existenzen versuche ich in diesem Buch vorzustellen, mit gelegentlichem Blick auf andere (vgl. auch die Motti dieses Buches).

Etwa z. B. mit Blick auf *E. v. B.* – sozusagen eine Besonderheit mit zusätzlichen Besonderheiten: in *Niederländisch-Indien* geboren, war seine Mutter eine schon seit der Vater- oder Großvatergeneration dort ansässige Niederländerin; nach dem deutschen Überfall im Mai 1940 dennoch als – durch Heirat – *Deutsche* interniert, reiste auch sie mit ihren Kindern und vielen deutschen Müttern nach Japan aus; oder vielmehr: wurde ausgereist. Eine erzwungene Gemeinschaft, die sie offenbar in einige Verwirrung stürzte; eine besondere Bedrückung für die noch sehr junge Frau, alleinstehend, isoliert und überaus anlehnungsbedürftig ... Umso mehr mag ihr Sohn sich zwischen den im Krieg feindlich gegenübergestellten Nationen in Japan ein eigenes Zuhause gesucht haben, das er nicht aufgeben wollte.

Diese ‚Heimkehrer', diese „repatriates" galten nach der bald danach eingeführten amtlichen westdeutschen Sprachregelung als „Vertriebene". Bis heute ist daher ein „*Ausweis für Vertriebene und Flüchtlinge*", Kategorie A, in meinem Besitz (ausgestellt am 1. 10. 1954 im Namen der Bundesrepublik Deutschland vom „Sozialamt (Flüchtlingsamt)" der Stadt Stuttgart). Entscheidend dafür war der ständige Wohnsitz am 1. September 1939 (vgl. Dokument unten: Permit for Stay in Japan, vom 10. 5. 1939, bzw. Shôwa Jahr 14), und dass als Folge der bedingungslosen Kapitulation am 8. Mai 1945 die Aufgabe dieses Wohnsitzes erzwungen worden war. Aber habe ich mich als ‚Flüchtling' gefühlt, wie der damalige Sprachgebrauch war? (Denn ‚Vertriebener', das war ein neugeschaffenes Wort der Politik, nicht der Alltagssprache.) Habe ich mich jener Millionenzahl von ‚Flüchtlingen' nahe gefühlt, die in den meisten Teilen Deutschlands unter teilweise sehr armseligen Umständen ihr Leben zu führen versuchten, oft auch von den Einheimischen benachteiligt und geringschätzig behandelt? Eigentlich kaum.



PERMIT FOR STAY IN JAPAN

No. 3571

Permitted Period of Stay: Date 14 年 5 月 10 日 / Date 15 年 5 月 9 日

Nationality: German

Address: 65 Kitano-cho 2-chome, Kobe-ku, Kobe

Occupation	Relationship	Name in Full: Family Name	Given Name	Age: Yrs.	Mos.	Sex
Applicant: Merchant		ミュラー MUELLER	ヨハネス ウイルヘルム Johannes Wilhelm	33	10	M
Accompanying Members of Family						

Your application for stay in this country is hereby granted.

Date: 14 年 7 月 1 日

The Governor of Hyogo Prefecture

N.B. Foreigners who wish to stay further after the expiry of the permitted term of stay must apply for its extension to the governor of the prefecture where they are living or staying, 10 days before the expiry of the term.

Permit for Stay in Japan, vom 1. Juli 1939 für den Vater, Wilhelm Müller.

Im Vergleich zu jenen Flüchtlingen ‚aus dem Osten' waren die Umstände doch meist sehr anders. Nicht notwendig was die Armseligkeit der Existenz im materiellen Sinn betrifft[86]. Es waren aber viel eher als bei den meisten „Neubürgern aus dem Osten" Kenntnisse und Beziehungen vorhanden, Verwandtschaft, Firma, Freunde von früher. Man fiel selten so ins Leere wie die meisten der ‚echten Flüchtlinge', von denen man sich auch durch das Fehlen von unmittelbarer Gewalterfahrung bei der „Repatriierung" unterschied, im Unterschied also zu „Flucht" und „Vertreibung" im „Osten". Aber wohin man gehörte, das war dennoch nicht so klar, besonders bei den Kindern. Ja wahrscheinlich war der Abstand auch größer als bei vielen ‚richtigen Flüchtlingen': wegen der kindlichen Erfahrung einer doch sehr anderen Kultur, und auch wegen des geringeren Drucks der politischen Indoktrinierung und Identifikation mit Nazideutschland. Vielleicht kommt dieser Abstand in unentwickelter Weise in jenem Entschluss zum Ausdruck, den ich als Zwölfjähriger mit der Repatriierung recht bewusst verbunden habe: *Nun musst du dich anstrengen, ein richtiger Deutscher zu werden.* Oder in einer anderen Variante, der Äußerung einer fast Gleichaltrigen: „*In Frankfurt angekommen, fühlte ich ganz deutlich: hier bin ich nicht zuhause! Und ich beschloss, wieder wegzugehen.*" Was sie auch tat, als sie mit 21 Jahren nach Genf ging und dort blieb; ins Herkunftsland ihrer Mutter. (Mündlicher Bericht von *Claudia Frei-Agad* an den Verf.; vgl. auch das 2. Motto dieses Buchs.) Da fehlte offenbar irgendetwas. Und um *was* es dabei geht, das ist ein wesentlicher Teil dieser Bemühungen um Erinnerung.

Die Nachwirkungen von „Krieg, Flucht und Vertreibung" bei den „Kriegskindern", bis hin zu den oft ganz uneingestandenen, nur versteckt wirkenden Traumata, das alles ist erst 50, 60 Jahre nach den Ereignissen zum öffentlichen Thema in Deutschland geworden. Bis dahin war es aus verschiedenen Gründen verschüttet oder tabuiert. Und anderseits droht die ‚Ent-deckung' dieses ‚Themas' die Erfahrungen und Traumata von anderen beiseitezuschieben oder zu relativieren. Hier in erster Linie jener anderen, die seit dem 30. Januar 1933 zu Flüchtlingen und Vertriebenen wurden, zuerst einmal in Deutschland selbst. Soweit sie überhaupt Möglichkeit und Gelegenheit dazu hatten, d.h. überlebt haben. Bei jenen anderen Menschen, für die „Krieg, Flucht und Vertreibung" schon lange vor dem Beginn des Kriegs Realität war, hat ebenfalls, nach langem Schweigen, die Behandlung und Erörterung der erlittenen Traumata eingesetzt, etwas früher schon. Mit dem fragwürdigen Ausdruck „*Krieg, Flucht und Vertreibung*" schließt man jene anderen noch einmal aus Deutschland aus, bedroht sie noch einmal mit Vergessen. Es müsste heißen: Demütigung und Ausgrenzung, Flucht und Vertreibung, Krieg und ‚Vernichtung'.

Welche Erlebnisse bei Kindern besonders traumatisch wirken konnten, dazu gibt es eine nachdenkenswerte Äußerung eines Kasseler Psychiaters und Psychoanalytikers, *Hartmut Radebold*[87]. Auf die Frage im Interview „Von was hängt es ab, ob die schrecklichen Erlebnisse im Krieg Traumata werden?" antwortet er: „Zum einen von der Frage, wie intensiv die Erlebnisse waren. Es sind zwar unterschiedliche Ereignisse, aber alle haben zu tun mit Erfahrungen von Trennung und Verlust, von aktiver und passiver Gewalt, mit fehlender Sicherheit und Geborgenheit. Wenn Kinder in diesen

---

[86] Ich erinnere mich gut an den Besuch bei einem Schulfreund (*G. S.) aus Kobe*, in einem großen Flüchtlingslager südwestlich von *München*, nahe *Großhadern*, damals noch fast auf dem Land. Die Familie mit drei Kindern lebte in einem Zimmer von etwa 15 qm; doppelstöckige Holzbetten, darunter auf dem Boden die Koffer; Schränke usw. gab es nicht; nur Gemeinschaftsküche, Gemeinschafts-waschanlagen, Baracke neben Baracke. Der Vater, früher Plantagenleiter, arbeitete als Nachtwächter.

[87] *Hartmut Radebold, Das Leid der Kriegskinder. Interview, Badische Zeitung, 30. 4. 2005.*

Situationen Hilflosigkeit und Ausgeliefertsein erleben, kann es zu Traumatisierungen kommen. Oder anders gesagt: Wenn es beschützende Faktoren gibt, wenn andere Erwachsene da sind, eine Großfamilie, eine stabile Partnerbeziehung, kann sich vieles ausgleichen."

Die große Mehrzahl der deutschen und österreichischen Residentenkinder aus Kobe dürften im Sinne dieser Äußerungen eher selten oder weniger traumatisch betroffen sein. (Sicher deutlich stärker aber die aus *Niederländisch-Indien* gebürtigen Kinder, denen ein erster plötzlicher Einbruch widerfuhr, nach dem 10. Mai 1940, dem Tag des deutschen Angriffs auf die neutralen *Niederlande*: für etwa sieben Jahre kein Vater mehr, neben den anderen Verlusten, dem Zuhause, der Geborgenheit, auch der vertrauten Umgebung und dem Klima.) Gewalt und Bedrohung mit Gewalt haben nur einzelne erlebt; in Japan im Krieg seitens der *Kempeitai*, der japanischen Militär- und Geheimpolizei, doch nicht direkt gegenüber den Kindern. Was die US-Besatzungs-Behörden in Japan betrifft, sind mir keinerlei Akte dieser Art bekannt geworden. Und nur einzelne Kinder haben die schweren Luftangriffe auf Kobe in der Stadt selbst erlebt, haben vor den Flammen fliehen müssen.

Besonders was die Erfahrung von unmittelbarer Gewalt oder die Drohung damit angeht, dürften den meisten der deutschen und österreichischen Kinder also viel von jenen Schrecknissen erspart geblieben sein, welche zahllose Menschen und daher auch Kinder in vielen Ländern Europas und besonders hinter und vor der zurückweichenden „Ostfront" trafen (und also keineswegs nur solche deutscher Nationalität). Dennoch hat es auch bei den ‚Japan-Kindern' Trennungen und Verluste gegeben, ist Sicherheit und Geborgenheit plötzlich verloren gegangen, war eine Hälfte der vertrauten Welt auf einmal nur noch in der Erinnerung da, der im Kopf und der im Leib.

Unter den vielen, die 1947 im fernen Deutschland ankamen, haben von den älteren Jugendlichen, älter als etwa 18 Jahre, nicht wenige später das ihnen zugewiesene ‚Heimatland' wieder verlassen; es war und wurde ihnen nicht Heimat; bei den Jüngeren kommt das nur gelegentlich vor. Sie suchten anderswo ihr Zuhause und ihre Zukunft, nicht unbedingt in *Japan*, sondern irgendwo anders, viele in *USA*, andere in *Südafrika* oder anderen Ländern. Auch von der Elterngeneration kehrten manche vorübergehend oder auf Dauer wieder in das in Jahrzehnten zur zweiten Heimat gewordene Land zurück, besonders unter den beruflich dort festgewachsenen Männern (und entsprechend weniger war unter den Frauen ein Bedürfnis nach ‚Rückkehr' verbreitet). In den ersten Jahren war das mit großen Schwierigkeiten verbunden oder überhaupt unmöglich; und es konnte auch scheitern.

Die hingegen damals noch Kinder waren, haben sich, von einigen Ausnahmen abgesehen, zusammen mit Mutter und oft Vater zumeist in *Deutschland* (auch in *Österreich*, einzelne in der *Schweiz*, in den *Niederlanden* oder *Schweden*) fest niedergelassen. Ihre Erinnerung aber an das Land ihrer Kindheit ist mehr oder weniger lebhaft, nachhaltig und bewusst geblieben – jedenfalls bei denen, die damals mindestens neun oder zehn Jahre alt waren. Vielfach haben sie auch deutliche Reste der japanischen Sprache bewahrt, und einige haben diese Reste wieder aufgefrischt und ausgebaut und sie bei Reisen ins gebürtliche „Heimatland" gebraucht.

Bei den jüngsten unter den Kindern, bis zu etwa sieben oder acht Jahren, ist die *bewusste* Erinnerung meist sehr verblasst und nur punktuell erhalten, ist die Erfahrung in Deutschland, Österreich usw. zur dominanten Prägung geworden: bei ihnen ist auch

die japanische Sprache – obwohl sie für manche sogar die Hauptsprache gewesen war – scheinbar spurlos versunken. *Scheinbar* – denn in anderer Gestalt kann die starke Prägung in der frühen Kindheit in späteren Jahren durchaus wieder hervortreten, freilich oft nicht bewusst. So etwa als ausgeprägter Sinn für ästhetisch gestaltete Photographie, oder als Umgang mit dem leeren Raum oder dem Dazwischen in der Kunst des Malens.

Bewusste oder unbewusste, seelische und leibliche Spuren von ihrer Kindheit in Japan sind wohl bei allen Kindern und Jugendlichen geblieben, *als eine Art von – nicht notwendig bewusstem – Restvorbehalt gegenüber dem fremden ‚Heimatland' in Europa*. Eine Art von Reserve, auch als Suchbewegung zwischen Kritik, Widerstand, Abkehr, unbestimmtem Suchen in anderen Ländern, bis hin zur Emigration und ernsthafter Bemühung um Einwurzelung und neuer Beheimatung. ‚Total integriert', das sind wohl nur die wenigsten, etwas vom Außenseitertum ist den meisten geblieben: und je älter sie sind, umso mehr reden sie darüber; womöglich auf regelmäßigen Treffen.

Die als Motto des Buchs gewählte knappe Äußerung des japanischen Schriftstellers *ODA Makoto* ist oben in Erinnerung gerufen worden: „Ins Heimatland Deutschland heimkehrend, ins sogenannte Heimatland, denn in Kôbe geboren, in Kôbe aufgewachsen, war für diese Kinder jenes Land ein Fremdland."

Weit ausführlicher und das eigene Betroffensein im einzelnen auslegend, schreibt die New Yorker Literaturkritikerin *Eva Hoffman* (sie ist, nach dem Krieg als Tochter jüdischer Holocaust-Überlebender in *Krakau* geboren, mit ihren Eltern als Dreizehnjährige nach *Canada* ausgewandert – nicht ausgewiesen, doch aus einer Lage latenten Bedrohtseins): „*No, I'm no patriot, nor was I ever allowed to be. And yet, the country of my childhood lives within me with a primacy that is a form of love. It lives within me despite my knowledge of our marginality, and its primitive, unpretty emotions.*"

Und dann fährt sie fort: „*Is it blind and self-deceptive of me to hold on to its memory? I think it would be blind and self-deceptive not to. All it has given me is the world, but that is enough. It has fed me language, perceptions, sounds, the human kind. It has given me the colors and the furrows of reality, my first loves. The absoluteness of those loves can never be recaptured: no geometry of the landscape, no haze in the air, will live in us as intensely as the landscapes that we saw as the first, and to which we gave ourselves wholly, without reservations. Later, of course, we learn how to be more parsimonious: how to parse ourselves into constituent elements, how to be less indiscriminate and foolish in our enthusiasms. But if we're not to risk falling into that other absurd, in which we [be]come unpeeled from all the objects of the world, and they all seem equally two-dimensional and stale, we must somehow preserve the memory and the possibility of our childish, absurd affections. Insofar as we retain the capacity for attachment, the energy of desire that draws us toward the world and makes us want to live within it, we're always returning. All we have to draw on is that first potent furnace, the uncomparing, ignorant love, the original heat and hunger for the forms of the world, for the here and now.*"[88]

[88] *Eva Hoffman, Lost in Translation, 1989, S. 74 f.*

Hinweise zur Aussprache japanischer Wörter

Fast ausschließlich wird die sehr verbreitete *Hepburn*-Umschrift verwendet.
Faustregel: *Vokale* wie im Italienischen, *Konsonanten* wie im Englischen.

Der Sprechverlauf ist ‘musikalisch’, d.h. durch wechselnde Tonhöhen gekennzeichnet. Auch einzelne Vokale können zwei Tonhöhen haben, oft steigend. Solche Vokale sind durch Längenzeichen bezeichnet, z.B. Ôsaka, ôkami (auch die Schreibung Oosaka und ookami wird verwendet). Vokale ohne Längenzeichen werden länger gesprochen als im Deutschen. Der Konsonant **R** wird etwa wie im Fränkischen oder Bairischen gesprochen.

Literatur, Manuskripte, Nachschlagewerke u. dgl.

(kursiv: Erläuterungen des Verf., RWM)

A. Literatur zum Umkreis des Lebens in Kôbe

Artner, Gernot: Japans neue Borantia – Die Rolle der Freiwilligenarbeit in der Katastrophenhilfe beim Kôbe-Erdbeben 1995. Wien 2001 (Phil. Magisterarbeit an der Universität Wien) 100 S., 9 Abb., 2 Tab. *Angesichts des stark verzögerten Eingreifens der Behörden ist die „wahre Flut an Freiwilligen" in Hilfsgruppen und Netzwerken von Helfern besonders ins Auge fallend. Die Hintergründe dafür sowie die allgemeine Situation nach dem Erdbeben samt Opferbilanz sind wesentliches Thema.*

Balser, Marie: Ost- und westliches Gelände. Unser Leben in Ost und West den Enkeln erzählt (1958). Neuauflage unter verkürztem Titel und durch Nachwort, Stammbaum, Register und zusätzliche Fostos erweitert: Gießen 2007 (Longtai Verlag). *Die Verf.: Ehefrau von Karl August Balser, deutschem Generalkonsul in Kobe 1938-1945.*

Ehmke, Franziska u. Peter Pantzer (Hg.): Gelebte Zeitgeschichte. Alltag von Deutschen in Japan 1923-1947. München 2000 (Iudicium), 292 S. *21 auf Interviews beruhende Berichte, mit Karte, Bildern, Zeittafel, Personen-, Sach- sowie Ortsregister (s. dort unter* Kobe*), Literaturverzeichnis.*

Endo, Koshi u. Altmann, Norbert: Das nächste Beben kommt bestimmt. Eine Recherche zur Problematisierung von Technik und Produktionsweise nach dem Hanshin-Erdbeben vom Januar 1995 in Japan. Köln Febr. 1995 (Verbund sozialwissenschaftliche Technikforschung, Mitteilunngen Heft 16/1996).

Feid, Herbert: Auf und Ab bei Winckler & Co. Die Geschichte unserer Firma. In: StuDeO – INFO, 1. Teil April 2008, S. 11-13. Firmengeschichte *eines der letzten noch in Japan bestehenden deutschen Handelshäuser, gegr.1885. Zweigstelle in Kobe 1891.*

Flakowski, Friedrich (Fritz): Die erste Nachkriegszeit in Kobe, die Ausweisung der Deutschen aus Japan und der Transpsort mit der „Marine Jumper". In: StuDeO – INFO, Sept. 2007, S. 19-22, Dez. 2007, S. 25-29, April 2008, S. 19-21.

Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland Osaka-Kobe (Hg.): 1874-1974. Hundert Jahre Deutsches Konsulat Kobe. O. O., o. J. *[Kôbe 1974]. Mit Fotografien sowie Beiträgen von H.-J. Daerr, H.-S. Williams, Chr. Brümmer, R. Schinzinger.*

Hasegawa, Konobu (1848-1940): Scenes of Old Kobe. Reproduced from Woodblock Prints. Tôkyô 1981 (Prometheus Publishing Co.). 16 Tafeln, erläutert in japanischer und englischer Sprache.

Inoue, Yasushi: Der Stierkampf. 1949. Dt. Übers. von Oskar Benl. Frankfurt/M. 1971, auch Suhrkamp Taschenbuch 1983. *Darstellung der Nachkriegs-Geschäftstüchtigkeit im Stadtgebiet zwischen Kôbe und Ôsaka.*

Jordan, Reiner: Veröffentlichungen von Charles Burdick über Deutsche in Japan und Erinnerungen an meine Kindheit in Kobe während des Zweiten Weltkriegs. In: OAG-Notizen 10/2004, S. 28-34.

Juchheim, Elise: Die Geschichte der Konditorei Juchheim's. (Von Dorothea (Detta) Heinze, *einer alten Freundin von E. J.,* abgefasste Neufassung des 1964 nach Tonbandaufzeichnungen von E. J. in japanischer Sprache erschienenen Buches .. *demo .. watakushi .. tatemasu).* Ms. masch-schriftl., gebunden, Erlangen 1976, 52 S. *Der Hochglanzumschlag lässt erkennen, das das Büchlein von der heutigen japanischen Firma Juchheim's (Kôbe) verteilt worden ist. (Im Besitz des Verf.)*

Kast, Alexander: Wolfgang Galinsky (1910-1998). Von 1937 bis 1973 als deutscher Diplomat in Japan. In: StuDeO – INFO, Sept. 2008, S. 21 f. *Leider ist in diesem Nachruf Galinskys Ruhestand seit 1973 kaum erwähnt. Er hat ihn bis zu seinem Tod in Kobe verbracht, sehr tätig nicht nur als hochgeschätzter Repräsentant Deutschlands, sondern auch fürsorglich und karitativ für viele bedürftige Ausländer aus Europa.*

Kobe City Museum (Hg.): The Retrospectives of Kobe Modernism (Kôbe hajime monogatariten). Ausstellungskatalog zum 120. Jahrestag der Eröffnung des Hafens, 1986, 114 S. *In japanischer Sprache*.

Kôno, Taeko: Die Flut (Michishio, 1966). Dt. Übers. I. Hijiya-Kirschnereit. In: dies., Knabenjagd. Erzählungen. Auswahl, Übers. u. Nachwort: I. H.-K., Frankfurt/M. (Insel) 1988, S. 103-122. *Derselbe Schauplatz (Ashiya), dieselbe Zeit wie Tanizaki 1964. Der Titel bezieht sich nicht auf die Schlammflut 1938, sondern die Gezeitenflut. Geschrieben aus der Perspektive eines Kindes jener Jahre.*

Kranzler, David: Japanese, Nazis and Jews. The Jewish Refugee Community of Shanghai, 1938-1945. New York 1976 (Yeshiva University Press), Hoboken (N.J.) 1988 (KTAV Publishing House). *Zahlreiche Literaturhinweise. Am Anfang von Kapitel 11 (S. 309-325) eine ausführliche Darstellung über den Aufenthalt der jüdischen Flüchtlinge in Kobe und die freundliche Behandlung durch Behörden und Zivilisten.*

Lehmann, Jürgen: Zur Geschichte der Deutschen Schule Kobe. (OAG aktuell Nr. 34). Tôkyô 1988 (OAG).

Lehmann, Jürgen: 100 Jahre Deutsche Schule Kobe. 1909 bis 2009. Eine Chronik. Ms. Mariazell/Österreich 2007.

Meissner, Kurt: Deutsche in Japan. 1639-1960. „Mitteilungen" der Deutschen Gesellschaft für Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, Supplementband XXVI. Tôkyô, Hamburg (OAG), Wiesbaden (Kommissionsverlag Otto Harassowitz) 1961 (108 S.).

Meissner, Kurt: Die Deutschen in Yokohama (Alt-Yokohama); **Refardt**, Otto: Die Deutschen in Kobe (Alt-Kobe). Tôkyô, Hamburg (OAG), Wiesbaden (Kommissionsverlag Otto Harassowitz) 1956.

Müller, Rudolf Wolfgang: Erinnerungen an meine Schulzeit im 2. Weltkrieg in Kobe. In: 75 Jahre Deutsche Schule Kobe1909-1984. Jahresbericht 1983/84 und Festschrift. Kobe 1984, S. 42-44. (Leicht veränderter Nachdruck in: StuDeO – INFO. Hg. Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien. Sept. 2005, S. 12-16.)

Nakamura, Ayano, Magisterarbeit über die Deutsche Schule Kobe während des Zweiten Weltkriegs, 2002 an der Ochanomizu-Universität in Tôkyô abgegeben, nach Angabe der Verf. im Juni 2002 „in der Monatszeitschrift des Misuzu-Verlags

erschienen“, in japanischer Sprache. Deutsche Übersetzung: Die deutsche Schule Kobe während des Zweiten Weltkriegs. In: kultuRRevolution. Zs. Für angewandte diskurstheorie (Klartext Verlag, Essen), Nr. 44, 2002/2, S. 85-90. Zum Thema außerdem Vorträge: in der OAG Tôkyô (zus. mit Yuge) und auf dem 12. Japanologentag 2002 (Universität Bonn), vgl. „Abstracts“, Sektion Geschichte, S. 18 (ein Kongressband zu dieser Tagung ist bibliographisch nicht nachweisbar).

Nosaka, Akiyuki: Das Grab der Leuchtkäfer. Zwei Erzählungen. Übers. u. Nachwort: I. Hijiya-Kirschnereit. Rowohlt (Reinbek) 1990. 1. Das Grab der Leuchtkäfer (Hotaru no haka, Tôkyô 1967), S. 7-59. 2. Algen aus Amerika (Amerika hijiki, 1967), S. 63-144. *Die 1. Erzählung des sehr bekannten Autors spielt zwischen der Zentralstation in Kôbe, Sannomiya, und der östlichen Nachbarstadt Nishinomiya. Schonungslos und sachlich genau, auf eigener Betroffenheit beruhend, werden die Folgen des schweren Bombenangriffs vom 5. Juni 1945 dargestellt: am Beispiel von zwei Geschwistern (14 und 4 Jahre), die den Flammen entkommen und nach etwa drei Monaten am Hunger sterben. Die 2. Erzählung spielt in den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Krieg, teilweise auch in Tôkyô, und setzt sich in humoristischer, ja sarkastischer Weise mit dem Verhältnis zwischen Japanern und US-Amerikanern auf der Ebene der Vorurteile im alltäglichen Umgang auseinander.*

Refardt, Otto: Die Deutschen in Kobe. S. oben unter Meissner 1956.

Refardt, Walter: Meine Zeit beim Marinestützpunkt Kobe 1944/1945. In: StuDeO – INFO. Hg. Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien. April 2006, S. 13-16.

Rittich, Hans Otto: Erinnerungen eines damals Vierzehnjährigen an das Kriegsende in Kobe. In: StuDeO – INFO, April 2007, S. 15-17.

Roeder, Maike, OAG Tôkyô (Hg.): “Alle Menschen werden Brüder …“. Deutsche Kriegsgefangene in Japan 1914-1920. Begleitheft zur Ausstellung der OAG – Dt. Gesellschaft f. Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Herbst 2005. Tôkyô 2005 (OAG). *Deutsch: von links S. 2-114; japanisch: von rechts S. 2-94; im Mittelteil 31 Fotografien und Abbildungen zweisprachig erläutert. Textseiten über Bandô: S.17-19.*

Saegusa, Kazuko: Der Sommer an jenem Tag (Sono hi no natsu, Tôkyô 1987). Dt. Übers. I. Hijiya-Kirschnereit u.a., mit Einl. von H.-K., Frankfurt/M. 1990 (Insel). *Quasi autobiographischer Bericht einer etwa 16jährigen, in Maschinenfabrik zwangsverpflichteter Schülerin über die dem 15. August 1945, der kaiserlichen Kapitulationsansprache, vorausgehende Zeit des Luftkriegs und anderer Entbehrungen. Spielt in* Akashi*, eine vom damaligen Wohnort des Verf. wenige Kilometer entfernten Stadt).*

Tanizaki, Junichiro: Die Schwestern Makioka (Sasame yuki, Tôkyô 1946-48). Dt. Übers. S. Yatsushiro, Reinbek 1964 (Rowohlt). *Das traditonelle, hochkultivierte Leben von drei Schwestern einer in leisem Niedergang begriffenen, angesehenen Familie aus* Ôsaka*, Ende der 1930er Jahre. Zwei der Schwestern müssen noch standesgemäß verheiratet werden; die eine modern, sogar auf Erwerb orientiert, die andere sehr in den alten Formen, scheinbar unbestimmt, doch fest auf Ehe und Kinder orientiert. Hauptschauplatz ist das elegante Haus der verheirateten Schwester in Ashiya, einer gehobenen Wohnstadt zwischen Ôsaka und Kôbe: und in die Cafés und eleganten Geschäfte dort begeben sich die Schwestern oft, und auch am Umgang mit Westausländern fehlt es nicht. Das Meisterwerk eines der bedeutendsten japanischen Romanciers.*

Tezuka, Osamu: Adorufu ni tsugu [Aufruf an Adolf]. 5 Comic-Bände, Tôkyô 1985, zahlreiche Nachdrucke. *Die teils durch Zeugen auch aus Kôbe belegte, teils fiktive Geschichte von drei deutschen (davon eines jüdischen) Jungen vor und während 2. Weltkrieg spielt z.T. in Kôbe. Der bedeutende, bekannte, entschieden politisch eingestellte japanische Manga-Autor aus Ôsaka ist auch als Pionier von Anime-Filmen bekannt und nach seinem Tod (1928-1989) durch eine Sondermarke geehrt geworden.*

United States Holocaust Museum (Hg.): Flight and Rescue. Washington D.C. 2001. *Ausstellungskatalog im Zusammenhang der gleichnamigen Ausstellung, 4. 5. 2000 bis 21. 10. 2001, welche die Flucht einiger Tausend Juden aus Litauen über Sibirien und Kobe nach Shanghai zum Thema hatte; Darstellung und zahlreiche Fotografien.*)

B. Sonstige Literatur

Aeschylus, Prometheus vinctus. In: Aeschyli septem quae supersunt tragoediae. Ed. G. Murray. Oxford (Clarendon) 1955².

Allen, Thomas B. & Polmar, Norman: Code-Name Downfall. The Secret Plan to Invade Japan – And Why Truman Dropped The Bomb. New York etc. 1955 (Simon & Schuster). *Prologue: The Men from Shangri-La, S. 11-19: über Doolittles Angriff 1942.*

Ara, Angelo & Magris, Claudio: Triest. Eine literarische Hauptstadt in Mitteleuropa (Un identità di frontiera, Turin 1982 (Einaudi). München, Wien 1987 (Hanser).

Ballard, J. G.: Empire of the Sun. London (V. Gollancz) 1984 u.ö. (Auch als Film, Regie: Spielberger). *Ein auf eigener Erfahrung des Autors beruhender Roman zur japanischen Besetzung Shanghais im 2. Weltkrieg, insbes. Zum Schicksal der Zivilinternierten feindlicher Nationen. Bemerkenswert für die Fähigkeit des Autors, die japanischen Soldaten differenziert darzustellen.*

Barenboim, Daniel: Ein Leben in Deutschland. Warum soll es nur eine Identität geben? Die deutsch-jüdischen Beziehungen und die versöhnende Kraft der Musik. In. Die Zeit. 25. 1. 2001, S. 41.

Bateson, Charles: The War with Japan. A Concise History. O. O. 1968 (The Michigan State University Press).

Benedict, Ruth: The Chrysanthemum and the Sword: Patterns of Japanese Culture. Boston (Mifflin) 1946 u.ö.

Bird, Kai & Lifschultz, Lawrence (Hg. u. Einl.): Hiroshima's Shadow. Stony Creek/Connecticut 1998 (The Pamphleteer's Press) (584 S.).

Böhme, Gernot: Ästhetik des Ephemeren. In: ders., Für eine ökologische Naturästhetik. Frankfurt/M. 1989, S. 166-186 (edition suhrkamp NF 556).

Bohner, Hermann: Märchen und Geschichten aus Japan. O.O. [Peking] 1942, Druck der Pekinger Pappelinselwerkstatt; 55 S. *Privatdruck für 29 nach dem Titelblatt namentlich genannte deutsche Kinder aus Kôbe, darunter auch der Verf. mit seinen Schwestern, zu Weihnachten 1942.*

Bohner, Hermann: Nô. Die einzelnen Nô. Tôkyô, Hamburg, Wiesbaden 1956 (Mitteilungen d. Dt. Gesellschaft f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, Suppl.band XXII). 642 S. *Überblick über den Kanon von 240 tatsächlich gespielten Nô-Stücken. Vgl. Gundert 1964, S. 6.*

Bohner, Hermann *(1884-1963)*: Arbeiten und Veröffentlichungen, Ostasien betreffend. Ôsaka 1955 (Selbstverlag). *Überblick des Autors über 52 eigene Titel, ohne unpublizierte Mss). Außerdem gibt es ältere „Publikationen" aus seiner Zeit in der Kriegsgefangenschaft. Sie sind veröffentlicht in: 1.* Lagerfeuer. Wöchentl. Blätter der deutschen Kriegsgefangenen in Matsuyama, No.1 ff., 27. I. 1916 bis März 1917, 3 Bände, Neudruck im Kriegsgefangenenlager Bandô 1919, Wachsmatrizendruck in Sütterlinhandschrift. *(Vgl. auch Meyerhofer, o.O., 2006). Die Aufsätze und Gedichte von Bohner sind dort mit* H.B. *gezeichnet. 2. Nach der der Eingliederung der Matsuyama-Gefangenen ins Barackenlager Bandô (1917; ebenfalls auf der großen Insel* Shikoku *in Südwestjapan) sind in den dort erschienenen Lagerzeitschriften (*D. Baracke u.a.) *11 Artikel von Bohner „mit einer gewissen Substanz" erschienen, vgl. Meyerhofer o.O. 2006. Vgl.* Die Baracke. Neu transskribierte Jubiläumsausgabe zum 50jährigen Bestehen der Stadt Naruto. Hg. u. Übers.: YAMATO, Keisuke, Naruto 1998, 537 S.

Bourdieu, Pierre: Die biographische Illusion (frz. 1986). In: BIOS 3 (1) 1990, S. 75-81.

Brice, Martin: Axis Blockade Runners of World War II. London 1981 (B.T. Batsford). (Dt.: Blockadebrecher. Der Durchbruch von Handelsschiffen der Achsenmächte durch die alliierten Sperrgürtel im 2. Weltkrieg. Stuttgart 1984)

Buchholz, Petra: Schreiben und Erinnern. Über Selbstzeugnisse japanischer Kriegsteilnehmer. (Iaponia Insula, Bd. 10). München 2003 (iudicium).

Burdick, Charles B.: The End of the „Prinz Eugen". Menlo Park, Calif. 1996 (Markgraf Publications Group). *Das „Ende" begann mit dem Ausbau aller technisch fortgeschrittener Geräte durch Rüstungsfirmen in Philadelphia; das eigentliche Ende: Versuchsobjekt, neben vielen anderen, bei der Erprobung der Wasserstoffbombe auf dem Bikini-Atoll im Südpazifik.*

Burdick, Charles B.: The Expulsion of Germans from Japan: 1947-48. In: The Transactions of the Asiatic Society of Japan. 4. Serie, Bd. 11, Tokyo 1996, S. 49-75. Dt. Übers. von D. van der Laan (leicht gekürzt u. ohne Fußnoten): Die Ausweisung der Deutschen aus Japan und die Behandlung des deutschen Vermögens in Japan nach dem Zweiten Weltkrieg. In: OAG Notizen 6/1998 (OAG Tôkyô), S. 6-30. *Das englische Original gibt in den Fußnoten zahlreiche Nachweise aus den amtlichen Akten, erwähnt auch den Verlust solcher Akten. Insgesamt eine sehr detaillierte, wenn auch nicht in jeder Hinsicht zutreffende Schilderung der Hintergründe jener Ausweisung und Enteignung in den Jahren 1945-48. Weiter werden auch die späteren jahrelangen, nahezu erfolglosen Versuche zur Restitution des beschlagnahmten Feindeigentums seitens einzelner Personen und Vereine und durch Behörden der BRD genau dargestellt; das Resultat 1960: „the wall of refusal and denial remained intact" (S. 75), neben zunehmender Verstrickung einstiger ‚Tatsachen' in einem Chaos wechselnder Zuständigkeiten verschiedenster Behörden nicht nur der USA. – Der Militärhistoriker Burdick lebte von 1927 bis 1998, zuletzt Professor Emeritus an der San José State University, Calif., USA. Vgl. auch Jordan 2004, oben A.*

Burdick, Charles u. **Moessner**, Ursula: The German Prisoners-of-War in Japan, 1914-1920. Lanham, New York, London 1984 (University Press of America).

Buruma, A Japanese Mirror. Heroes and Villains of Japanese Culture (1984). London etc. 1985 (Penguin Books).

Camus, Albert: L'étranger. Paris (Gallimard) 1942.

Carr, J. Revell: All Brave Sailors. The Sinking of the Anglo-Saxon, August 21, 1940. (Dt.: 13 Mill. Tonnen, 2500 Schiffe, 50000 Leben. Hamburg 2004). Kap. 20, S. 267-278 über *HSK Michel*.

Comrie, Bernard: Aspect. An Introduction to the Study of Verbal Aspect and related problems. Cambridge/UK (University Press) 1976, zahlreiche neuere Auflagen und Nachdrucke.

Dicker, Herman: Wanderers and Settlers in the Far East A Century of Jewish Life in China and Japan. New York 1962 (Twaine Publishers).

Eckhardt, Ernst Dietrich: Die Repatriierung aus Japan im Sommer 1947, dargestellt von einem Dreizehnjährigen. In: StuDeO – INFO, Hg. Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien, April 2007, S. 15-17. *Es handelt sich um die 2. Repatriierung auf USS General Black.*

Erlinghagen, Helmut: Hiroshima und wir. Augenzeugenberichte und Perspektiven. Frankfurt/M. 1982 (Fischer Taschenbuch Verlag). *(Der Autor war einer der wenigen deutschen Zeugen des Abwurfs der ersten Atombombe auf Hiroshima.)*

Erlinghagen, Helmut: Selbstmord und Lebenssinn im Atomzeitalter. Hg. u. Nachwort R. W. Müller. Bodenheim 1994 (Athenäum, Hain, Hanstein). *Das letzte, postum publizierte Buch des ehem. Professors an der Sophia-Universität in Tôkyô.*

Frank, Richard B. Downfall. The End of the Imperial Japanese Empire. New York 1999 (Random).

Fränkel, Hermann: *ΕΦΗΜΕΡΟΣ* als Kennwort für die menschliche Natur. In: ders., Wege und Formen frühgriechischen Denkens. Literarische und philosophie-geschichtliche Studien. München (C. H. Beck) 1969³, S. 23-39.

Friedrich, Jörg: Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945. München 2002 (Propyläen).

Gabbani-Hedman, Sonja: Zeitvorstellungen in Japan. Reflexion über den universalen Zeitbegriff. Wiesbaden 2006 (Deutscher Universitätsverlag), VIII + 290 S.

Gundert, Wilhelm: Hermann Bohner zum Gedächtnis. In: Oriens Extremus. Zeitschrift f. Sprache, Kunst u. Kultur der Länder d. Fernen Ostens. XI (1964) S. 1-8.

Hijiya-Kirschnereit, Irmela: „Nanking" in der japanischen Literatur. In: Frankf. Allg. Zeitung, 10. 9. 1997, sowie – auch in engl. Fassung – DIJ-Newsletter 2 (1997) S. 1 f.

Über eine Kurzgeschichte (50er Jahre) von MISHIMA Yukio, die von einem hohen Offizier handelt, der 1000 Lilien in seinem Garten züchtet, in Erinnerung an seine Großtat: das Köpfen von 1000 Chinesinnen nach der Eroberung von Nanking durch die japanische Armee 1937. Vgl. auch John Rabe 1997.

Hofer, Walther und Reginbogin, Herbert R.: Hitler, der Westen und die Schweiz 1936-1945. Zürich 2003, 3. Aufl. (Verlag Neue Zürcher Zeitung).

Hoffman, Eva: Lost in Translation. A Life in a New Language. New York 1989 (Dutton); Penguin Books 1990 (New York usw.). Dt. Lost in Translation. Ankommen in der Fremde. Frankfurt/M. 1993 (Neue Kritik).

Ishiguro, Kazuo: Never Let Me Go. London (Faber & Faber) 2005.

Jippensha, Ikkû: A pied sur le Tôkaidô. Roman picaresque traduit du japonais par Jean-Armand Campignon, Arles 1992, Piquier.

Jippensha, Ikkû: Shanks‘ mare. Being a translation of the *Tôkaidô* volumes of HIZAKURIGE; Japan’s great comic novel of travel & ribaldry by IKKU JIPPENSHA (1765-1831). Faithfully rendered into English by Thomas Satchell, Kobe 1929, by subscription. Reprinted Tokyo 1960, Tuttle. *Satchel war auch regelmäßiger Mitarbeiter des Japan Chronicle in Kobe.*

Kaga, Otohiko: Die Hand des Riesen (Kaerazaru natsu. Tôkyô 1973, Kodansha). Leicht gekürzte Übers. v. H. Erlinghagen, Stuttgart 1976, DVA. *Der Verf. des Romans, ein* Psychiater, stellt die Verhältnisse in einer Kadettenanstalt im letzten Kriegsjahr dar, *außerdem in einer Serie von Briefen die Folgen der Bombardierung Tôkyôs von Dezember 1944 bis Juli 1945 (S. 122-154). Vgl. auch die Auszüge im* Anhang.

Kluge, Alexander: Der Luftangriff auf Halberstadt am 8. April 1945. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2008 (Neuauflage unter diesem neuen Titel).

Koch, Matthias: Rüstungskonversion in Japan nach dem Zweiten Weltkrieg. Von der Kriegswirtschaft zu einer Weltwirtschaftsmacht. München 1998 (iudicium).

Kranzler, David: Japanese, Nazis and the Jews: The Jewish Refugee Community of Shanghai, 1938-1945. Hoboken (N.J.) 1988 (KTAV Publishing House), insbes. S. 309-346. Zahlreiche Literaturhinweise.

Kreissler, Francoise: Japans Judenpolitik. In: G. Krebs/B. Martin (Hg.): Formierung und Fall der Achse Berlin-Tôkyô. München 1994 (iudicium) S. 187-210.

Löwith, Karl: Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Ein Bericht. (1940). Mit e. Vorwort v. R. Koselleck u. e. Nachbemerkung v. Ada Löwith. Stuttgart 1986 (Metzler). *Der 3. Teil handelt von Löwiths Aufenthalt als Emigrant in Japan seit 1936, wo der Bericht 1940 verfasst worden ist.*

Löwith, Karl: Bemerkungen zum Unterschied von Orient und Okzident. (1960). In: ders., Sämtl. Schriften, Bd. 2, Stuttgart 1983, S. 571-601.

Lokowandt, Ernst: Shintô. Eine Einführung. München 2001, iudicium.

Maruyama, Masao: Auf der Suche nach einer Methode der Ideengeschichte. Eine Erinnerung (1978). Dt. Übers. W. Seifert. In: Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft 2/1989, S. 176-200.

Maruyama, Masao: Denken in Japan (1961). Dt. Übers. W. Seifert. In: ders., Denken in Japan. Hg. W. Schamoni und W. Seifert. Frankfurt/M. 1988 (Suhrkamp), S. 21-88.

Meckel, Christoph: Suchbild über meinen Vater. Frankfurt/M. 1993 (Fischer-Taschenbuch).

Meckel, Christoph: Suchbild: Meine Mutter. München, Wien 2002 (Hanser).

Meissner, Kurt: Unterricht in der japanischen Umgangssprache. In der Gefangenschaft gegeben. Handschrift. Matsuyama 1916 *[Kriegsgefangenenlager auf der Insel* Shikoku*]*. Neudruck Bandô 1919 *[Kriegsgefangenenlager nahe* Naruto, Shikoku*; vgl.* Bohner 1955*]*, 386 S. Quarto *[vorhanden: Bibliothek OAG Kansai]*. Neudruck Tôkyô 1926 (Dt. Vereinigung), vom Verf. überarbeitete 3. Aufl. ebd. 1930, dto. 1936, 5. Aufl. 1938, 7. Aufl. Leipzig 1941 (Harassowitz).

Meissner, Kurt (Übers. u. Hg.): Seltsame Geschichten aus Shikoku. Der Krieg der alten Dachse, eine wahrheitsgetreue Überlieferung. Mündlich vorgetragen von KANDA Hakuryû, einem berufsmäßigen Erzähler von Helden- und dergl. Geschichten. Übers. Und gekürzt wiedererzählt von Kurt Meissner. Tôkyô 1932 (im Buchhandel zu beziehen durch The Kyô Bun Kwan, Ginza, Tôkyô, und Verlag Asia Major G.m.b.H., Leipzig, Liebigstr. 6).

Meissner, Kurt: Deutsche in Japan. 1639 – 1960. Tôkyo 1961, 2. Aufl. (Dt. Ges. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens), 108 S.

Meissner, Kurt: Nachruf auf H. Bohner. In: Nachrichten der Deutschen Gesellschaft für Natur- u. Völkerkunde Ostasiens. Nr. 94 (Dez. 1963).

Meyerhofer, Adi: Hermann Bohner. Arbeiten und Veröffentlichungen, Ostasien betreffend. O. J. www.freenet- homepage.de. bohnerbibliographie

Montale, Eugenio: Ossi di sepia (1920-27). In: Montale, Tutte le poesie. Hg. G. Zampa, Mailand (Mondadori) 1984.

Müller, Rudolf Wolfgang: Rhetorische u. syntaktische Interpunktion. Untersuchungen zur Pausenbezeichnung im antiken Latein. Diss. Univ. Tübingen, Phil. Fak. 1964.

Müller, Rudolf Wolfgang: Zwei deutsche Wanderer auf dem Tôkaidô, Japan. 12 S. und Anhang. Ms. 2004.

Müller, Rudolf Wolfgang: Geleitwort zu: Gabbani-Hedman, S., Zeitvorstellungen in Japan (s.o.), S. VII-XV.

Muschg, Adolf: Die Insel die Kolumbus nicht gefunden hat. Sieben Gesichter Japans. Frankfurt/M. 1995 (Suhrkamp). *Nachdenkliche Aufsätze über Nähe und Distanz von Europäern zu Japan, von dem bedeutenden, japanisch verheirateten Schweizer Schriftsteller. Vgl. auch seinen einschlägigen Roman „Im Sommer des Hasen“.*

Oda, Makoto: Berurin nichiroku [Berlin-Tagebuch]. Tôkyô 1987 (Kôdansha); Motto: S. 163.

Ohnuki-Tierney, Emiko: Rice as Self. Japanese Identities through Time. Princeton, N.J., 1993 (Univ. Press).

Passin, Herbert: Japanese and the Japanese. Tôkyô (Kinseido) 1980.

Pauer, Erich: Nachbarschaftsgruppen und Versorgung in den japanischen Städten während des Zweiten Weltkrieges. (Marburger Japan-Reihe Bd. 9) Marburg 1993.

Pauer, Erich: Menschen, Muster und Motoren. In: G. Krebs, B. Martin: Formierung und Fall der Achse Berlin-Tôkyô. München 1994 (iudicium) S. 95-125. *Über den technologischen Austausch vor allem während des Krieges und die Rolle der 'Blockadebrecher', auch über die Bedeutung für die japanische Nachkriegswirtschaft.*

Pauer, Erich (Hg.): Japan's War Economy. London 1999 (Routledge), mit Literaturhinweisen.

Post, Laurens van der (1906-1996): The Seed and the Sower. London (Hogarth) 1963, u.ö. (Auch als Film von N. Oshima: Merry Christmas, Mr. Lawrence). *Der burische und kolonialkritische Hintergrund des Wahlbriten Sir Laurens und seine Vertrautheit mit C. G. Jung ermöglicht ihm eine Darstellung, die den Menschen im brutalen Lageraufseher Hara erkennt. Vgl. die Notiz zu Ballard. Posts Fähigkeit zur Empathie ist eher noch stärker ausgeprägt.*

Pringsheim, Klaus H. & Boesen, Victor: Man of the World. Memoirs of Europe, Asia & North America (1930s to 1980s). Oakville, On. – Buffalo N.Y. (Mosaic Press) 1995. Dt. Übers.: Wer zum Teufel sind Sie? Lebenserinnerungen. Bonn (Weidle) 1995. *Folgte seinem Vater Klaus Pringsheim (Zwillingsbruder von Katia Mann, 1931-1972 Konzertmeister in Japan, vgl. Schauwecker 1994, S. 234 f.), 1939 als Fünfzehnjähriger in die Emigration nach Japan. Nach verschiedensten Beschäftigungen wurde er wegen Kontakten zu dem bedeutenden Spion Richard Sorge inhaftiert, was ihm wegen der spärlichen Rationen im Gefängnis fast das Leben kostete. Nach dem Krieg zunächst als Dolmetscher beschäftigt, reiste er 1946 nach USA aus, wo er sich mehrere Jahre im Hause seiner Tante bzw. Thomas Manns aufhielt. Später war er Professor an der McMaster University Hamilton, Ontario/Kan.*

Proust, Marcel: A la recherche du temps perdu . Bd. I,1 Du côté de chez Swann: Combray. Hg. A. A. Morello. Paris (Robert Laffont) 1987, S 59.

Rabe, Rabe: Der gute Deutsche von Nanking. Hg. E. Wickert**.** Stuttgart 1997 (Dt. Verlagsanstalt). *Tagebuch des einfallsreichen und couragierten Retters Tausender von Chinesen vor den 1937 einmarschierten japanischen Truppen, mit Erläuterungen, Dokumenten u. Bildern. Vgl. Hijiya-Kirschnereit 1997.*

Ross, James R.: Escape to Shanghai. A Jewish Community in China. New York 1994 (The Free Press). *Von den zeitweise fast 20.000 jüdischen Flüchtlingen aus dem deutsch besetzten Europa erzählt der Autor vier Einzelschicksale.*

Said, Edward: Out of Place. London 1999 (Granta Books).

Sano-Gerber, Änne: Umgang mit Japanern. Nürnberg (Luken & Luken) 1964, 2. Aufl. (S. 12-15: Vom Schintoismus).

Schadewaldt, Wolfgang: Die Anfänge der Philosophie bei den Griechen. Die Vorsokratiker und ihre Voraussetzungen. Frankfurt/M. (Suhrkamp, stw. 218) 1978 u. ö.

Schauwecker, Detlev: Musik und Politik, Tôkyô 1934-1944. Mit deutschen Beiträgen. In: G. Krebs, B. Martin: Formierung und Fall der Achse Berlin-Tôkyô. München 1994 (iudicium), S. 211 ff.

Schinzinger, Robert: Japanisches Denken. Der weltanschauliche Hintergrund des heutigen Japan. (OAG-Reihe *Japan modern*/Bd. 5. OAG Tôkyô) Berlin (Erich Schmidt Verlag) 1983.

Schubert, Volker: Die Inszenierung der Harmonie. Erziehung und Gesellschaft in Japan. Darmstadt (Wiss. Buchgesellschaft) 1992. *Auch auf Nahbeobachtungen in Kyûshû gestütztes, reflektiertes und gut lesbares Buch.*

Shatzkes, Pamela: Kobe: A Japanese Haven for Jewish Refugees, 1940-1941. In: Japan Forum, Bd. 3 (2, October), 1991, S. 257-273 (mit Hinweisen auf weitere Literatur).

Shillony, Ben-Ami: Politics and Culture in Wartime Japan. Oxford 1981 u.ö. (UP). *Gegen die besonders im Westen verbreitete Vorstellung von einer hochzentralisierten, ja totalitären Diktatur vertritt der Autor in detaillierter Analyse zahlreicher Quellen die Auffassung, dass ein kompliziertes System des Aushandelns zwischen verschiedenen Machtgruppen (wie Heer, Marine, Hof, zivile Bürokratien, Parlament) auch im Japan der Kriegsjahre weiterbestanden habe, was auch den langwierigen Entscheidungs-prozess bis zur Beendigung des aussichtslosen Krieges 1944/45 erkläre. Die letzte Entscheidung im Patt der Machtblöcke sei der sakralen Autorität des Tennô zugefallen und auch vom Heer in fast widerstandsloser Ergebenheit akzeptiert worden.*

Shimada, Shingo: Grenzgänge – Fremdgänge. Japan und Europa im Kulturvergleich. Frankfurt/M., New York (Campus) 1994 (insbes. II.1: Die Zeit).

Shinchingeru, Roberuto (d.i. Schinzinger, Robert) u.a.: Wörterbuch der deutschen und japanischen Sprache. Deutsch-Japanisch. Tôkyô 1972 (Sansyusya).

Shinchingeru, Roberuto (d.i. Schinzinger, Robert) u.a.: Wörterbuch der deutschen und japanischen Sprache. Japanisch-Deutsch. Tôkyô 1983.

Singer, Kurt: Bericht über die japanischen Jahre. In: FS R. Boehringer. Hg. E. Boehringer u.a. Tübingen 1957, S. 591-603.

Singer, Kurt: Spiegel, Schwert und Edelstein. Strukturen des japanischen Lebens. Hg., Übers. aus d. Englischen, Einführung: W. Wilhelm *(Sendai)*. Frankfurt/M. 1991 (Suhrkamp) 335 S. (Gekürzte engl. Originalausgabe: Mirror, Sword and Jewel. The Geometry of Japanese Life. Hg. u. Einl.: R. Storry. London 1973 (Croom Helm) 174 S.

Sôseki, Natsume: Botchan. Engl. Übers.: A. Turner. Kôdansha International (Tôkyô usw. 1972, ppb. 1978. Dt. Übers. J. Berndt u. S. Shinohara, Berlin-DDR ca. 1965 (Aufbau-Verlag), Zürich 1990 („Der Tor aus Tokyo“).

Steger, Brigitte: Inemuri. Wie die Japaner schlafen und was wir von ihnen lernen können. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt Taschenbuch Verlag) 2007.

Tanizaki, Jun'ichiro: Lob des Schattens (1933). (Dt. Übers. E. Klopfenstein) Zürich (Manesse) 1987.

The Japan Advertiser, Enthronement of the One Hundred Twenty-Fourth Emperor of Japan. Being a complete account of the Enthronement Ceremonies from December, 25, 1926, to December 13, 1928, together with special articles interpreting those Ceremonies, and Greetings to His Imperial Majesty the Emperor and the Japanese people from foreign sources. Tôkyô 1928 (The Japan Advertiser Press, Benjamin W. Fleisher, Publisher and Editor. 180 S., Folio. *(Zahlreiche Reproduktionen von Photographien und Holzschnitten, bis auf eine Ausnahme schwarz/weiss).*

Tsurumi, Shunsuke: An Intellectual History of Wartime Japan 1931-1945. (Tôkyô 1982, Iwanami Shôten) London (KPI Limited) 1986, 136 S.

Worm, Herbert: Japanologie im Nationalsozialismus. Ein Zwischenbericht. In: G. Krebs, B. Martin (Hg.): Formierung und Fall der Achse Berlin-Tôkyô. München 1994 (iudicium), S. 153-186. (Über H. Bohner S. 174-178) *Nach Mitteilung des Autors (16. 12. 08) ist die angekündigte ausführliche Fassung mit Nachweisen nicht erschienen. Ein Teilnachlass von Bohner befinde sich in seinem Besitz, bald im Staatsarchiv Hamburg.*

C. Manuskripte, bNachschlagewerke, Dokumente u. dgl.

Adreßbuch für das Deutschtum in Ostasien. 1939, Jg. XIII. 197 S. Shanghai 1939 (Verlag Max Nössler & Co., G.m.b.H.). *(Vorhanden in der Landesbibliothek Stuttgart, Abt. Institut für Auslandsbeziehungen.)*

Deutsches Generalkonsulat Osaka-Kobe (Hg.): Adressen der im Amtsbezirk des Generalkonsulats Osaka-Kobe wohnenden Deutschen, insbes. Kobe, Osaka und Nagoya, nebst Anhang: Verzeichnis der an den Japanischen Unterrichtsanstalten angestellten Deutschen Lehrkräfte *(für ganz Japan).* Kobe 1937. *(Sowie Verzeichnisse deutscher Firmen, von Behörden, Körperschaften, Vereinen, Ärzten.)*

Direktorium der Stiftung Deutsche Schule Kobe (Hg.): 33. Jahresbericht der Stiftung Deutsche Schule Kobe (Zaidan Hojin Kobe Doitsu Gakuin. Kobe o.J. (1943). S. auch unten: *Reichsdeutsche ...* und *Stiftung ...*

Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland Osaka-Kobe (Hg.): 1874-1974. Hundert Jahre Deutsches Konsulat Kobe. Kobe o.J. (ca. 1974).

Hochstetter, Rudolf: Neujahrstage am Fuji [durchgestrichen: *tage am*, darüber: *tafel an den*, sic!]. Ms. von der Hand des Autors, in Sütterlinschrift, vermutlich 1938 verf., *wahrscheinlich Vorlage für einen längeren Artikel in einer Zeitung Der Würmtäler, o.ä.*.

(Das Würmtal ist ein Fluss, der aus dem heute Starnberger See genannten Würmsee nach Norden abfließt, in dessen Nähe der Autor lebte.) Im Besitz des Verf.

Lehmann, Jürgen (Hg.) 75 Jahre Deutsche Schule Kobe. Dokumentation zur Jubiläumsfeier am 13. Oktober 1984. Ms. Masch.-Schr. *(U.a. Grußworte und Glückwünsche, musikalische Umrahmung , Festansprache von W. Rilz, Szenen aus der Schulgeschichte, u.a. zur Flutkatastrophe am 5. 7. 1938, nach dem Bericht von Hertha Schwanebeck, Lehrerin 1934-1941.)*

Müller, Gretel: Unser Kind. / Rudolf Wolfgang Müller / geboren am 19. 10. 1935. [sic] 8 h 20 vorm. in Kobe (Japan). Ms. 1937 *(Ca. 40% = 48 Seiten e. leinengebund. Hefts (ca. 20 x 16,5 cm), Goldschnitt, in Sütterlin-Handschrift mit Füllfederhalter auf weißem Papier beschrieben. Letzter datierter Eintrag: 25. I. 37, S. 41.), im Besitz des Verf.*

Müller, Gretel: Bericht über die Reise von München nach Kobe über Sibirien, Abfahrt 26. März, Ankunft 15. April 1940. Ms. 1940 (9 ½ einzeilig masch.schriftl. beschriebene A4-Seiten). *Fotokopie im Besitz des Verf.*

Müller, Hanna: Mein Reisebericht über die Sibirienreise im Jahre 1940. Ms. 1940 *(Liniertes Spiralringheft, 46 – bis auf Anfangs- und Schlussseite – handschriftl. beschriebene Seiten, ca. A5-Format). Kopie im Besitz des Verf.*

Reichsdeutsche Gemeinschaft Kobe-Osaka, Stiftung Deutsche Schule Kobe (Hg.): 34. Jahresbericht 1943. O.O. o.J. [Kobe 1943], 41 S.

Schwind, Martin: Kleiner Atlas von Japan, Tôkyô 1939 (Dt. Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde) & Harrasowitz (Leipzig).

Stiftung Deutsche Schule Kobe (Hg.): 32. Jahresbericht 1941. O.O., o.J. [Kobe 1942] Druck: The Kobe & Osaka Press, Kobe. H. Willweber.

Tillner, Herta: Japan Tagebuch, Heft VI, masch.-schr. Abschrift von Dr. Eike-Olaf Tillner, Stein-Säckingen/Schweiz, Ms. 2005.

Anhang:

Über die Zeit des Krieges: aus Briefen Manuskripten Büchern

Auszug aus zwei Briefen von *Ernst Fraenkel,* Anfang 1946 (unveröffentlicht): Erster Eindruck vom bombenzerstörten Yokohama/Tôkyô; positive Eindrücke von Menschen und Landschaft.

Ernst Fraenkel, auf der Flugreise nach Seoul, um dort als Legal Adviser of the US Military Government tätig zu werden, sandte die folgenden beiden Briefe an seine Frau und seine Schwester in New York. Ihnen allen war es 1938 und 1939 gelungen, der Verfolgung in Deutschland nach USA zu entfliehen. Der Verf. hatte am 1. Weltkrieg teilgenommen, auch im Stellungskrieg im Westen. Daher konnte er auch bis 1938 seinen Beruf als Anwalt ausüben. Nach den Jahren in Korea wurde er in der Bundesrepublik zu einem der maßgeblichen Vertreter der neu entstehenden Politikwissenschaft.

Tokyo, January 15, 1946

I sent you today a cable in which I informed you about my safe arrival in what once was a city. This afternoon I got the order to report tomorrow morning at 5 o'clock for transport to Korea. I am really happy that tomorrow at about noon the long trip finally will come to an end. …

It was about 11 o'clock in the morning Tokyo time when we saw the first Japanese island. We flew about 2 hours over Honshu and two or three smaller islands. One could very well see the beautiful landscape, the rice fields, highways, villages, etc. From the air the country made a rather peaceful impression. We landed on an airport about 35 miles from the center of Tokyo. A bus brought us through several villages until a placard indicated that we had reached Yokohama. It is impossible to describe how that place looks. The word "destroyed" is completely inadequate. Wiped out is probably correct. For about half an hour, I did not see a single house, cabin, or other dwelling which might be used for human beings. Incendiary bombs had caused fires which virtually annihilated a town of several million inhabitants. The houses were, of course, all wooden. Yokohama and Tokyo are virtually one city. The suburbs of Tokyo look exactly the same as Yokohama. Downtown Tokyo has been spared from destruction. I was so overwhelmed by and so terribly depressed over the destruction that I was unable to go sightseeing. I had not the slightest idea what "war" in our times means. I cannot imagine that German cities can be compared to Tokyo-Yokohama – a metropolis almost as big as New York. I do not envy the people who are in charge of the housing problems of Japanese cities.

Nagasaki, 16. 1. 1946

Our arrival in Seoul was delayed on account of bad weather. We left Tokyo this morning and I had the most beautiful trip of the whole journey. From the Tokyo airport one can see the Fujiama, a mountain which actually is magnificent. In some respects I

was reminded of Aetna, although the F. does not produce smoke as the Aetna does. The F. is an isolated volcano within a chain of mountains which made the most magnificent impression from the air. I fully understand the statement that as far as the landscape is concerned, Japan is one of the most beautiful countries of the world. We flew over Hiroshima, but unfortunately it was too cloudy to see anything. We landed at the Nagasaki airport – about 20 miles from the town which was the object of the second atom bomb. I hope to see tomorrow morning what has happened to that city. People in Tokyo told me that compared to Nagasaki Tokyo is a well preserved city.

I succeeded in learning one Japanese word during my short visit to this country. Good morning reads in Japanese "Ohio". The hotel I lived in was a former dormitory, the waitresses were former students. I must confess that the manners of the Japanese people did not make on me the impression of servility which I had anticipated. Quite the contrary: their method of bowing which is so frequently ridiculed in US and Europe is by no means artificial but rather kind and friendly. Even in Tokyo most of the girls and women wear oldfashioned kimonos in the most beautiful colors. They acutally carry their babies on the back; it is too nice to see the little boys and girls look over the shoulders of their mothers. I can imgine that Japan fascinated many Europeans. At present however, it is a heap of ruins. I saw this morning another borough of Tokyo. No houses, no streets, no ruins, nothing.

Auszug aus dem Roman von *KAGA Otohiko*, Die Hand des Riesen, 1976, S. 122-154, hier stark gekürzt. Es handelt sich um die in einen ‚Kadettenroman' aus der letzten Kriegszeit eingefügten Briefe, in denen die Erfahrungen bei der Bombardierung von Tôkyô und anderen Städten seit November 1944 in ihrer zunehmenden Schrecklichkeit dargestellt sind. (Vor bzw. nach Schrägstrich die jeweiligen Seitenangaben. Erklärende Zusätze in eckigen Klammern [...].) Übersetzt von H. Erlinghagen S.J., selbst Zeuge der Bombardements japanischer Städte, bis Januar in Tôkyô, danach in Hiroshima; später wie der Autor Professor an der Sophia-Universität Tôkyô.

/122 2. Dezember 1944. Vom Vater.

Seit Ende November überfliegen Tokio gelegentlich feindliche Flugzeuge vom Typ B 29. Am 27. November in der Mittagsstunde, als ich noch im Büro in der Kayabastraße war, flogen sie über einer geschlossenen Wolkendecke und bombardierten die Stadt von dort aus mit Bomben von 200 bis 250 Kilogramm Gewicht. In der Gegend von Honjô und Aoyama wurde beträchtlicher Schaden angerichtet. Auch beim Tôgô-Schrein und dem Clubhaus der Marine fielen Bomben. Es soll aber kein größerer Schaden entstanden sein, nur am Clubhaus sind die meisten Scheiben zertrümmert. So berichtete die Witwe Moriyama, die sofort angerufen hat.

Der Luftangriff vom 29. November spät abends bis zum Morgengrauen des 30. war ebenfalls schlimm. Der Abend des 29. war zunächst mondklar, aber dann begann es zu regnen. Um 11 Uhr 30 in der Nacht heulten die Sirenen Voralarm, während der Regen niederrauschte. Unsere Familie wurde aus dem Schlaf gerissen und mußte sofort alle Vorbereitungen treffen. Shôroku war noch ganz schlaftrunken, zog sich aber trotzdem

selbst an und setzte seinen Kopfschutz auf, und das wirklich schnell. Eimer und Luftschutzapotheke wurden herbeigeholt, die Behälter mit Wasser gefüllt, der Rucksack mit den notwendigsten Utensilien in den Luftschutzstollen gebracht. Diesen hatten wir neulich vom Zimmermann herstellen lassen. Er ist 1 Meter 80 tief. Die Wäscheleiter haben wir in zwei Stücke geschnitten und oben an beiden Seiten des Stollens angebracht.

Inzwischen war es 11 Uhr 45. Die Sirenen gaben Hauptalarm, das bedeutet Luftangriff. Alles stürzte in den Stollen. Wir hörten zwar von 122/123 den feindlichen Flugzeugen nichts, aber in der Erde ertönte es dumpf. Es mußte der Ton von aufschlagenden Bomben oder von Fliegerabwehrkanonen sein. Danach wurde der Himmel nach Osten hin rot wie von einem starken Abendrot. Die vom Regen dunstige Stadt brannte. Ich dachte an das große Erdbeben von Tokio. Als ich Shôroku davon erzählte, aß er in der Erregung die Reis-Notration ganz auf. Im Radio, das wir immer eingeschaltet ließen, wurde das Programm oft unterbrochen, um die wichtigsten Nachrichten durchzugeben. Der Leiter des Luftschutztrupps von nebenan rief ständig: „In Deckung gehen!“ Aber was nützt alle Deckung, wenn durch Regenwolken hindurch bombardiert wird? Man weiß nicht, wann und wo die Bomben fallen. ...

/126 16. Dezember. Von der Mutter.

... Wir haben uns entschlossen, nach und nach Sachen auszulagern, und zwar wollen wir sie nach Imaichi schicken. Du weißt, dort ist die Heimat unseres früheren Dienstmädchens Tamiya. Ich hatte zuerst an Kanazawa gedacht, aber bis dorthin ist es weit. Außerdem glaube ich, daß alle Städte unsicher sind. So haben wir den Gedanken aufgegeben. Selbst wenn wir unsere Sachen wegschicken, bleiben wir in Tokio. Wir müssen unser Haus beschützen. Neulich sagte der Blockwart (es ist unser Nachbar, Herr Otaguro, der am Gymnasium Biologie unterrichtet), daß man weder Brand- noch Sprengbomben zu fürchten brauche. Solange sie nicht direkt träfen, würden sie nur geringen Schaden anrichten, behauptete er.

Heutzutage gleicht Tokio einem Kampfabschnitt an der vordersten Front. Das tiefe Brummen der B 29, der abscheuliche, dumpfe Ton beim Aufschlagen der Bomben, das Ballern der Flak, die Glocke als Signal zum In-Deckung-Gehen. Wenn Bomben ganz in der Nähe einschlagen, gibt es einen Ton wie „Dossuun“. Dann muß man in Deckung sein, die Au- 126/127 gen schließen und beide Ohren mit den Fingern zudrücken, damit das Trommelfell nicht platzt. Der Feind greift bei Tage und in der Nacht an, aber vor allem um Mitternacht herum. Nachts ist es ja jetzt recht kalt, und deshalb tun mir die kleinen Kinder besonders leid. Sie ziehen sich beim Schlafengehen gar nicht erst aus und ihre Pyjamas an, sondern kriechen angekleidet unter die Steppdecke. Wenn aus dem Radio ein Warnzeichen ertönt, so bedeutet das: Meldungen aus dem östlichen Militärbezirk! Da heißt es dann zum Beispiel: „Etwa zwanzig feindliche Flugzeuge sind im Anflug und werden in einigen Minuten über der kaiserlichen Hauptstadt sein ...“ Kaum ist die Durchsage zu Ende, fängt auch schon das Bombardement an. Die Zeit zwischen Vor- und Hauptalarm ist so kurz, daß man keinen Augenblick verlieren darf. Im völlig dunklen Raum bereiten wir uns eilends vor. Wir legen Kopfschutz [Kapuze aus Stoff] und Handschuhe an, ich ergreife den Feuerlöscher und die Notration, Shôroku seine Schulbücher. Auch Frauen und Kinder müssen eben bis zum Sieg ganz bei der Sache sein. ...

/128 31. Januar 1945. Von der Mutter.

Deinem Brief habe ich entnommen, daß mein Päckchen nicht angekommen ist. Ich hatte gerade etwas Zuckerrohr bekommen und wollte es Dir ebenfalls mit der Post schicken. Das ist jetzt aus. Daß bei Euch seit dem Neujahrstage das Abkochen draußen verboten ist, wird wohl wegen der Luftangriffe sein. Es muß für Dich, wo Du so wächst, hart sein, Dich nicht satt essen zu können. Aber das Essen in der Kadettenschule ist doch ganz bedeutend besser als unseres. Ich begegne oft Mittelschülern, die in der Fabrik fürs Vaterland arbeiten müssen, sie sind mit Öl beschmiert und sehen so müde aus. Noch vor zwei Jahren wurden die Uniformen, auch die aus Kunstfasern, gebügelt. Die Zeiten haben sich sehr geändert. Shôroku wird ja im April Zweitjähriger [in der Mittelschule] und muß deshalb in die Fabrik. Wenn er doch in die Kadettenschule aufgenommen würde! Aber er hat seine eigenen Gedanken. Eine Mutter sollte da wohl nichts sagen. ...

/129 Durch den Luftangriff am Mittag des 27. Januar auf die Ginza, Vierte Straße, wurde die Ginza-Gegend gegenüber dem Kaufhaus Mitsukoshi, also zum Beispiel die Häuser Fujiya und Morinaga, völlig zerstört. Jetzt liegt das früher so belebte Stadtviertel der Ginza in Schutt und Asche. Gerüchte wollen wissen, daß im Restaurant Sansuirô viele Offiziere der Armee durch eine Bombe getötet worden sind, eine soll sogar bis in die U-Bahn durchgeschlagen sein, so daß auch dort viele umgekommen seien. Ist das nicht ein widerlicher Feind! ...

26. Februar. Vom Vater.

Auf dem Kriegsschauplatz gibt es Anzeichen einer großen Krise. Daß der Feind Iwojima eingenommen hat, beurteile ich noch negativerals den Fall von Saipan und der Insel Luzon. (Die Insel Iwojima liegt noch näher bei Japan als Saipan; Luzon ist eine der Hauptinseln der Philippinen. Anm. d. Übers.) Im Falle von Saipan und Luzon hat man nur immer berichtet, welch großen Schaden wir bei unserem Rückzug dem Feind zugefügt hätten. In Wirklichkeit hatten unsere Streitkräfte eben- 129/130 falls große Verluste, die man aber dem Volk nicht mitgeteilt hat. Jetzt ist das anders. Jetzt sieht man klar voraus, daß der Feind, nachdem er Iwojima am 19. Februar eingenommen hat, dort einen Stützpunkt für seine Flugzeuge anlegen und die Hauptinseln Japans bombardieren wird, ja, daß er eine Landung in Japan plant. Im März, spätestens aber im April wird Tokio völlig zerstört sein, und im Falle eines Entscheidungskampfes auf der Insel Hondo (Hauptinsel Japans. Anm. d. Übers.) muß man damit rechnen, daß unsere Familie verstreut oder daß mindestens einer von uns von den Kugeln des Feindes getroffen wird. Auch wenn wir sterben, müssen wir in diesem Krieg siegen! Ich hoffe, daß Du als ein Samurai den richtigen Platz für Deinen Tod findest.

Am 16. und 17. Februar hat der Feind Tokio mit über tausend Flugzeugen angegriffen. Aber nur wenige von ihnen sind bis in den Luftraum über der Innenstadt vorgedrungen. Vom 16. morgens 7 Uhr bis zum 17. nachmittags 3 Uhr heulten die Sirenen ununterbrochen. Zwischendurch gab es immer wieder Hauptalarm. Das zerrt an den Nerven. Am 19. sind viele Feindflugzeuge abgeschossen worden. Eines kam in der Nähe des Bahnhofs Shinjuku herunter. Da hätte ich rufen mögen: Das geschieht euch recht! (Im Geiste sehe ich immer, wie alle Feindflugzeuge durch neue, geheime Waffen abgeschossen werden!) Dann gab es vier Tage Ruhe, und am 24. fing es wieder an. Am 25. kamen sie in großer Zahl. Aber wir haben uns schon so daran gewöhnt, daß wir nicht weiter erschrecken. ...

/131 Beim Schneeschaufeln bringt Dein Vater nicht mehr die Energie von früher auf. Wegen des ständigen Mehlbreis leidet er an Unterernährung. Vielleicht ist es das Alter. Dein Vater ist 46. Immer denkt er daran, daß er sich nun den 50 nähert, dem Beginn des Alters. Die ruhige Zeit, in der Ihr geboren wurdet, liegt weit zurück, wie ein Traum. 1929 wurdest Du geboren und Shôroku 1931. Von da ab häuften sich die kriegerischen Verwicklungen. Und jetzt sind wir an diesem historischen Wendepunkt angelangt. Wirklich, alles wie ein Traum.

18. März. Vom Vater.

Ich habe lange gezögert, bevor ich diesen Brief schrieb. Weil es sich um einen sehr wichtigen und schrecklichen Inhalt handelt, habe ich hin und her überlegt. Schließlich habe ich bei Major Iyano per Eilbrief angefragt. Ich habe mich erkundigt, ob man einem Kadetten die wirkliche Lage in Tokio schildern dürfe. Die Antwort kam sofort! Für den Entscheidungskampf auf Hondo sei es im Gegenteil sehr nützlich, den wahren Stand der Dinge zu kennen, hieß es in seinem Schreiben. Darum lege ich jetzt aber auch alles dar, was ich weiß.

Am 4. März erfolgte mitten im schweren Schnee ein Luftangriff. Wie ich früher schrieb, fielen am 25. Februar auf Kanda, Nihonbashi, Shimoya und Hongô Brandbomben. Am 4. März haben sie auf die gleichen Stadtteile Sprengbomben geworfen. Kanda ist zu einem Drittel zerstört, 25 000 Häuser liegen in Schutt und Asche, 100 000 Menschen wurden obdachlos. In beiden Fällen handelte es sich um ein wildes Bombardement durch eine dichte Wolkendecke hindurch. Dennoch wurden die Ziele genau getroffen, so daß man annehmen muß, daß sie sie mit elektromagnetischen Wellen angepeilt haben. Es ist abscheulich!

Dann kam der 10. März. Das wird wohl der schlimmste Luftangriff gewesen sein, den die kaiserliche Hauptstadt je erlebt hat. Der Schaden war enorm. Trotz schlechter Wetterbedingungen war die Strategie des Feindes abstoßend geschickt. Bei starkem Nordwind flogen die Flug- 131/132 zeuge ungeheuer niedrig und warfen ihre Bomben fast gegen die Windrichtung ab. Die Stadtbezirke Asakusa, Honjo, Fukagawa, Mukôjima, Jôtô wurden zum größten Teil zerstört. Nihonbashi, Shimoya, Kyôbashi, Hongô, Kanda brannten wiederum zu einem Drittel, wenn nicht zur Hälfte nieder. Auch in den Distrikten von Kôjimachi, Ushigome, Arakawa, Azabu und Shiba wurden schwere Schäden angerichtet. Weil ich bei einer Versicherung arbeite, mußte ich den Schaden feststellen und kam auf 260 000 ausgebrannte Häuser und eine Million Obdachlose. Es war ein Riesenbrand, wie beim Kantô-Erdbeben.

An diesem Abend war Dein Vater zu Hause. Zunächst leuchtete im Osten ein Feuerschein auf, der sich dann immer mehr ausbreitete und schließlich zu einem riesigen Flammenmeer über der ganzen östlichen Stadt entwickelte. Wie Haifische glänzten die feindlichen Flugzeuge auf der Unterseite. Sie wurden gewissermaßen von dem Feuer im Osten angezogen, auf das sie zuflogen. Um 3 Uhr morgens brannte es derart lichterloh, daß ich die Zeiger auf meiner Armbanduhr klar erkennen konnte. Dann kamen Mutter und Shôroku nach oben, und wir haben auf den Tatami gehockt und nach draußen geschaut. Man sollte bei einem Unglück anderer nicht von Schönheit sprechen, aber war das ein schöner Anblick!

Den Schaden in großen Zügen feststellen konnte ich erst am Morgen. Weil die Bahnen außer Betrieb waren, bin ich mit dem Fahrrad zum Büro gefahren. Der Yasukuni-Schrein war nicht getroffen worden, aber unmittelbar neben ihm begann die ausgebrannte Erde. Man kann hier über die niedriggelegenen Teile der Fujimichô und Misakichô hinweg bis zum Hügel von Surugadai sehen. Wegen des Brandes kommen die ursprünglichen Formen des Geländes wieder zum Vorschein. Es sieht aus wie ein Trümmerfeld aus uralten Zeiten. Am Tor der Kaserne der Gardetruppen, die ja vor dem Schrein ihre Quartiere haben, hatte man geflaggt. Mir fiel ein, daß es der Armee-Tag war. Der Gegensatz zwischen der schönen Flagge und dem häßlichen Trümmerfeld hat mich seltsam beeindruckt.

Ich habe mich schon derart an ausgebrannte Stellen gewöhnt, daß ich mich gar nicht mehr wundere. Du wirst lachen, aber daß ich mich nicht mehr wundere, darüber habe ich mich selbst gewundert. Ich kam beim Büro an, das Gebäude stand noch. Um auf Luftangriffe vorbereitet zu sein, waren zehn Angestellte im Büro zurückgeblieben. Weil die Jüngeren eingezogen sind, handelt es sich um ältere Männer und Frauen sowie um Koreaner. Sie erzählten mir von der Nacht. Die Flugzeuge waren so niedrig geflogen, daß man sie in der Größe einer Tatami sehen 132/133 konnte. Sie flogen in das Gebiet der Flammen hinein und ließen dort ihre Last fallen, die wie gigantische Feuerwerkskörper explodierten. Ein schrecklich-schöner Anblick. Im Nordwind seien dann noch ständig einzelne Feuerballen umhergeflogen. Als es Mittag wurde, kam einer der Angestellten zusammen mit Frau und Kind aus Fukagawa, wo sie ihre Wohnung gehabt hatten, zu uns geflohen. Sein Gesicht war schlimm entstellt, das linke Auge ausgelaufen. Als wir ihn im Krankenzimmer verbanden, sahen wir, daß seine Frau und sein Kind ebenfalls am Kopf verletzt waren. Sie hatten zum Glück die Augen gerettet, aber ihre Haare waren vollständig verbrannt. Jetzt erst merkte ich, daß das Kind ein Mädchen war. Ihr Kopf war mit Brandblasen bedeckt. Die Haare werden sicher nicht mehr nachwachsen! Aus dem Mädchen schien alles Leben gewichen. Es mußte etwa sieben Jahre alt sein. Dennoch, als wir ihm von dem Notreis einen Ballen anboten, hat es ihn sofort gierig gegessen, so hungrig war es. Nachdem es zwei Ballen gegessen hatte, umarmte es plötzlich seine Mutter und weinte. Und schlief noch im Weinen ein. Unter dem verbundenen Kopf war das schlafende Gesichtchen nun ganz still. Allen kamen die Tränen,

als sie das sahen.

Auf der großen Straße vor dem Büro, die von Honjô-Fukagawa kommt, wälzte sich inzwischen ein Strom von Ausgebombten auf uns zu. Eine schier endlose Reihe von Menschen schritt todmüde einher. Die Kleider hingen bei vielen in Fetzen vom Körper, andere waren fast nackt und zitterten. Man sah viele Familien, aber auch kleine Kinder, die ganz allein liefen. Unsere Angestellten konnten das nicht mit ansehen, riefen sie heran, wuschen ihnen das Gesicht und gaben ihnen Reisknödel. Dein Vater hat veranlaßt, daß vor dem Büro eine Stelle eingerichtet wurde, wo man sich das Gesicht waschen lassen konnte. Sofort bildete sich eine Reihe. Unsere Medikamente waren im Handumdrehen aufgebraucht. Obwohl es Samstagnachmittag war, wollte niemand vom Büro nach Hause gehen. Schließlich war in der Umgebung so viel verbrannt, daß wir uns fast schämten, als einzige ohne Schaden davongekommen zu sein. Ich glaube, so fühlten alle bei uns. Immer mehr Verletzte kamen an, so daß wir zum Schluß eine Art von Militärlazarett waren. Weder Arzt noch Krankenschwester gab es, nur

Leitungswasser, unser kleines Gebäude aus Beton und eben unser Mitleid. Dein Vater hat im Büro übernachtet.

Am Morgen des 11. Mit dem Fahrrad bin ich durch die ausgebrannten Stadtteile gefahren. Natürlich dachte ich, daß man sich zu Hause meinetwegen Sorgen machen würde. Aber als ich bei der Kreuzung von Nihonbashi sah, daß die Kaufhäuser Shiraki und Yanigiya ausgebrannt 133/134 waren, habe ich mich entschieden, nicht sofort zurückzukehren. Irgendwie war alles anders als bisher. Es kam mir vor, als wäre etwas passiert, das entscheidende geschichtliche Bedeutung hätte. Shôji, lache nicht über den Ausdruck Deines Vaters. Dein Vater hat ja immer nur an Bürotischen gesessen. Jetzt ist er Zeuge eines geschichtlichen Augenblicks geworden, so glaubt er. Klingt das übertrieben?

Beim Bahnhof Kanda angekommen, hatte ich zum ersten Mal in meinem Leben den Eindruck, daß man, wie es im Gedicht heißt, mit einem Blick tausend Meilen überschauen kann. Auf den Straßen lagen herabgefallene Oberleitungen der Straßenbahn übereinander und hatten sich, zusammen mit elektrischen Drähnten, zu wirren Knäueln verfilzt. Verbrannte Bäume reckten sich wie Gespenster. Sonst nur Blech, Betonreste, Dachziegel und, es fällt mir schwer, das hinzuschreiben, Leichen. Man hatte schon gestern eine große Zahl von ihnen weggeschafft, aber immer noch lagen viele dort. Verbrannte Teile des menschlichen Körpers werden zu schwarzer Kohle. Der Mensch besteht weitgehend aus Kohlenstoff, und wenn er verbrennt, zieht sich der Körper zusammen und wird klein. Was man für die Leiche eines Hundes oder einer Katze hält, erweist sich beim genauen Hinsehen als ein menschlicher Leichnam. Die Feuerwehrleute sind damit beschäftigt, sie zu beseitigen. Ich nehme an, sie tun das mit der Ehrfurcht, die man vor dem menschlichen Leichnam hat. Aber bei der großen Anzahl geht es halt rauh zu. Daß die Leichen von unten auf die Lastwagen geworfen werden, kann man ja noch verstehen, daß man sie aber oben dann mit den gleichen Haken zurechtschiebt, mit denen die Holzfäller Stämme bewegen, erinnerte mich an die Arbeit der Müllabfuhr. Im Hof eines Tempels lagen Hunderte von Leichen, die noch gut erhalten waren, aufgereiht. Offenbar sind diese Menschen vom Rauch überwältigt worden. Ihre Körper lagen dort mit schönen Gesichtern, wie Puppen. Säuglinge und kleine Kinder waren besonders zahlreich. Daß die Amerikaner auf so grausame Weise so viele unschuldige Kinder töten, hat mich mit ohnmächtiger Wut erfüllt. Das ist ein Land, durch dessen Bewohner die Indianer aus ihrer paradiesischen Heimat vertrieben worden waren, ein Land voll von Aggressoren. Im Krieg gegen die Südstaaten wollen sie die Schwarzen befreit haben, aber das Vorurteil gegen farbige Menschen bleibt traditionell stark. Die glauben sicher, daß japanische Kinder nicht zu den Menschen gehören. In einem russischen Roman, den Dein Vater in seiner Jugend gelesen hat, stand: „Daß man Kinder tötet, geht selbst dann nicht an, wenn man behauptet, es geschehe um der Gerechtigkeit willen!“ Ich habe die Worte nicht genau in Erinnerung, aber sinngemäß haben sie so gelautet. Das 134/135 kann nicht verziehen werden, niemals kann das verziehen werden! flüsterte ich und machte vor der Reihe dieser Kinderleichen eine tiefe und lange Verbeugung. ...

Hinter dem [Ueno-]Bahnhof erwartete mich ein ungeheuerlicher Anblick. Der Weg schien angefüllt mit Haushaltsgerät. Aber als ich genauer hinsah, waren es gar keine Haushaltsgeräte, sondern Leichen. Mir stockte der Atem. Lauter Leichen! Man hatte sie auf beiden Seiten des Weges säuberlich aufgereiht und dazwischen einen Meter frei

gelassen. Die Reihen schienen mir unendlich lang. Ich habe das Fahrrad geschoben und bin den Berg hinaufgegangen. Als ich rechts über die Schienen hinweg sehen konnte, blieb ich ganz benommen stehen. Ich fragte einige Leute, die von der anderen Seite kamen. Sie sagten mir, daß die Leichen bis zum Bahnhof Uguisudani so aufgereiht lägen. Das mußte eine riesige Zahl von Toten sein. Was für ein unsagbares Gemetzel!

Die Reifen meines Fahrrads waren vom Menschenfett klebrig geworden. Kein Wind blies, und die Sonne stand hoch, die Luft war schwer vom Leichengeruch. Ich hatte schon früher Leichen gesehen, Shôji, doch niemals ein solches Meer von Leichen. Ich konnte mich nicht an den Anblick gewöhnen. Ich versuchte, als der Vater eines Kadetten, als ein Mann, als ein Reservist der Armee, durchzuhalten und weiterzugehen, aber ich vermochte es nicht. Der Geruch war genau wie der von verbrannten Tieren. Ich bekam großen Durst. Nur ein Glas Wasser hätte mir genügt, aber das gab es ja nicht. Schließlich fand ich eine Bank, auf die ich mich wie tot fallen ließ, und es kam mir vor, als ob ich in ein dunkles, unendlich großes Loch gesaugt würde. 135/136

Ich hörte eine weinende Stimme. Sie kam von einer Frau, die dabei war, eine der Leichen an den Schultern zu ergreifen und aufzurichten. Jetzt fiel mir auf, daß alle, die diesen Weg entlanggingen, ständig nach rechts und links schauten, um ihre Angehörigen zu suchen. Kein einziger ging hier vorbei, der nur einfach schaute wie ich. Ich versuchte von den Leichen wegzukommen und drehte in den Park ab. Das war aber erst recht falsch. Was zwischen den verbrannten Bäumen lag und wie Stapel von dürrem Holz aussah, waren in Wirklichkeit Stapel von Leichen. Es gehört sich nicht, so zu sprechen, aber: Diese Leichen waren bis zur Unkenntlichkeit verbrannt, so daß man sie nicht mehr identifizieren konnte. Von Zeit zu Zeit kamen Lastwagen und ließen auf die Berge von Leichen noch mehr Leichen fallen. Wenn eine bestmmte Höhe erreicht war, wurde Petroleum darauf gegossen und das Ganze angezündet. Überall stieg schwarzer Qualm von den brennenden Leichen auf.

Seitdem ist eine Woche vergangen. Die gespenstischen Menschen, die durch die verbrannten Stadtteile wanderten, sind verschwunden. Die Zurückgebliebenen haben mit dem Leben in den Luftschutzunterständen begonnen. Wer dort wohnt, hat natürlich Kleider und Bettzeug retten können. Es ist ein wirklich primitives Leben. Aber wenn ich die zum Trocknen aufgehängte Wäsche und den Rauch der Feuerstellen sehe, muß ich immer denken, wie stark doch die Lebenskraft der Menschen ist. Und beim Anblick der Kinder, wie sie auf den ausgebrannten Flächen umherlaufen, fühle ich sogar die Hoffnung, daß aus diesen Trümmern einmal eine neue Stadt entstehen wird. Doch eine Ruine ist eben eine Ruine, und sie ist auch ein Grab. Verdorrte Zweige hat man überall anstelle der üblichen Grablatten (In Japan schreibt man die Namen der der Toten auf Holzlatten, die auf einer relativ kleinen Grabstätte aufgestellt werden und meist in Bündeln dort stehen. Anm. d. Übers.) aufgerichtet und davor etwas Reis hingestellt, in dem ein einzelnes Eßstäbchen steckt. Weder Namen noch Blumen gibt es, aber die Trauer der Menschen und ihren Schmerz stellt das doch dar.

Als ich gestern zum Büro ging, kam ein Polizist und erklärte, daß die Hilfsgeräte vor unserem Bürogebäude nicht gut aussähen, wir sollten sie wegräumen. Ich habe zwar geantwortet, daß immer noch Verletzte kämen, um sich von uns helfen zu lassen, aber er ließ das nicht gelten. So habe ich mit einer der weiblichen Angestellten Tisch, Stuhl

und den Vorhang hineingebracht. Danach kamen Mitglieder der Verteidigungsorganisation, Polizeieinheiten und Frauen der Großjapanischen Frauenvereinigung und begannen, die Straßen aufzuräumen und zu säubern. Sie schaufelten den Schutt beiseite, schafften die elektrischen Leitungen weg 136/137 und fegten alles sauber. Da sie in großer Zahl waren, ging die Arbeit rasch voran. Als alles in Ordnung war, erschien ein mit Tarnfarbe gestrichenes Auto: die Geheimpolizei. Sie ordnete an, daß bei den Unterständen die Wäsche von der Leine genommen wurde und daß man alle Leichen, die niemand abgeholt hatte, sofort verbrannte. Kaum war das geschehen, als ein Auto von unauffälliger Farbe heranfuhr, begleitet von Motorrädern mit Beiwagen, in denen Offiziere saßen. An der Wagentür sah ich das Chrysanthemenwappen. Es war der kaiserliche Wagen! Als ich mich zu einer tiefen Verneigung anschickte, war die Prozession schon vorbeigefahren. Es war keine Erscheinung. Dein Vater schaute aus dem Zimmer der Firma, wo er immer übernachtet, aber die Angestellten, die zufällig draußen standen, konnten das Gesicht Seiner Majestät erkennen und vergossen unversehens Tränen. Sie waren gerührt, daß Seine Majestät persönlich die verbrannte Erde der kaiserlichen Hauptstadt zu sehen kam. Danach haben alle über den Kaiser gesprochen. Sie glauben fest, daß, solange Seine Majestät, der Oberbefehlshaber, so kraftvoll bei seinem Volke bleibe,

keine Angriffe des Feindes etwas ausrichten könnten. ...

31. März. Vom Vater.

Die Kriegsstürme fegen jetzt immer schneller über unser Land. Ich höre, daß der Feind wiederholt über Nagoya einfliegt und der Schaden groß ist. Seit dem 10. März ist in Tokio etwas Ruhe eingetreten, nur gelegentlich gibt es Angriffe. Um unser Haus herum gab es bis jetzt überhaupt keine Schäden. Die Bezirke Yotsuya und Yodobashi blieben völlig vom Angriff verschont, so daß ich bei der Rückkehr vom Büro oft dort vorbeifahre, um die alte Stadt zu sehen, in der ich meine Jugend verlebte. Aber auch dieser Teil Tokios wird bald ein Opfer der Feinde werden. Alle sagen, daß beim nächsten Mal Shinjuku an der Reihe ist.

Seit dem 10. März wissen wir, daß, wenn wir das Feuer nicht sofort löschen, uns der Feuertod gewiß ist. Sobald man Feindflugzeuge sieht, heißt es schnell in Deckung gehen. Man muß in die Parks fliehen oder dorthin, wo unbebaute Stellen sind. Heute heißt In-Deckung-Gehen: einfach irgendwohin laufen, wo man überleben kann. Damit wir den 137/138 Heiligen Krieg vollenden, ist nichts wichtiger, als das Leben zu bewahren und nicht wie ein Hund umzukommen. Wir denken jetzt auch an Evakuierung. Einige alte Sachen haben wir ja schon in die Provinz Tochigi geschickt, und wahrscheinlich werden wir uns dort einrichten. ...

Auf allen Straßen von Tokio kann man beobachten, wie Evakuierungsgepäck bewegt wird. Jeder schleppt schwer, wie bei einem Umzug. Man sieht Lastautos, Wagen mit Zugochsen davor, vier- und zweirädrige Karren, von Menschen gezogen, ein unglaubliches Hasten. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis Tokio ganz entvölkert ist.

Man muß damit rechnen, daß der Feind in Tokio landet. Dann wird natürlich die ganze Kantô-Ebene zum Kriegsschauplatz. Ähnlich wie auf den Philippinen, ist es jetzt die beste Zeit, sich in die Berge zurückzuziehen, denken die meisten.

14. April. Vom Vater.

Telegramm. Haus abgebrannt. Alle leben. Näheres im Brief. Vater.

30. April. Vom Vater.

Wie ich es Dir telegraphiert habe, ist unser Haus nun doch abgebrannt. Es wurde bei dem großen Luftangriff vom Abend des 13. April bis zum Morgen des 15. April zerstört. Daß keiner von uns das Leben dabei verloren hat, ist unser Glück. Wir haben den niedergebrannten Platz etwas in Ordnung gebracht. Mutter und Shôroku sind ohne irgend etwas nach Imaichi gegangen. Dein Vater wohnt allein in einem Zimmer der Firma, deren Gebäude bis jetzt unversehrt geblieben ist.

Ich wollte Dir Genaueres mittteilen und hatte die Feder schon einige Male angesetzt, aber ich konnte mich nicht konzentrieren. Daß es ein ungewöhnlich schrecklicher Luftangriff war, nur diese Erinnerung steigt in mir immer wieder auf.

Es war ein warmer Abend mit Südwind. Wir waren mit dem Packen fertig, hatten die Gepäckstücke in einer Ecke des Zimmers aufgestapelt und saßen beim Abendessen. Es gab eine Suppe mit Seealgen und einzelnen Süßkartoffeln darin, ein armseliges Essen, aber wir freuten uns, noch beeinander zu sein. Die Algen hatte die Mutter aus Chiba gebracht. Du kannst Dir nicht vorstellen, was es jetzt heißt, hamstern zu gehen. Die Bahnen sind völlig überfüllt, unterwegs besteht immer die Gefahr eines Angriffs durch Tiefflieger. Als sie zurückfuhr, flogen plötzlich Flugzeuge von Flugzeugträgern ein. Du weißt, Mutter versteht nichts von Flugzeugtypen. Ich habe aber ihrer Beschreibung entnommen, daß es die P 51 der Amerikaner waren. Der Zug blieb stehen, und man schrie: „In Deckung gehen!“ Dann rannten die Fahrgäste zu einem Kiefernwäldchen in der Nähe. Mutter wollte aber die Algen nicht zurücklassen und versteckte sich unter dem Sitz. Im selben Moment zersplitterten alle Scheiben, und das Dach wurde aufgerissen. Es kam ihr vor, als wenn mit Maschinengewehren auf den Zug geschossen würde. Gleich darauf war es wieder still. Mutter glaubte, es wäre schon vorbei, und sah zum Fenster hinaus. Da flog plötzlich ein großes feindliches Flugzeug auf sie zu. Rotes Feuer kam aus Maschinengewehren hervor. Die Holzverschalung des Abteils in nur zwei Meter Entfernung flog zersplittert umher. Immerhin waren die Flugzeuge bald weg. Es hätte nicht gefehlt, und sie wäre eine Tote im Buddhareich gewesen. Also, das waren die Seealgen in unserer Suppe. Und die Süßkartoffeln, die hat Shôroku im letzten Jahr in unserem Garten angebaut. ...

/140 Kurz nach 10 Uhr 30 nachts wurde Voralarm gegeben. Shôroku kam vom ersten Stock herunter. Während er die Steppdecken in den Luftschutzunterstand trug und die Badeeimer mit Wasser füllte, ertönte Hauptalarm. Es war 11 Uhr 20. Ich hatte eine Vorahnung, daß es in dieser Nacht in der Nähe einschlagen würde, denn die Sirenen heulten noch, als man schon die feindlichen Flugzeuge brummen und die Bomben fallen hörte. Man fühlte es bis in die Eingeweide. Die Suchlichter der Flak bestrichen pausenlos den Himmel, konnten jedoch die Feindmaschinen nicht einfangen. Gelegentlich trafen sie auf etwas Leuchtendes, aber es wurde einem klar, daß die Bomber sehr hoch flogen. Dann ein Geräusch, als wenn am Meer eine große Welle

herankommt. Ich habe da zum ersten Mal das Rauschen fallender Brandbomben gehört. Aus einer Ecke des Himmels regnete es rot herunter wie ein Vorhang. Es kam auf uns zu. Wir stürzten in den Unterstand, stülpten uns die Steppdecken über den Kopf und hielten uns bei den Händen. Eine unvergeßliche Unruhe lag über unserer kleinen Familie. Wir hörten Bombenexplosionen und laute Schreie. Als ich hinausblickte, sah es aus, als wäre ein gelbes Pulver gestreut worden. Ich sprang vollends hinaus. Nach Westen zu brannte es so stark, daß sich die Silhouette der nächst- 140/141 gelegenen Häuser gespenstisch abzeichnete. Anfangs zogen die Flammen vor dem Südwind her, also immer weiter nach nach Norden. Sie wurden immer stärker, als hätte ein Riese sich aufgereckt und käme auf uns zu. Holzpfosten barsten mit Getöse, überall fielen ganze Häuser in sich zusammen. Dann breitete sich das Feuer plötzlich nach Osten aus. Das muß bei Waseda sein, dachte ich noch, da stiegen Flammen auch im Süden auf und bewegten sich auf uns zu!

Ich dachte, jetzt wird es gefährlich für uns! Plötzlich hörte ich Shôroku vom ersten Stock schreien: „Vater! Vater!“ Ich bin hinauf! Mit Schuhen, denn ich hatte keine Zeit sie auszuziehen. Der Anblick von oben war überwältigend! In allen Richtungen ein riesiges Feuermeer! Wo noch dunkle Teile übrig waren, warf der Feind von oben das gelbe Zeug hinein, und sofort brannte es dort auch. Shôroku rief noch, die Zerstörung ginge schrecklich planmäßig vor sich. „Vater, wenn wir nicht sofort fliehen, gibt es keine Stelle mehr, wohin wir fliehen können!“ Und so war es. Dies Kind Shôroku ist erstaunlich besonnen geblieben. Was er mir da zurief, hätte ich selbst und schneller merken müssen.

Die große Straße vor unserm Haus war voller fliehender Menschen. Ein schwarzer Wind brauste über die Menschenmenge und trug große Brocken von brennendem Material mit sich. Der Wind war so stark, daß man sich wundert, wieso er die Menschen nicht mit sich riß. Alle wollten gegen die Windrichtung fliehen, aber sie änderte sich dauernd. Mal kam der Wind von rechts, dann wieder von vorn. Aber schlimmer war, daß die Fluchtrichtung der Leute nicht einheitlich war. Einige wollten nach Süden, andere nach Norden. Ich dachte, daraus wird nichts, ging zum Unterstand, holte Mutter und Shôroku heraus, und wir machten uns auf den kleinen Pfad hinter dem Garten. Hecken und Mauern waren schon früher entfernt worden, so daß man in dieser Richtung gut fliehen konnte.

Aus den brennenden Bezirken ging es durch die schon niedergebrannten Stadtteile. Schließlich habe ich einunddreißig Jahre hier gewohnt und kenne mich in diesem Teil von Tokio gut aus. Immer weiter nach Süden, von einem kleinen Pfad auf den anderen, liefen wir, immer wieder entlang der Grundstücke. Wir liefen und liefen. Als wir beim Kaufhaus Isetan anlangten, waren wir in Schweiß gebadet. Zum Bahnhof Shinjuku zu brannte es. Ein starker Südwind blies. Die Flüchtenden stemmten sich mit den Körpern schräg gegen den Wind und liefen nach Süden. Wir mischten uns unter sie, riefen uns immer wieder gegenseitig zu und liefen. Wir hatten ausgemacht, daß, wenn wir uns verlören, wir vor der Gemäldegalerie am Äußeren Meiji-Schrein wieder zusammenkommen 141/142 wollten. Ein Glück, daß wir das ausgemacht hatten, Shôji! Jeder von uns war in dem riesigen Menschenstrom eingekeilt, und wir konnten nicht mehr zusammenbleiben. Als erstes verlor ich die Hand von Shôroku aus meiner und konnte und konnte sie nicht wiederfinden. Die Leute hatten vom Angriff des 10. März gelernt, daß man nicht mit großem Gepäck fliehen kann, und waren auch nur leicht

bekleidet. Alles wollte nach Süden, aber bei dem Wind und der großen Masse der Menschen ging es manchmal nicht voran, ja man mußte sogar oft stehenbleiben. Da gab es keinen Nebenpfad, links und rechts Wände von Flammen. Nur nach vorn war es dunkel, es blieb also nur übrig, nach vorn zu laufen. Brennende Häuser fallen krachend zusammen, der Wind heult, der Aufschlag von Sprengbomben und das Niederrauschen der Brandbomben, alle Arten von Geräusch dringen zur gleichen Zeit ans Ohr. Überall die Bedrohung durch Feuer. Und doch die schaurige Schönheit des Spektakels! Wenn hier jetzt ein brennender Telegraphenmast auf die Menge fallen würde oder eine Brandbombe explodierte! ging es mir durch den Kopf, aber alles rannte schweigend nach vorn. Habe ich daran gedacht, daß da schon das Feuer für meine Leichenverbrennung brannte? Dicht an dicht schoben wir uns vorwärts.

Vor der Gemäldegalerie wimmelte es von Geflüchteten. Offenbar hatten viele diese Stelle als Ziel ausgemacht. Mutter und Shôroku waren nicht zu finden. Ich stieg auf die Teichmauer und stellte mich so, daß ich im Schein der Flammen gut zu sehen war. ...

/144 Bis zu unserem Haus brauchten wir dreimal soviel Zeit als gewöhnlich. Und von einem Haus kann keine Rede mehr sein. Es ist total niedergebrannt.

Als ich auf den Trümmern stand, kam es mir vor, als wäre das schon seit langem so gewesen. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß hier bis vor einigen Stunden ein Haus gestanden hatte. Ganz im Gegenteil: stünde es noch, hätte ich mich gewundert.

Nur der Geldschrank stand – er ist ja in Amerika hergestellt – wie voller Verachtung auf seinem Podest. Den Griff konnte ich wegen der Hitze nicht anfassen. Öffnet man ihn sofort, so verbrennt alles, was darin ist, so wird man allgemein gewarnt. Darum wartete ich. Sonst ist nichts übriggeblieben. Das ganze Gepäck, das wir mit soviel Mühe verschnürt hatten, dazu die Schränke und Werkzeuge, alles war verbrannt.

Shôji, man kann von unserm Haus aus direkt den Bahnhof Shinjuku sehen! So kahlgebrannt ist alles von Süden nach Westen zu. Nach Norden war nur ein großes Haus stehen geblieben: das Haus von Baron Hiranuma, das die Feuerwehr mit vollem Einsatz geschützt hat. Immerhin sieht man, daß selbst bei einem so schweren Angriff die Arbeit der Feuerwehr Sinn haben kann.

Ich habe alle getröstet, denn sie standen völlig perplex da. Dann haben wir Wellblech zurechtgelegt und die Witwe darauf ausruhen lassen. Wir hatten die Türe zum Unterstand geschlossen, bevor wir flohen. Nun, es ist auch darinnen alles verbrannt. Jetzt versuchte ich, den Geldschrank zu öffnen. Im Innern war alles zu Asche geworden! Damit stand unsere Familie ohne einen Heller da. Natürlich tat es mir leid, aber wir konnten jetzt wenigstens den vielen Menschen unter die Augen treten, die schon früher ausgebombt waren. Als ein Japaner wie jeder andere, fühlte ich plötzlich wieder große Kraft in mir aufsteigen. ...

/146 Diesen Brief habe ich im Büro geschrieben. Ich habe alles so niedergeschrieben, wie es mir gerade einfiel. So habe ich nicht in der rechten Reihenfolge berichtet.

Dein Vater wohnt im Zimmer des Hausmeisters der Firma. Das heißt, ich wohne zusammen mit diesem alten Mann in dessen Zimmer. Er ist schon fünfzig Jahre bei dieser Firma. Damit ich ihn nicht belästige, koche ich mein Essen selber und mache immer mit einem Blatt der Zeitung in einer Ecke Feuer, um den Tee heiß zu machen. Es kommt überhaupt kein Gas mehr aus der Leitung, und aus der Wasserleitung kommt das Wasser nur morgens und abends für ganz kurze Zeit. Dann muß man schnell für den ganzen Tag abzapfen. Strümpfestopfen, Waschen, alles, was ich bisher nie gemacht habe, hat mir der Alte beigebracht. ... Von Kitô habe ich altes Holzmaterial erhalten und mich sogleich daran gemacht, in dem Luftschutzunterstand alles so herzurichten, daß man darin wohnen kann. In der Umgebung wurde ebenfalls an Unterständen gebaut, so daß ich genug Gelegenheit fand zuzusehen, damit ich die nötigen Handgriffe lernte. Sogar, wie man verglühte Nägel über Feuer weich macht und dann mit einem Hammer auf einem Stein geradeklopft, lernte ich. Aus Mangel kommt man auf Ideen, und aus Entschlossenheit kommt 146/147 neuer Mut. Der mannigfaltige Tod ringsherum lehrt einen, dankbar für das Leben zu sein.

Shôji, eines darfst Du nicht vergessen: Du lebst in einer Umgebung, die wohl die beste ist, welche die japanische Nation derzeit aufzuweisen hat. In Okinawa kämpfen jetzt die Todesflieger, aber auch die Armee und die Zivilbevölkerung kämpfen in todesverachtender Entschlossenheit. Der Feind vertraut auf die Macht seiner Maschinen, wir auf die Kraft lebender Bomben. Das Schicksal Japans entscheidet sich gerade jetzt. Sollte der Feind auf den Hauptinseln landen, werden wir bis zum letzten Mann kämpfen, und das ganze Land wird ein fürchterlicher Kriegsschauplatz sein. Auch für Dich ist dann der Augenblick der Bewährung gekommen. Halte Dich tapfer! Sei gelassen! Aber stirb keinen häßlichen Tod!

Dieser Brief ist zugleich das Testament Deines Vaters. Sollten wir weiterhin korrespondieren können, dann bedenke, daß jeder Brief Deines Vaters ein Teil seines Testaments sein wird.

/148 10. Mai. Vom Vater.

Am ersten Sonntag des Mai, am 6., bin ich aus dem Zimmer der Firma in den Luftschutzunterstand umgezogen. Ein Umzug fast ohne Gepäck! Ich hatte nur mein Bettzeug, Schreibzeut, ein paar Bücher, Waschzeug und einiges Essgeschirr. Also die Geräte, die man zum Leben unbedingt braucht. Der Unterstand ist immer noch noch nicht fertig, obwohl mir Kitô geholfen hat. Weil elektrischer Strom fehlt, benutze ich Kerzen. Damit das Regenwasser nicht in den Unterstand läuft, habe ich aus Blechresten eine provisorische Dachrinne hergestellt.

An dem Pfosten bei unserem Garten brachte ich eine Apfelkiste als Briefkasten an. Ich habe unsere alte Adresse darauf geschrieben und natürlich meinen Namen. Als ich gestern Deinen Brief darin fand, habe ich mich wirklich gefreut. ...

/149 Ende Mai. Von der Mutter.

Nachdem wir evakuiert waren, kannten wir hier niemanden. Es war eine schwere Zeit, aber jetzt geht es einigermaßen. Ich lebe, zusammen mit Shôroku, in einem zehn

Quadratmeter großen Raum in einem Bauernhaus. ... Das Hauptproblem ist das Essen. Hierher sind viele Ausgebombte gekommen, und die Landbevölkerung schließt sich gegen sie ab. Wenn meine Kimonos und Shôjis Bücher nicht verbrannt wären, hätte ich etwas zu verkaufen. Nun, ich habe mich endlich entschlossen, bei den Bauern zu helfen, um dafür Lebensmittel, zum Beispiel Kartoffeln, zu bekommen. Shôroku hilft mir tüchtig. Am Sonntag hat er auf einem Hof den ganzen Tag gearbeitet und dafür ein Kilo Reis nach Hause gebracht, so daß wir am Abend richtigen weißen Reis essen konnten. Dazu hat er noch Frösche gefangen. Außerdem hatten wir ein Ei, das wir gebraten und gegessen haben. ...

149/150 Also Du übst mit den Segelflugzeugen, kampierst im Freien. Ich habe das mit Interesse gelesen. Deutschland hat sich schändlicherweise ergeben. Japan kann nicht verlieren, jedenfalls glaube ich das.

16. Mai. Vom Vater.

400 Flugzeuge vom Typ B 29 haben die Gegend von Nagoya angegriffen. Das Schloß dort sei auch niedergebrannt, heißt es im Bericht. Wie steht es um die Kadettenschule? Wie ich hörte, sollen Waffenfabriken in ihrer Nähe sein.

Auf den ausgebrannten Feldern baue ich planmäßig an. Seit ich angefangen habe, Äcker anzulegen und Süßkartoffeln zu pflanzen, ist der Schmerz in meiner Brust fort. Vielleicht war er nur seelischer Art.

27. Mai. Vom Vater.

Am 24. Mai, kurz vor der Morgendämmerung, hatten wir wieder einen Großangriff durch die B 29. Es sollen 250 Flugzeuge gewesen sein. ...

Tags darauf, am 25. Mai, war am Abend wieder ein Großangriff. Daß der Feind ununterbrochen solche Mengen von Bomben produzieren kann! Es waren wieder 250 Flugzeuge. Und diesmal fielen die Bomben noch näher: dicht neben dem Haus von Hiranuma und dann bei der Meiji-Straße nach Ôkubo zu. Die Verluste bei uns sind groß. Kitôs Haus ist nun auch abgebrannt. ...

/150 4. Juli. Von der Mutter. ...

Die Ausgebombten und Evakuierten werden von den Bauern hier scheel angesehen, gelten aus unerwünscht. Sie besitzen keine Felder und haben darum in allen Dingen einen schweren Stand. Deswegen müssen wir bei den Arbeiten, die die Bauern selbst nicht gern tun, für diese antreten. Darüber hinaus muß ich besonders viel arbeiten, weil ich keine kleinen Kinder habe. Also, ich muß zehn Kilometer bis zu einem Flugplatz gehen, um dort zusammen mit männlichen Arbeitern zu schaffen, und abends wieder zurück. Es kann an meinem Alter liegen, jedenfalls fühle ich mich nicht mehr stark. Im Mai und Juni bekommen wir Ausgebombten kein Stückchen Gemüse. Ich bin schon in die Berge gegangen, um dort irgendwelche Pflanzen zu suchen, die man vielleicht essen

kann. Das Haus, in dem wir wohnen, gehört einem Bauern. Sie waschen Berge von Kartoffeln und Zwiebeln bei der Vorbereitung ihrer Mahlzeiten. Das ansehen zu müssen, tut weh. Shôroku muß mit seinem leeren Magen jeden Tag Schwerarbeit leisten. Er ist ganz abgemagert. Dabei beschwert er sich nicht nur nicht, er beschwichtigt sogar Erwachsene, die über die Zustände schimpfen. Er hat auch vorgeschlagen, daß wir uns irgendwo ein Feld leihen sollen, um unsern Bedarf selbst anzubauen. An 153/154 Sonntagen nimmt er den Rucksack und geht hamstern. Die Kinder der Bauern spielen am Fluß, er aber geht entschlossen vorbei und in die Berge. Neulich hat er drei Zwiebeln mitgebracht, die wir sofort zubereitet und gegessen haben. Darauf bekamen wir schlimmen Durchfall. Später hörten wir, daß es eine giftige Pflanze gewesen war, die wir da gegessen hatten. Immer denke ich: Wenn ich doch noch etwas mehr von Pflanzen verstünde!

Seit unserer Ankunft hier sind noch viel mehr Ausgebombte und Evakuierte gekommen, so daß der Mietpreis jetzt nicht mehr für einzelne Zimmer, sondern für Tatami berechnet wird. Er ist sehr gestiegen. Im April waren die Landleute noch freundlich und hatten Verständnis, aber jetzt sind sie hochfahrend und grob. Für ein paar Kilo Reis muß man neben der Bezahlung noch arbeiten und seine Kimonos hergeben. Leute wie wir, die außer ihrem Körper nichts besitzen, müssen arbeiten, bis sie zu Pulver geworden sind. ...

Erinnerung an einen Luftangriff auf Nagoya, berichtet von Frau *KÔZÔ, Oyama*.

Frau Kôzo, 73 Jahre, berichtet aus ihrer Erinnerung. Hier nach der Übersetzung in Asahi Shimbun Dahlem, Nr. 261, 1. 5. 2003, S. 8, nach der japanischen Originalfassung in der Tageszeitung Asahi Shinbun, 23. 10. 2002, S. 12.

Der Luftangriff auf Atsuta, Nagoya, traf auch eine Rüstungsfabrik und die dort Beschäftigten. Wir waren gerade im Obergeschoß der Fabrik bei der Arbeit, als die Sirenen losheulten. So begaben wir uns ins Freie. Als der Alarm aufgehoben wurde, gingen wir wieder an die Arbeit, doch unmittelbar darauf erfolgte ein neuerlicher Alarm. Als ich hochschaute, befand sich eine B 29-Formation direkt über uns. Das Zischen und Pfeifen der herabstürzenden Bomben drang mir unter die Haut, ich drückte meine Hände auf Augen und Ohren und warf mich zu Boden.

Der Explosionsdruck warf meinen Körper hoch, ein rasender Schmerz zuckte durch meinen Kopf. Als es wieder ruhig war, merkte ich, daß eine warme Flüssigkeit über mein Gesicht rann. Es war Blut. Ich hatte nichts zum Verbinden. Ich machte meine Wickelgamaschen von den Füßen los und band sie um den Kopf. Die Explosion hatte alle Fenster des Gebäudes aus den Verankerungen gerissen und hinausgeschleudert, nur noch die Stahlrahmen standen. Auch Treppen gab es nicht mehr. Glücklicherweise befand sich unten ein Sandhaufen, ich sprang hinab.

Mit fürchterlich schmerzendem Kopf reihte ich mich in den langen Zug der Fliehenden, als wieder das Geräusch der sich nähernden B 29 zu hören war. Diesmal nahmen sie die Flüchtenden ins Visier. Auch Mädchen einer Freiwilligenbrigade waren unter uns, sie hatten keine Ahnung, wie sie sich bei Luftangriffen zu verhalten haben. So wurden sie voll getroffen, die Eingeweide quollen aus ihren zerfetzten Körpern: Überall waren die Schreie der Verwundeten zu hören. Eine lag mit völlig blutverschmierten Beinen auf dem Boden, stützte sich mit beiden Armen auf und rief um Hilfe. Ich hatte keine Ahnung, was ich hätte tun können und neigte nur stumm den Kopf vor ihr. Dann rannte ich zum Lazarett.

Heute, nach 57 Jahren ist mein Haar dünn geworden, nun kommen die Narben meiner damaligen Verletzungen zum Vorschein. Ihr Anblick ruft mir immer wieder die schrecklichen Szenen von damals ins Gedächtnis.

Bericht über den Untergang des Hilfskreuzers „Michel“ (aufgenommen in Tokyo von Kapitän Vermehren)

Über die Herkunft dieses in Masch.-Schrift 1½zeilig geschriebenen Ms. ist mir nichts bekannt; es liegt mir als Kopie vor und ist ohne Rand links und rechts geschrieben. Nach meiner Vermutung ist es im Stab des Marineattachés Wenneker in Yokohama abgefasst worden. Das Wort ‚Untergang’ im Titel bezeichnet im Unterschied zu ‚Versenkung’ ein eigenes *Schiff; ‚versenkt’ werden* fremde *Schiffe. (Kleine Schreibmängel sind kommentarlos beseitigt. Die Schreibmaschine hatte Umlaute und ß. Seitenwechsel mit Schrägstrich bezeichnet. Ergänzungen zwischen [...]; einzelne Seiten sind am rechten Rand nicht ganz vollständig kopiert, unsichere Ergänzungsversuche sind bezeichnet.)*

„Michel“ stand in der Nacht vom 17./18. 10. 43 zwischen der Inselgruppe, die sich von der Südspitze der Tschiba-Halbinsel nach SSO erstreckt [es muss wohl SSW heißen, wenn die Bôsô-Halbinsel südöstlich der Tôkyô-Bucht gemeint ist, die Teil der Präfektur Chiba ist], mit Generalkurs auf die Kobe-Bucht, vor der man am nächsten Abend eintreffen wollte. Das Schiff fuhr Oblt.z.S. Horn, der Fliegeroffizier des Bordflugzeuges, der schon während der ganzen Kreuzerfahrt Dienst als Wachoffizier getan hatte. Kriegswache war nicht aufgezogen, sondern nur die normale Wache, wie sie während der ganzen Kreuzerfahrt eingesetzt war, d.h. mit über das ganze Schiff verteilten Ausguckposten. Kurz nach Mitternacht hatte der am Heck aufgestellte Ausguckposten einen verdächtigen Schaumstreifen achteraus gemeldet. Trotz verschärfter Beobachtungen war weiter nichts gesichtet worden und die Wache hatte schließlich angenommen, daß es sich um eine Fehlmeldung handelte. Man fuhr zwischen Inseln durch, deren Konturen sich deutlich vom nächtlichen Horizont abhoben, es konnte sich um eine am Inselstrand brechende Welle gehandelt haben. Die Besatzung war in freudiger Erwartung, am folgenden Tage nach erfolgreicher Kreuzerfahrt wieder nach Kobe zurückzukehren, wo sie während der der Fahrt vorhergegangenen Überholungszeit Gelegenheit gehabt hatte, Bekanntschaften zu machen und zarte Bande zu knüpfen, auf deren Erneuerung und Festigung man sich freute.

Plötzlich um 1/2 2 morgens stand mit scharfem Knall eine hohe, rote Feuersäule an Backbordseite des Schiffes etwa in Höhe der Brücke. Ein Minen- oder Torpedotreffer! Das Schiff machte einen richtigen Satz bei der ungeheuren Explosion, verlor die Fahrt und schor langsam nach Backbord aus. Es wurde sofort Alarm und „Schotten dicht“ gegeben und die Geschütze besetzt. Der Treffer war unter dem Heizerdeck ins Schiff gedrungen, und hatte ein großes Leck gerissen, durch das das Wasser gurgelnd hereinschoss. Im ganzen Schiff machte sich sofort ein starker Schwefelgestank bemerkbar, der sich allen auf die Lungen legte. Von der im Heizerdeck schlafenden Heizerfreiwache waren nur noch 2 oder 3 Mann, die den Schott-Türen zunächst schliefen, herausgekommen, der Rest war ein Opfer der Explosion oder des einströmenden Wassers geworden. Der Kommandant stürzte auf die Brücke und übernahm das Kommando. Da bei dem Treffer das Licht ausgefallen war, wurden die Reserve-E-Maschinen klargemacht. Nach den Meldungen der einzelnen Gefechtsstationen bestand im Augenblick noch keine unmittelbare Gefahr für das Schiff, das mit leichter Schlagseite nach Backbord in der See lag. Es kam darauf an, die Maschinen wieder klar zu machen, was nach wenigen Minuten als gelungen gemeldet [wurde.] Es herrschte, wie nicht anders zu erwarten, vollständige Ruhe, Disziplin und Besonnenheit an Bord. Jeder war auf seiner Gefechtsstation und kein lautes Wort oder Unruhe herrschte auf dem Schiff. Unter Deck wurden die 1/2 Verwundeten zusammengetragen und so gut es ging behandelt. Die Schotten waren geschlossen und der Kommandant ließ die Maschinen langsam angehen, um wieder auf Kurs zu gehen. Meldung über das Geschehene wurde aufgesetzt und, da die Hauptfunkstelle ausgefallen war, zur Reservefunkstelle geschickt zur Abgabe. Da erschollen Rufe „Torpedolaufbahn an Backbord“ und „Torpedolaufbahn an Steuerbord“ und fast im gleichen Augenblick erschütterte ein schwerer Stoß das verwundete Schiff, ein zweiter Torpedo hatte Steuerbord achtern in Höhe des Flugzeugluks getroffen, unglücklicherweise dadurch die Reserve-E-Maschinen zerstört, sodaß das Licht im ganzen Schiff endgültig ausfiel und damit auch jede Funkmeldung unmöglich gemacht war. Das Flugzeugluk war wieder einer der größten Freiräume des Schiffes und das hereinstürzende Wasser ließ das Schiff nun schnell bis fast zur Reeling sinken. Der Kommandant, Kapitän zur See Gumprich, sah, daß „Michel“ nun nicht mehr zu retten war und gab Befehl „Alle Mann aus dem Schiff, Rettungsboote und Flösse zu Wasser“.

Die Leute von unter Deck stürzten nach oben. Jeder faßte zu, wo er gerade stand, und alle Boote, soweit sie nicht durch die Explosion zerstört waren, die Flösse und Schlauchboote wurden zu Wasser gebracht und die Besatzung sprang über Bord.

Oblt. Behrend hatte bei der Bergerolle den Steuerbord-Kutter, der in Höhe der Brücke hing. Der Backbord-Kutter war durch die erste Explosion zerstört. Die Kutterläufer mußten gekappt werden, da sie durch darübergefallene Schiffstrümmer festgeklemmt waren. Das Boot fiel zwischen im Wasser schwimmende Leute, die sofort hineinzuklettern versuchten. Behrend sprang hinein und schaffte Ordnung, damit das Boot nicht kenterte und verholte es weiter voraus, um möglichst schnell vom Schiff freizukommen, damit es nicht womöglich von diesem mit in die Tiefe gerissen würde. Das letzte Bild, das ihm aus diesen Momenten noch klar vor Augen stand, war der Kommandant Kpt.z.S. Gumprich, der ruhig an der Brückenreeling stand und seine letzten Anordnungen zur Rettung der Besatzung gab, während Korv.Kapt. Trendtel an Deck für Durchführung der Befehle sorgte. Behrendts Boot lag noch an der Bordwand, als der dritte Torpedotreffer wieder Steuerbord achtern dem unglücklichen „Michel“ den Gnadenstoß versetzte. Eine riesige helle Feuersäule beleuchtete für Sekunden ein schauriges Bild: das todwunde Schiff mit leichter Schlagseite nach Steuerbord bis zur Reeling im Wasser. An Deck nur Trümmer, im Wasser mit der See

ringende Menschen, die sich verzweifelt bemühten, vom Schiff freizukommen. Das Ganze in Dunst und schwefligen Rauch gehüllt. Dann dröhnte plötzlich noch eine vierte Explosion, ein vierter Treffer an Backbordseite. Da sprang als letzter vom noch hochragenden Peildeck ein nackter Mensch in gezieltem Kopfsprung in die See. Es war der Kpt.Lt. von Schack, 2/3 der Führer des dem Schiffe mitgegebenen Schnellbootes. Der dritte Treffer ließ „Michel“ achteraus sinken, sodaß Behrend mit seinem schwer überladenen Boot unerwartet schnell freikam vom Schiff. Nach dem vierten Treffer richtete „Michel“ sich plötzlich wie ein weidwundes Tier steil auf, der mächtige Bug stand schwarz und dräuend über der See, ein schweres Poltern, Krachen, Brechen und Reissen schrillte herüber. Da griff es Behrend wie mit eiskalter Hand in die Brust. Der „Michel“, ihr Schiff das sie durch Monate treu über alle Meere der Erde getragen, auf dem sie Gefahren tausendfach bestanden, aber auch herrlich erhebende Stunden verlebt, auf dem sie Freundschaften geschlossen und schönste Kameradschaft genossen und gegeben hatten, schied von ihnen, heroisch bis zuletzt, sich aufbäumend im letzten Todesschrei. Da riss es ihn hoch in seinem Boot, sein Dankgefühl für das geliebte Schiff, den bis zum Tod getreuen Kameraden, die es mit sich in die Tiefe nahm, seine Bewunderung für das männlich schöne Ende, sein tiefer Schmerz und seine Trauer wollten und mußten sich irgendwie Luft machen, sollte ihm das Übermaß an Gefühlen nicht die Brust sprengen. Er sprang auf, riß die Mütze vom Kopf und schrie in den tosenden Lärm: „Drei Hurras unserem scheidenden treuen Michel und unseren mit ihm bleibenden Kameraden: Hurra, Hurra, Hurra!“ Die Insassen des Bootes fielen mit ein und sein Abschiedsruf wurde von den im Wasser schwimmenden Kameraden aufgenommen und weitergetragen. Mögen die auf „Michel“ Verbliebenen diesen, ihr Heldentum besiegenden [sic] Ruf noch vernommen haben, ehe der schäumende, gurgelnde Strudel über ihrem und ihres stolzen Schiffes Grab sich schloß! Behrend blieb noch einige Zeit bei der Unfallstelle und nahm von den im Wasser treibenden Kameraden so viele auf, wie er im Rettungsboot irgend lassen konnte. Derweilen wurde die im Boot befindliche Karte hervorgesucht, bei der Taschenlampe der bekannte Standort eingetragen und Kurs auf die Hauptinsel abgesetzt. Der Bootskompass wurde achtern aufgestellt, der Mast aufgerichtet und Segel gesetzt, die Leute sorgfältig im Boot verteilt, ein Teil am Boden liegend, ein Teil auf den Duchten sitzend, die von Zeit zu Zeit abwechselten. Das Boot lag bis zur Reeling in der See, die aufkommende Morgenbrise ließ das Meer unruhiger werde, sodaß viel Wasser überkam und ständig geschöpft werden mußte. Die meisten waren naß und schnatterten vor Kälte, die relativ trocken ins Boot gekommen waren, gaben ihre warmen Sachen ab, so fanden sich auch noch einige Zigaretten, die verteilt wurden, der im Boot befindliche Proviant und Wasser wurden überprüft und entsprechend sparsam eingeteilt.

Wie meist in solchen Fällen gab es einige unter der Besatzung, die nun mit Ratschlägen den Bootsführer Oblt. Behrend bestürmten. Sie 3/4 verstanden nicht, warum das Boot in die offene See hinaussteuerte, statt Kurs auf eine der Inseln zu nehmen, deren Konturen am Horizont gegen den inzwischen dunklen Nachthimmel auszumachen waren. Behrend als erfahrener Seemann wußte aber, daß ein völlig unberechenbarer Strom zwischen diesen, dem japanischen Hauptland vorgelagerten Inseln lief, der das tiefliegende Boot, das kaum Fahrt über den Grund machen konnte, vielleicht garnicht an die Inseln herankommen lassen würde. Er mußte auch damit rechnen, daß den Inseln Felsen vorgelagert waren, auf denen das überladene Boot evtl. auflaufen, leck schlagen oder zerschellen konnte, wodurch die Insassen erneut gefährdet würden. Endlich wollte er so schnell wie möglich bewohnte Gegenden erreichen, von denen aus Meldung an den Marineattaché erstattet und Rettungsaktionen eingeleitet werden konnten. Ob die in Sicht befindlichen Inseln überhaupt bewohnt waren, wußte er nicht. Die Unruhe der Leute nahm trotz seiner abgegebenen Erklärungen zu, sodaß er schließlich, als nun auch

die Inseln hinter der Kimme verschwanden und ein leichter Regen mit zunehmendem Wind aufkam sich mit der Pistole in der Hand durchsetzen mußte und die Disziplin herstellen mußte. Den ganzen folgenden Tag wurde durchgesegelt. Ein Schwerverwundeter war in der Nacht seinen Verletzungen erlegen und wurde in See beigesetzt. Am Nachmittag brach die Sonne durch und alle konnten sich etwas aufwärmen. In Sicht blieb für einige Zeit nur noch weit achteraus ein Schlauchboot mit weiteren Geretteten. Plötzlich sahen sie auch Flugzeuge, die jedoch trotz Schießen von roten und weißen Sternen keine Notiz von ihnen nahmen und nach See zu in ca. 1500 m Höhe weiterflogen. Ein Fischerboot passierten sie auf weite Entfernung in der Abenddämmerung und dann brach die zweite Nacht herein mit Kälte, Wind und Regen, der jedoch gegen Morgen aufhörte. Während der Nacht stand ein heller Schein am Horizont voraus, wohl offenbar der Lichtschein der damals noch unverdunkelten Städte Yokohama und Tokyo, sodaß sie leicht den richtigen Kurs halten konnten. In der Morgendämmerung tauchten zuerst der Fujikegel und dann die Konturen des japanischen Hauptlandes auf, die nun zusehends schnell über den Horizont herauswuchsen. Gegen Mittag passierten sie nur in wenigen hundert Meter Entfernung einen japanischen Küstendampfer. Sie winkten mit ihren ausgezogenen Hemden und riefen hinüber in der Hoffnung, endlich aufgenommen und an Land gebracht zu werden. Aber der Dampfer fuhr an ihnen vorüber, ohne irgendwelche Anstalten dazu zu machen. Aber dieser Vorfall drückte sie nicht nieder, sahen sie nun doch schon das feste Land vor sich, man konnte einzelne Niederlassungen und Häuser unterscheiden. Der Kuro-shio-Strom hatte sie allerdings viel weiter südlich vertrieben, als sie ursprünglich beabsichtigt hatten. 4/ 5 Beim Näherkommen an die Küste schaute Behrend nach einem geeigneten Landungsplatz aus und entdeckte unterhalb eines hoch auf Felsen gebauten Leuchtturms eine kleine Bucht, in der offenbar ein kleiner Bootshafen mit Anlegesteg war. Als er nur wenige hundert Meter entfernt war, kam hinter der kleinen Schutzmole ein Motorboot heraus, das ihnen entgegenkam und sie mit Fragen bestürmte, die sie mangels Kenntnis der Sprache nicht verstanden. Trotz offensichtlich abwehrender Gesten ließ Behrend das Boot an geeigneter Stelle auf den weichen Sandstrand laufen. Dort hatte sich inzwischen eine Menge Bauern aus der Umgegend angesammelt mit Sensen und Knüppeln bewaffnet, die eine drohende Haltung einnahmen und niemand an Land lassen wollten. Aus den Wechselrufen hin und her in englisch und früher in Kobe aufgeschnappten Worten wurde wenigstens soweit Klärung herbeigeführt, daß der Verdacht der Japaner, sie seien Amerikaner, beseitigt wurde und es ihnen dämmerte, es seien Deutsche, schiffbrüchige Seeleute. Schließlich erschien auch ein offenbar in Eile von weiter her herbeigeholter japanischer Seeoffizier, der etwas englisch verstand und nun genehmigte, daß alle aus und an Land steigen konnten. Von nun an schlug die Stimmung völlig um, die Dorfbevölkerung nahm sich in rührender fürsorglicher Weise der Leute an, sie wurden in einem Schulhaus untergebracht, mit Essen, Trinken und Rauchwaren versorgt, ein Arzt nahm sich der Verletzten an und Behrend konnte dem japanischen Offizier verständlich machen was geschehen war und erreichte, daß sofort entsprechende Meldung nach Tokyo telefonisch durchgegeben und die Suchaktion nach weiteren Überlegenden eingeleitet wurde.

Das Schlauchboot, das noch lange in Sicht geblieben war, waren in Wirklichkeit drei hintereinander gebundene Schlauchboote, die von einem Oblt. Meckmann gesteuert wurden. Die drei Boote trugen zusammen 27 Gerettete und konnten sich nur mit ein paar Paddeln mühsam fortbewegen. In enem Boot war ein Teil des Bodens herausgebrochen, sodaß das Boot keine Längsfestigkeit hatte. Alle konnten nur auf dem rundlaufenden luftgefüllten Gummischlauch sitzen, mit den Beinen im Wasser. Es war kein Proviant und kein Wasser an Bord. Meckmann hatte sich auf Grund gleicher Überlegungen wie Behrend bei diesem gehalten und war ihm so gut es ging, gefolgt. Im

Laufe der zweiten Nacht hatte sich der Zustand der Schlauchboote weiterhin so verschlechtert, daß Meckmann mit Sicherheit voraussehen konnte, weitere 24 Stunden würden die Boote keinesfalls diese Belastung mehr aushalten können. Als deshalb das auch von Behrend allerdingsiin weiter Entfernung gesichtete Fischerboot an der Kimm vor ihm auftauchte, hatte Meckmann darauf zugehalten und das Glück gehabt, es tatsächlich zu erreichen. Die japanischen Fischer nahmen sie, 5/ 6 nachdem sie sich als „doitsu“ Deutsche mehrfach bezeichnet und durch Aufmalen des Hakenkreuzes als solche ausgewiesen hatte, an Bord, versorgten sie freundlich mit allem, was sie geben konnten und kehrten dann mit ihnen in ihren Heimathafen zurück, der dicht bei der Landungsstelle von Behrend lag, wo sie 24 Stunden später als dieser eintrafen.

Soweit der Bericht von Oblt. Behrend.

Seit Eintreffen von Oblt. Meckmann mit seinen Kameraden war keinerlei Nachricht über das weitere Schicksal der Restbesatzung eingegangen. Beide bisher in Japan gelandeten Offiziere sagten übereinstimmend, daß nach Sinken des „Michel“ noch eine Mehrzahl von Booten, Flößen, leeren Fässern und Balken an der Oberfläche zu sehen waren, in die sich zweifellos der größte Teil der im Wasser schwimmenden Kameraden habe retten können. Nach ihrer allerdings ja ungenauen Schätzung müßten zu der Zeit noch über hundert Mann der Besatzung am Leben gewesen sein. Wahrscheinlich hätten diese sich zum Teil auf eine der in der Nähe der Untergangsstelle gesichteten Inseln retten können. Das Trümmerfeld nach Untergang des „Michel“ sei so gut kenntlich gewesen, daß es einfach unverständlich sei, daß diese durch Luftaufklärung und Suchfahrzeuge nicht gefunden war. Die japanische Marine beteuerte dagegen, daß sie seit Tagen dauernd mit Flugzeugen die ganze Gegend habe absuchen lassen, ohne etwas gesichtet zu haben. Mit den Inseln bestand funkentelegrafische Verbindung und auf Anfrage war mitgeteilt, daß man weder etwas von der Katastrophe selbst wahrgenommen habe, noch bisher sich Schiffbrüchige dort gemeldet hätten. Es mußte daher damit gerechnet werden, daß sich das Schicksal des Restes der Besatzung inzwischen erfüllt hatte, diese wahrscheinlich, soweit sie sich überhaupt in Boote hatte retten können, bei den unberechenbaren Stromverhältnissen in den offenen Pazifik hinausgetrieben und dort einen Seemannstod gefunden hatten. Einige der Besatzung des Bootes von Behrend wollten auf der in Rauch und Qualm gehüllten Unfallstelle nach Sinken des „Michel“ ein aufgetauchtes feindliches U-Boot gesichtet haben, das wahrscheinlich einige Überlebende aufgenommen hätte zur Feststellung der Identität des Schiffes, aber diese Wahrnehmung blieb eine vage Hoffnung.

Nachdem „Michel“mit dem Kommandanten, Kpt.z.S. Gumprich, auf der Brücke und Korv.Kpt. Trendtel an Deck stehend, der mit der Bergung von Verwundeten beschäftigt war, in den Fluten verschwunden war, schwammen noch etwa 100 Mann der Besatzung in dem Trümmerfeld. Von den zu Wasser gebrachten Booten waren nur ein kleiner Kutter, ein Schlauchboot und 3 Flöße brauchbar, außer den Booten von Behrend und Meckmann, die etwas weiter abgetrieben waren und mit ihrer übervollen Last, wie wir bereits hörten, mit Kurs auf Japan abgefahren.

Kapitänleutnant v. Schack übernahm als ältester Seeoffizier die Leitung der Rettungsaktion für die Restbesatzung. Ihm war klar, daß er die noch Lebenden auf den zur Verfügung stehenden Booten und Flößen nicht alle aufnehmen und an Land bringen konnte. Seine Idee war, mit den intakten Rettungsmitteln zunächst im Trümmerfeld zu bleiben, um möglichst alle zusammen zu halten und so weit wie möglich ihnen zu helfen, sich mit Hilfe der noch im Wasser treibenden leeren Fässer, Balken, Kisten und Bretter solang wie möglich über Wasser zu halten. Er rechnete damit, daß Bewohner auf den in Sicht befindlichen Inseln die Katastrophe beobachtet hätten und wahrscheinlich mit Tagesanbruch mit Booten zur Unfallstelle kommen würden um Schiffbrüchige und

ihnen brauchbar erscheinendes, treibendes Gut zu bergen. Außerdem war zu hoffen, daß das weit auseinandergezogene Trümmerfeld von Aufklärungsflugzeugen gesichtet und gemeldet werden würde und daß seitens der japanischen Marine dann Rettungsanstrengungen gemacht werden würden. Er ließ alle im Wasser treibenden Verwundeten und Erschöpften in den Kutter bringen, an dessen Reeling sich diejenigen festhielten, die noch kräftig genug waren und keine anderen Rettungsmittel zum Festhalten hatten. Die Flöße und das Schlauchboot wurden ebenso besetzt und erhielten Befehl, sich in Sicht des Kutters zu halten. In unermüdlicher, vorbildlicher Kameradentreue hatte v. Schack sich dieser Aufgabe gewidmet, er selbst war 8 Stunden im Wasser, um überall aufzumuntern, zu retten, wo es nötig war, Erschöpften zu helfen und daneben bemüht, mit den noch Aktionsfähigen die treibenden Trümmer zusammenzubasteln und mit Hilfe von Tauwerk und Nägeln aus Fässern, Brettern und Kisten neue, zusätzliche Flöße zu bauen, auf denen sich die im Wasser schwimmenden ausruhen konnten. Der folgende erste Tag verstrich bei leidlichem Wetter, ohne daß sich irgendwelche Fahrzeuge zeigten. Nur einige Flugzeuge sichteten sie in 15000 m Höhe [?! 1500 m!!], die jedoch trotz Abschuß von Sternsignalen keinerlei Notiz von ihnen nahmen. Am Abend des ersten Tages briste es auf. Während die im und beim Kutter befindlichen Leute sich noch einigermmaßen halten konnten, waren die Leute auf den Flößen und dem Schlauchboot übel dran. Die aufkommende See trieb die Fahrzeuge auseinander, die Flöße kippten mehrfach um, die notdürftig mit Tauwerk hergestellten Verbindungen rissen und es kostete ständig neue Anstrengungen der schon stark Erschöpften, sich über Wasser und die kümmerlichen Bergungsmittel einigermaßen brauchbar zu halten. v. Schack bewährte sich auch hier wieder als hervorragender Führer, der seine Person rücksichtslos für seine Kameraden einsetzte, immer wieder ins Wasser sprang, um seinen Platz einem Schwächeren einzuräumen oder zu helfen, die aus den Trümmern gebauten Rettungsmittel schwimmfähig zu erhalten. Trotz aller Anstrengungen konnte es nicht verhindert werden, daß ein großer Teil der Leute nun schon der Erschöpfung erlag und in 7/8 den Fluten versank. Noch immer trieben sie in Sicht der Inseln, deren Bergkonturen blauschwarz an der Kimm zu sehen waren, aber ihre Hoffnung daß der Strom sie der einen oder anderen nähertreiben würde, erfüllte sich nicht. Es mußte nun etwas geschehen. v. Schack entschloß sich am Abend das Schlauchboot mit 8 Mann und ein Floß mit 4 Mann, darunter zwei Verletzte, die einzigen Fahrzeuge, die sich rudernd und evtl. unter Notsegel steuernd fortbewegen konnten fortzuschicken, damit diese versuchen sollten, von einer der gesichteten Inseln Hilfe herbeizuholen. Er selber blieb mit dem Kutter und den übrigen behelfsmäßigen Rettungsmitteln bei seinen hilflosen Kameraden, um durch sein Beispiel und seine Tatkraft ihren Lebensmut und –willen aufrecht zu erhalten, bis die von ihm fest erwarteten Rettungsfahrzeuge der japanischen Marine alle aufnehmen würde. In der nun folgenden Nacht verschlechterte sich das Wetter zusehends. Es muß angenommen werden, daß die selbstgezimmerten Notflöße in den schweren, sich brechenden Seen zerschlagen wurden und die daran hängenden Leute sich vielleicht in letzter Todesangst an den schon überlasteten kleinen Kutter angeklammert haben, sodaß dieser auch versank und so dieser unter v. Schack an der Untergangsstelle verbliebene Rest der Besatzung ein Opfer der See geworden ist. Von allen hat man nie wieder etwas gehört.

Das detachierte Schlauchboot, mit dem kleinen Floß im Schlepp hinter sich, paddelte in Richtung der zuletzt gesichteten Inseln los, sie hielten Kurs mühsam nach den Sternen. Zunächst kamen sie tatsächlich näher, die Konturen der Inseln wuchsen über der Kimme. Als dann die Nacht hereinbrach und mit ihr das schlechte Wetter, hatten sie alle Hände voll zu tun, die beiden zerbrechlichen Fahrzeuge in der schweren See schwimmend und schwimmfähig zuhalten, und als der Morgen graute, mußten sie feststellen, daß sie offenbar stark vertrieben waren, weit und breit war kein Land zu

sehen. Als die sonne aufging, nahmen sie wieder Kurs auf den Punkt, wo sie Inseln vermuteten und paddelten umschichtig. Proviant und Wasser hatten sie nicht, so wurde auf der See gefischtes Gokraut [hiner *Go* fehlt vermutlich ein Buchstabe] gekaut, hin und wieder fingen sie auch kleine 2-3 cm lange Fische und kleine Krebse, die sie roh assen bezw. aussogen. Mit höhersteigender Sonne vermehrte sich der Durst. Sie versuchten Urin zu filtrieren nach Anweisung des Stabsarztes, jedoch ohne Erfolg. Nachmittags kamen tatsächlich die Inseln wieder in Sicht, aber in der Nacht verschlechterte sich das Wetter wieder erheblich. Das nachgeschleppte Floß stieß in der See mehrfach heftig gegen die dünnwandige Gummihülle des Schlauchbootes und mußte schließlich gekappt werden, um ein endgültiges Leckschlagen des Schlauchbootes zu verhindern. Noch etwa 1 Std. lang konnte durch Zuruf Verbindung mit dem Floß gehalten werden, dann riß die immer schwerer werdende See sie auseinander und auch die Ärmsten auf dem Floß muß das Seemannslos ereilt haben, da nie wieder etwas von ihnen gehört wurde. Der dritte Tag brach für die Schlauchzbootbesatzung an und am Morgen verschied der Obersteuermannsmast Gladrow, der offenbar an einer schweren Lungenentzündung litt. Im Fieberwahn war er in dem schwachen Boot kaum zu bändigen und als er die Insassen tätlich angreifen wollte, hatten sie ihn fesseln müssen und auf den Boden des Schlauchbootes gelegt. Nach wenigen Stunden war er, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, von seinen Leiden erlöst worden und wurde, nachdem der Stabsarzt den eingetretenen Tod festgestellt hatte, in See beigesetzt. Das Wetter war noch immer stark böig mit schweren Regenschauern untermischt. Auch an diesem Tage wurden die Inseln wieder gesichtet, aber nachts trieb der Strom das Boot wieder weiter ab. So ging es auch am 4., 5. und 6. Tage. Die Erschöpfung nahm bei der mangelnden Ernährung ständig zu. Trotzdem erfüllte jeder der übriggebliebenen 7 Mann treu seine Pflicht, paddelte, wenn die Reihe an ihm war oder fischte Nahrung aus der See. Plötzlich fanden sie sich wieder mitten im Trümmerfeld, das sich über der Untergangsstelle des „Michel“ gebildet hatte. Mit großer ‚Anstrengung holten sie noch dort treibende leere Bierfässer heran, in der Hoffnung, in ihnen noch Reste zu finden, womit sie ihren Durst stillen konnten, aber vergebens. Da kenterte plötzlich das ‚Boot in einer schweren See und nur mit äußerster Anstrengung gelang es, das Boot wieder umzudrehen und hineinzuklettern. Am 6. Tag war der Erschöpfungszustand bei einigen so groß, daß sie zeitweise irre redeten. Der Masch.O.Fähnrich Wachsmuth, der bei der ersten Torpedoexplosion sich eine ‚Beinquetschung zugezogen hatte, hatte Wundbrand und Fieber, Stabsarzt Dr. Buchinger hatte sich durch das Sitzen auf dem dauernd feuchten Bootsrand die Gesäßfläche wundgescheuert, die sich durch das Seewasser entzündet hatte, er wurde teilnahmslos und verlor zeitweise das Bewußtsein.

Am Nachmittag des 6. Tages bekamen sie bei inzwischen ruhig gewordenem Wetter wieder eine Insel in Sicht, nachdem sie schon den ganzen Tag unermüdlich gepaddelt hatten. Nun galt es, eine letzte Anstrengung zu machen. Bis zum Abend war man der Insel merklich näher gekommen. Die ganze Nacht wurde deshalb ohne Ruhepause weitergepaddelt und mit Morgengrauen stand eine kleine bewaldete Insel vor ihnen frei im Wasser, nur einige Seemeilen entfernt. Mit letzter Anstrengung wurde weiter gepaddelt und um 10 Uhr morgens des siebenten Tages war man bis auf etwa 1 Seemeile an die Insel herangekommen, als plötzlich aus einer Bucht heraus sich ein Motorboot löste und auf sie zuhielt. In völliger Erschöpfung entsanken ihnen die Paddel, ihre Herzen hämmerten wie in schwerstem Fieber und mit von Seewasser und Überanstrengung rotentzündeten Augen starrten sie dem näherkommenden Boot entgegen. Die an Bord des 9/10 Motorbootes befindlichen Japaner wollten das Schlauchboot in Schlepp nehmen. Keiner der Insassen konnte aber mehr Hilfe leisten und so mussten sie übergenommen und auf dem Motorboot an Deck hingelegt werden.

Alle hatten dick angeschwollene Beine und konnten nicht stehen. An Land gebracht, nahmen sich ddie Japaner fürsorglich ihrer an und labten sie mit heißer Milch und Reiswein. Sie wurden in einer großen Tempelhalle untergebracht, mit trockenem Zeug versehen und in ärztliche Behandlung genommen. Der Stabsarzt Dr. Buchinger, der bewußtlos an Land gebracht wurde, verschied trotz aller Bemühungen des japanischen Arztes wenige Stunden danach als letztes Opfer des „Michel“. Am Tage vorher war ein weiteres Schlauchboot angetrieben worden, in dem sich die Leiche des Flugzeugfeldwebels Emmel befand, der inzwischen eingeäschert worden war. Dieser Vorfall hatte die Japaner wohl aufmerksam gemacht und sie veranlaßt, am nächsten Tage den in Sicht kommenden weiteren Booten entgegen zu fahren. Auf telegrafische Meldung nach Yokohama kam dann am nächsten Tage ein japanisches Vorpostenboot, das die Geretteten und die Urnen der zwei Verschiedenen nach Yokohama brachte, wo die Überlebenden im General-Hospital sich in sachgemäßer Pflege wieder erholen konnten. Nur der Masch-Ob-Fähnrich Wachsmuth mußte sich, da der Wundbrand schon zu weit vorgeschritten war, einer Amputation des Beines unterziehen, überstand die schwere Operation jedoch gut und konnte vollgenesen nach einigen Monaten entlassen werden.

Der Verlust des Hilfskreuzer „Michel“ hat den Tod von 15 Offizieren und 248 Mannschaften gefordert. Tiefe Trauer herrschte im Kreise des Marineattachés, wo viele durch Freundschaft mit den Gebliebenen verbunden waren. Aber stolz waren sie auf ihre Kameraden, die auf ihrer letzten Kreuzerreise noch drei feindliche Schiffe hatten versenken können, bevor das gleiche Schicksal sie ereilte.

Wilhelm Osterfeld, Eine Zusammenstellung der Ereignisse btrf. die auf dem Rokko-san bei Kobe/Japan internierten Soldaten der deutschen Kriegsmarine 1945-1947.

Erstfassung 1998, Zweitfassung 2001, neu gefaßt und ergänzt im Oktober 2006. (Unveröffentlicht; die älteren Mss. enthalten manche später gestrichene Einzelheit.)

Der Verfasser war als Meteorologe auf dem Schlachtschiff „Scharnhorst“ und dann bei der ersten Feindfahrt auf dem Handelsstörkreuzers „Michel“ („Schiff 28“) stationiert (die zweite, von Kobe ausgehende Fahrt mit dem neuen Kommandanten hat er nicht mitgemacht, daher auch nicht die Versenkung im Oktober 1943 (vgl. oben Kapitel VII.4). Seit Oktober war er in der Marinefunkstelle Penang (Malaya) und wurde ein Jahr später auf das U-Boot Uit-24 versetzt, mit dem er im Februar 1945 wieder nach Kobe kam, wo er bis Anfang 1947 blieb.

Uit-24 lief am 18. Februar 1945 von Singapore kommend, für einen Batteriewechsel in Kobe ein. Zu der Zeit lagen dort noch zwei weitere deutsche U-Boote: Uit 25 wegen Dieselschäden, dessen Besatzung im Yamato-Hotel (an der Straße des Deutschen Clubs, jedoch unterhalb) untergebracht war, und U-183 (Schneewind), dessen Besatzung im Kobe-Hotel (in der Straße oberhalb des Clubs und knapp 300m westlich) wohnte. Für deren täglichen Mahlzeiten sorgten Küche und Speisesaal des Deutschen Clubs. Die

Besatzung von Uit-24 wurde deshalb einstweilen an Bord des im Hafen liegenden Schiffs „Havelland“, das als Wohnschiff ausreichend geeignet war, untergebracht und auch verpflegt. Zugang zur Stadt hatte die Uit-24-Besatzung mit einem Verkehrsboot. Man ging in voller Uniform „an Land“ und dort auch gern in den Deutschen Club. [Uit = Boot der italienischen Kriegsmarine, nach dem September 1943 von der deutschen Kriegsmarine übernommen.]

Als U-183 (Schneewind) Ende Februar Kobe Richtung Djakarta verlassen hatte, bezog die Uit-24-Besatzung das freigewordene Quartier im Kobe-Hotel, mit der Versorgung im Deutschen Club.

Am 17. März, in der Nacht, griffen etwa 100 B-29-Fernbomber der US-Airforce erstmals Kobe mit Brandbomben an. Die Besatzungen von Uit-24 und –25 fanden Schutz in einem Straßentunnel oberhalb des Kobe-Hotels. Der Angriff blieb für uns soweit folgenlos, die Brände lagen mehr westlich im Stadtteil Hyogo. Der Stadtteil Kitanocho, also unsere Quartiere, der Club und die Deutsche Schule waren nicht betroffen.

Etwa 10 Tage danach erklärte Ob.Ltnt. Pahls, Kommandant von Uit-24, seiner versammelten Besatzung, daß aus Kostengründen das Kobe-Hotel geräumt werden müsse und wir in die Deutsche Schule umziehen würden. Der Grund sei die Einkesselung Berlins und die dadurch bedingte Unterbrechung der Funkverbindung zwischen Deutschland und der Deutschen Botschaft in Tokyo, was die Botschaft zu Sparmaßnahmen zwang. Der Umzug war vorbereitet: Ausreichende Schlafkojen waren inzwischen in die Klassenzimmer installiert worden. Die Besatzung von Uit blieb weiterhin im (billigeren) Yamato-Hotel.

Am Tage der Kapitulation Deutschlands, in Japan war es der 9. Mai und es war ein Sonn- oder ein Feiertag (Pfingsten?), rief Ob.Ltnt. Pahls auf der Portaltreppe des Deutschen Clubs mich zu sich und sagte: „O., Sie kennen sich doch hier aus. Fahren sie sofort nach Shioya und holen Sie .. (Name) .. und .. (Name = zwei Besatzungsmitglieder) zurück, die sind auf Wochenend-Urlaub bei ..... und ....“ (zwei Namen und Adressen deutscher Zivilisten mit festem Wohnsitz in Japan = „Residenten“).

Ich fuhr los. Wir brauchten in Kobe, wenn in Uniform, für öffentliche Verkehrsmittel keine Fahrkarten zu kaufen, und kam nach etwa einer Stunde mit den beurlaubten Kameraden zurück oder mit deren Zusage, umgehend zum Quartier in Kobe zurückzukehren.

Inzwischen waren Wachposten der japanischen Armee – die Teikoku Kaigun (=Kaiserliche Marine) beteiligte sich an unserer Internierung nicht – vor den beiden Quartieren und vor den Liegeplätzen der beiden U-Boote aufgezogen. Formell waren wir eingesperrt, der Bereich der Deutschen Schule war seit je gut umzäunt und hatte nur ein Tor. Zu den Essenszeiten verließen wir das Lager jedoch ohne Bewachung. Oft

genügte für den Wachposten auch nur eine belanglose Erklärung, um das Lager verlassen zu können, zumindest in Richtung Deutscher Club.

An der Übergabe unsere Boote in Kobe nahm ich nicht teil. Zwar wurden die Flaggen niedergeholt, aber keineswegs dafür die Hinomaru gesetzt, - denn das hätte einer Indienststellung der Boote durch bzw. für die Teikoku Kaigun entsprochen.

Einige Tage später wurde uns erlaubt an Bord zu gehen, um privates Eigentum herauszuholen. Da war auch ich dabei: Der Begriff „privates Eigentum“ wurde großzügig ausgelegt und von der Wache auch nicht sonderlich kontrolliert. So gingen viele beweglichen Teile, z.B. Ferngläser, Sextanten, Werkzeuge et., auch Pistolen, in den Besitz der „abteilungsmäßig“ zuständigen Soldaten über: Ich nahm als „privates Eigentum“ mit: Den (leicht transportablen) Kurzwellenempfänger Radione R3, die Reparatur- bzw. Pflege-Werkzeugtasche der Schlüsselmaschine M und den „Funkprüfer“ = ein Handkoffer mit den eingebauten Meßinstrumenten Multavi II, Pontavi und einem Kapazitätsmesser mit Prüfsummer. Bis auf den Radione R3, den ich etwa um 1952 herum zu Gunsten eines für mich geeigneteren Empfängers verkaufte, sind die oben genannten Geräte noch heute in meinem Besitz.

Anschließend waren die Soldaten tagelang damit beschäftigt, kriegsmarine-eigene Nahrungsmittelvorräte aus hafennahen Lagerhäusern entweder in die Turnhalle der Schule zu verbringen oder, was vielleicht schon früher geschehen war, in angemietete Lagerräume in Arima, einem Dorf hinter dem Rokko-Berg.

Die örtliche Kriegsmarine-Spitze bemühte sich bald nach der deutschen Kapitulation um ein für uns geeignetes Unterbringungs-Quartier außerhalb der zunehmend bombengefährdeten Stadt Kobe. Im April bot die zuständige Armeestelle in Osaka durch ihren für uns bereitgestellten Verbindungsoffizier*), uns das auf dem Berg Rokko unmöbliert leerstehende Rokko-San Oriental Hotel und drei nahe Einzelhäuser als Internierungslager an. Die Gebäude wurden von uns für gut befunden, außerdem wurden wir dort für die Russen „unsichtbar“, was uns von der Sorge befreite, Rußland könnte unsere Auslieferung verlangen, denn Rußland war mit Japan nicht im Kriegszustand.

*) Ein Major. Seinen Namen könnte ich ermitteln. Er handelte für uns, später als ziviler

Berater, bei allen Fragen die Bezug zur japanischen Öffentlichkeit oder zivilen Behörden

hatten, bis zum Tag unserer Repatriierung im Februar 1947.

Zuerst wurden fünf Soldaten des technischen Personals mit dem Auftrag auf den Berg geschickt, die wintersicher stillgelegte Wasserversorgung des Hotels wieder zu aktivieren, - was kein Problem war.

Während dieser Zeit, am 5. Juni vormittags, griff die US-Airforce mit etwa 400 B-29-Bombern das Zentrum von Kobe großräumig mit Brandbomben an. Beide Marinequartiere in der Stadt brannten dabei nieder, nicht jedoch die Turnhalle der Schule und deren Kellerräume, eine Betonkonstruktion. So blieben das Gepäck der Uit-24-Leute und die in der Turnhalle lagernden Lebensmittelvorräte erhalten. Die Uit-25-

Soldaten verloren jedoch alles, bis auf die Kleidung am Leibe. Die Einrichtungen des Deutschen Clubs blieben funktionsfähig, das Gebäude überstand den Angriff mit einem nur geringfügigen Schaden.

Noch am Nachmittag dieses Tages setzte – ungeplant – der Umzug auf den Rokko ein, bis auf eine Gruppe zur Bewachung der Vorräte in der Turnhalle. Für die anderen war es ein langer Marsch, weil alle öffentlichen Verkehrsmittel stillstanden, auch die Bergbahn (=Cable Car), die auf den Berg führte. Am zweiten Tag danach setzte die Stromversorgung wieder ein; damit dann auch die elektrisch betriebenen Verkehrsmittel.

Der Transport der Vorräte von der Schule auf den Rokko wurde ein „logistisches“ Problem: Die Bergbahn konnte nicht pausenlos fahren und ihre Lastkapazität war begrenzt. Das führte dazu, daß sich auf der unteren Station Vorräte stapelten und so auch auf der oberen Station, weil der Weg von dort zum Lager (Oriental-Hotel) mehr als 1 km lang war. Es mußten deshalb für einige Zeit unten wie oben Tag und Nacht Wachen stehen. Die Transport-Aufgabe wurde jedoch ohne nennenswerte Verluste gelöst.

Beachtenswert dazu ist der geglückte Zusammenbau eines Transport-Automobils aus den Wracks mehrerer ausgebrannter Fahrzeuge, von drei Soldaten mit entsprechend beruflicher Herkunft. Ein sich daraus entwickelnder Protest des örtlichen Konsuls der Schweiz, weil ein benötigtes Getriebe „still und heimlich“ aus einem auf dem Grundstück des Konsuls stehenden Wrack ausgebaut worden war, wurde mit Gaben aus den zu transportierenden Vorräten besänftigt.

Korvettenkapitän E.-F. Kentrat, bis jetzt Chef in Kobe und Initiator der Auslagerung auf den Rokko, gab seine Position auf und ging nach Hakone, dem Internierungslager des Marine-Personals in Yokohama/Tokyo. Chef in Kobe wurde, einstweilen, Kapitän Kölschbach, der sein Amt bald an Kapitän Ob.Ltnt. (S) Sander abtrat.

Die Zahl der auf dem Rokko Internierten, war 47 Offiziere, U-Offz. Und Mannschaften von Uit 24, 48 Offz., U-Offz.+ Mannsch. von Uit 25 sowie 3 – 4 Personen des Stützpunktpersonals. Die 4 (Uit-25) + 1 (-24) italienischen Unteroffiziere der Boote hatten uns schon am 8. Mai verlassen. Das Angebot an die zivilen Seeleute der „Havelland“ und der „Mosel“, sich dem Rokko-Lager anzuschließen, nahmen nur zwei an: Einer wegen seiner Verwundung (er hatte ein Bein verloren), der andere wegen seiner hochwertigen Schäferhündin, für die er im Lager das nötige Futter leichter abzweigen konnte.

Nach dem Umzug richteten sich die Internierten in den Quartieren ein: Feldbetten waren ausreichend beschafft worden, ansonsten wirtschaftete man „aus dem Seesack“. Bald wurden uns von den in der Stadt lebenden deutschen Bürgern Möbel und Ähnliches leihweise angeboten, weil solche Sachen bei uns oben „bombensicherer“ waren als in der Stadt.

Die Internierten wurden „bewacht“ von einer kleinen Gruppe japanischer Soldaten, die sich im Personalflügel des Hotels einquartierten. Sie taten uns nichts und kontrollierten uns kaum, erfreuten sich jedoch durchaus an der Teilhabe an den für uns von unseren eigenen Köchen hergerichteten Mahlzeiten. Sie waren also unsere „Kostgänger“.

Die Offiziere und Mannschaften nahmen die täglichen drei Mahlzeiten in geordneter Weise im Speisesaal des Hotels ein, und die Köche kochten in der großen Hotelküche sicherlich besser und fürsorglicher als in der engen „Kombüse“ eines U-Bootes. Brennmaterial für den großen Herd und für den Backofen im Rokkosan-Hotel, wo befähigte Kameraden (=gelernte Bäcker) für uns Brot bucken, schlugen eingeteilte Arbeitsgruppen täglich in einem uns dafür zugeteilten Forststück. OberwachtMstr. Karlheinz Cares sorgte für die arbeitsteilige Ordnung im Lager. Oben auf dem Rokko-San durften wir uns frei bewegen, in die Stadt hinunter durften wir ohne Genehmigung – das ging nur auf Schleichpfaden.

Dieser fast vorbildliche Zustand währte bis zum Tag der Kapitulation Japans: Die Wache verließ uns, und bis zur Ankunft der Amerikaner vergingen fast zwei Monate. In der Zwischenzeit reduzierte die Küche ihre Tätigkeit in Schritten bis auf Null. Meinung der Köche: „Warum sollen wir arbeiten? Die anderen arbeiten doch auch nicht!“. Zuerst wurde das Frühstück eingestellt, dann das gemeinsame Abendessen und zuletzt auch das Mittagessen, und die inzwischen als Hilfskräfte für Küche und Speisesaal angestellten Japanerinnen wieder entlassen. Ausreichende Mengen von Nahrungsmitteln wurden, besonders in Form von Konserven, jedem einzeln in Wochenrationen zugeteilt. Dieser Zustand währte bis zum Beginn der Repatriierung.

Ende September 1945 waren die U.S.-Besatzungstruppen von Tokyo/Yokohama her bis in den Bereich Osaka/Kobe vorgedrungen, und an einem schönen Sonntag machten zwei junge Army-Offiziere mit einem Jeep von Atami (heute der Flughafen Osaka) aus, einen Ausflug und waren so, über Takarazuka, bis auf den Rokko gelangt; – die Straße führte an unserem Lager (=Hotel) vorbei. Sie wunderten sich darüber daß sie dort „Weiße“ sahen, hielten an, betraten das Hotel und sprachen, ohne richtig verstanden zu werden, einen von uns „Weißen“ an. Der holte Hannes Bogen (und mich) herbei und wir erklärten den Ausflüglern die Situation. Sie gingen dann, überrascht und durchaus freundlich, für eine längere Erklärung mit in unser Zimmer. Am folgenden Sonntag kamen sie mit ihrem „Jeep“ – für uns ein neuartiges, merkwürdiges Fahrzeug – wieder für einen „Besuch“ zu uns und brachten einen Karton Dosenbier mit, – für uns auch etwas Neuartiges. Sie kamen, mit Jeep und Dosenbier, am folgenden Sonntag sogar noch einmal.

Bald hatte die U.S. Army auch „amtlich“ von unserer Existenz erfahren und schickte ein Kommando der Militärpolizei für eine Kontrolle. Wir mußten uns im Saal versammeln, wurden gezählt und die Zimmer, eines nach den anderen, durchsucht. Verdächtige Gegenstände wurden vor den Zimmertüren gestapelt und zum Schluß von dem führenden Offizier inspiziert und bestimmt, welche Dinge beschlagnahmt werden sollten. Das waren größere Messer (ihrer Länge wegen als „Waffe“ definiert) und wohl auch Ferngläser u.Ä., jedoch keine Kleidungsstücke oder Andenken.

Eine U.S.“Wache“ wurde nicht installiert, jedoch ein U.S.-Soldat im Gebäude des nahen Golfklubs, das mittlerweile, samt Golfplatz, für die U.S.-Truppenbetreuung beschlagnahmt war, einquartiert. Dieser Mann kontrollierte täglich vor dem Hotel unsere Anwesenheit durch Namensaufruf. Da das nicht mit einer Zählung gekoppelt war und wir weiterhin uns auf dem Berg frei bewegen durften, fühlten wir uns nicht „eingesperrt“; für einen Abwesenden rief ein anderer dann zweimal „hier“.

Dieser Zustand währte, bei schleichend abbauender Lagerdisziplin, über das ganze Jahr 1946 bis Anfang Februar 1947. Fürsorgliche Leistungen der Lagerführung beschränkten sich auf die Zuteilung von Lebensmitteln aus eigenen Beständen, ggf. nötige medizinische Versorgung z.B. eine Reihenuntersuchung durch einen deutschen Zahnarzt, Auszahlung kleinerer Summen im Rahmen einer Art Währungsreform (=Klebemarken auf Banknoten) und eine Verteilung erheblicher Mengen wertvoller Tisch- und Bettwäsche des während des Krieges an Japan verkauften NDL-Passagierschiffes „Scharnhorst“, etwa 20 kg im Sack, pro Kopf (die dann von den meisten Soldaten entweder verschenkt oder „verhökert“ wurde). [NDL: Norddeutscher Lloyd, Reederei in Bremen, heute aufgegangen in Hapag-Lloyd]

Da die Anwesenheitskontrollen im Lager kaum noch ernstgenommen wurden, gab es für befähigte und arbeitswillige Soldaten auch einige Möglichkeiten innerhalb deutscher Firmen oder Haushalte „schwarz“ eine entlohnte Beschäftigung anzunehmen.

Karl Nieke, der Querschnittsgelähmte, Opfer des Unfalls an Bord des „Michel“ bei einer Geschütz-Übung vor der Ausreise zur 2. Kriegsfahrt, lebte, gepflegt und versorgt von einer ständig anwesenden japanischen Krankenschwester, im Haus der Portepee-U.Offz. gegenüber dem Hotel.

Es gab auch einen Toten im Internierungslager: Masch.Mt. Hans Jordan (Uit-24, ex U-861) starb an einer Methylalkohol-Vergiftung. Seine Leiche wurde in einem nahen Krematorium eingeäschert, seine Urne brachte Ob.Ltnt. Sander mit nach Deutschland; er forschte im Juli 1947 noch nach dem Wohnsitz der Familie des Toten (Brief S. an Schwarzbach vom 9. 7. 47).

Einmal wurde eine Gruppe von drei Soldaten von der japanischen Polizei festgenommen und wegen begründeten Diebstahlsverdacht für fünf Tage in Haft gehalten.

Am 10. Februar wurde der Rückweg zur Heimat frei: Wir wurden, samt Gepäck, von der US Army in Lastwagen zum Bahnhof Kobe-Sannomiya gefahren und reisten per Sonderzug zum vormaligen Kriegshafen Uraga (nahe Yokohama), wurden dort geimpft, mit DDT besprüht und, nach einer Nacht im Auffanglager Kurihama, am 12. 2. 47 an Bord des U.S.-Truppentransporters „Marine Jumper“ geführt. Dabei wurde unser Gepäck durchsucht, offenbar nur nach Waffen und geldwerten oder gefährlichen Dingen. Mein Gepäck umfaßte einen Koffer und drei Seesäcke, einer davon enthielt die ex-NDL-Bett- und Tischwäsche (mit der meine Familie noch heute, nach 60 Jahren, wirtschaftet).

Bei mir beanstandete der Posten nur drei alte japanische Münzen, weil „Currency“ „auszuführen“ nicht erlaubt sei. Nach einer kurzen Diskussion über die Definition „currency“, was umlaufendes Geld meint, ließ der US-Kontrollposten mir die drei Stücke und ich durfte samt Gepäck an Bord. Allerdings hatte ich den großen NDL-Seesack einem Kameraden zugeordnet, der mit nur kleinem Gepäck an Bord ging.

An Bord der „Marine Jumper“ kamen jedoch nicht nur die Soldaten des Rokko-Lagers und die des Marine-Lagers in Hakone, sondern auch sehr viele Männer, Frauen und Kinder (=Familien) deutscher Staatsangehörigkeit, die von der U.S.-Militärverwaltung als „unerwünscht“ definiert worden waren. Insgesamt waren rund 1000 Reisende an Bord.

Während der Reise verstarb nach einer kurzen Erkrankung, – vermutlich eine Darmverschlingung – Frau Frieda Kempiak. Sie fand, nach einer würdigen Trauerfeier, ihr Grab im Ozean. „Unser“ Marinestabsarzt Dr. Friedrich-Wilhelm Schröder hatte sie nicht behandeln dürfen. Nach dem Todesfall lenkten die U.S.-Army-Ärzte ein und ließen, für die Passagiere, Dr. Schröder als behandelnden Arzt zu.

Die Fahrt begann am 14. Februar und endete am 22. März 1947 in Bremerhaven. Dort stand ein Sonderzug mit einwandfreien Personenwagen bereit, der uns in das Repatriierungslager der „Amerikanischen Zone“ in Ludwigsburg brachte. Die Soldaten wurden von dort binnen drei Tagen mit gültigen Fahrscheinen und etwas Verpflegung (T-Ration) in Richtung der angegebenen Heimatadresse entlassen. Zwei große Seesäcke lagerte ich, gegen Gebühr, bei einem Spediteur in der Nähe des Lagers ein. So reiste ich mit nur einem Koffer und enem Seesack. Zuhause fand ich glücklicherweise einen Betrieb, dessen Chef mir die beiden anderen Seesäcke binnen weniger Tage per Auto aus Ludwigsburg abholte.

Wilhelm Osterfeld 32312 Lübbecke

Erster Teil eines Briefs von *Herbert Willweber* an seine Schwester (?) in Deutschland, März 1947, über seine Verhaftung, Misshandlung und Verurteilung durch japanische Behörden in Kobe und Sakai 1943-1945.

Die in dem folgenden Brief dargestellten Erlebnise hat Herr Willweber dem Verf. bei mehreren Gesprächen 1983 und 1986 ähnlich, teilweise detailreicher mitgeteilt. W. hatte um 1933 Deutschland verlassen, nach seinen Angaben angesichts seiner prominenten Betätigung für die Sozialdemokratische Partei in Leipzig. Nach einem Aufenthalt in Shanghai sei er nach Kobe gegangen, wo er bis zu seinem Tod um 1988 lebte und eine Druckerei betrieb (im Krieg wurden hier u.a. auch Schriften des Dt. Schulvereins gedruckt).

Sender: Herbert Willweber, Japan, Hyogoken, Mukogun, ...

Addressee: Mrs. Emmi Willweber, Germany, American Territory, Kr. Karlstadt-Mainfranken

Nigawa,9/3/1947.
My dear Emmi,

yesterday I got your Red Cross Postcard from Waka-chan and I will try to get this letter off as soon possible. I hope I can make you have it in record time

through the good office of a friend of mine. I expected from you mail for a long time because I have written to you already three times. And since I don't know whether you received my letters I think I have to tell you my story ones more.

You know the endless arguments we had about the best way to be active in our fight against the nazi gangsters. You were for the more subtle way and you went home in to the lions den to do it. I was as you know for the straight and blunt form of battle, which suits my nature better and finally I landed in prison#

In autumn 1942, I was blacklisted on the blackboard of all german shipss. The crew was strictly forbidden to visit my house and have any conversations with me. Despite of it, some of the boys came and told me their stories about the situation at home. The Ortsgruppenleiter, as well as General Consul Balser offert me repeatingly a place in a concentration camp in germany. I expected kidnapping at any time. But my name and behavior were otherwise
spotless and so they couldn't do much about it. On the 4th of February, 1943, I married Enko (to the greatest horror of Balser) and after that they softened the attacks against me somewhat. But then came the loss of Stalingrad and not only the nazis, also the Japs got nervous and the Gestapo went into action. They rounded up me and my closest friends.

On the 15th September, 1943, they arrested, by order of the Governor of Hyogo, me, Enko (in condition to give 2 months later birth to a child), Miss Rotraut Kissendorfer (Ulm) a german school teacher), Mr Conradi (a german engineer, who was slowly killed in prison), Mr Baronettz (an asistant of Conradi) and his Sister whom you know (she worked at my office). She was released from the police after 2 months because she became insane. The charge against us was espionage.

To go into details about what I went through would make you sleep bad for some nights, so I will leave that out. For three months I was kept in a cellar, at the Kobe Water Police Station, below the sealevel without light and practically no food. And every day I was "questioned" for 4-5 hours. After "questioning" I had to be carried into my cellar cell by two men. No bedding of any sort, on the naked floor I had to sleep till end of December, when I was transferred to the Kobe district court house, awaiting a fake trial. Till March, 1944, I never saw and spoke to anybody else than Jap police officials. At the day of the "trial" I saw and could speak to Viceconsul Ernst Wohlfarth, (Gestapo). I was told that Enko were 4 weeks before childbirth released out of prison and ordered to remain under housearrest in Kyoto. During all the following years (2) the german consulate did nothing to help her. She was even refused the german food distribution. I was not allowed to see her or the little boy. At the trial I was sentenced to 3½ years hard labor on account of "lese majestic" (Majestaetsbeleidigung). Despite that I never committed such foolishness I had to admitt that crime in order to come alive out of the hands of the police. Till 6th September, 1945, I was kept in solitary confinement at the Osaka Sakai Prison. During the numerous air raids we white prisoners were put in hand cuffs. (Handschellen) There the prisonders diet at the rate of 100 per month. I lost during these two years 55 lbs. And came out with 110 lbs. You can imagine how I looked like, for a man of my size damn little. It is still a wonder to me that I am still alive and did'nt contract any serious disease. It paid me well that I kept my body in good shape before that experience. Among the prisoners were quite a number of american P.O.W. and I was released together with them at the end of the war. Since then I worked for the american armed forces and try to repay them the saving of my life. I could'nt have been able to stand another winter more in prison. …

Ansprache d. Ortsgruppenleiters der NSDAP Kobe, *Max Bräuer*, Mai 1945

Der Text stammt aus der Hinterlassenschaft von Wilhelm Müller, Mitglied der NSDAP und bis 1947 in Kobe ansässig. Das Ms. von knapp 4½ Seiten ist mit Schreibmaschine (ohne Umlaute und ß) einzeilig auf liniertem Papier geschrieben, das ca. 1½ cm breiter und etwa 5 mm niedriger als A 4 ist – also höchstwahrscheinlich in Japan. Auf dem rechten oberen Rand befindet sich eine kurze Notiz in Kurzschrift (vermutlich „Wir halten unsere Feier", vielleicht auch „… hielten…"und in derselben Handschrift das Datum 14/5/45*, mit hoher Wahrscheinlichkeit von der Hand von W. M. (meinem Vater). Bei der Abschrift ist auf jeden Versuch verzichtet worden, Schreibmängel usw. zu beseitigen. Der Übergang zu einer neuen Seite ist durch / und Ziffer bezeichnet.*

Schon seit laengerer Zeit hatte ich die Absicht, Sie hier in diesem Rahmen zusammenzurufen. Der Zeitpunkt wurde jedoch immer wieder hinausgeschoben, da ich auf Antwort in einigen wichtigen Fragen aus Tokyo wartete. Heute hat die Entwicklung in der Heimat bereits die Antwort auf diese Fragen erteilt.

Als wir vor etwas ueber 7 Monaten hier zusammenkamen, mussten wir auf die Ereignisse des Fruehjahrs und Sommers 1944 zurueckblickend feststellen, dass unser Volk gerade in diesem Zeitraum ungeheure Schicksalsschlaege hinnehmen musste. Wir waren uns darueber im klaren, dass die Krisis in diesem Kampfe mit ungeheurer Gewalt ueber uns hereingebrochen war, eine Krisis – darueber konnte sich keiner einer Taeuschung hingeben – die toedlich fuer unser Volk werden konnte und die deutlich anzeigte, dass der Krieg mit Macht dem Punkte zutrieb wo es kein Ausweichen mehr gab.

Damals waren wir tief beeindruckt von dem schaendlichen Verrat, dem Anschlag auf das Leben des Fuehrers. Heute stehen wir tief erschuettert, da der Fuehrer fuer sein Volk und seine Ideale in der Reichshauptstadt den Heldentod gefunden hat. Heute muss auch der letzte Vg., der allen Tatsachen zum Trotz es nicht glauben wollte oder konnte, dass uns das Schicksal nur emporgehoben hatte um uns desto tiefer hinabzustossen, der – als das Ende sich bereits abzeichnete – noch irgendwie an ein Wunder glaubte das unserem Volk werden sollte, heute muss auch dieser Vg. die furchtbare und bittere Wahrheit aussprechen:

Der Krieg ist verloren, das Dritte Reich der Deutschen zerschlagen, die Partei als die treibende Kraft, die Seele dieses Reiches ist ausgeloescht. Ueber ihre Kraft in Anspruch genommen ist die Heimat nach jahrelangen, in beispielsloser Aufopferung gefüehrtem Kampfe der Uebermacht der Feinde erlegen.

In glaeubiger Hingabe hat unser Volk Stroeme von Blut in diesem Kriege vergossen. Im Gedenken an die Opfer dieses Ringens erheben wir uns von unseren Plaetzen in ehrfuerchtiger Trauer.

Meine Vgg., sicher hat mancher von Ihnen, vor allem die Pgg., in den Vergangenen Monaten darauf gewartet, zu einer Versammlung hierher gerufen zu werden. Wenn dies nicht erfolgte dann nicht aus der Ueberlegung heraus, dass man gerade zu dem was den Einzelnen zutiefst bewegte so herzlich wenig sagen konnte, dass man das was jeder Einzelne am liebsten gehoert haette nicht aussprechen konnte, ohne gegen sich selbst unehrlich zu sein oder etwa deshalb, weil die Entwicklung zu schnell lief und oft Plaene ueer den Haufen warf, bevor sie noch Gestalt gewannen.

Der Hauptgrund war, dass ich – wie jeder andere deutlich erkannte: So wesentlich Hingabe und Begeisterung ist, mit diesem allein wird der Feind nicht geschlagen. Noch weniger aber mit patriotischen Reden auf Versammlungen, auch wenn sie hinterher noch so guenstig kritisiert worden waeren. Es konnte nicht unsere Aufgabe sein hier Reden zu halten, waehrend die Heimat die letzte furchtbare Schlacht durchstand.

Unsere Hauptaufgabe lag hier auch damals auf einem anderen, oertlich begrenzten Gebiet, dass gewiss laecherlich und unbedeutend erscheint im Vergleich zu dem Geschehen in der Heimat. Aber das Leben hier musste trotz allem weitergehen, wir konnten nicht nur gebannt auf die Kriegsereignisse in der Heimat sehen sonder wir mussten uns, trotz aller inneren Not der Zeit die jedem von uns ans Herz griff, auch mit den trockenen Alltagsfragen unserer Gemeinschaft herumschlagen und versuchen diese recht und schlecht zu loesen. /2

Wir sind uns darueber im klaren, dass Luecken vorhanden waren und sind, dass manches haette besser gemacht werden koennen, da man auch dabei nur aus der Erfahrung lernen kann. Im Grossen und Ganzen gesehen aber koennen wir mit dem Resultat zufrieden sein, ja stolz darauf sein, wie unsere Gemeinschaft die Jahre dieses Krieges bis zu diesem Zeitpunkt in einer Geschlossenheit und Harmonie durchstand, die – das wollen wir ruhig von uns behaupten – durchaus nicht in gleicher Weise bei allen Gemeinschaften Ostasiens zu finden war.

Dieses erfreuliche und befriedigende Ergebnis buchen wir, d.h. die Partei bestimmt nicht allein auf unser Konto. Wir sind und waren uns darueber im klaren, dass dieses Resultat nur moeglich war, weil der Stamm unserer Gemeinschaft sich seit jeher als aufrechte, anstaendige Maenner von einer wahrhaft deutschen Gesinnung zeigte, der unter allen Umstaenden zu seiner Heimat, zu seinem Volk stand und der, unabhaengig von einer Parteizugehoerigkeit, sich freudig und bedingungslos fuer die Gemeinschaftsaufgaben einsetzte.

In dieser Stunde moechte ich daher nicht nur den engeren Mitarbeiterkreis der Partei und der Gemeinschaft fuer alle Muehe und Arbeit, Hilfe und Unterstuetzung waehrend der vergangenen Jahre dufrichtig danken, sondern dieser Dank gebuehrt darueberhinaus dem grossen Kreis der Vgg. und Vggn. die durch Einsicht und Bereitwilligkeit, kurzum durch ihre Haltung die Arbeit erst erfolgreich werden liessen.

Rein persoenlich draengt es mich Ihnen ganz besonders fuer das uneingeschraenkte Vertrauen zu danken, dass Sie mir all die Jahre entgegengebracht haben, das Vertrauen, das ja die erste Voraussetzung ist fuer eine erfolgreiche Gemeinschaftsarbeit.

Dieses Vertrauen ist wohl das koestlichste Geschenk das man erhalten kann und – wenn ich in diesem Augenblick ueberhaupt von mir sprechen darf – es allein war es, was mir in trueben Stunden wo man am liebsten alles hingeworfen haette, immer wieder Ansporn und Mut zur Weiterarbeit gab. Es ist wirklich keine Geste wenn ich Ihnen sage, dass ich mir sehr oft die Frage vorgelegt habe, ob ich dieses Vertrauen ueberhaupt verdiene, ob ich dessen wuerdig bin.

Mein Dank waere unvollstaendig, wenn ich nicht die Reichsvertretung, vor allem unseren Generalkonsul Balser erwaehnen wuerde. Die freundschaftliche. offene Art mit er er mir – als denweitaus juengeren – jederzeit entgegengekommen ist, hat nie eine wirklich ernste Misstimmung zwischen Partei und Reichsvertretung aufkommen lassen. Ich weiss, dass dieser Zustand von manchen bedauert wurde oder gar als Schwaeche meinerseits ausgelegt worden ist. Letzten Ende aber duerfte die ganze Gemeinschaft ihren Nutzen davon gehabt haben, dass bei uns in Kobe Partei und Staat sich nicht als feindliche Brueder gegenueberstanden oder nebeneinander herlifen, sonder in Eintracht den Karren der gemeinsamen Aufgaben gezogen haben.

Einen besonderen Masstab fuer die Haltung innerhalb dieser Gemeinschaft gewaehrt immer die Opferbereitschaft, die in all den Jahren durch die Spenden zu den Hilfswerken erhaertet wurde.

Das KWHW 1944/45 erbrachte von 126 Spendern Yen 57.181,-, d.h. einen Durchschnitt von Yen 453,- p. Spender. [Yen im Original als Währungszeichen] Dieser Durchschnitt, der noch ueber dem des Vorjahres liegt, zeigt deutlich, welcher Geist trotz aller kriegsbedingten, wirtschaftlichen Schwierigkeiten innerhalb unserer Gemeinschaft herrscht. /3

Zu Spenden fuer das KHW f.d.d.Rote Kreutz wird, solange keine besondere Weisung vorliegt, nicht aufgefordert. Ob in der Zukunft vielleicht fuer ein Hilfswerk fuer rein oertliche Zwecke gesammelt werden muss, kann heute noch nicht gesagt werden, da man beim besten Willen die Entwicklung nicht ueberblicken kann.

Eine Gemeinschaft die in all den Jahren eine wirklich vorbildliche Opferbereitschaft zeigte, wird auch mit den Problemen der Zukunft so oder so fertig werden. Das ist meine feste Ueberzeugung. Und solange wir Herr unserer Entschluesse sind, braucht keiner von uns vor der naeheren Zukunft zu kapitulieren.

Die Gegenwart und erst recht die Zukunft verlangt allerdings harte Menschen. Mit Wehleidigkeit und einem Traenenstrom werden wir weder rein persoenlich, noch als Gemeinschaft oder Volk unsere Zukunft meistern und wuerden uns dadurch hoechstens noch die Verachtung unserer Feinde zuziehen.

Ich bitte Sie alle, ganz besonders die Sachbearbeiter auf den verschiedenen Gebieten, unbeeinflusst durch das Geschehen der letzten Tage und Wochen, sich weiterhin in den Dienst unserer Gemeinschaft zu stellen und ihr Taetigkeit mit der gleichen Gewissenhaftigkeit und Einsatzbereitschaft vorzusetzen.

Es waere sinnlos in einem Augenblick der Schwaeche oder der Rat- unnd Hoffnungslosigkeit eine bestehende Organisation die sich bewaehrt hat und anstaendig arbeitet, zu zerschlagen, weil wir garnicht in der Lage waeren etwas aehnliches dagegen zu stellen.

Ich bitte ferner alle Vgg. und Vggn. in allen Dingen unserer Gemeinschaft die bisher gezeigte Nachsicht und das Entgegenkommen, kurzum die gleiche Haltung zu zeigen wie bisher. Wenn heute irgendjemand glauben sollte, dass seine Stunde gekommen ist um aus irgendwelchen persoenlichen Gruenden einen ihm wenig behagenden Mitarbeiter der RdG wegzuekeln, so muss gegen einen derartigen Versuch ganz scharf Stellung genommen werden. Heute ist wahrhaftig nicht die Zeit um auf den Buckel der Gemeinschaft persoenliche Fehden auszutragen und es wird, das soll sich ein jeder immer wieder sagen, niemals moeglich sein es jedem recht zu machen.

Wenn ich auch bis heute noch keine klare Antwort aus Tokyo habe, die Partei als solche demnach weiterhin besteht, so moechte ich doch meine persoenliche Ansicht dazu klar aussprechen. Ohne den Rueckhalt der Heimat hat hier draussen die Partei keinen Inhalt mehr. Persoenlich werde ich mich nie bereit erklaeren, eine Emigrantenpartei zu fuehren oder ihr anzugehoeren.

Wenn auch jetzt – und ich greife mit diesen Worten der tatsaechlichen Entwicklung vor – das Vorzeichen der Partei wegfaellt und damit bis zu einem gewissen Grade ein moralischer Druck, der den Einzelnen immer wieder zur Disziplin, zur Unterordnung mahnt, so moechte ich nochmals jeden ins Gewissen reden, dass der alte Satz: „Einigkeit macht stark“ immer Geltung besitzt und das, je haerter die Zeit, die Umwelt, die Menschen anderer Voelker und Rassen gegen uns stehen, umso fester unser Zusammenhalt untereinander sein muss, wenn wir weiter bestehen wollen. /4

Ueber die juengste Vergangenheit aber klug reden zu wollen, ist eine grobe Taktlosigkeit die, wenn sie unserem Gastvolk zu Ohren kommt auch als solche entsprechend gewertet wird.

Es sind zu viele deutsche Menschen dafuer gestorben, als dass wir heute ein Recht haetten darueber klug zu schwaetzen, als dass wir uns anmassen duerften daran Kritik zu ueben. Vergessen wir nie, dass auf hunderttausenden deutscher Soldatengraeber die Erde noch braun ist und, dass diese Maenner auch fuer uns ihr Leben gaben.

Die Kritik an dem Geschehen der letzten Jahre und Monate wollen und muessen wir den ueberlassen, die nach uns kommen. Diese haben dann den Abstand, sie stehen dann

auf der Warte die eine Kritik erlaubt und sie werden klar entscheiden koennen, was an der Gegenwart falsch, was gut und wertvoll und von ewigen Werten war.

Was ein verlorener Krieg fuer unser Volk und damit fuer jeden Einzelnen von uns bedeutet, das wissen wir alle – ganz besonders diejenigen die die Jahre des ersten Weltkrieges und darnach in der Heimat verlebten – sehr genau. Was aber dieser verlorene Krieg bedeutet, das koennen wir nur ahnen.

Ich glaube, dass der wirkliche Ernst vielen von uns noch garnicht zum Bewusstsein gekommen ist und ich befuerchte, dass diese Niederlage sich auch im Leben eines jeden Einzelnen von uns sehr viel einschneidender auswirken wird als wir heute annehmen koennen.

Aber meine Vgg. gerade bei solchen Gedanken, in solchen Augenblicken muss man sich der Tatsache bewusst sein, dass jeder – ganz gleich ob arm oder reich – einen Krieg nur zusammen mit seinem Volk gewinnen oder verlieren kann. Diese Erkenntnis ist uns noch aus dem ersten Weltkrieg zu frisch in Erinnerung, als dass wir heute daran voruebergehen koennten.

Es hat daher keinen Zweck den Kopf haengen zu lassen, weil man glaubt, persoenlich besonders hart getroffen worden zu sein. Es ist sinnlos nur auf den lieben Naechsten zu schielen in der Annahme, dass dieser ein weniger grosses Opfer bringen koennte.

Das eine steht fest: Am Ende wird jeder von uns das gleiche Teil tragen muessen. Und wenn es wirklich jemanden unter uns geben sollte, der glaubt unseren Feinden gegenueber zu seiner Zeit vielleicht sagen zu muessen, dass er nicht am Kriege Schuld sein, dass er immer nur fuer guten Geschaeftsgang war und sich innerlich mit dem N.S. einverstanden erklaert hat und eben nur so gezwungenermassen und aus Angst vor der Gestapo mitgemacht habe, der wird sein Fell nicht retten oder sich persoenliche Vorteile verschaffen, sondern er wird zu der Schmach der Niederlage sich noch Hohn und Verachtung unserer Feinde zuziehen, die ein sehr feines Gefuehl fuer voelkischen Anstand und fuer Verraeternaturen haben.

Meine Vgg. sicher geht der eine oder andere mit dem Gedanken um nicht nach Deutschland zurueckzukehren, vorausgesetzt, dass er darueber ueberhaupt frei entscheiden kann. Was ein Emigrantendasein ist, das kennen wir hier im Osten alle aus der Anschauung und meine Vgg., letzten Endes ist so etwas einer Flucht vor der Wirklichkeit gleichzusetzen./5

Er gibt damit das Hoechste und Beste preis, was sein Mensch sein eigen nennen kann, die Heimat. Umsonst ist doch nicht von Kind auf uns diese ganz besondere Liebe zu dem Stueck Erde, das uns geboren hat, ins Herz gesenkt worden. Und ich glaube, die meinsten wuerden keine Ruhe finden bis sie wieder dorthin zurueckgekehrt sind, wo sie nach Recht, Blut und Art hingehoeren.

Trotz aller Gewalt die heute die Feinde unserer Heimat antun, wird die Stimme des Blutes nicht verstummen.

Wir muessen alle wieder von vorne anfangen. Das ist furchtbar hart. Aber wer jetzt sein Volk liebt, der harrt bei ihm aus, ertraegt seinetwillen alle innere und aeussere Not des Lebens. Und unser Volk wird wieder stark in Seele und Wissen werden, dass keine Ketten, keine Drohungen es weiter gefangen halten.

Wer diese Gewissheit in sich traegt, fuer den gibt es nicht das Wort hoffnungslos und aussichtslos.

Man darf an einem Volk nicht verzweifeln solange es Kinder hat, denn solange hat es auch eine Hoffnung, eine Zukunft, ein Ziel.

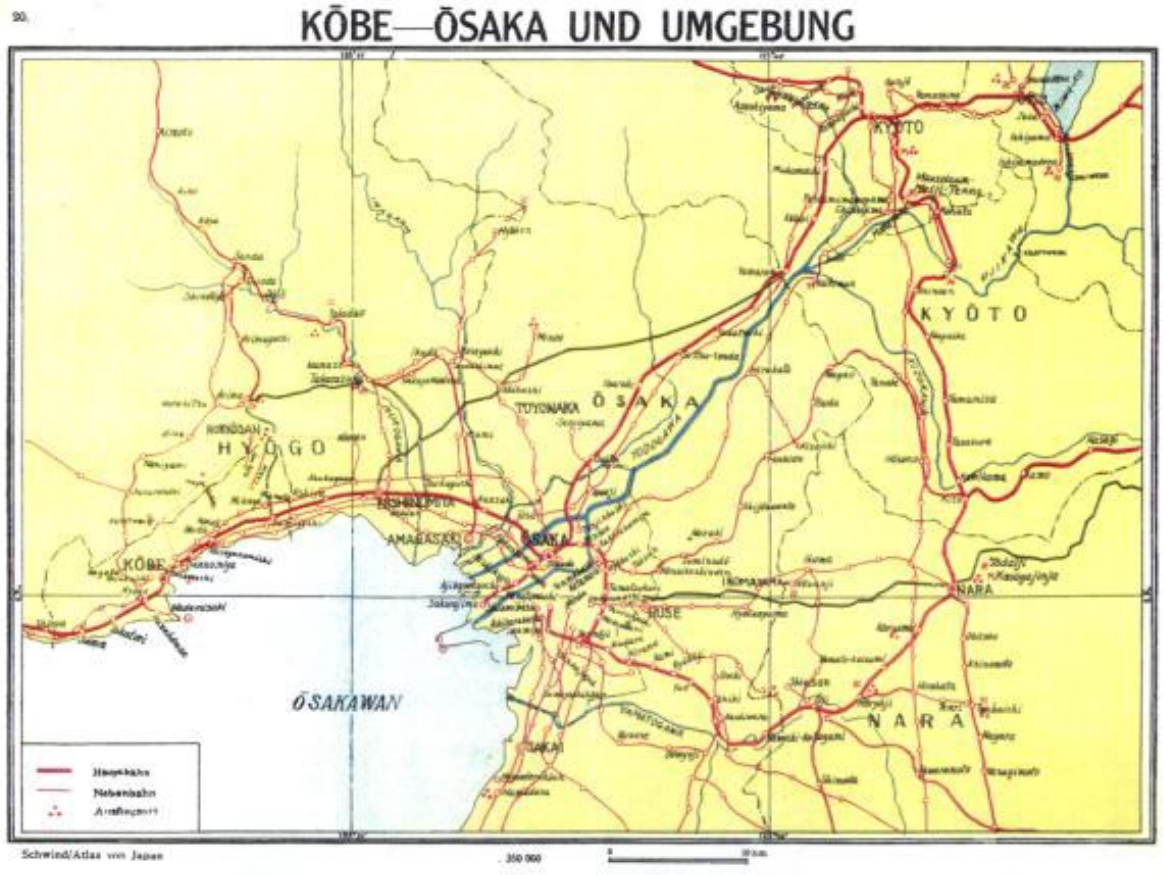
Und deshalb gruessen wir unsere Heimat in ihrer schwersten Stunde, mitten in der Niederlage mit unserem alten das Leben bejahenden Kampfruf: Unsere Heimat.

Claudia Agad (geb. Frey), Meine Sada-san. Ms. 2007.

Die Verf., aus einer in unmittelbarer Nähe wohnenden deutschen Nachbarsfamilie in Kobe, ging gleich nach dem Abitur in Deutschland in die Heimat ihrer Mutter, die Schweizerin war; nach dem Studium in Genf hat sie dort ein Übersetzerbüro aufgebaut, das sie bis heute leitet.

Eine ganz besondere Stellung in meinem Leben nahm die Amah-san ein, unsere Sadako, meine Sada-san. Sie war ins Haus meiner Eltern gekommen, als diese jung verheiratet in Japan ankamen und in Okamoto ein Haus mieteten. Sie blieb bei uns, bis wir im April 1948 Japan verlassen mussten. Sie erlebte meine Geburt mit und die meiner 4 jüngeren Geschwister. Aber ich hatte eine Sonderstellung bei ihr: ich durfte als einzige von uns 5 in ihr tatami-Zimmer, wo sie mir ihre „Schätze“ zeigte, japanische Märchen erzählte und in langen Gesprächen japanische Lebensweisheiten vermittelte. Sie nahm mich mit ins Kabuki-Theater nach Osaka, und überhaupt genoss ich eine privilegierte Stellung bei ihr. Für mich war sie immer da, und wenn ich Kummer hatte, tröstete sie mich , nicht meine Mutter, die wohl mit der ständig wachsenden Kinderschar zu beschäftigt war. Es ging so weit, dass ich fest glaubte, Sada-san sei meine wahre Mutter. Wenn ich Fotos sah, auf denen ich als Baby im Arm meiner Mutter lag, dachte ich nur: „Diese blöden Erwachsenen wollen mir weismachen, das sei meine Mutter, aber ich weiß doch genau, dass ich Sada-sans Kind bin!“ und das ging so weiter bis zu meinem 11. Lebensjahr, bis zu jenem Abend im Frühjahr 1948, als ich auf dem Sannomiya-Bahnhof in Kobe Abschied von ihr nehmen musste. Ich habe sie nie wieder gesehen, aber 10 Jahre später, als ich schon Studentin an der Universität Genf war, stellte ich

Nachforschungen an und fand ihre Spur wieder. Es gingen noch ein paar Briefe von Genf nach Nishinomiya (wo sie inzwischen lebte) und zurück, bis der Kontakt völlig abbrach. Aber die kleine Tempellaterne aus Elfenbein, die sie mir zum Abschied schenkte, hat heute, nach fast 60 Jahren, noch immer einen Ehrenplatz in meiner Vitrine.


20.
KŌBE—ŌSAKA UND UMGEBUNG
KYŌTO
KYŌTO
HYŌGO
ŌSAKA
TOYONAKA
KŌBE
AMAGASAKI
OSAKA
NARA
ŌSAKAWAN
SAKAI
Schwind/Atlas von Japan
350 000